This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 4387.4

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

Established in 1891 by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology," and increased in 1901 by a bequest in his will.

Ger 4387.4

Friedrich August Ludwig von der Marwitz

Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege

Herausgegeben von

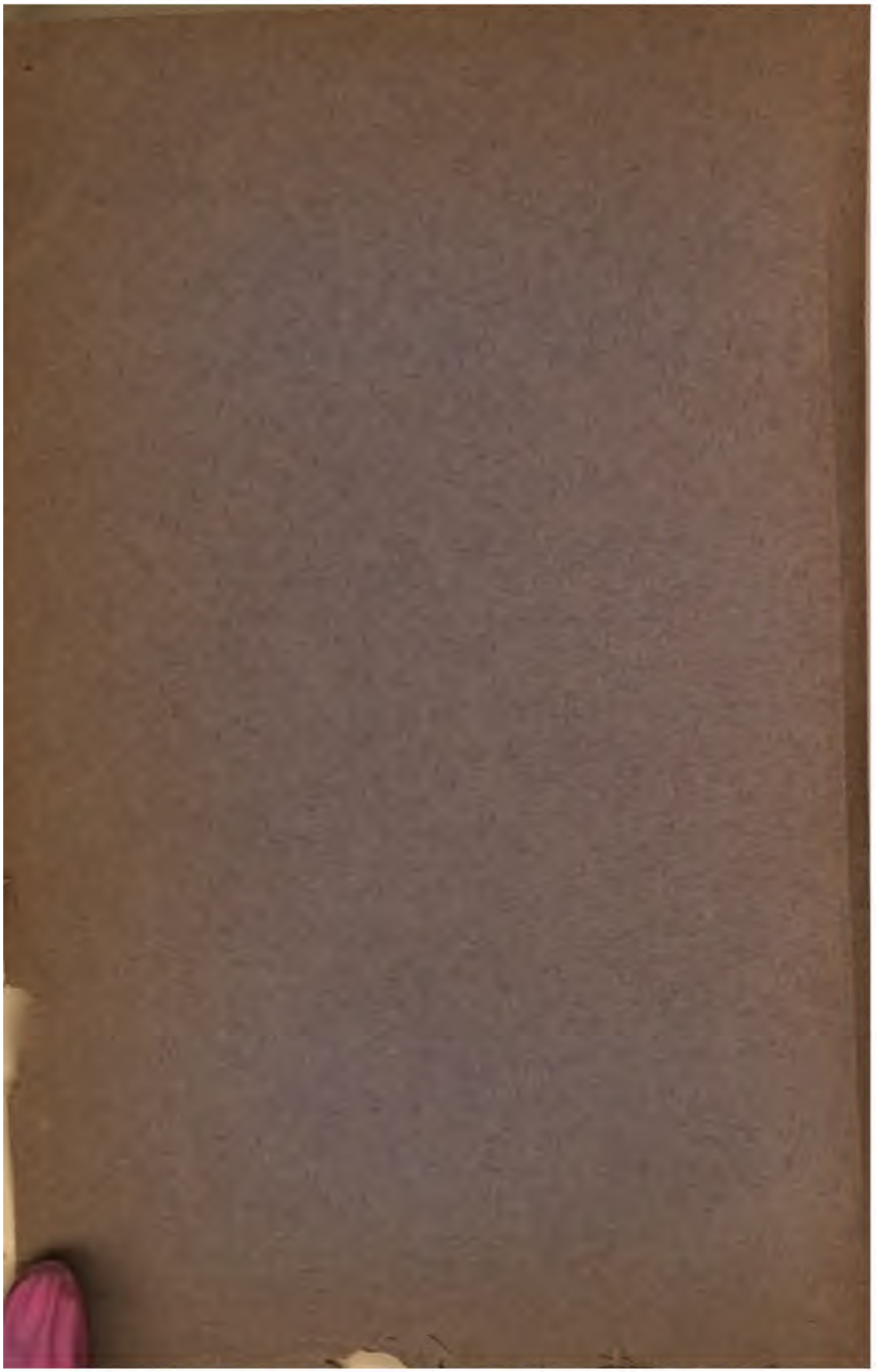
Friedrich Meusel

Erster Band:

Lebensbeschreibung

Mit drei Abbildungen

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68-71



Ger 4387.4

HARVARD COLLEGE
DEC 171919
LIBRARY

Walcott fund
(2 vols., in 3 parts)

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Frau Marie von der Marwitz
geb. Gräfin Itzenplitz
in
Ehrerbietung und Dankbarkeit
zugeeignet

Was dem Mann das Leben
nur halb erteilt,
Soll ganz die Nachwelt geben.

Goethe, Epilog zu Schillers Glocke (1805).

Vorwort.

Fast zwei Menschenalter sind vergangen, seit unter dem Titel: „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs v. d. Marwitz“[1]) zum ersten Mal in zwei kleinen Bänden ein Auszug aus Marwitz' Selbstbiographie, seinen Tagebüchern und politischen Schriften veröffentlicht wurde. Auch der Altmeister deutscher Geschichtswissenschaft, Leopold Ranke, hat sich, als Autorität um Rat befragt, mit den lebens- und charaktervollen Aufzeichnungen dieses Führers des märkischen Adels in der Stein-Hardenberg'schen Epoche schon vor ihrer Drucklegung beschäftigt; sein Urteil (1849/50) ging dahin, man könne allerdings dem Volke jetzt nicht den Glauben an den seeligen König nehmen, es schiene ihm aber der Verfasser dieser Schriften „so ausgezeichnet, so absonderlich“ (d. h. eigenartig), daß es unrecht sei, seinen Nachlaß dauernd zu begraben.

Marcus Niebuhr, dem streng konservativen Sohn des großen Geschichtschreibers, ist dann, wahrscheinlich auf Rankes Vorschlag, die Herausgabe dieses Nachlasses anvertraut worden. Von ihm — und in dem militärischen Abschnitt von dem seinerzeit bekannten Oberst Schulz redigiert — rührt die erste, längst vergriffene Ausgabe von Marwitz' Schriften her. Man weiß, wie lebhaft sich Marcus Niebuhr, der Freund und Kabinettssekretär Friedrich Wilhelms IV., in den politischen Kämpfen seit 1848 in konservativ-feudalem Sinne betätigt hat; wesentlich als Waffe für den politischen Kampf, als geistige Nahrung für die eben

[1]) Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf, Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D., Berlin 1852, E. S. Mittler & Sohn.

gebildete konservative Partei ward auch diese erste Ausgabe von Marwitz' Schriften (1851/52) bestimmt: „Während vor 1848 die Familie des Hingeschiedenen nicht den Gedanken zu fassen wagte, seinen schriftlichen Nachlaß zu veröffentlichen, hält sie dies jetzt für ihre Pflicht. Sein Wort wird jetzt nicht mehr die ungehört verhallende Stimme eines Predigers in der Wüste seyn; Haß wird es erregen, aber Vielen Lebensnahrung bringen."

Durch den Zweck der ersten Ausgabe von Marwitz' Schriften ward damals auch die Auswahl des Stoffes bedingt. Das allgemein-Historische und eigentlich-Biographische trat etwas zurück; ja, das schönste Kapitel, rein künstlerisch die Perle des Buches, Marwitz' tief ergreifende Schilderung seiner ersten, kurzen Ehe mit Gräfin Fanny Brühl, ward als zu persönlich von den Herausgebern überhaupt fortgelassen. Dagegen alle die Teile seiner Aufzeichnungen, welche den schroff-konservativen Standpunkt ihres Verfassers, eines geborenen Kämpfers, hervortreten lassen, wurden in vollem Umfang gebracht; ja, gelegentlich erlaubte man sich sogar eine kleine Fälschung, um Lehren und Prophezeiungen, die für eine ganz andere Zeit und andere innere Kämpfe geschrieben waren, noch für den Kampf gegen die Folgen der Revolution von 1848 wirksam zu machen.

Diese Änderungen und Entstellungen[1]) gingen viel tiefer, als der Bearbeiter der Neu-Ausgabe anfangs selbst ahnte. Wenn Niebuhr am Schluß seines Vorworts erklärt, daß — von wenigen Ausdrücken abgesehen — nur weggelassen, nicht geändert sei, so beruht diese Erklärung auf einem merkwürdigen Irrtum: die Zahl der geänderten Stellen beträgt in beiden Bänden zusammen mehrere Tausende. So ist aus dem Torso der ersten Ausgabe jetzt ein völlig neues Werk geworden, das, an keiner Stelle geändert, d. h. wissenschaftlich: gefälscht, zum ersten Mal Marwitz' Denkwürdigkeiten, Tagebücher, Briefe und politische Schriften in ursprünglicher Gestalt ans Licht bringen wird.

In vollem Umfang die Lebensbeschreibung zu veröffentlichen, welche den Inhalt dieses ersten Bandes ausmacht, ging freilich

[1]) Ludwig Häusser, Gesammelte Schriften Bd. II (1870) S. 439 hat sie instinktiv schon herausgefühlt. Er weiß bereits davon, daß Niebuhr („der geh. Regierungsrat v. N.") der Herausgeber war.

auch jetzt nicht an. Sie ist zu umfangreich und nicht gleichmäßig genug, um überhaupt je vollständig gedruckt zu werden. Allenthalben mußte gekürzt und gestrichen werden; viele Exkurse, manches zu Diskrete, fiel ganz von selbst, anderes mußte für den zweiten Band zurückgelegt werden; immerhin bringt die Neu-Ausgabe etwa das Doppelte der ersten. Fast drei Fünftel von Marwitz' autobiographischen Aufzeichnungen werden jetzt gedruckt sein.

Daß diese Veröffentlichung der Marwitz'schen Denkwürdigkeiten von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen durfte und mußte, als die vor mehr als einem halben Jahrhundert, versteht sich von selbst. Mit jedem Jahr fällt ein neuer Schleier von dem Streben und Handeln der Väter ab. Die Pflicht der Diskretion wird immer geringer, je weiter die Periode, der eine Aufzeichnung entstammt, zurückliegt. Was 1850 zu veröffentlichen taktlos gewesen wäre, konnte heute ohne Bedenken zum großen Teil gedruckt werden. So werden Marwitz' scharfe, ja vielfach zu scharfe Urteile über König Friedrich Wilhelm III., die damals nahezu sämtlich gestrichen wurden, jetzt fast ohne Ausnahme mitgeteilt; es wäre eine falsche Loyalität gewesen, diese zwar subjektiven, aber historisch wichtigen Ergüsse und Kritiken eines unbeugsamen Patrioten unterdrücken zu wollen. Ebenso werden es die Nachkommen Hardenbergs und andere alte Familien nicht verübeln, wenn sie hier manches scharfe und leidenschaftliche Wort über ihre Vorfahren finden; die politischen Urteile über den Staatskanzler z. B. sind objektiv fast sämtlich falsch; aber sie sind überaus lehrreiche Zeugnisse für den leidenschaftlichen Haß, welchen Hardenbergs tief einschneidende Gesetzgebung in weiten Kreisen des landsässigen Adels hervorgerufen hat. So wäre es wissenschaftlich ein Unrecht gewesen, diese Urteile und Mitteilungen — von wenigen Ausnahmen abgesehen — zu unterdrücken.

Der Gesichtspunkt, unter dem diese völlig veränderte Neu-Ausgabe bearbeitet wurde, ist lediglich der des Historikers. Marwitz' Lebensnachrichten sind ein farbenreiches und scharf umrissenes Bild aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung und Erhebung Preußens, wie wir, unter so schroff konservativem Gesichtswinkel betrachtet, schlechterdings kein zweites besitzen; sie geben in großen Zügen, in markiger Sprache, ein von einem Zeitgenossen herrühren-

des, anschauliches Bild fast der ganzen preußischen Geschichte vor einem Jahrhundert. Sie ergänzen, durch den Standpunkt ihres Verfassers, das reiche Quellenmaterial über die Reformzeit. Dabei führen sie nicht, wie etwa die Memoiren Hardenbergs oder Boyens, in die Geheimnisse der Kabinette, in das politische oder militärische Detail jener Zeit, über die wir schon so viele derartige Aufschlüsse besitzen: sie geben statt dessen ein individuelles und charaktervolles Bild von dem Leben der Kreise, die in den übrigen Memoiren jener Tage nur gelegentlich gestreift werden: des märkischen Landedelmanns, des Landmanns überhaupt, und des „Altpreußen", des Gegners der Reformer. Sie zeigen uns, daß das „Altpreußentum" nur z. T. schuld war an der jähen Katastrophe. Marwitz ist Typus und Ideal des märkischen Edelmanns jener Zeit: wer den preußischen „Junker" studieren will, der mag es in diesem Buche tun. —

Es zerfällt, wie ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis lehrt, in zwei recht verschiedenartige Teile. Der erste (S. 1—520) bringt einen etwa auf die Hälfte verkürzten Auszug aus Marwitz' „Nachrichten aus meinem Leben", wie er seine in fünf Foliobänden vorliegende, 1832—37 niedergeschriebene, nicht vollendete Selbstbiographie genannt hat; sie reicht bis zum Anfang des Jahres 1809. Für die Schilderung der Zeit vom Herbst 1805 bis März 1807 hat Marwitz bei Abfassung seiner Memoiren die damals geführten Tagebücher und seine Berichte an die Immediat-Untersuchungskommission über den Feldzug von 1806[1]) verglichen; doch so, daß die „Nachrichten aus meinem Leben" meist die Ergänzung der ursprünglichen Aufzeichnungen bilden. Auch der Einleitung, der Geschichte seiner Vorfahren, liegen tiefergreifende Studien zu Grunde.

Während also die „Nachrichten aus meinem Leben" Memoiren im engeren Sinne des Wortes sind, trägt der viel knapper gefaßte zweite Teil, den ich nach Niebuhrs Vorgang als „Hausbuch" bezeichne, weit mehr den Charakter eines Tagebuchs und hat als solches quellenmäßig besonderen Wert. Es sind Aufzeichnungen, die Marwitz während der Jahre 1804—27, in der Regel ziemlich bald nach den Ereignissen, auf den freien

[1]) Verfaßt 1808. Abgedruckt in dem Generalstabswerk: „1806. Das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse." 2. Aufl., Berlin, 1906. S. 151—181 (Jena), 202—240 (Rückzug und Kapitulation von Prenzlau).

Blättern seines Hauptrechnungsbuchs gemacht hat; leider sind sie ebenso gedrängt, wie die „Nachrichten aus meinem Leben" ausführlich. Sie konnten, von 1809—27, nahezu vollständig gedruckt werden. Diese Aufzeichnungen über die spätere Zeit bilden also der Zeit ihrer Abfassung nach den ersten Teil; ihre stückweise, ganz allmähliche Entstehung ermöglicht zugleich einen lehrreichen Einblick in die Entwicklung ihres Verfassers. Aus ihnen, die z. T. über den Rahmen einer Selbstbiographie und den der preußischen Geschichte hinausgehen und auf die europäische Geschichte jener Tage scharfe und interessante Streiflichter fallen lassen, — sind Marwitz' Memoiren überhaupt erwachsen.

Es lohnte sich der Versuch, dieses eigenartige, halb populäre, halb urkundliche Werk einem weiteren Leserkreis nahezubringen. Enthält es doch so manche Anschauung, die noch heute in weiten Kreisen der grundbesitzenden Bevölkerung geteilt wird. So hat der Herausgeber in einer Einleitung versucht, Marwitz' Persönlichkeit und leitende Gedanken zu skizzieren, manche überscharfe oder befremdliche Urteile zu erläutern und durch eine größere Zahl knapp gehaltener Anmerkungen das Buch einem weiteren Kreise verständlich zu machen. Daß es ihm gelungen sein sollte, in jedem Fall zwischen den Anforderungen ernster Wissenschaft, denen dies Buch zugleich Rechnung tragen möchte, und denen eines größeren, auch weiblichen, Leserkreises die rechte Mitte zu treffen, wagt er selbst nicht zu hoffen; doch werden es die gestrengen Zunftgenossen — und hoffentlich auch die Kritiker — verzeihen, wenn sie, aus Rücksicht den Laien gegenüber, alle lateinischen Sätze und Ausdrücke verdeutscht finden: mag ein jeder aus diesen Noten entnehmen, was er brauchen kann.

Die Erläuterungen und Zusätze, welche von Marwitz selbst herstammen, sind durch das Zeichen [v. M.] kenntlich gemacht; alle übrigen und alles in eckige Klammern Eingeschlossene ([]) rühren, ebenso wie die Überschriften und die Gliederung des Stoffs, vom Bearbeiter her. Größere Auslassungen sind durch Gedankenstriche angedeutet.

Marwitz' Orthographie hat der Herausgeber fallen lassen, da sie nichts eigentlich Persönliches bot. Dagegen sind alle sprachlichen Eigentümlichkeiten — auch orthographische, sobald sie die Klang-

form der Worte änderten — streng beibehalten. Offenbare Schreibfehler wurden stillschweigend verbessert. —

Der vorliegende Band war bereits Ende März d. J. in der Korrektur und z. T. auch im Druck abgeschlossen. Sein Erscheinen ist durch Umstände, die außerhalb der Einwirkung des Herausgebers lagen, bis jetzt aufgehalten worden. Somit konnte die neueste Literatur, etwa seit Anfang Februar 1907, nicht mehr berücksichtigt werden.

Ein in der Hauptsache im Manuskript abgeschlossener zweiter Band, der Marwitz' politische Schriften, Briefe und einige Tagebücher enthält, und ein schwächerer dritter unter dem Titel: „Militärische Tagebücher und Schriften Fr. Aug. Ludwigs v. der Marwitz, 1805—16", soll das Werk zum Abschluß bringen. —

Es liegt mir noch ob, denen zu danken, welche beim Zustandekommen dieses Buches freundlichst mitgewirkt haben. In erster Linie gebührt dieser Dank natürlich den Mitgliedern der Familie v. der Marwitz, die mir Monate hindurch in Friedersdorf aufs liebenswürdigste Gastfreundschaft gewährt und das Material zu diesem Werk übermittelt haben. Von Gelehrten danke ich vor allem meinem verehrten einstigen Lehrer, Erich Marcks, der mir die Anregung zu diesem Buche gegeben hat, neben ihm dem zweiten Direktor der preußischen Staatsarchive, Herrn Geheimrat Bailleu, und Herrn Professor Lenz, die mir wiederholt in schwierigen Fragen mit ihrem Rate freundlich geholfen haben. Für seine Unterstützung bei der Korrektur sage ich schließlich meinem Freunde Bruno Hennig herzlichen Dank.

Berlin, 11. September 1907.

F. Meusel.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . V—X
Einleitung des Herausgebers . . . . . XVII—LVII

I. Nachrichten aus meinem Leben. (1777—1808.)

Kapitel 1.

Seite

Die Kindheit. (1777—1790) . . . . . 3—48

Die Vorfahren. — Kindheit. — Der große König. — Lehrjahre. — Das Leben und der Geist der alten Zeit. — Die neuen Aufklärungs-Lehren.

Kapitel 2.

Vom Eintritt ins Heer bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. (1790—1797) . . . . . 49—128

Eintritt in das Regiment Gensdarmes. — Frühester Militärdienst. — Europa und die französische Revolution. — Krieg Preußens gegen die Revolution (1792). — Der Hof. — Tod des Vaters. — Rheinfeldzug 1793/94. — Zweite Teilung Polens. — Feldzüge in Polen 1794/95. — Schilderung der Kultur Polens. — Friede zu Basel. — Privatleben und Tod König Friedrich Wilhelms II.

Kapitel 3.

Vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. bis zum Tode der ersten Gattin (1797—1804) . . 129—200

Huldigung für die neue Regierung. — „Irene." — Geistige Ausbildung. — Weltbegebenheiten bis 1803. — Tod von zwei Schwestern. — Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise. — Abschied aus dem Militärdienst. — Marwitz' erste Verheiratung. — Fannys Tod.

Seite

Kapitel 4.

Auf dem Lande. Die Rüstung von 1805. (1804—1806) 201—276

Marwitz als Landwirt. — Reisen und Jagd. — Wirtschaftliche Kalamitäten. — Die Hoffnungen auf eine Rettung Europas. — Marwitz tritt wieder in Dienst. — Oberst Massenbach. — Bittere Enttäuschung; Fehler der preußischen Politik. — Brand von Friedersdorf.

Kapitel 5.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates: 1806 . . . 277—327

Die Schmach des Frühjahrs. — Stiftung des Rheinbundes. — Eingabe der Prinzen. — Prinz Louis Ferdinand, Johannes Müller. — Entstehung des Krieges mit Frankreich. — Fürst Hohenlohe. — Marwitz zum drittenmal in Dienst, durch die Kapitulation bei Prenzlau gefangen. — Aufenthalt in Strelitz. — Königin Luise in Stettin. — Friedrich Wilhelm III. in Magdeburg und Küstrin. — Fortsetzung des Krieges. — Knechtische Gesinnung der Städte gegen die Franzosen. — Die Freimaurer.

Kapitel 6.

Von Strelitz bis Memel (1806—1807) . . . . . 328—401

Mit List nach Stralsund. — Gefährliche Reise nach Schweden. — Mit „Schuß" und Boot nach Kopenhagen. — Die englische Gesandtschaft. — Mit dem Kriegsschiff nach Preußen. — Beim König. — Winterfeldzug 1806/07; Kamenskoi und Bennigsen. — Untätigkeit; „Expedition nach der Mark". — Übers Haff nach Memel. — Neuuniformierung der Armee. — Schlacht bei Preußisch-Eylau. — Bruch mit Hutchinson. — Auswechselung. — Gespräch mit dem König. — Marwitz erhält die Erlaubnis, ein Freikorps zu bilden.

Kapitel 7.

Das von der Marwitz'sche Freikorps. Von Memel bis Friedersdorf. (1807) . . . . . 402—450

Sammlung des Freikorps. — Kaiser Alexander und Königin Luise. — Schwierigkeiten bei Montierung des Freikorps. — Rüchel. — Unter Blücher nach Rügen. — Streitigkeiten mit Blücher. — Abschluß der Ausrüstung auf Rügen. — Schill. — Waffenstillstand. — Briefwechsel mit Blücher. — Charakteristik Blüchers. — Gneisenau in Kolberg. — Zunehmende Desertion. — Auflösung des Freikorps. — Neuer Dienst-Abschied. — Heimkehr.

Seite

Kapitel 8.

Wieder zu Haus. Steins und Scharnhorsts Reformen. (1807—1808) . . . . . 451—520

Alexander v. der Marwitz in Not. — Einquartierung. — Leben auf Friedersdorf. — Reise nach Prag und Wien. — Tod der Mutter. — Friede von Tilsit. — Not des Landes, die Kriegskontribution. — Steins Reformen, Untergang des alten Preußen. — Entlassung Steins. — Scharnhorsts Armeereform. — Der Adel in der Armee. — Mängel der Heeresreform.

II. Hausbuch. (1809—1827.)

Kapitel 9.

Die Zeiten der Knechtschaft. Kampf gegen Hardenbergs Reformen. (1809—1812) . . . . . 523—539

Der Landtag von 1809. — Friedrich Wilhelm III. und der Tugendbund. — Hardenberg Staatskanzler. — Der Geist der Hardenberg'schen Verwaltung. — Kampf gegen Hardenbergs Reformen: Gefangenschaft in Spandau. — Rüstungen von 1811. — Napoleons Feldzug gegen Rußland.

Kapitel 10.

Der Befreiungskrieg. (1813—1814) . . . . . 540—576

Schwanken des Königs. — Marwitz bei Hardenberg. — Hardenbergs Zaudern. — Anrücken der Russen. — Marwitz nach Breslau, wieder im Dienst. — Bündnis von Kalisch. — Marwitz bildet und führt eine Landwehr-Brigade. — Frühjahrs- und Herbstfeldzug. — Marwitz' Streitigkeiten mit Putlitz. — Gefecht bei Hagelberg. — Winterfeldzug. — Der Frühjahrsfeldzug in Frankreich. — Alexander v. der Marwitz fällt. — Napoleon gefangen, nach Elba. — Neue Not Deutschlands und Preußens auf dem Wiener Kongreß.

Kapitel 11.

Endgültige Niederwerfung Napoleons: 1815 . . . . . 577—583

Rückkehr Napoleons: Der Feldzug von 1815. — Marwitz' Teilnahme daran. — Elende Politik der großen Mächte. — Zweiter Pariser Friede.

Seite

Kapitel 12.

Die Jahre des Stillstandes: 1815—1819 . . . . . 585—620

Marwitz erhält eine Kavallerie-Brigade, wird nach wiederholten Zurücksetzungen General. — Zunehmende Verschwendung der Hardenberg'schen Verwaltung; keine Verfassung. — Herrschaft der Wucherer. — Untergang des mühsamen Erwerbs. — Russische Einflüsse in Heer und Kirche. — Reisen des Königs. — Elender Zustand der Justiz in Preußen. — Boyens Wehrgesetz und Landwehrordnung. — Kosten von Armee- und Zivilverwaltung. — Aachener Kongreß. — Das Zollgesetz von 1818. — Marwitz als Brigade-Kommandeur. — Persönliches. — Die Verfassungsfrage.

Kapitel 13.

Das Jahr des Umschwungs: 1819 . . . . . 621—628

Die Folgen der bisherigen revolutionären Regierungsgrundsätze kommen zu Tage. — Demagogenverfolgung. — Gewaltsame Umkehr, Repressiv-Maßregeln unter Österreichs Führung. — Die Verfassungsfrage in Preußen.

Kapitel 14.

Sinken der Macht Hardenbergs. Beginn der europäischen Revolutionen. (1820—1822) . . . . . 629—649

Neue Finanz-Kalamitäten; Herabsetzung des Armee- und Zivil-Etats. — Macht der Großbanken in Europa. — Liberalismus und Bureaukratie. — Die Macht Hardenbergs sinkt. — Beratung altständischer Verfassung. — Entlassung Boyens. — Verbesserung der Landwehr. — Revolutionen auf der spanischen und italischen Halbinsel. — Ausbruch der griechischen Revolution. — Ihre Sonderstellung und Berechtigung. — Falsche Politik der Mächte.

Kapitel 15.

Unterdrückung der Revolution in Süd-Europa. Der Befreiungskampf der Griechen. Ständische Verfassung in Preußen. (1822—1825) . . . . . 650—693

Unterdrückung der spanischen Revolution durch Frankreich. — Lehren der europäischen Revolutionen. — Restaurationspolitik in Frankreich. — Niedergang Spaniens. — Fortgang der griechischen Revolution. — Steigende Macht Österreichs. — Österreich und Rußland für Unterdrückung der Griechen. — England. — Umschwung in Preußen. — Minister v. Boß. — Hardenbergs Finanzpolitik; Kunstinteressen des

Seite

Königs. — Die Gemeinheitsteilungen. — Graf Bernstorff. — Hardenbergs Einfluß gebrochen; sein Tod. — Voß Premierminister, stirbt. — Die Bureaukratie in Preußen. — Lottum Kabinettsminister. — Neue Steuern und Münze. — Einführung ständischer Verfassung in Preußen. — Zweite Heirat des Königs. — Marwitz lehnt ein Divisionskommando ab; Sehnsucht nach Ruhe.

Kapitel 16.

Eingreifen Westeuropas in den griechischen Befreiungskampf. Marwitz' Abschied aus dem Dienst. (1826—1827) 694—712

Die äußeren Begebenheiten: Beruhigung Süd- und West-Europas. — Seeschlacht von Navarino. — Besserung im inneren Zustande Preußens. — Konflikte mit dem Prinzen Wilhelm. — Marwitz' Abschied aus dem Dienst. — Seine militärische Laufbahn. — Mängel der preußischen Armee 1827.

Schluß.

Aus dem Nekrolog von Professor Spieker. — Aus Marwitz' Testament . . . . . 713—720

Personenverzeichnis . . . . . 721—735

Druckfehler, Nachträge und Berichtigungen 735

Stammbaum der Familie v. der Marwitz 736

Bilderverzeichnis.

F. A. L. v. der Marwitz. Gezeichnet von Franz Krüger 1827 . . . Titelbild

Fanny (Franziska v. der Marwitz, geb. Gräfin Brühl). Gemalt von einem unbekannten Meister . . . . . zu S. 176

Schloß Friedersdorf seit dem Umbau durch Schinkel (1828) . zu S. 528

Einleitung.

„Hier eine lange Schaar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, — zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten."

Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. I.

Der Staat Friedrichs des Großen war ein Militärstaat, der in der Armee seine eigentliche Grundlage hatte; als das fast ausschließlich von adligen Offizieren geführte preußische Heer bei Jena zusammenbrach, schien auch der preußische Adel mit ihm zusammengebrochen. „Was er seine Ehre nannte, sollte über jedes andre Interesse den Ausschlag geben. Dies ist geschehen; er hat seine Ehre verloren, und alles ist verändert: ein neuer Zustand der Dinge hebt an. Ob in ihm von einem Unterschiede der Stände und von erblichen Privilegien die Rede sein könne, das wird die nächste Zukunft zeigen", schrieb jubelnd einer der gewandtesten bürgerlichen liberalen Publizisten, Friedrich Buchholz, in den Tagen des Friedens von Tilsit.[1]) Die gesamte aufgeklärte Presse hallte wider von Anklagen der Feigheit des adligen Offizierkorps, „denn man stand in dem Wahn, daß jeder, der bei Jena war, bei dem bloßen Anblick des Feindes davongelaufen sei".[2]) Nicht ohne Schadenfreude sah man in weiten Kreisen des Bürgertums diesen Sturz des Adels; war doch das Selbstbewußtsein des Bürgers in den letzten zwei Jahrzehnten immer stärker gewachsen, je mehr die Aufklärung und die neue Bildung in den Städten dieses nüchternen Preußen ihren Einzug hielten.

[1]) Der Edelmann im Preuß. Staate, als Gutsbesitzer. Von dem Verfasser des neuen Leviathan. In der Zeitschrift „Lichtstrahlen" (1807) Heft I, S. 182.

[2]) Vgl. u. S. 415.

Die Legende von der Feigheit des altpreußischen Heeres als der eigentlichen Ursache der Katastrophe von 1806 ist längst zerstört. Wir wissen es heute, daß überhaupt nicht nur militärische Ursachen diesen jähen Zusammenbruch verschuldet haben, daß Staat und Gesellschaft im ganzen innerlich faul, erstarrt, mit der Zeit nicht fortgeschritten waren und daß die oberste Leitung höchst mangelhaft war. Kein nationales Heer, sondern eine Kriegerkaste, die zur Hälfte aus geworbenen Ausländern bestand, hatte den Schlag von Jena erlitten, — nur so begreift es sich, mit wie geringer Teilnahme weite Kreise des Volkes, zumal in den Städten, diesen Zusammenbruch mit ansahen. Staat und Volk, vor allem Volk und Heer zu verschmelzen, ein nationales Heer zu schaffen, mußte die nächste große Aufgabe der schöpferischen Geister unseres Volkes sein.

Das hat keineswegs jeder von den tapferen Patrioten, die bereit waren, ihr Alles für das Vaterland in die Schanze zu schlagen, so deutlich und so schnell eingesehen wie die großen Reformer, die in den Jahren 1807—15 den preußischen Staatskörper mit neuen Säften durchtränkt haben — auch der altpreußische Soldat und Edelmann nicht, der auf den Blättern dieses Buches sein Leben und Ringen geschildert hat: Friedrich August Ludwig v. der Marwitz.[1])

Marwitz stammt, wie er selbst nicht ohne Stolz erzählt, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Pommerns und der Mark, das sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich nachweisen läßt,[2]) aber erst im 17. aus der Neumark nach der Kurmark verpflanzt

[1]) An dieser Stelle sei gleich auf die wichtigste frühere Literatur über ihn hingewiesen. Häusser, Gesammelte Schriften II, 435 ff. und Deutsche Geschichte Bd. III S. 493 ff. u. ö. (noch vom liberalen Partei-Standpunkt aus); Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg II[3] (Oderland), S. 229—252 (zuerst 1862; mit feinem historischen Sinn, aber nicht fehlerfrei); H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte I[6], S. 372 ff. u. ö. (voll glühender Farbenpracht, nicht frei von Übertreibungen); Karl Koberstein, Ein märkischer Junker, Preuß. Bilderbuch, 1887, S. 100—135 (trefflich geschrieben, warm nachempfunden, populär); Maercker, Die v. der Marwitz im brandenburgisch-preußischen Heere (1891) S. 28—43.

[2]) Die Familie ist übrigens nicht freiherrlich, wie hier ausdrücklich bemerkt sein mag, da Häusser und Treitschke Marwitz stets „Freiherr" nennen. Er selbst hätte dagegen protestiert, „da es bei uns nie Freiherren und Barone gegeben hat und man sicher sein kann, daß, wenn bei uns ein Einheimischer sich „Baron" nennen läßt, es ein Neugebackener ist." Vgl. u. S. 472.

ward. Zwölf Generale sind aus dieser Familie hervorgegangen, die aber nicht in dem Militär- und Beamtenadel aufging; in stolzer Selbständigkeit, wie der Manne dem Lehnsherrn, leistete sie von eigener Scholle aus dem Preußenkönig ihre Dienste. Wenn auch im Lauf der Jahrhunderte der ursprünglich weit ausgedehnte Besitz zusammenschmolz, — aufrichtig und tapfer, haben sich die Marwitze nie gefürchtet, gelegentlich auch im Gegensatz zum Herrscher ihre Meinung zu vertreten. Erst ganz allmählich war ja dieser gesamte Adel vom Großen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm I. in den Dienst des Staates gezwungen worden; die politische Selbständigkeit war verloren, — wenn auch die alte ständische „Verfassung" der Kurmark, Neumark und Pommerns noch fortbestand —, aber wirtschaftlich und gesellschaftlich blieb dieser landsässige Adel bei weitem der erste Stand.

Wirtschaftliche und militärische Talente: das waren auch die Merkmale der beiden Männer, von denen unser August Ludwig am stärksten beeinflußt wurde; in der landwirtschaftlichen Tüchtigkeit des Großvaters August Gebhard und in den mit stolzem Freimut und einem unbeugsamen Charakter gepaarten militärischen Fähigkeiten seines Vaterbruders Johann Friedrich Adolph wird man die Eigenart des letzten jener zwölf Generale vorgebildet erblicken dürfen. „Sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen; wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte" — diese Worte hat Marwitz dem Oheim auf den Gedenkstein gesetzt.

Auch Ludwig v. der Marwitz blieb Landwirt und Landkind mit allen Fasern seines Wesens. Ihm ward nicht wohl in den erdrückenden Mauern der großen Städte. Nur ungern reißt er sich los von der praktischen Arbeit und der erfrischenden Einsamkeit des ländlichen Lebens; ähnlich, wie später der Recke im Sachsenwalde, sog auch er immer neue Kraft aus der unmittelbaren Berührung mit der Natur. Mit größter Sorgfalt hat Marwitz jederzeit seine Bücher geführt und sein Gut Friedersdorf in hingebender Arbeit zu einer Musterwirtschaft gemacht; er galt am Abend seines Lebens für den tüchtigsten Landwirt weit im Umkreise.

Man sollte es nicht vermuten, daß in den Adern dieses grunddeutschen und reinpreußischen Mannes auch französisches Blut floß;

die Mutter — „Müttern ein Muster" hat ihr der Sohn auf den Grabstein gesetzt — stammte aus einer französischen Refugiéfamilie, die freilich schon seit 100 Jahren sich mit preußischer Staatsgesinnung durchtränkt hatte, deren Mitglieder ganz zu Preußen geworden waren. Nur für die geistige Bildung des Sohnes, und vielleicht seine logisch-rationale Anlage, wird diese französische Abkunft von Einfluß geworden sein. Zwiesprachig wuchs er auf; aber bald wandte er sich mit Zorn gegen die verderbte französische Aufklärungsliteratur, während die antirevolutionäre Publizistik der Romantik und Restauration in Frankreich später für die Ausbildung seiner konservativen Parteianschauung von Bedeutung werden sollte. Trotzdem blieb Marwitz dauernd ein erbitterter Feind dieser „wenngleich schlechten, doch tapferen Nation".

Eine besondere Innigkeit des religiösen Empfindens wird man schwerlich aus dieser Abkunft von einer um ihres Glaubens willen vertriebenen Familie herleiten dürfen; so fest Marwitz auch von den Wahrheiten der christlichen Religion durchdrungen war, so sehr sie den Gipfelpunkt seiner Weltanschauung bilden: sein Glaube war mehr erlernt als erlebt; er beruhte auf Überzeugung und Dogma, nicht auf weicher, inniger Hingabe oder glühend-phantasievoller Versenkung wie bei den Vertretern der Romantik.[1]) Höchst lehrreich, was Marwitz selbst über seine religiöse Erziehung durch den Prediger Weisse erzählt: „ich erinnere mich, daß wir uns über die Dreieinigkeit und über die Gegenwart Christi im Abendmahl jedesmal acht Tage lang gestritten haben, bis ich mich für besiegt und fest im Glauben erklären mußte."[2]) In Marwitz' gesamter religiöser Überzeugung liegt noch etwas von dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts; sie scheint uns aber zugleich bezeichnend für das religiöse Empfinden des märkischen Adels jener Zeit, der — im Gegensatz etwa zum pommerischen — mit derbem Wirklichkeitssinne allem Pietismus und Mystizismus auch in den kommenden Jahrzehnten abhold blieb.

[1]) Carl v. Röder, der spätere General à la suite Friedrich Wilhelms IV., ein Mann von zarter, innerlicher Frömmigkeit, urteilt in seinen (leider nur als Manuskript gedruckten) Lebens-Erinnerungen über Marwitz: „Ein Hauptzug und die Grundlage seines Charakters war ein entschieden christlicher Glauben; er kannte die heilige Schrift sehr genau, liebte das Wort Gottes und lebte darnach." (S. 33.)

[2]) Vgl. u. S. 48.

Am 29. Mai 1777 wurde Ludwig v. der Marwitz in Berlin geboren. Mit ziemlich mangelhafter Schulbildung ausgerüstet, trat er, erst dreizehnjährig, als Junker in das Regiment Gensd'armes daselbst ein. Die größte Erinnerung seiner Kindheitsjahre war, daß er dreimal den großen König aus nächster Nähe hatte schauen dürfen; er hat uns diese Begegnungen mit einer Plastik geschildert, die geradezu klassisch zu nennen ist. Aus seiner Verehrung für Friedrich den Großen ergibt sich ganz von selbst, daß er zum Prinzen Heinrich, dem Opponenten des königlichen Bruders, in einem innerlich kühlen Verhältnis stand, was in dessen Beurteilung deutlich hervortritt.

Schon in den geistigen Interessen des Knaben bahnen sich die des Mannes an; vor allem die geschichtlichen Wissenschaften und die, welche mit dem konkreten Leben in enger Berührung stehen, erwecken sein Interesse; die abstrakteren, so die Metaphysik, sind ihm zeitlebens fremd geblieben. Dabei scheint zwischen dem Maß seiner eigenen Kenntnisse und seiner Beurteilung des Wissens überhaupt ein Widerspruch zu bestehen. Marwitz hat sich mit staunenswertem Fleiß im Lauf seines Lebens auf den verschiedensten Gebieten nicht nur des praktischen Lebens umfassende Kenntnisse erworben und mit ländlicher Frische des Gedächtnisses festgehalten: „Er hatte viel Geschmack an wissenschaftlicher Beschäftigung und benutzte dazu jeden Augenblick", urteilt ein selbst geistig hochstehender Offizier seiner Umgebung,[1]) — ja, er verstand zu schreiben wie wenige, was jede Zeile seiner Memoiren beweist; kein Geringerer als Niebuhr, der Geschichtschreiber Roms, hat Marwitz' Schilderung des Gefechts von Hagelberg (gedruckt 1817) „ächt klassisch" genannt. Und doch schilt er beständig auf die „Gelehrten", die „Gebildeten", den „nichtswürdigen gebildeten Mittelstand", „eine sogenannte wissenschaftliche Bildung" usw.

Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu erklären? Die Lösung liegt auf politischem und allgemein-geistigem Gebiet. Marwitz als Führer der Adelspartei und einer der Begründer konservativer Parteianschauung ist ein erbitterter Gegner der Aufklärung und

[1]) Carl v. Röder, in den bereits genannten Erinnerungen aus seinem Leben, (verfaßt 1848, gedruckt 1861), S. 32. Ähnlich hat Moltke den „wohltuenden geistigen Umgang" gerühmt, den er in Marwitz' Hause gefunden habe.

ihres Trägers, des liberalen Bürgertums; setzt man statt „Bildung" „Aufklärung" ein — und zwar die von den französischen Theorien getragene Aufklärung —, so wird sein Haß mit einem Male verständlich. Die Gelehrten sind ihm in erster Linie die Träger dieser liberalen Aufklärungsbildung; „ein nicht liberaler Gelehrter ist so selten wie ein weißer Rabe", bemerkt er einmal. Die Überschätzung des Wissens, der reinen Theorie, wie sie die Aufklärung mit sich gebracht hatte, war ihm zuwider; ihr Rütteln an den Grundlagen von Religion, Staat, Gesellschaft erregte aufs stärkste seinen Widerspruch. Sie schien ihm die Gesinnung, den Charakter zu verderben, die Menschen zum Handeln unfähig zu machen, zur Tat und zum Tod für das Vaterland.[1])

Während Marwitz über „das lichtvolle 18. Jahrhundert" spottet, führen so manche Fäden seiner geistigen Bildung zur Restauration und Romantik hinüber, ohne ihn aber je darin aufgehen zu lassen. Im Gegensatz zur französischen Revolution ist die Staats- und Lebensanschauung dieses Altpreußen entstanden. Er hat es selbst erzählt, wie tiefen Eindruck die Erzählungen seines Oheims Goltz, des Pariser Gesandten, von den Greueln der Revolution auf ihn als Fünfzehnjährigen gemacht haben; die Lektüre Burkes und der französischen Gegner der Revolution, später auch der Schriften von Gentz und Adam Müller trat hinzu; noch im Alter hat er Gentz als einem „stets sehr wohlgesinnten Manne" ein freundliches Andenken bewahrt. Und doch kann man nicht sagen, daß Marwitz' Konservatismus — der die staatlichen und sozialen Zustände Preußens unter Friedrich dem Großen soweit als irgend möglich zu erhalten suchte — theoretisch und literarisch erwachsen sei; die literarischen Einflüsse sind bei ihm nur als zeitweiser Einschlag

[1]) Sein Haß gegen Aufklärung und Liberalismus hat auch Marwitz' Urteil über die Freimaurer (vgl. u. S. 324 ff.) bestimmt. Er sieht in ihnen eine internationale, gegen jede positive Religion gerichtete, den Kult der Vernunft über die ganze Welt verbreitende, vaterlandslose, ja staatsgefährliche Gesellschaft, die, nach ihrer Grundüberzeugung mit den Ideen der Revolution verwandt, Napoleon naturgemäß habe in die Hände arbeiten müssen. Auf jeden Fall hülfen die Freimaurer sich gegenseitig durch die Welt. Eine ganze Reihe anderer Gesellschaften bringt Marwitz mit ihnen in Verbindung; die gesamte liberale Bewegung in Europa, bis zu den extremsten Jakobinern hin, scheint ihm aus derselben Quelle geflossen zu sein. Daß er damit die Bedeutung des Freimaurerordens weit überschätzt und ihm unrecht tut, bedarf keines Beweises.

zu betrachten; ja von dem größten Systematiker der Staatslehre der Restaurationszeit, Haller, scheint er direkt überhaupt nicht abhängig zu sein. — In der Hauptsache handelt es sich bei Marwitz um einen „bodenständigen" Konservatismus, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine konservativ und feudal gerichtete Parteiüberzeugung, die unmittelbar aus dem Milieu und dem Interessenstandpunkt des adligen Gutsbesitzers erwachsen ist; führen doch das Landleben mit seiner allmählichen Entwickelung und die soziale Stellung des grundbesitzenden Herrn ganz von selbst zu einer politischen Überzeugung, die man bereits für jene Zeit als „konservativ"[1]) bezeichnen darf.

Aber auch der Dienst in der (von ihm überschätzten) altpreußischen Armee — für den Anfänger wahrlich nicht mühelos — schärfte den Sinn für Ordnung, Zucht, Autorität, der dem jungen Marwitz angeboren war. Er wuchs auf in dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Friderizianischen Heeres. 1794/95 machte er bei grimmiger Kälte den kurzen polnischen Feldzug mit, ohne selbst ins Gefecht zu kommen;[2]) bald stieg er zum Leutnant und Premierleutnant auf, aber das Einerlei des Friedensdienstes, das „Kommandowort", die „Waffenübung" wurden ihm mit jedem Tage mehr zuwider, zumal die Strenge der Disziplin unter dem neuen König und einem andern Regimentschef nachließ.

Seinen Vater, einen graden und rechtschaffenen, aber wenig bedeutenden Mann, hatte Marwitz schon 1793 verloren. Da die Vormünder, die Minister Voß und sein Oheim Dorville, ihn bald zu Rate zogen, wurde er schon mit 17 Jahren eine Art Vater seiner jüngeren Geschwister. Friedersdorf, das märkische Stammgut der Familie, nahe bei Küstrin, sollte ihm, wenn er volljährig wäre, als Eigentum zufallen. —

---

[1]) Wenn dieser Ausdruck im Folgenden schon für Marwitz öfters gebraucht wird, so sei ausdrücklich bemerkt, daß damit die allgemeine Denkrichtung, nicht das Parteiprogramm einer bestimmten Epoche gemeint ist. Die Ausdrücke „Junker", „feudal", „reaktionär" usw. schmecken alle noch nach den politischen Kämpfen um die Mitte des 19. Jahrh's., so daß man sie nur mit Vorsicht verwenden darf.

[2]) Wenn Fontane (Wanderungen II, 234) erzählt, Marwitz habe den resultatlosen polnischen Feldzug von 1790 (??) und die Rheinkampagne 1793—95 mitgemacht, so ist das völlig aus der Luft gegriffen; ich erwähne es nur, da Schwartz (Leben Clausewitz' I, 162) diese Angabe nachdruckt.

Anziehender als seine äußeren sind auch hier Marwitz' innere Schicksale. In die Jahre nach dem polnischen Feldzug fällt seine erste keusche und innige Liebe zu einem fünf Jahre älteren Mädchen, das er in seinen Memoiren „Irene" genannt hat; eine sanfte, weibliche, sich anschmiegende Natur, zu der sein energisches, männlich-kraftvolles Wesen sich unwillkürlich, sie ergänzend, mußte hingezogen fühlen. Er selbst hat diese Periode als die seiner eigentlichen Entwickelung, die Grundlage und den Keim seiner ganzen künftigen Lebensrichtung, seines Charakters, seiner Denkart bezeichnet. Völlig selbstlos gibt sie ihm ein Vorbild uneigennütziger Hingabe für die Mitwelt, das, wie er bekennt, ihn tief beeinflußt hat.

Aber nicht nur seine Neigung zur Aufopferung im engeren und weiteren Kreise staatlicher Verwaltung, und die Erkenntnis, daß „Liebe die wahre und einzige Bestimmung der Menschen ist, auf der Erde wie im Himmel", sowie den Glauben, daß „reine, gottgefällige Liebe . . . in die Ewigkeit dauert", hat dieses jahrelange seelische Zusammenleben mit einem reinen und edlen Mädchen in ihm erweckt —, sie lehrte ihn auch den Wert geistiger Bildung schätzen, so daß er in den Jahren 1799/1802 teils als Autodidakt, teils in Vorlesungen an der Offiziersakademie sich weiterbildet, ordentlich Latein lernt, sich mit philosophischen und geschichtlichen Studien eingehend befaßt; Kants Philosophie — durch Vermittelung von dessen Schüler Kiesewetter —, Schillers, Klopstocks und Schlegels Dichtungen sind ihm in diesen Jahren nahe getreten. Von Kant dürften vor allem der strenge Moralbegriff und die Logik ihn beeinflußt haben, die seiner eigenen streng logischen Anlage — richtig denken hieß ihm gewissenhaft denken — geistesverwandt war. Vor allem aber bekennt er selbst, daß ihm geschichtliche und kriegsgeschichtliche Studien seit dieser Zeit dauernd wert geworden seien und er sie sein Lebelang fortgesetzt habe; seine geschichtliche Bibliothek umfaßte bei seinem Tode fast 900 Werke, mehr als 130 allein über Friedrich den Großen, dem er einen besonderen Abschnitt, neben der übrigen Geschichte, in seinem Katalog eingeräumt hat. Man sieht auch hier, wie der alte Fritz das Idealbild dieses Märkers war.

Sechs Jahre lang lebte er mit Irene in dieser ihm segensreichen Geistesgemeinschaft; da ward sie ihm entrissen, gerade an dem Tage

seiner Volljährigkeit. (1801). Ihr letzter Wunsch war, er solle sich verheiraten mit einer recht guten, sanften, jungen Frau.

Marwitz war verzweifelt nach ihrem Hingang; die Welt war ihm leer. Trotzdem faßte er wenige Monate darauf den Entschluß, die Bewirtschaftung seines Gutes selbst zu übernehmen und Irenes Wunsch zu erfüllen. In wundervoller Sprache, all sein Glück und seinen tiefen Schmerz noch einmal durchlebend, hat Marwitz uns erzählt, wie er Fanny Brühl gewann; im Juni 1802 verlobte er sich mit ihr, nahm bald darauf seinen Abschied aus dem Dienst und führte im Mai des folgenden Jahres die Gattin heim. Er hatte das Glück, eine Frau zu finden, die seiner Irene ähnlich war.

Aber nur 10 Monate durfte er den Segen hingebender, ihn ganz erfüllender Liebe genießen; wenige Tage nach der Geburt des ersten Kindes starb sie plötzlich, während er abwesend war, — zu seinem grenzenlosen Schmerz. Ergreifend klingt seine Klage nach ihrem Tode: „Ich stehe allein in der Welt, nur 27 Jahr alt, aber mit dem Blick eines Greises. Es ist niemand mehr, an dem mein Herz hinge, — ich habe sie alle überlebt. . . . Ich werde hinfüro nur für meine Brüder arbeiten, die mir folgen sollen und bald in dem Alter sind, daß sie meiner nicht mehr bedürfen werden. Vielleicht tut mir Gott alsdann die Gnade, mich von hier zu nehmen."

Fannys Tod ist der Wendepunkt in Marwitz' Leben. Den Vater, zwei Schwestern, den liebsten Freund und Irene hatte ihm schon ein grausames Schicksal entrissen, die Mutter, seine Brüder — Alexander und Eberhard — drei Söhne, eine Tochter sollten noch folgen, so daß ihm bald „der Himmel bevölkerter ward als die Erde"; aber nichts hat ihn so tief ergriffen, wie der Tod seiner liebenswürdigen, blühenden ersten Frau. Dieser Schlag und die Not des Vaterlandes haben Marwitz gehärtet, nach außen schroff und rauh gemacht; der als Kind Schüchterne, von seinen Kameraden anfangs Gehänselte wird immer mehr zur Kämpfernatur, der mancher scheu aus dem Wege ging, um sich nicht die Finger zu verbrennen.

Noch 30 Jahre später klagt er: „Wie kann ich mich nach allem, was ich verloren, nach allem, was ich erlebt habe, über die Reizbarkeit wundern, der ich jetzt unterworfen bin?"

Wie alle tapferen Menschen suchte aber auch er seiner Verzweiflung durch Arbeit Herr zu werden. Mit doppeltem Fleiße

warf er sich auf die Bewirtschaftung seines Gutes; nach anfänglichem Mißerfolg hatte er eine leidliche Ernte erzielt: da ward er durch den Brand seines Wirtschaftsgehöfts und andere Unfälle, vor allem aber durch den Ausbruch des Krieges von 1806 von neuem um den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung gebracht. —

Den Gang der preußischen Politik hatte Marwitz mit erwachendem Verständnis etwa seit der Mitte der neunziger Jahre begleitet; seine Auffassung, die in den Memoiren später ihren Niederschlag fand, deckt sich in der Hauptsache mit den Resultaten späterer Forschung.[1]) Den Frieden von Basel beurteilt er nicht so ungünstig, wie später lange Zeit üblich war, da der Krieg am Rhein nicht in Preußens eigenem Interesse gelegen hätte und ihm nun die Hände in Deutschland frei wurden; aber 1799 oder in den folgenden Jahren hätte Preußen, um seine Großmachtstellung zu wahren, in den Kampf eingreifen müssen. Marwitz betrachtet die europäische Politik etwa vom Standpunkt jenes spezifisch preußischen Nationalgefühls, jenes „esprit de nation", den Friedrich der Große zu erwecken gewünscht hatte und der nunmehr, im Adel und in der Armee vor allem, entstanden war.

Sein Unwille wuchs, da die Gewalttaten Bonapartes sich häuften und Hannover von den Franzosen besetzt wurde; als diese es aber wagten, die Neutralität Preußens zu verletzen, eilt er (Oktober 1805), ein tapferer Patriot, sogleich zu den Fahnen und erwartet in verzehrender Ungeduld den Kampf. Ähnlich wie Prinz Louis Ferdinand, das Haupt der Kriegspartei, sieht er treffend voraus, daß Preußen, wenn es jetzt nicht losschlüge, den Kampf gegen Napoleon bald allein, in viel ungünstigerer Lage, würde bestehen müssen. Marwitz ist schmerzlich enttäuscht über den schmählichen Ausgang der Rüstung und kehrt im folgenden Februar verstimmt nach Hause zurück. Er begriff es nicht, wie sein König von einer Erhaltung des Friedens „auf ehrenvolle Weise" sprechen könne.

Voll tiefsten Mißtrauens gegen die politischen Lenker seines Staates, aber voll Vertrauen auf das preußische Heer sieht er im Sommer 1806 der großen Auseinandersetzung mit Napoleon ent-

[1]) Vgl. Koser, Die preußische Politik von 1786 bis 1806, Deutsche Monatsschrift Januar—Februar 1907 (Jahrgang VI, S. 453—480, 612—637).

gegen; jede Woche weiteren Friedens schien ihm ein Verlust zu sein. So sucht er, etwa Mitte Juni, die märkischen Stände zu einer „Vorstellung an den König" zu bewegen, um diesen zum Kriege fortzureißen; alles umsonst; „der Landrat Itzenplitz hat sie der versammelten Landschaft vorgelesen, aber es ist gar kein Begriff davon anzutreffen gewesen, daß so eine Maßregel notwendig und erlaubt sein könne", bemerkt Marwitz dazu. Auch die Auszüge aus seinem Tagebuch vom vergangenen Winter, die er unter dem Titel: „Fragmente aus dem Tagebuche eines preußischen Patrioten" in Druck geben wollte, hatte kein Verleger den Mut, zu veröffentlichen; ja einer vernichtete sogar das Manuskript.

Bei dieser mutlosen Gesinnung nicht nur in den führenden Kreisen, welche eine scharfe Eingabe der Prinzen und mehrerer Generale an den König — ein in der preußischen Geschichte unerhörter Vorgang — zur Folge hatte, wollte es Marwitz kaum glauben, als ihn Fürst Hohenlohe Anfang September aufforderte, wieder mitzuziehen: „Es gibt Krieg. . . . Diesmal ist es Ernst." Kaum aber hatte er sich überzeugt, daß es wirklich Ernst sei, als Marwitz zum dritten Mal die Uniform anzog und sich wiederum als Adjutant des Fürsten nach Dresden begab.

Seine Erlebnisse während des Feldzugs von 1806 sind hier nicht zu schildern; auch ihn trifft die Katastrophe von Jena wie ein Donnerschlag. Seine persönliche Tapferkeit ist völlig vergeblich; wie betäubt nimmt er an dem Rückzug der geschlagenen Trümmer des stolzesten Heeres nach der Oder hin teil und fällt, körperlich und seelisch völlig ermattet, bei Prenzlau mit Hohenlohe in die Gefangenschaft des Feindes.

Der jähe Zusammenbruch des Staates, die Kapitulation der Festungen ist ihm kaum begreiflich; mit tiefem Schmerz sieht er, wie alles, worauf er vertraut, zusammenbricht. Mit unerbittlicher Aufrichtigkeit fragt sich Marwitz nach den Ursachen der Katastrophe und hat später, in den Memoiren, seine Ansicht niedergelegt. Er erkennt, daß gewiß auch allgemeinere Gründe dazu mitgewirkt haben, daß Volk und Heer ein gutes Teil der Schuld treffe; aber er bemerkt auch, daß fast alle Anführer, die 1813/15 den preußischen Namen wieder aufgerichtet hätten, schon in der alten Armee von 1806, zum Teil bereits in führender Stellung, dienten. „Wenn

also dieselben Personen 1806 dies Resultat herbeigeführt haben und 1813 jenes, so kann es nicht an den Personen, sondern es muß an den Einwirkungen von oben, den Maßregeln, Mitteln und Umständen gelegen haben; — vor allem aber an Gottes Segen." —

Marwitz hätte, auf Ehrenwort entlassen, nach Hause gehen dürfen, um für das Seine zu sorgen; aber sein tiefgewurzelter Patriotismus duldet das nicht: das Vaterland fällt ihm in Zeiten der Not mit dem König zusammen, dem er Treue bis zum Äußersten halten müsse. So eilt er auf gefährlichen Umwegen über Schwedisch-Vorpommern, Schweden und Dänemark in Begleitung des englischen Gesandten Lord Hutchinson zur See im Dezembersturm nach Ostpreußen und ist hier mit Schmerz und Zorn ein Zeuge, wie wenig sein König in der Zeit der Not gewachsen ist, wieviel guter Wille und wirklich vorhandene Kräfte im Winter 1806/07 ungenutzt liegen bleiben.

Auch Marwitz, der noch nicht einmal ausgewechselt war, muß monatelang in Königsberg und Memel untätig bleiben; er ist — ähnlich wie Gneisenau, sein damaliger Freund — außer sich vor Zorn über die Schlaffheit und Langsamkeit, mit der alle öffentlichen Geschäfte betrieben wurden. Marwitz verfaßt in den langen Wochen dieses Winters sein Tagebuch über den Feldzug von 1806, das er auf Hohenlohes Befehl kurz vor der Schlacht von Jena begonnen hatte;[1]) überall hält er bei den Beteiligten persönliche Umfrage, wodurch natürlich der Wert seiner Aufzeichnungen steigt. Kaum angekommen, arbeitet er außerdem um die Mitte Dezember den Plan einer „Expedition nach der Mark" aus, in dem er einen kühnen Vorstoß durch Pommern nach Berlin in den Rücken des Feindes vorschlägt; es ist begreiflich, daß dieser wohl kaum ausführbare Gedanke von den entscheidenden Männern damals nicht aufgenommen wird; doch zeigt er, von welchem Tätigkeitsdrang sein Urheber durchglüht war.

Ende Februar wird Marwitz endlich ausgewechselt; er hatte schon vorher einen Aufsatz „Über Freicorps" verfaßt, der den Beifall des Königs findet, und erhält nun die Erlaubnis zur

[1]) Vgl. seinen teilweisen Abdruck in dem später erscheinenden 3. Band: Militärische Tagebücher und Schriften F. A. L.'s v. d. Marwitz (1805—16).

Bildung einer Freischar in der Nähe von Königsberg, deren Stärke vom General Rüchel auf 2600 Mann festgesetzt wird.

Mit rastlosem Eifer widmet er sich in den nächsten Monaten der Ausrüstung dieses Korps; Marwitz erwirbt sich schon hier einen Teil der Kenntnisse, die ihm später, 1813, bei der Ausrüstung der märkischen Landwehr wieder zugute kommen sollten. Soeben erst hatte er mit Kummer beobachtet, wie schwere Fehler bei der Ausrüstung der Armee begangen wurden; er erklärt, seinen König, der in diesen Monaten höchster Gefahr eine Neu-Uniformierung der Armee vornehmen ließ, treffe ganz persönlich ein großer Teil der Schuld, daß man mit der Rüstung nicht fertig wurde und nur ein Drittel der preußischen Truppen wirklich ins Gefecht kam.[1])

Gegen Ende April 1807 war die Ausrüstung des Freikorps schon weit fortgeschritten, als Marwitz den Befehl erhielt, seine Truppen zur Einschiffung nach Rügen bereit zu machen, um jetzt in der Tat an einer „Expedition nach der Mark" unter Blüchers Führung teilzunehmen. Schweden, Engländer und Preußen sollten von Pommern aus im Rücken des Feindes einen Vorstoß nach Berlin unternehmen, — eine Heerfahrt, die man kürzlich, schwerlich mit Recht, als „einen Märchenzug, ein Stück aus der Rumpelkammer der Kabinettskriege" bezeichnet hat.[2]) Natürlich wurde die Ausrüstung des Marwitzschen Korps durch diese Versetzung auf einen andern Schauplatz verzögert; sein Führer, jetzt — noch nicht dreißigjährig — Major, kann erst auf Rügen damit zu Ende kommen. Aber noch ehe der geplante Vorstoß unternommen wird, ist der Waffenstillstand und bald darauf der Friede von Tilsit geschlossen, der das alte Preußen zu Grabe trägt. Marwitz' Freikorps wurde, statt daraus ein neues Regiment zu bilden, zur schmerzlichen Überraschung aller Beteiligten, bald aufgelöst.

[1]) Vgl. u. S. 380 ff. Diese rein sachlichen, ursprünglich auf Tagebuchaufzeichnungen beruhenden Ausführungen scheinen mir den schwersten Vorwurf zu enthalten, der bisher gegen Friedrich Wilhelm III. als Soldat erhoben ist; es wäre wünschenswert, daß sie von sachverständiger militärischer Seite noch einmal nachgeprüft würden.

[2]) General v. Unger, Blücher (1907) S. 331. Die Urteile der Zeitgenossen lauteten anders; auch Röder erzählt: „Man erwartete von dem Auftreten Blüchers mit den Schweden vereint im Rücken der Franzosen viel." Vgl. seine Schilderung a. a. O. S. 28—36.

Die Freischar war „einstimmig für die beste Truppe im Blücherschen Korps gehalten" worden;[1]) ihr Führer, der es immer verstanden hat, sich mit seinen Untergebenen trefflich zu stellen, — während er mit den Vorgesetzten leicht in Konflikt geriet —, war sehr beliebt, wie aus folgendem Urteil eines Beteiligten hervorgeht. „Major v. Marwitz war ein ungewöhnlicher Mensch und Soldat, kräftig an Leib und Seele, ritterlich, voll Verstand und Scharfblick, geistreich, lebendig und von vielen gründlichen Kenntnissen in allen Fächern. . . . Er war ein guter und kühner Reiter, ganz Soldat, kannte den Dienst bis ins Kleinste, widmete auch dem Kleinsten, wo es nötig war, die größte Mühe und Aufmerksamkeit, — aber Detailkrämerei hielt er sich vom Leibe. . . . Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann auf sein Corps sehr vorteilhaft einwirkte. . . . Wir hatten ihn alle sehr gern, da er auch einen sehr biedern, graden, offenen Charakter besaß; man wußte immer, woran man mit ihm war."

Mit tiefem Schmerz kehrt Marwitz, nachdem er zum dritten Mal den Abschied genommen, nach Hause zurück, wo er unter der Bedrückung durch rohe französische Einquartierung zu leiden hat; nur mit äußerster Mühe gelingt es ihm, die Kontributionen und sonstigen Kriegskosten aufzubringen. Eine Reise nach Wien, um seinen jüngsten Bruder in österreichische Dienste zu bringen, reißt ihn nur auf kurze Zeit von dem Anblick seines noch immer niedergebrannt liegenden Wirtschaftshofes hinweg; immer schwerer empfindet er den materiellen Druck, der nun bald auch durch Hardenbergs Reformen der märkischen Landwirtschaft auferlegt wurde. Obwohl schon die Steinschen Edikte seinen lebhaften Unwillen erregt hatten, tritt er als Deputierter auf dem kurmärkischen Landtage von 1809 für die Bewilligung einer Anleihe von 12 Millionen Talern ein, die von den Ständen der Regierung vorgeschossen wurden. —

Die Jahre 1807—11 dürfen als der zweite Wendepunkt in Marwitz' Leben bezeichnet werden; er tritt politisch nunmehr in die Opposition gegen die Reform: erst jetzt hat sich das geschlossene System seiner Anschauungen über die innere Politik

[1]) Carl v. Röder, der ihr als Offizier angehörte, in einem gleichzeitigen Briefe (Lebenserinnerungen, S. 35 f.; die folgende Charakteristik ebenda, S. 32 f.).

ausgebildet, während er nach außen hin allmählich eckiger und steifnackiger, immer mehr ein Mann der Prinzipien und Dogmen wird. Wir werfen einen Blick auf die Kämpfe des preußischen Adels gegen die Reform, die Schön, der Verfasser von Steins „Politischem Testament", darin bereits treffend vorausgesagt hatte.

Der Freiherr vom Stein, der ja in so manchen Zügen an Marwitz' eigenes Wesen erinnert, war diesem persönlich recht wohl bekannt. Marwitz hatte im Winter 1806 in Königsberg im Hause Steins verkehrt und war ein Augenzeuge der ungnädigen Entlassung gewesen, die der König dem stolzen, unnachgiebigen Minister Anfang Januar 1807 hatte zuteil werden lassen. Auch die übrigen Reformer waren ihm keineswegs fremd; Hardenberg kannte er schon seit Jahren und mit Niebuhr hat er noch bis 1812 verkehrt.

Da erschienen seit dem Oktober 1807 in langer Reihe jene politischen und militärischen Edikte, welche Staat und Heer Friedrichs des Großen, mit den Kräften der neuen Zeit erfüllt, auf eine breitere Grundlage zu stellen suchten. Es galt, die hier wirklich lebensfähigen Institutionen und Gedanken Englands und der französischen Revolution auf dieses verarmte, ausgesogene, um die Hälfte verkleinerte preußische Land zu übertragen, umzubilden und mit der preußischen Tradition sie zu verschmelzen, um dies gedemütigte, niedergetretene Volk zum Kampf gegen den verhaßten Eroberer wieder fähig zu machen.

Wir wissen, daß Marwitz mit jeder Faser seines Herzens an dem alten Preußen hing, wie es durch Friedrich II. zur Großmacht emporgestiegen war. Als Friedrich der Große von seinem Gönner, Lord Hutchinson, geschmäht wurde, hatte Marwitz selbst mit diesem gebrochen; die ganze Staatsverfassung, das ständische Leben, wie es unter den beiden großen Preußenkönigen bestanden hatte, wollte er soweit als irgend möglich erhalten wissen. Auch die Vorrechte seines Standes war er keineswegs gewillt aufzugeben; er glaubte nicht, daß den preußischen Adel als „Stand" ein wesentlicher Anteil an der Schuld von Jena treffe.

Es ist schwer zu bestimmen, wie stark Marwitz schon damals seinen Gegensatz zu Stein, dem „Neupreußen", empfand. In seinen Memoiren, zumal den „Nachrichten aus meinem Leben", hat er ihn in voller Schärfe zum Ausdruck gebracht; manche Spuren

deuten aber darauf hin, daß auch hier seine Ansichten erst in späteren Jahren immer schroffer wurden. So hat er noch Anfang 1812 gelegentlich den Gedanken einer radikalen Reform und teilweisen Beschränkung des Adels erwogen, ihn „auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen und gleichsam zur Kriegerkaste zu erheben"; auch Stein plante ja, wenn auch in anderm Sinne, eine Reform des Adels. Aber in der Hauptsache, das ist unzweifelhaft, führt sein Gegensatz zu Stein schon in die Jahre 1807 ff. zurück.

Man darf nicht vergessen, daß Marwitz keineswegs allein stand, wenn er von der „sogenannten Regeneration des preußischen Staats mit allerhand auf die Rousseauschen und Montesquieuschen Theorien gegründeten Gesetzen" sprach, „wie sie aus der französischen Revolution samt dem Schaden, den sie angerichtet, längst bekannt waren".[1]) Eine große Gruppe, die ganze altpreußische Partei, York, Voß, Zastrow, Dohna, Köckeritz, Herzog Karl v. Mecklenburg usw., hätte ihm jubelnd beigestimmt, wenn er erklärte: „Stein ... fing nun ... die Revolutionierung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des (eingebildeten) Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Spekulanten und Comptoire gegen die Felder und Gewerbe, ... des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerten Charakter." Eine große Schar einflußreicher Männer hätte ihm Beifall gezollt, wenn er das sogenannte Steinsche Testament einer schonungslos scharfen Kritik unterzog und seine Ausführungen über Preußens größten damaligen Staatsmann wegwerfend schloß: „Überhaupt war er nichts weiter als ein Brouillon mit vielem Verstande und vieler Herrschsucht."[2])

Ganz ähnlich wie Marwitz gab auch York, der bedeutendste Vertreter dieser altpreußischen Partei, seinem Widerspruch mit ganzer Schärfe und Bitterkeit Ausdruck.[3]) Auch er sah in der Schlaffheit der oberen Leitung die Schuld des unerhörten nationalen Unglücks. Über Stein schrieb York im Herbst des Jahres 1808: „Wie hat er

[1]) Vgl. u. S. 493. — [2]) Vgl. u. S. 502.

[3]) Vgl. Droysen, York I (1851), S. 202 ff.

geeilt, mit seinen Absichten zum Vorschein zu kommen. Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte (??)[1]) Edikt, daß Jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen, Verhöhnung des Adels ist dem Geist unsres Monarchen und unsres Volkes durchaus zuwider. . . . Wie aber wird das schöne Land bei diesem Plusmachersystem verwüstet werden! Auch die Königl. Domainen, die sie veräußern und den König auf lauter Gelbeinnahmen setzen möchten, werden nicht ausgenommen sein. . . . Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern ohne irgend eine Entschädigung des Gutsherrn? . . . Ohne Modifikation wäre es ein wahrer Eingriff in das Eigentum." — Nach Steins Entlassung aber schrieb York die Worte: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen. Ich hoffe, es wird bald besser werden."

Auch über den Tugendbund urteilte Marwitz, ebenso wie York, schonungslos hart. Man sah in ihm — völlig mit Unrecht — die bürgerliche Leibgarde Steins.[2])

Daß die eben angeführten Urteile von Marwitz und York vor der Geschichte nicht bestehen können, bedarf keines Beweises. Sie sind lehrreiche Zeugnisse für die Parteianschauung jener Zeit, für die Widerstände, mit denen Stein zu kämpfen hatte. Doch ist es völlig falsch, wie noch Droysen und Häusser[3]) wollten, die „märkischen Junker", also Marwitz, und York, „das ehrliche alte Preußentum", scharf zu trennen, als zwei Richtungen, die nichts miteinander

[1]) So Droysen (S. 211) nach der Abschrift eines Briefes; wahrscheinlich ist „verrückte" zu lesen.

[2]) Wieweit die Übereinstimmung zwischen York und Marwitz geht, ergibt sich auch daraus, daß beide der Königin Luise kritisch gegenüberstehen (vgl. u. S. 171 Anm.). Man sah im Kreise der Altpreußen in ihr die Beschützerin des Tugendbunds und der Reformer.

[3]) „Es versteht sich von selbst", urteilt Häusser (Gesammelte Schriften II, S. 325 f.), „daß Yorks Widerspruch auf der ehrlichsten Meinung beruhte und nichts mit den Richtungen gemein hatte, die zur Wahrung des eigenen Vorteils anfangs in stillen Verdächtigungen, bald mit wachsendem Trotze der Durchführung des neuen Wesens entgegentraten usw." Häusser findet auch Marwitz' Staatsanschauung „überwiegend slavisch"! (Deutsche Geschichte Bd. III S. 494.)

gemein hätten; sie sind beide gleich treue Patrioten, wesensverwandte Vertreter der einen großen, altpreußischen Partei.

Über die Militärreform urteilt Marwitz sogar gerechter als die altpreußischen Offiziere York, Bülow,[1]) Kleist, Grawert, Knesebeck usw. Gewiß beklagt auch er, daß man „mit den alten Regimentern auch deren Erinnerungen aufgab, daß man mit einer doch stolzen Vergangenheit brach". Aber er betont auch in späteren Jahren noch, daß eine gänzliche Veränderung im Militär notwendig war. Seine ursprünglich große Verehrung für Scharnhorst erleidet zwar später eine Einschränkung, da er in diesem den geborenen Bauernjungen nicht ganz übersehen kann, aber noch kurz vor seinem Tode urteilt Marwitz: „Es war doch ein wahres Glück für das Land, daß Scharnhorst . . . ans Ruder der militärischen Angelegenheiten kam; denn alles Dauerhafte und Wesentliche, was zwischen 1807 und 1813 eingerichtet ist, rührt von ihm her." Nur den nationalen Gedanken, von dem die Scharnhorstsche Reform getragen war, hat Marwitz — wenigstens später — nicht erfaßt. —

In demselben Jahre, 1809, wo er zum erstenmal, wie erwähnt, als Deputierter im öffentlichen Leben seiner Provinz eine Rolle spielte, führte Marwitz seine zweite Gattin, Gräfin Charlotte Moltke, heim, mit der er sich schon im März 1807 heimlich verlobt hatte. Da auch dieser Ehebund für die Ausbildung seines Charakters bedeutsam wurde, werden einige Worte über ihn unentbehrlich sein. Marwitz' zweite Gattin war nach schwerer Jugend von 1797 bis zu ihrer Heirat Hofdame der Königin Luise gewesen und hatte dieser etwa von 1800—1805 recht nahe gestanden; sie war die politisch interessierteste, am meisten patriotische der Hofdamen — „die exaltierte Politikerin" wird sie gelegentlich genannt — und der Königin vor allem wegen ihrer „russischen Gesinnung" befreundet. Gräfin Moltke war eine zarte, empfindliche Natur, Dame der Welt, gescheit, zu scharfem Urteil über ihre Mitmenschen geneigt; die Königin wirft ihr gelegentlich vor, daß sie auf Kosten ihres Herzens zu sehr Verstandeskultur treibe, ihren Geist und ihre Kenntnisse zu sehr leuchten lasse; bei so großer Empfindlichkeit werde sie keinen glücklichen Ehestand führen können. Religiös

[1]) Über Bülow vgl. Varnhagen, Leben des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz (1858) S. 77 ff.

ursprünglich in dem kühlen Rationalismus des 18. Jahrhunderts erwachsen, ist Gräfin Moltke später zu einer tiefen, unerschütterlichen Frömmigkeit gelangt; das Leben hat sie glauben gelehrt. Sie besaß nicht die wirtschaftliche Tüchtigkeit und die Hingebungsfreudigkeit von „Irene" und Fanny; trotz der politischen Übereinstimmung, welche Marwitz mit ihr in der Zeit höchster Not zusammengeführt hatte, fand er an ihrer Seite nicht das erhoffte Glück. In den ersten Jahren war die Ehe noch leidlich glücklich, später wurde das Verhältnis der Gatten kühler; auch er hat kein volles Verständnis für sie gehabt; ergreifend klingt seine Klage in der Schilderung des Todes der Fanny: „Ich war allein und bin es geblieben bis auf den heutigen Tag" (geschrieben 1834). —

Die Kämpfe, welche Marwitz, seit Hardenberg Staatskanzler wurde (1810), beschieden waren, hat Gräfin Moltke innerlich mit Anteil begleitet. Sie dürfen hier nur soweit geschildert werden, als es zum Verständnis von Marwitz' scharfen Urteilen über Hardenberg unentbehrlich ist.[1]) „Der cavalière Ton, womit die Aufzeichnungen sonst von den Celebritäten der Zeit reden, schlägt hier geradezu in die Schmähredе um", hatte Häusser schon über die erste Ausgabe der Memoiren geurteilt. Diese Äußerungen sind der Niederschlag eines zwölfjährigen Kampfes, den Marwitz bis zum Tode des Staatskanzlers durchgefochten hat.

Von den preußischen Ministern hatte er ursprünglich gerade Hardenberg besonders, ja sogar zu hoch, geschätzt. Noch 1806 spricht Marwitz in seinem Tagebuch von „dem verehrungswerten Minister Hardenberg, dem einzigen, der für den Ruhm und das wahre Wohl des Staats stets gesprochen und dem von Rechtschaffenen, meist im stillen, aber auch öffentlich, . . . so manche Huldigung dargebracht wird." Später dagegen versteigt sich Marwitz gelegentlich bis zu Schimpfworten; es klingt noch fast wie enttäuschte Liebe, wenn er von dem „alten Sünder" spricht. Wie entstand dieser völlige Gegensatz?

Der Glaube an Recht und Gerechtigkeit wurzelte unverrückbar in Marwitz' Gemüt. Napoleons Zwingherrschaft werde zusammenbrechen, da sie ungerecht sei, dies war das A und O seines damaligen politischen Glaubens. Und wenn es ihm auch — ähnlich

[1]) Für alles Genauere verweise ich auf die Einleitung zum 2. Band.

wie York — geradezu wahnsinnig erschien, „den Feind auf eigene Hand herauszufordern", er vertraute fest auf die endliche Stunde der Befreiung.

Nun aber schien ihm der neue „Vezier" mit ganz ähnlichen Mitteln den Staat umzustürzen, wie sie von der Revolution und ihrem Erben, Napoleon, angewandt waren. Hardenbergs Finanzedikt vom 27. Oktober 1810 bedeutete zwar auch eine schwere materielle Belastung des grundbesitzenden Adels, der vielfach schon recht verschuldet war; aber diese finanziellen Opfer allein riefen keineswegs den energischen Widerstand der Privilegierten hervor. Was sie, und vor allem Marwitz, verletzte, war die Form des „Edikts", in der die Oktober-Erlasse und das Gewerbesteuergesetz vom 2. November ohne Beratung und Vertrag mit den Ständen veröffentlicht wurden. Die alte ständische Verfassung war in den Marken und in Pommern nie aufgehoben worden; ja Friedrich der Große noch hatte das ständische Leben zu erhalten und zu erweitern gesucht. Eine kreisständische, ritterschaftliche Selbstverwaltung war eines der Ideale des Königs, der deshalb auch dem Landrat seinen halbständischen Charakter wiedergegeben hatte. Noch 1809 waren die kurmärkischen Stände, wie erwähnt, zusammenberufen worden und hatten sich den Wünschen der Regierung nicht versagt; sie empfanden es jetzt als krasse Undankbarkeit, daß man über sie ohne weiteres zur Tagesordnung hinwegging, ja daß Hardenberg in seiner Eröffnungsrede vor der Notabelnversammlung von 1811 erklärte: „Eine Beratung mit den jetzt bestehenden Provinzial-Ständen würde . . . weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können. — Dieses bedarf wohl keiner Auseinandersetzung."

Als dann im weiteren Verlauf des Kampfes die großen Mittel der Kurmärkischen Landschaft von Hardenberg ohne Umstände mit Beschlag belegt wurden, man den Ständen die Land-Armenkasse nahm und einen Teil der ihnen verpfändeten Domänen weiter verkaufte, die für den Staat übernommenen Schulden ihnen aber ließ — ein Verfahren, das selbst Freunde der Regierung nicht zu billigen vermochten,[1]) da eilte Marwitz persönlich zum König und ließ ihm,

[1]) Graf Arnim an Stein bei Pertz, Stein II, 564 ff.

als er nicht vorgelassen wurde, durch den General-Adjutanten Köckeritz die Assekurationsakte von 1798 vorlegen, durch die den märkischen Ständen noch vor weniger als 13 Jahren ihre Rechte verbrieft und besiegelt waren. Kein Zweifel, da stand: „Wir versprechen bey Unserm Königlichen Worte, daß Wir obbemeldete getreue Stände . . . bei ihren Wohlhergebrachten . . . Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten zu allen Zeiten schützen . . . wollen."[1]) Also der Buchstabe der Verträge war zweifellos auf seiten der Stände: sollte dieser Punkt durch einen Prozeß entschieden werden, so würden ihn die Stände gewinnen, urteilt Arnim mit Recht.

Da auch diese Akte den König nur augenblicklich stutzig machte und er seinen Kanzler gewähren ließ, unternahmen die Kreisstände von Lebus und Beeskow-Storkow — wieder unter Führung von Marwitz — einen letzten Schritt. In der von ihm verfaßten „Letzten Vorstellung der Stände von Lebus und Beeskow-Storkow an den König" versuchten sie, Hardenbergs ganze Staatsverwaltung dem Herrscher verdächtig zu machen. „Wir wurden durch die Edikte des 28. Octobers belehrt, . . . daß von nun an der Staat nach jenen fremden Grundsätzen regiert, also eigentlich der bisher bestandene alte Brandenburgisch-Preußische Staat aufgelöset sein sollte." Wenig ehrerbietig erklärten sie, daß durch den Staatskanzler mit der „Revolutionierung" des Landes begonnen sei und fragten, ob denn „unser altes ehrwürdiges Brandenburg-Preußen ein neumodischer Judenstaat werden" solle?

Jetzt riß dem Kanzler die Geduld. Er verlangte in einem eingehenden Schreiben an den König die strenge Bestrafung der „adligen Gutsbesitzer", wie Hardenberg sie im Gegensatz zu ihrer eigenen Bezeichnung als „Stände" und „Ritterschaft" stets nannte, und wies darauf hin: wenn die in der Eingabe vertretenen Anschauungen zu Recht bestänben, „würde fast alles ungültig seyn, was die glorreichen Regenten Preußens seit dem großen Kurfürsten thaten". So an seinem ausgesprochenen Staats- und Herrscherbewußtsein gepackt, ließ der König Hardenberg freie Hand, und die beiden ersten Unterzeichner der „Letzten Vorstellung", der einstige Prä-

[1]) Vgl. den Abdruck der Akte u. S. 131 f.

sident Graf Finckenstein und Marwitz, wurden ohne Urteil auf die Festung Spandau gebracht.

Kein Zweifel, es war das letzte Aufflackern jener adligen Fronde des 17. Jahrhunderts, die der Große Kurfürst und nach ihm noch Friedrich Wilhelm I. niedergerungen hatten, — das in dieser Eingabe und den minder scharfen der übrigen Kreise zum Ausdruck kam. Hardenberg fühlte sich mit vollem Recht als den Fortsetzer der Mission des absoluten Königtums, indem er den Grundgedanken des modernen Staates gegenüber den Feudalen und Privilegierten vertrat. Die alten Stände hatten seit fast 100 Jahren politisch so gut wie nichts mehr zu bedeuten gehabt; die Bestätigung ihrer einstigen Rechte war nicht viel mehr als eine Ceremonie und Formalität.[1]) Weiten Kreisen erschien Hardenberg als der vollberechtigte Bändiger des Adels; auch Stein, der schon über die Notabeln geschrieben hatte: „Was kann man erwarten von den Einwohnern dieser sandigen Steppen, diesen pfiffigen, herzlosen, hölzernen halbgebildeten Menschen — die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculatoren gemacht sind!" urteilte schonungslos hart: „Das Benehmen der Lebusschen Stände scheint mir . . . höchst selbstsüchtig, dünkelvoll, unverständig." Der rheinische Freiherr vergalt den Märkern ihren Haß.

Bis nach Frankreich und Österreich hin drang die Kunde von den Kämpfen in der Mark; ja, wenn wir dem damaligen Guerillaführer Lützow trauen dürfen, schrieb selbst die Cadixer Zeitung: „Die schönsten Hoffnungen Deutschlands kommen zum Vorschein bei dem tapferen Vorgehen der Cortes und Hidalgos der Provinz Lebus."[2]) In den Kreisen des preußischen Adels aber klangen noch lange die künstlerisch nicht gerade vollendeten Verse fort, welche die

[1]) Fontane bemerkt treffend (Wanderungen II, 240): „Die eigentliche Erklärung . . . liegt wohl darin, daß in der allgemeinen Anschauung . . ., an der eben jeder mehr oder weniger teilnahm, ein ständischer Staat seit lange nicht mehr existierte. Die Stände hatten neben der absoluten obersten Regierungsgewalt eine Art geduldetes Dasein geführt, die Könige waren so viel und die Stände so wenig gewesen, daß, als der Moment kam, wo die zweifellos in ihrem Recht gekränkten Stände wieder etwas sein wollten, niemand mehr einen rechten Glauben an die Rechtmäßigkeit ihres Rechtes hatte."

[2]) Vienen os las mas hermosas esperanzas della Germania en los magnanimos procederes de las Cortes é Hidalgos della provincia de Lebus. Brief Finckensteins an Marwitz.

Beteiligten später unter ein Bild der Zitadelle von Spandau setzten:

„Hier büßten zwei Ritter aus altem Geschlecht
Ein freies Wort für gutes Recht;
Wohl werth des Lobes und Gesangs:
Hony soit qui mal y pense.“ —

In diesen Kämpfen ist Marwitz' Haß gegen Hardenberg erwachsen; er blieb ein Feind des Kanzlers bis an dessen Tod, obwohl, wie bekannt, Hardenberg später dem Adel in vielem entgegenkam. Als Ausdruck und Resultat dieses Kampfes sind seine Urteile über den ihm in jedem Zuge wesensverschiedenen Gegner zu verstehen.

Nach fünf Wochen ließ der König die Gefangenen frei; wieder traf den für seine Überzeugung leidenden Mann zugleich ein schwerer persönlicher Verlust: zwei blühende Kinder hatte ihm eine tödliche Krankheit entrissen, während er selbst in Spandau gefangen saß.

Zurückgekehrt hielt sich Marwitz von allem öffentlichen Leben fern; er zürnte seinen Mitständen, die ihn im Stich gelassen hätten, und glaubte auch nicht, daß die Stunde der Befreiung schon bald schlagen würde. Als dann aber dennoch das Gottesgericht von 1812 unerwartet hereinbrach, erkannte er mit raschem Blick, daß der kostbare Augenblick genützt werden müsse. Die glühende Vaterlandsliebe des ritterlichen Mannes überwindet jeden persönlichen Groll; er eilt zu Hardenberg und sucht ihn in einer Unterredung voll dramatischer Kraft zum sofortigen Losschlagen gegen Frankreich fortzureißen. Natürlich umsonst; es war noch vor Weihnachten 1812. Auch eine Denkschrift für den König in ähnlichem Sinne wird diesem nicht überreicht; mit zürnender Ungeduld erwartet Marwitz den Ausbruch des Kampfes. Er reist nach Breslau, bietet hier — noch scheu wie ein Rebell betrachtet — seine Dienste an und wird als Major in die Armee wieder eingestellt.

Da er erklärt hatte, am liebsten bei der Landwehr dienen zu wollen, so wurde Marwitz als Brigadier, wozu ihn seine Mitstände erwählten, vom König bestätigt; mit rastlosem Eifer organisiert er Landwehr und Landsturm und marschiert schon Ende April mit der ersten preußischen Landwehr diesseits der Weichsel aus. Seine militärischen Erlebnisse, sein hervorragender Anteil an dem Siege von Hagelberg, sind hier nicht zu schildern; er blieb dem Schauplatz

der großen Ereignisse zwar fern, da er seine ihm treu ergebene Mannschaft nicht verlassen wollte, zeigte sich aber im engeren Kreise als trefflicher Organisator und tapferer Soldat, als unermüdlicher und methodischer — nicht, wie Treitschke meint, toller — Reiter, an militärischen Fähigkeiten seinen unmittelbaren Vorgesetzten wohl sämtlich überlegen. So wird er schon im Oktober 1814 an die Spitze einer Landwehr-Division gestellt und macht als Oberst und Führer einer Kavallerie-Brigade, diesmal im Mittelpunkt der Ereignisse, abermals wohlbewährt, den kurzen Feldzug von 1815 mit.

Von noch größerem Interesse als diese äußeren Schicksale ist die innere Wandlung, die sich in Marwitz während der Jahre 1813/15 vollzieht. Wir wissen es heute, daß deutsch-nationale, ja liberale Gedanken in diesen Jahren des Befreiungskampfes auch die Kreise der „Altpreußen" ergriffen haben, — das heilige Feuer, welches die Reformer verzehrte, auch auf ihre Gegner übergriff.[1]) Ein so strenger Altpreuße, wie der spätere Führer der Feudalen, Herzog Karl v. Mecklenburg-Strelitz, schreibt am 19. Oktober 1813, bei Leipzig verwundet, an seinen königlichen Schwager: „Wie gern blutet man um solchen Preis, und habe ich nur erst das Glück, das ganze Werk mit der deutschen Kaiserkrone auf Ihrem ruhmwürdigen Haupt gekrönt zu sehen, dann mag mich immerhin die Todeswunde treffen . . ."

Stärker als manchen andern hat Marwitz das Sehnen der Zeit, die Lektüre Arndts und sein eigenes Verlangen nach einer preußischen Großmachtpolitik in den Gedanken einer späteren Einigung Deutschlands unter Preußens Führung hineingezogen. Dieser Krieg gegen Frankreich ist ihm ein Krieg des guten und des bösen Prinzips, der eine völlige Umgestaltung der ganzen Art künftiger Politik herbeiführen müsse, indem an Stelle der Staatskunst des 18. Jahrhunderts das nationale Prinzip zu treten berufen sei; nur noch nationale Grenzen dürfe es auch zwischen Frankreich und Teutschland geben. Wer aber „ist ein Teutscher"? „Es giebt ein inneres, wesentliches . . . Kennzeichen; ein Jeder trägt seine Teutschheit oder seine französische Verkehrtheit mit sich herum . . . Es ist die *Sprache*, die den Ideenkreis des Menschen bedingt und begrenzt." Soweit die deutsche

[1]) Vgl. Meinecke, Zur Geschichte des Gedankens der preuß. Hegemonie in Deutschland, Hist. Ztschr. Bd 82, S. 98 ff.; Ulmann ebenda Bd. 99, S. 592 f.

Zunge klingt, müsse alles Land an Teutschland fallen, und nicht eher dürfe Friede geschlossen werden, als bis die Schweiz, Elsaß und Teutsch-Lothringen, Luxemburg, Holland und Belgien bis nach Dünkirchen hin für das künftige „Teutschland" erworben seien; sie alle gehören „zum allgemeinen Vaterlande". So schreibt Marwitz in einer Denkschrift Ende November 1813. Bald hat er das Phantastische an diesen politischen Träumen wieder abgestreift; aber noch Ende April 1815 meint er, daß Hardenberg (auf dem Wiener Kongreß) „doch nie hätte zufrieden sein dürfen, ehe er nicht die Oberherrschaft über alle Länder nördlich des Erzgebirges, des Fichtelgebirges, des Mains und der Ardennen, wo nicht bis Dünkirchen, doch wenigstens bis an die Maas erlangt hätte!" Schonungslos verlangt er damals die Annexion von Sachsen; dessen König erscheint ihm wegen seines Bündnisses mit Napoleon als „der größte Verräter am teutschen Vaterlande".

Im September 1814 wendet sich Marwitz mit einem Briefe abermals an seinen Gegner Hardenberg. „... Wir werden als die Befreier des teutschen Vaterlandes allgemein geachtet, aber nichts destoweniger *als Preußen* durchweg *gehaßt*. ... Ebenso unzerstörbar hat aber auch Wurzel gefaßt die Idee eines *gemeinsamen teutschen Vaterlandes*. Wer sich dieser Idee bemächtigen wird, der wird herrschen in Teutschland, denn *Er* wird der lichte Punkt sein, nach dem Alle sich hinwenden werden in trüben Zeiten. Wäre daher Unser König zu bewegen, einen dieser Idee entsprechenden Namen anzunehmen, so wäre das Vorurtheil gebrochen. ... Am passendsten scheint hierzu der ... Titel ‚König der Teutschen in Preußen und Sachsen'. Ich würde noch lieber sagen: ‚der Teutschen in Preußen, Brandenburg und Sachsen' zur Ehre der Mutterprovinz, und wollte mich verbürgen, daß, ehe 50 Jahre vergehen, der König der Teutschen, außer Preußen, Brandenburg und Sachsen, auch Franken, Schwaben, Rheinland u. s. w. in seinem Titel führen würde."

„Es frägt sich also nur, ob wir die erste Rolle in Teutschland spielen werden? ... Zu jenem ist unsere Nation [die preußische] offenbar geschaffen", meint er Ende April 1815.

Noch im Dezember 1818 schreibt Marwitz schließlich die prophetischen Worte: „Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation

durch Armee und Landwehr vollendet werde, wie sie durch selbige begonnen worden ist."

Die nationalen Anwandlungen des damaligen preußischen Adels verloren von Jahr zu Jahr an Kraft. Sie gehen auch bei Marwitz Hand in Hand mit liberalen Gedanken (Preßfreiheit, Einkommensteuer, Schwurgerichte usw.), die sich gelegentlich bis zu dem Ausruf versteigen: „Wenn Ihr dem Volke nur den Spielraum gestattet, so wird es für sein inneres Wohl weit besser selbst sorgen."

Seine Stellung zur deutschen Frage und zur Verfassungsfrage steht in Parallele und innerer Wechselwirkung zueinander. Es ist höchst reizvoll zu beobachten, wie Marwitz' Auffassung des Kgl. Versprechens von Reichsständen und des Artikels 13 der Bundesakte sich von Jahr zu Jahr gewandelt hat; zunächst ein Anhänger von Generalständen — da sie versprochen sind —, steht er immer kühler dem Gedanken einer „Verfassung" gegenüber, bis er, etwa Ende 1819 oder Anfang 1820, in das Lager der Gegner hinüberschwenkt. Auch andere Feudale, z. B. Voß, haben eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Schon an der äußeren Wortform kann man erkennen, wie Marwitz damals zur nationalen und liberalen Frage steht, da er nur in den Jahren 1813 ff. die Formen teutsch, Teutschtum usw. gebraucht. Sobald sich das T wieder in ein D verwandelt, ist auch der nationale und liberale Gehalt dieser Worte verschwunden.[1])

Selbst in seiner Stellung zur allgemeinen Wehrpflicht hat sich in Marwitz, aber langsamer, eine ähnliche Entwicklung vollzogen, bei der etwa im Jahre 1827 der Wendepunkt liegt. Noch Ende 1818 hatte er erklärt: „Das Gesetz über die Ergänzung des Heeres, welches jeden Preußen verpflichtete, in dreijähriger und bedingungsweise einjähriger Dienstzeit durch dasselbe hindurchzugehen, . . . war eines der weisesten, die je gegeben worden sind." 1837 spricht er dagegen nur noch von der „Tollheit der . . . dreijährigen Dienstzeit", dem „jetzigen dreijährigen Dienstunsinn". Dementsprechend hat sich sein Urteil über Boyen, den Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, verschärft.

So erscheint uns auch hier der Einzelne als der Träger einer

[1]) Von den Hanseaten heißt es Ende 1818: „Diese Deutschen wurden für ihre Unteutschheit, lieber mit den Engländern als mit uns fechten zu wollen, hart bestraft."

allgemeinen Entwicklung. Je mehr das deutsche und freiheitliche Empfinden bei seinen leitenden Männern zurücktrat, um so mehr sank Preußen wieder in die Abgeschlossenheit provinziellen Sonderlebens zurück. Auch Marwitz wird feudaler, enger, geschlossener, als jene eben geschilderten Anwandlungen überwunden sind.

Sein äußeres Leben floß seit 1815 ohne viel Abwechselung dahin. Er war tief verstimmt aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, weil er sich im Avancement übergangen glaubte; es war zwar nie seine Absicht gewesen, „Carriere" zu machen; da er indessen schon seit 1813 in der Landwehr die Funktionen eines Generals erfüllte, so wünschte Marwitz seinen Rang in der Armee auch äußerlich festgestellt zu sehen. 1817 wurde er, nach wiederholtem Drängen — immerhin erst vierzigjährig —, zum Generalmajor ernannt. Auch seine Wirtschaft hatte in den Befreiungskriegen schwer gelitten; nur „das schlechteste aller Motive, das Geld", vermochte ihn, „noch länger in der Sklaverei zu bleiben". Marwitz ist stets, mindestens zur Hälfte seines Wesens, der Landwirt, der landsässige Edelmann geblieben, den eine unüberwindliche Sehnsucht an die heimische Scholle gefesselt hielt; hier konnte seine zum Herrschen geborene Natur wenigstens im kleinen Kreise regieren; nur ungern beugte er sich dem Zwang und den höheren Instanzen im öffentlichen Leben.

So blieb er im Dienst, zunächst in Crossen, dann in Frankfurt a. O. als Brigade-Kommandeur, — nicht ohne vielfachen Konflikt mit den unmittelbaren Vorgesetzten, denen er sich an Fähigkeiten oder an Erfahrung überlegen fühlte. Es war sicher nicht ganz leicht, mit ihm in seinen späteren Jahren fertig zu werden. 1825 hätte er eine Division erhalten müssen, er schlug es aus, da er sein Friedersdorf nicht aus dem Auge verlieren wollte; als aber zwei Jahre darauf abermals eine Division frei wurde, nahm er seinen Abschied, um die letzten Jahre als eigener Herr auf eigenem Boden zu verleben. Schon seit Jahren hatte sich Marwitz nach Ruhe gesehnt, da auch seine Gesundheit immer schwächer wurde; jetzt haben mehrfache Zusammenstöße mit seinem kommandierenden General, Prinz Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., in ihm wohl die Entscheidung herbeigeführt.

Aber auch jetzt gönnte sich der unermüdliche Mann noch keine

Ruhe. Bei seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst in den Staatsrat berufen, hat er als einer der ersten Kenner märkischer Zustände mit Ernst und Erfolg an dessen Beratungen mitgearbeitet; noch größer war sein Einfluß als Landtagsmarschall an der Spitze des brandenburgischen Provinziallandtags (1827—31).[1]) Während Stein, wie ihm Marwitz zum Vorwurf macht, in der gleichen Stellung als Präsident des westfälischen Landtags auf den „schlechten", d. h. liberalen Geist der Verhandlungen gewiß nicht ohne Einfluß blieb, hat Marwitz den an sich schon mehr feudalen brandenburgisch-niederlausitzschen Landtag in recht konservativem Sinne geleitet: Beschränkung der Gewerbefreiheit, Revision der Städteordnung, Herabsetzung der Grundsteuer, Schutzgeld für die Juden, Beschränkung der Freizügigkeit des ländlichen Gesindes, das sind die bezeichnendsten unter den ständischen „Propositionen". Die Stände wünschten eine Rückentwicklung der liberalen Gesetzgebung der Reformzeit. Aber auch in preußisch-patriotischem Sinne hat man sich betätigt: „König Friedrich dem Großen, dem Begründer des ruhmvollsten Zeitraums in der preußischen Geschichte, dessen segensreiche Regierung in stets erneuertem Andenken steht und dessen Geist auf seinen Nachfolgern ruht, wünschen die Stände eine Bildsäule von Erz in der Hauptstadt errichten zu dürfen", lauten die für Marwitz charakteristischen Worte in seinem Bericht (Januar 1829).

Daß Marwitz mit der Einrichtung von Provinzial-Ständen (seit 1823) in der Hauptsache einverstanden war, bedarf keines Beweises, wenn er ihnen auch größeren Erfolg gewünscht hätte, als bei einer bloß beratenden Stimme möglich war; hat er doch seinem König gegenüber erklärt, die Mitglieder des Landtags kehrten mit der „frohen Überzeugung" zurück, „wie viel sicherer bewahrt die Rechte der Einzelnen unter einer [ständischen] Verfassung sind, wo jedes Interesse vertreten und beachtet wird, als in solchen, wo . . . der Zustand des ganzen Landes und die Wohlfahrt der Einzelnen täglich von der Zufälligkeit einer Abstimmung unter Parteien abhängig gemacht wird, die stets neue

[1]) Vgl. Marwitz' amtliche Berichte über Gang und Resultate der Verhandlungen bei F. Rumpf, Landtags-Verhandlungen der Provinzial-Stände in der Preuß. Monarchie, VII. Folge (1832) S. 1—55 und VIII. Folge (1832) S. 193—241 (im Anschluß daran jedesmal der Landtagsabschied).

Theorien ins Leben zu führen und ihre Mitbürger selbigen zu unterwerfen trachten". Die Provinzial-Stände erschienen ihm als eine Fortsetzung der alten Stände bis 1811.

Mit wachsender Zufriedenheit sah Marwitz in diesen Jahren die Zurückdrängung des „neupreußischen" Wesens, der Reformideen; ganz von selbst tauchen die altpreußischen und altständischen Familien, deren Beiseitestehen in den Jahren der Reform man treffend beobachtet hat,[1]) jetzt wieder auf. Der alte Hauptstrom der preußischen inneren Geschichte, der von der Regierung der drei großen Hohenzollern ausgeht, gewinnt in den Jahren nach 1815 über den mächtigen Nebenstrom der Reform wieder die Oberhand. Dies und nicht etwa nur egoistische Opposition ist das geistige Element, welches der gesamten Reaktion gegen die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung ein gewisses Maß innerer historischer Berechtigung verleiht. —

Im April 1833 erlitt Marwitz durch den Tod seines älteren Sohnes Gebhard abermals einen schweren Schlag; es ist dies wohl dasjenige Ereignis seines Lebens, das den „sein Geschlecht liebenden Mann" neben dem Tode seiner Fanny am tiefsten erschüttert hat. Er legte alle seine öffentlichen Ämter nieder und zog sich jetzt gänzlich nach Friedersdorf zurück. Hier starb er am 6. Dezember 1837, nach längerer Krankheit.

Schon fünf Jahre zuvor hatte Marwitz mit der Abfassung seiner „Lebensnachrichten" begonnen; sie sind als sein literarisches Testament zu betrachten, das er seinen Nachkommen hinterlassen hat. Diese Memoiren enthalten, wie in Erz gegossen, die Summe seiner Lebensanschauung: in mächtigen Zügen, mit rednerischem Schwunge geschildert, gleiten seine Jugend und ersten Mannesjahre an dem Leser vorüber. Das ganze Buch ist durchdrungen vom erfrischenden Erdgeruch ländlichen Lebens; geschrieben mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie sie nur dem Landbewohner, der alles konkret zu schauen gewohnt ist, in solcher Ursprünglichkeit zur Verfügung steht. Politisch erscheint Marwitz in diesen letzten Jahren ganz geschlossen, von schonungsloser Schärfe, voll Kampfeslust: ihn hat die Erfahrung des Alters nicht milder und gerechter gemacht. Daß er nicht immer

[1]) Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1906) S. 72.

so fest und geschlossen war, nicht immer so doktrinär über seine Feinde aburteilte, daß auch er geworden ist, hoffen wir gezeigt zu haben: an mehr als einer Stelle erkennt man noch die Lavaströme, aus denen dieser Fels erwachsen ist.

Niemand wird alle seine Urteile wie ein Resultat geschichtlicher Forschung unterschreiben wollen. Memoiren sind die persönliche Überlieferung, die der Historiker kritisch verwertet, um aus ihnen und dem sonstigen urkundlichen Stoff ein Bild der Vergangenheit vor das Auge der Nachwelt lebendig wieder hinzustellen. Daß auch diese Erinnerungen die Eigenart aller Memoiren, manche Irrtümer, teilen, versteht sich — trotz des ungewöhnlich scharfen Gedächtnisses ihres Verfassers — von selbst; aber sie sind frei von jeder Tendenz und haben kein anderes Ziel, als wahrheitsgetreu über sein Leben zu berichten. Unrichtigkeiten mögen, ganz abgesehen vom Urteil, gar manche darin sein; Unwahrheiten nicht eine.

Was den Leser immer wieder vor allem fesselt, ist der tapfere, stolze, eigenwillige Mann, der dies Buch als ein Denkmal seines geistigen Ich hinterlassen hat. Versuchen wir zum Schluß, uns seine Persönlichkeit und Stellung in der preußischen Geschichte zusammenfassend verständlich zu machen.

Mittelgroß gewachsen, von vornehmer Haltung, in seinen Gesichtszügen in der Jugend an den Komponisten Weber erinnernd,[1]) später straffer, wuchtiger, mit hoher Stirn unter dem gelockten Haar, starkem Kinn, scharfem Auge, einem sarkastischen Lächeln um den geistreichen Mund, besaß Marwitz ganz die feine Sitte seines Standes: „Ich sehe immer noch den biederen General vor meinen Augen — er war der höflichste Mann der Welt, der vor jedem Eintretenden das Käppchen abzog und es auf das Papier legte, welches gerade vor ihm lag ... und der dennoch dem jungen Lieutenant eine strenge Lektion einst gegeben, die er nie vergessen hat", so hat ihn der Generalfeldmarschall v. Moltke noch in späten Jahren geschildert. Die mächtige Stimme, jede Bewegung des stolzen Mannes machte den Eindruck selbstbewußter Kraft; scheu zogen die Bauern ihr Käppchen, wenn sie am Schlosse, an seinen Zimmern, vorüberkamen. Wie ein kleiner

[1]) Vgl. das Titelbild zum zweiten Band.

König saß er in seinem Friedersdorf und übte patriarchalisch die gutsherrlichen Rechte aus, „soweit es die Landesgesetze noch gestatteten". Schroff, ja schneidend scharf im politischen Kampf, war er im persönlichen Verkehr weit menschlicher, liebebedürftiger, weicher, als so manches harte Wort in seinen Schriften ihn der Nachwelt erscheinen läßt; seine Kinder hingen mit Ehrfurcht und inniger Liebe an ihm, der sich in Scherz und Ernst ihnen oft gewidmet hat.

Furchtlos sprach er alles aus, was er dachte, vielfach ungerecht gegen seine Feinde, aber aufrecht und wahrhaftig, fast bis zum Übermaß. Alles prüfte er kritisch, bedacht, sich auf jeden Fall ein eigenes Urteil zu bilden, zu gewissenhaft und zu selbständig, um anderer Urteile nachsprechen zu können. Dabei führte ihn denn die Eigenart seines Geistes sehr leicht zu Übertreibungen. Mit einer Anlage zum Systematischen und Logischen verband sich in ihm ein unbändiges Temperament, das des Reitergenerals, das er nur mühsam gezügelt hielt; sehr logische Menschen sind ja oft sehr leidenschaftliche Menschen. So ging seine Kritik denn leicht zu weit; gegenüber der communis opinio erwuchs ihm eine ganz entgegengesetzte, in sich geschlossene Anschauung, an der er nur um so leidenschaftlicher festhielt, je stärker der Widerstand war, auf den er stieß.

Dieser doktrinäre Zug hat den unbeugsamen, charakterfesten Mann zum geborenen Parteiführer gemacht; wir werden noch sehen, wie er in dieser Hinsicht nachgewirkt hat. Es entwickelt sich in ihm eine Neigung zum Widerspruch gegen viele feststehende Urteile; er wird etwas Frondeur; auch insofern lebt in ihm noch ein Teil von dem Geist des preußischen Adels im 17. Jahrhundert.

Halb Autodidakt, hat er viel gelesen und fast jeden Tag stundenlang an seinem Schreibtisch verbracht; gerade die Selbständigkeit seiner Bildung hat ihn in seinen Ansichten nur um so fester und geschlossener gemacht. Die ästhetische Ader fehlte ihm fast ganz, obwohl er wahrlich zu schildern verstand; er war eine konkrete, auf die praktischen Bedürfnisse des Lebens angelegte Natur, für die nur das Greifbare real ist — abgesehen von den Dogmen des Christentums —; er sieht alles lebendig, er haßt die Begriffe und die Schablonen. Den Juristen ist er feind, allen Theoretikern, allen Formelmenschen, die keine praktische Kenntnis des Lebens haben,

sondern mit Schemata und Rubriken arbeiten: immer nur der Einzelfall hat Wert.

Daher seine Abneigung gegen „den allerliebsten Zeitgeist", „die Gleichheitsphrase", den Gleichmachungsgeist des Allg. Landrechts, den von den Ideen der Aufklärung durchdrungenen „gebildeten Mittelstand" und gegen ihre Träger, „die Gelehrten". Daher sein Haß gegen Beyme, Scharnweber, ja selbst gegen Wilhelm v. Humboldt. „Das Leben erziehet den Mann, und wenig bedeuten die Worte." Daher sein Ausspruch: „Auch das zu viele Lernen ertötet den Charakter", obwohl er selbst so viel gelesen und gelernt hat.

Alle seine politischen Urteile sind überscharf formuliert; jeder Liberale ist ihm ein „Demagoge", „Ideologe", „Sophist", die modernen Kammern sind „Zank- und Deliberierversammlungen", er spricht von der „nutzlosen Zeitverschwendung der Parlamentsdebatten". Auch dem König tritt er aufrecht und wahrhaftig gegenüber: was er denkt, das muß heraus. Marwitz hat zweifellos recht, wenn er bekennt, Friedrich Wilhelm III. habe ihm gegenüber stets eine gewisse Scheu behalten, daß er ihm irgend eine unbequeme Wahrheit gerade ins Gesicht sagen könnte. Jedes Wort dieser urwüchsigen, scharfkantigen Persönlichkeit hat Farbe und Leben; wie plastisch und drastisch ist seine Sprache, die auch hier die Seele des Menschen spiegelt! —

Den Ehrgeiz, eine „Carriere" zu machen, hat Marwitz, wie bemerkt, nie gehabt; er haftet an der heimischen Scholle, Landwirt, Soldat und Politiker in einer Person. Auch seine Staatsanschauung wurzelt im Landleben.

Die adligen Landwirte, „die Ritter", sind nach ihm der erste Stand in dem noch halb auf naturalwirtschaftlicher Grundlage ruhenden Staate, der ursprünglich aus der Einzelfamilie erwachsen ist. Wer war zuerst da, Fürst oder Volk? Der Fürst. Die Fürsten haben die Staaten geschaffen. Mit ihnen ist der Adel, der allein der grundbesitzende Stand sein sollte und dem seine Privilegien nie verliehen wurden, sondern der sie schon zu Zeiten Albrechts des Bären mit ins Land gebracht hat — noch durch ein persönliches Treue- und Lehnsverhältnis verbunden; ist doch nie das Rittertum des Mittelalters so ähnlich wieder aufgelebt, wie in dem Offiziers-

stande Friedrichs des Großen. Neben dem Landbau sollte sich der Adel ausschließlich dem Kriegsdienst widmen; das Bürgertum mag sich in Handel, Gewerbe und Wissenschaft betätigen. Jeder Stand soll seine „Nahrung" haben und in ihr ein ausschließliches Privileg genießen, die alte ständische Dreiklassen-Gliederung (Adel, Bürger, Bauer) wünscht er deshalb beibehalten zu sehen. Auch bei ihm wird sie „zur Grundlage einer politischen Arbeitsteilung gemacht, bei der die staatlichen Aufgaben auf die verschiedenen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft verteilt werden".[1]) Man erkennt die enge Verwandtschaft mit den Anschauungen Friedrichs des Großen: die patriarchalische Staatslehre des 17. Jahrhunderts, die tatsächlichen Zustände im Preußen Friedrichs II. und die ständisch-romantische Staatstheorie Adam Müllers und Hallers[2]) sind in Marwitz untrennbar zur Einheit verbunden.

Der König ist der erste Grundbesitzer im Staate; er hat das Land unter seine Getreuen ausgetan und ist mit ihnen durch ein Vertragsverhältnis verbunden, — so Marwitz' Anschauung wenigstens bis zum Jahre 1811. Er beklagt es bitter, daß dieser „Vornehmste unter den Besitzenden", dieser Erste des Adels (— im Grunde genommen primus inter pares —), durch die Domänenverkäufe von 1809 ff. zum „Staatspensionär" geworden sei, der nun kein Interesse am Lande mehr habe. Die Zivilliste müßte eigentlich wieder abgeschafft, der Domänenverkauf rückgängig gemacht werden.

Daß Marwitz für moderne Staatswirtschaft und Staatskredit noch kein Verständnis hat, begreift sich bei diesen Grundanschauungen von selbst. Der Maßstab, nach dem er urteilt, ist noch rein privatwirtschaftlich. So hat er die Hardenbergsche Finanzpolitik in derselben Zeit (um 1820) schonungslos verurteilt, wo in Wahrheit — ein großer Erfolg — die Neuordnung des schwer zerrütteten

[1]) Otto Hintze, Das politische Testament Friedrichs d. Gr. von 1752, Berl. Universitätsrede (1904) S. 24 f., wo die Lehren Friedrichs systematisch entwickelt werden.

[2]) Gedanken Hallers sind Marwitz in den Jahren 1831—37 durch die Lektüre des Berliner Politischen Wochenblattes (mit seinem Motto: Nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution) zugeflossen. Hallers Schriften selbst scheint er nicht gekannt zu haben.

Staatshaushalts gelang. Er beurteilt die Börse rein agrarisch, wenn der Ausdruck erlaubt ist; spricht er auch noch nicht vom „Giftbaum der Börse", so ist ihm doch jeder Bankier ein „Geldoligarch", jeder Staatsgläubiger und Rentier ein „Wucherer".

Daß Marwitz ein Todfeind der Bureaukratie sein muß, die von 1815—48 Preußen regiert hat, versteht sich von selbst; die ganze Zivilverwaltung erscheint ihm „demagogisch". Auch hier war es besser in der guten alten Zeit: „Die Schar von meistens unmanierlichen Knaben, welche man jetzt Referendarien nennt, und die sich für Staatsmänner halten, sobald sie ein Examen abgelegt haben, wurde damals gar nicht bemerkt." Er beklagt, „daß nicht landeskundige und im Lande angesessene Männer, sondern hinter den Schreibtischen aufgewachsene Theoretiker die Regierung führten. Diese kannten begreiflicherweise nichts weiter, als die Städte, in denen sie beständig gelebt hatten, den Geldverkehr und den Geldwucher, und mißhandelten das Land, im eitlen Wahn, es zu beglücken." Man horche heute hinaus in das Land und man wird in Ostelbien noch vielfach dieselbe Klage vernehmen.

In allem ist Marwitz der kurmärkische Landedelmann von 1815, freilich ein Führer, der beträchtlich über dem Durchschnitt stand. Er hatte natürlich den höchsten Begriff von der Würde und Bedeutung des Adels. „Beste Gesinnungen, richtigen Takt, angenehmste Formen" soll nach ihm der wahre Edelmann haben. Der Geburtsrang müßte vor dem Amtsrang gehen, wie es in England und Schweden der Fall sei. Adelsstolz ist er freilich, und dem Bürgertum wird Marwitz nicht gerecht, auch den officiers-citoyens nicht, von denen sich so mancher im Befreiungskriege tapfer geschlagen hat. Er kam über Standes-Vorurteile nicht hinweg. Aber haben er und York, der auch hierin genau wie Marwitz dachte, schließlich unrecht, wenn der letztere meint: „Der Sohn des Landedelmanns oder Offiziers, der die Bauerjungen oder Soldatenkinder schon im Spiel exerciert, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen"?

Auch seine Anschauung vom Adel und dessen Vorzugs-Berechtigung, das Offizierkorps zu stellen, ist ein Band, das Marwitz und seine Gesinnungsgenossen mit Friedrich dem Großen verknüpft. Man weiß, wie sehr dieser die Adelskorporationen, diese

„Grundlagen und Säulen des Staates", begünstigt hat: „Ihre Söhne sind es, die das Land defendiren; davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise meritiret conservirt zu werden." Der König hatte es den Märkern nie vergessen, daß die Kurmärkische Landschaft — deren Kasse 1811 mit Beschlag belegt wurde — den Staat einmal aus der Not gerettet hat (1744). Treue um Treue! In derselben Zeit, wo die Männer der Reform, Stein, gar Schön, selbst Scharnhorst und Arndt, in scharfem Gegenschlag gegen die Ära des absoluten Königtums über den großen König mehr oder minder entschieden den Stab brechen, haben diese märkischen Junker sein Andenken treu bewahrt. „Wahrlich, die Sache ginge ... auseinander," meint Marwitz einmal, „wenn der alte Fritze nicht noch in zu vielen Köpfen lebte!"

So gehört Marwitz noch dem alten agrarisch-konservativen Preußen an, wenn auch nicht wenige Fäden auf die Neuzeit hinüberweisen; „eine aus lauter Preußentum gezogene concentrirte Säure" möchte man ihn mit einem Wort von Clausewitz nennen. Aber er ist nicht nur „Preuße", sondern in erster Linie noch Märker, liebt die Mark über alles: Brandenburg und Pommern sind ihm der Kern des Staates. Ostpreußen bleibt ihm fremd; als er, von dort zurückgekehrt, die Küste Rügens erschaut, jubelt er auf: aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt! Er selbst, der König, haben in seinen Augen ein „brandenburgisches Herz", einen „brandenburgischen Magen"; sind doch die Marken „die ursprünglichen Stammländer".

Marwitz hat Gefühl für die Größe und Eigenart des preußischen Staates; keine geborenen Fremden dürften Minister sein. Als man Bernstorff fürs Auswärtige in den preußischen Staatsdienst übernommen hat, schreibt er: „Wenn man solchem Überkömmling auch alle möglichen Tugenden zugestehen will, so konnte er doch das niemals haben, worauf es gerade in diesem Posten einzig und allein ankommt, nämlich preußischen Charakter, preußische Ehre und ein preußisches Herz." So fordert er — wir sahen es schon — die führende Rolle in Deutschland für Preußen. Daher seine Abneigung gegen Österreich, sein Haß gegen die Sachsen; erwähnt er einen, so ist es ein „hölzerner Sachse": in allem klingen noch die Stim-

mungen der beiden Schlesischen und des Siebenjährigen Krieges nach. Daher seine scharfe Verurteilung der preußischen Restaurationspolitik, der heiligen Allianz, die ihm Preußen in das Schlepptau Österreichs zu bringen scheint. Metternich war „ein Kerl wie Hardenberg, aber viel schlechter". Marwitz empfindet den Dualismus in Deutschland, zumal in den Jahren nach 1815, in voller Schärfe.

Hier zeigt er einen treffenderen politischen Blick als die meisten Feudalen jener Zeit. Er hat Verständnis für das Wesen der Macht, wie es die Konservativen fast jederzeit bewiesen haben. Das Wartburgfest erscheint ihm als „Studentenstreich", er verurteilt die Demagogenriecherei. Sein realpolitischer Sinn, den er auch bei seiner günstigen Beurteilung der griechischen Revolution bewährt, und die liberalen Anwandlungen nach 1815 treffen hier zusammen. Auch in der Polenfrage hat er jederzeit richtiger geurteilt, als seine Gegner: stolz blickt er auf den Polen herab, diesen politischen Werther des deutschen Liberalismus von 1830—48.

Einem ordnet sich Marwitz aber jederzeit unter: dem Vaterland. Ein glühender und unbeugsamer Patriotismus erfüllt ihn: diesem sind viele seiner scharfen Urteile entsprungen, auch die über König Friedrich Wilhelm III. Denn das Problem: wer ist schuld an der Katastrophe von 1806? hat er sich dahin beantwortet: in erster Linie die Leiter des Staates, der König selbst. Sobald er diesem persönlich gegenübertritt, bricht seine Liebe und Verehrung immer wieder durch; trotzdem sind seine sachlichen Urteile von schonungsloser Schärfe: in ihnen kommt sein Schmerz über die Katastrophe des Vaterlandes zum Ausdruck. — Er haßt alles Französische: Napoleon wird gelegentlich „Menschenfresser", „Treuloser", „Mörder", seine Soldaten eine „Räuberbande" genannt, obwohl Marwitz das Feldherrngenie des großen Korsen bewundert, ihn als Mann der Tat, der absoluten Entschlußkraft anerkennt. Es weht aus jenen Urteilen noch etwas von dem Grimm der märkischen Landwehr uns entgegen, die das Gewehr umdrehte und zum Kolben griff. —

Wir wenden uns zu Marwitz' Stellung in der preußischen Geschichte. Stahl, der hochbegabte Führer der Konservativen und Lehrer des öffentlichen Rechts, sprach in der ersten preußischen Kammer am 5. März 1852 das denkwürdige Wort:

„Ich halte den General von Marwitz nicht für den vollständigen reinen Repräsentanten der Preußischen Politik, ich halte aber auch den Staatsminister von Stein nicht dafür. Wenn ein Staatsmann diese Beiden in sich vereinigen und versöhnen könnte, dann würde er vielleicht das wahre vollkommene Urbild des Preußischen Staatsmanns sein. Einen solchen Staatsmann können wir nur von Gott erbitten."[1])

Wieviel von Bismarckschem Geiste in der Tat in Marwitz' Schriften enthalten ist, wird jedem Leser dieser Zeilen schon aufgefallen sein. Auch der Begründer des Deutschen Reiches entstammt ja demselben märkischen Junkertum, und wenn er auch selbst „die Vorurteile seines Standes" für seine jüngeren Jahre bestritten hat, — wir wissen es alle, wie tief er nicht nur in dem Jahrzehnt des Landwirts (1838—48) darin gelebt hat. Damals fühlte sich Bismarck ganz als „adligen Gutsherrn, ... als Ständisch-Oppositionellen, als Monarchisten, der aber kein Absolutist, der indessen auch durchaus kein Liberaler ist. Die Bureaukratie blieb der Gegenstand seiner Abneigung, die patrimonialen Befugnisse des Edelmannes wünschte er zu erhalten."[2])

Aber mehr noch: das Altpreußentum ist die große Kette, welche beide miteinander verbindet und die von Friedrich dem Großen bis tief ins 19. Jahrhundert hinüberreicht. Es ist die eine der beiden großen Komponenten der preußisch-deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, ein Partikularismus im großen, eine spezifisch preußische Staatsauffassung, die auch mit der Begründung des Reiches keineswegs mit einem Schlage verschwunden ist. Auch Bismarck greift, wie Marwitz, in den „Gedanken und Erinnerungen" immer wieder auf Friedrich II. zurück, den Begründer der preußischen Großmacht, als dessen Fortsetzer er sich fühlt.

Manche Züge blieben Bismarck und Marwitz dauernd gemeinsam. Beide sind geborene Herrschernaturen, mit dem Landleben verknüpft, voll Feindschaft gegen Doktrin[3]) und Juristerei, gegen

[1]) Vgl. Siebzehn parlamentarische Reden und drei Vorträge von Stahl, Berlin, 1862, S. 81.

[2]) Vgl. Marcks, Bismarck (Essays von Treitschke und Marcks, Deutsche Bücherei Bd. 29 S. 76 f.).

[3]) Bei Marwitz wenigstens gegen liberale Doktrin, obwohl er als Konservativer eigentlich ebenso doktrinär war.

den Schematismus der allezeit befehdeten „Geheimen Räte"; beide begabt mit einer rein praktischen Intelligenz für alles Reale und Greifbare. Beider lebensvoll-anschauliche, wuchtige Sprache ist eng verwandt. „Ich wünsche eine Interessenvertretung", hat auch Bismarck einmal geäußert. Fast so scharf wie Marwitz schreibt er 1879 von dem gelehrten Proletariat, an dem der Norden reicher sei als der Süden, von den „studierten und hochgebildeten Herren ohne Besitz, ohne Industrie, ohne Erwerb", die das revolutionäre Ferment lieferten.[1])

Weit mehr noch! Im Juni 1895, am Schluß seines Lebens, als er wieder vorwiegend der Gutsherr geworden war, hat Bismarck zur Abordnung des Bundes der Landwirte Anschauungen geäußert, die genau so gut aus Marwitz' Munde stammen könnten: „Alle, die wir produzieren, wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produzieren, als Gesetze und das Recht! — und das reicht nicht. Ich schließe meine Äußerung mit der Bitte, mit mir zusammen den ersten Grundbesitzer unseres Landes, den Kaiser, leben zu lassen, . . . dem ich auch wünsche, daß die alte, vornehme Art noch Geltung hätte, nach der ein regierender Herr, bei uns wenigstens, keine Geldabfindung vom Staate empfängt, sondern seine ihm angestammten Güter behält und aus denen herauswirtschaftet und auf diese Weise mit der Landwirtschaft und mit dem Lande jede Bewegung fühlt an seinen eigenen Ergebnissen. Nun, das ist ein frommer Wunsch, der sich nicht verwirklichen wird. Ich gebe ihm hier nur Ausdruck, um meinen Gedanken zu beleuchten; ich würde sonst noch weiter gehen und sagen: Gebt jedem Staatsminister eine Domäne, von deren Ertrag er zu leben hat, oder beteiligt ihn an einer Industrie, deren Erträge sein Einkommen bilden."

Gewiß sind diese Worte auf einen bestimmten Hörerkreis berechnet und spiegeln bei Bismarck nur eine „mehr theoretische Unzufriedenheit mit den bestehenden heutigen Verhältnissen"; aber wer wollte leugnen, daß hier ein fest geschlossener politischer Gedankenstrom aus dem alten Preußen bis in die Gegenwart hinüberfließt, und wer wüßte nicht, daß Tausende noch heute so denken?

[1]) Vgl. Meinecke, Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks, Hist. Ztschr. Bd. 82, S. 290 f.

Marwitz, der diesen und ähnlichen Anschauungen den schärfsten Ausdruck verliehen hat, ist somit ein Vorläufer der konservativen Parteien von heute, vor allem des agrarisch gefärbten rechten Flügels, einer der Begründer konservativer Parteianschauung. Noch 1872 erklärte ein Abgeordneter (Meyer-Arnswalde) brieflich, daß „die heutige conservative Partei" Marwitz „als ihren Stifter und ersten Vorkämpfer verehrt". Das ist zu viel gesagt; aber aus der altständischen Partei, den Feudalen, als deren Vorkämpfer uns Marwitz erscheint, ist, als ihrer Hauptwurzel, 1848 die konservative Partei in Preußen erwachsen. Mit Marwitz beginnt — Fontane hat recht — ein politischer Parteikampf in Preußen: es ist der historisch notwendige Gegenschlag gegen die Ideen der französischen Revolution, ihre Übertragung und Umbildung durch die Reform, aus dem Marwitz' eigene Lehren erwachsen sind.

Gewiß reichen die Wurzeln dieser konservativen Parteianschauung weit zurück: bis in das 17. Jahrhundert müßte man hinaufgehen, in seine sozialen Machtverhältnisse und seine Staatstheorie, wenn man ihre Genesis begreifen will. So zeigt auch dieser märkische York einen Januskopf, dessen eines Antlitz etwa zu Konrad v. Burgsdorff, dessen anderes zu dem Begründer des Reiches hinüberschaut.

Natürlich ist bei Marwitz noch keineswegs das Partei-Dogma von 1848 ausgebildet, nach dem die erste Ausgabe seiner Schriften zurechtgeschnitten war. Gar manches fällt noch aus diesem Rahmen hinaus: nicht nur die liberalen und nationalen Anwandlungen von 1813/19, sein Ruf nach Verfassung, nach Schwurgerichten, seine Abneigung gegen Legitimitätsidee, Gottesgnadentum usw.: auch die Formel Stahls „Autorität, nicht Majorität", den Grundsatz der konservativen Partei der fünfziger Jahre, hätte Marwitz sich schwerlich in vollem Umfang zu eigen gemacht. Aber auch ihm erschien die französische Konstitution von 1791 als „der Grundstein alles Übels", auch er hat „das Antlitz nach der Vergangenheit gewendet, in voller Ehrfurcht vor den Ehren, den Sitten, den Rechten der alten Zeit", auch er erklärt: außerhalb des Königs und der Beamten gibt es keinen Staat, ja sogar gelegentlich: der König ist der Staat, auch er teilt die Abneigung der heutigen Agrarier gegen die großen Städte: alles Gedanken und Stimmungen, die

zur Kreuzzeitung und Deutschen Tageszeitung und den Anschauungen ihrer Leser hinüberweisen. Noch um 1880 bemerkt ein liberaler Politiker, daß Marwitz' Schriften „noch heutzutage in gewissen Kreisen ein wahrhaft kanonisches Ansehen genießen".

Vielen haben seine Schriften schon in ihrer Erstausgabe Lebensnahrung gebracht, aber auch Haß hat dieser Protest gegen die Revolution von 1848 innerhalb und außerhalb Preußens erregt. Nicht nur in der Presse, bis in die Kreise der Wissenschaft hinüber sind Marwitz' Lehren bestritten worden: Droysen hat mehr als einmal in seiner Geschichte der Preußischen Politik scharfe Hiebe gegen ihn ausgeteilt, und Häussers Ausführungen über ihn als „pikante" Erscheinung sind mehr Widerlegung als Würdigung. Noch 1872 hat Virchow im Abgeordnetenhaus einen Angriff gegen Marwitz gerichtet, mit der köstlichen Behauptung, dieser sei „nach einem ziemlich beglaubigten Gerücht" es gewesen, der Stein an Napoleon verraten habe,[1]) und noch 10 Jahre später hat der liberale Parteiführer Braun-Wiesbaden[2]) ohne jede Spur von Verständnis, herablassend und salopp, gegen Marwitz als Urtypus der „Reaktion" und ersten der unbelehrbaren „Agrarier"[3]) heftig, ganz persönlich, polemisiert. „Ist es gleich Unsinn, hat es doch Methode" — dies das Endresultat freisinniger Weisheit von damals über Marwitz' Lehren.

Uns erscheint er — ohne ihn verherrlichen zu wollen — in einem gänzlich anderen Licht. Der Mann, welcher in Alexis' Isegrimm als Major v. Quarwitz auf Jlitz[4]) und weit mehr noch als Berndt v. Vitzewitz in Theodor Fontanes „Vor dem Sturm" fortlebt, kann nicht schlechthin geirrt haben: nur der mit einem Teil ihres Wesens fortwirkenden Gestalten pflegt die Dichtung schon so bald nach ihrem Tode sich anzunehmen. Dem romantischen

[1]) Vgl. Kreuzzeitung vom 29. November 1872, mit Virchows Widerruf.

[2]) Von Friedrich d. Gr. bis zum Fürst Bismarck. Fünf Bücher Parallelen zur Geschichte der Preußisch-Deutschen Wirschaftspolitik. Von Karl Braun-Wiesbaden. Berlin, 1882, S. 182—205.

[3]) Interessant ist Brauns Bemerkung, daß die Benennung „Agrarier" damals seit kurzem, also etwa seit 1879/80, aufgekommen war. Er urteilt, „diese Sorte von Leuten" habe sich selbst „wahrscheinlich in Erinnerung an die schlimmen agrarischen Bewegungen zur Zeit der römischen Gracchen" diesen Namen beigelegt.

[4]) Jlitz ist Quilitz, das jetzige Neu-Hardenberg.

Sinne des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) freilich kam Marwitz „wie eine Erscheinung aus einer andern fremden Zeit" vor. „Seine Individualität mahnte an die Zeit des Sickingen und Hutten." Er „war — so schreibt der Kronprinz — ein ganzer Mann, sich treu von Jugend auf, seiner herrlichen Gaben ohne Falsch gebrauchend, als Soldat, Vasall und Edelmann . . . Er war klar und wahr ein teutscher Ritter, und es giebt sehr Wenige, auf deren Freundschaft ich so stolz war, denn ich wußte, daß er mich lieb hatte und nie hab' ich ein Wort des Lobes aus seinem Munde vernommen".

Wir werden den Teil seines Wesens stärker betonen, der auf die Zukunft hinüberweist; aber auch uns fesselt immer wieder die kernige, bis in die letzte Faser aufrechte und wahrhaftige Persönlichkeit dieses Mannes. Im Begriff des Charakters liegt die gleichmäßige, konsequente Befolgung bestimmter Grundsätze. Mögen wir seinen Lehren noch so oft widersprechen wollen: auch für ihn gilt das Wort des geistreichen Königs:

„Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition!"

I.

Nachrichten aus meinem Leben, für meine Nachkommen.

1777—1808.

(Angefangen im März 1832.)

Kapitel 1.

Die Kindheit. (1777—1790.)

Die Vorfahren. — Kindheit. — Der große König. — Lehrjahre. — Das Leben und der Geist der alten Zeit. — Die neuen Aufklärungs-Lehren.

Ich, Friedrich August Ludwig v. der Marwitz, bin geboren den 29. Mai 1777 zu Berlin, in der Wilhelmstraße, in dem damals Vossischen Hause, welches jetzt der Palast des Prinzen August[1]) von Preußen ist. Getauft wurde ich von dem berühmten Propst Spalding an der Nikolaikirche. Mein Vater war Behrend (oder Berndt) Friedrich August v. der Marwitz, Königlicher Kammerherr, früher Hofmarschall des Prinzen Ferdinand, Bruder König Friedrichs II., und seit 1786 Hofmarschall König Friedrich Wilhelms II. Meine Mutter war Susanne Sophie Marie Louise v. Dorville, einzige Tochter des Königlichen Staatsministers Johann Ludwig v. Dorville, aus seiner zweiten Ehe mit Charlotte Friederike v. Béville.

Das Geschlecht derer v. der Marwitz gehört zu den ältesten der Mark Brandenburg und ist von Ursprung in der Neumark und auch in Pommern ansässig gewesen. Die Nachrichten von selbigem sind darum sehr unvollständig, weil das Neumärkische Lehns-Archiv im Jahre 1758 durch das Bombardement von Küstrin durch die Russen verbrannt ist, und weil sämtliche alte Familiengüter in fremde Hände gekommen sind. Jedoch weiß man aus dem Stiftungsbriefe des Doms zu Soldin vom 30. Mai 1298,[2])

[1]) 1779—1843, Chef der Artillerie, Sohn des Prinzen Ferdinand.

[2]) Nach neueren Forschungen wird der Name de Marwitz schon früher genannt: bereits 1259 in einer Urkunde über Oberberg (Riedel, Codex diplom. Brandenb. XIII, 208). Vgl. H. v. Redern, Geschichte der Familie v. der Marwitz (1879) S. 8, 29—30.

von Markgraf Albrecht V. (aus dem Anhaltischen Hause), welcher in der Gundlingschen Sammlung aufbewahrt und in Buchholtz' Geschichte der Mark Brandenburg[1]) abgedruckt ist, daß Zabel und Henning v. der Marwitz diese Urkunde als Zeugen unterschrieben. Sie schließt mit folgenden Worten: Testes huius sunt . . . Zabellus et Henningus de Marwitz usw.[2]) Ob damals schon die Erneuerung des Geschlechtes stattgefunden hatte oder später erfolgt ist, welche allen v. der Marwitz bekannt und durch ihr Wappen aufbewahrt ist, ist unbekannt. Es heißt nämlich: von dem ganzen Geschlecht sei nur eine einzige Jungfrau übrig geblieben. Wie diese zum mannbaren Alter gelangt sei und auch einen Bewerber gefunden habe, sei sie betrübt geworden darüber, daß ihr Stamm und Geschlecht mit ihr aussterben werde. Sie sei deshalb an den Hof des Kaisers gereiset, habe ihren Gram vorgestellt, sich ihm zu Füßen geworfen, sich die Haare ausgerauft und gebeten, daß, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet würde, selbige den Namen und das Wappen derer v. Marwitz fortführen dürften. Der Kaiser habe ihre Bitte gewährt, und wie sie denn wirklich Söhne bekommen, habe er befohlen, daß selbige v. der Marwitz heißen und das alte Wappen, einen goldenen Stamm im blauen Felde, dergestalt verändert fortführen sollten, daß dieser Stamm wieder neue Sprossen treibe (revirescit), und über dem Wappen, als Helmschmuck, die Jungfrau zwischen den Flügeln des kaiserlichen Adlers gesetzt werde, welche sich die Haare ausrauft. Einige bilden letztere auch so ab, daß sie sich den Brautkranz aufsetzt, so daß jenes die Erscheinung vor dem Kaiser im Kummer, dieses aber die Zubereitung zur Vermählung, nachdem ihre Bitte erhört worden, versinnlichen würde.

Es ist wahrscheinlich, daß die v. der Marwitz ihren Namen von dem alten Stammgute Marwitz, bei Landsberg an der Warthe, bekommen haben, denn alles, was man von ihnen weiß, zeigt, daß sie beständig in jener Gegend gewohnt und gewirkt haben. Die noch vorhandenen Lehnbriefe von 1614 (Kurfürst Johann Si-

[1]) Versuch einer Geschichte der Churmarck Brandenburg von der ersten Erscheinung der deutschen Sennonen an bis auf jetzige Zeiten, ausgefertiget von Samuel Buchholtz, Bd. IV (1771) Anhang S. 187. Riedel XVIII, 442 f.

[2]) Zeugen hierfür sind . . . Zabel und Henning v. der Marwitz usw. (Zeugenreihe am Schluß mittelalterlicher Urkunden.)

gismund) bis 1714 (König Friedrich Wilhelm I.) zeigen, daß sie damals ununterbrochen besessen haben die Orte: Grünrade, Beerfelde, Sellin, Babbin halb, den Warnitz-See, Neuen-Zantoch, sammt dem halben Städtchen Stennewitz, Pyrehne, Hohenwalde, Gornow, Marwitz („sammt dem Durchbruch bis so weit als das Feld zu Schönefelde und der Marwitz gehet und sich strecket"), endlich Schönfelde und Rahnsdorf.[1])

Von unseren neumärkischen Vorfahren wissen wir, daß Konrad v. der Marwitz im Jahre 1403, wie der nachmalige Kaiser Sigismund, damaliger König von Ungarn und Böhmen, die Neumark dem deutschen Orden und dessen Hofmeister Conrad v. Jungingen, verpfändete, mit mehreren von der Ritterschaft in der Urkunde Zeugnis ablegte, daß die ganze Neumark, soweit sie zwischen der pommerschen Grenze, der Oder und Warthe sich strecket, dem deutschen Orden gehuldigt habe.[2]) Bald darauf war Alexander oder Zander v. der Marwitz Landvogt über die Neumark für den deutschen Orden, und bestätigte als solcher 1420 denen v. Sydow ihr Lehn über Fürstenfelde.[3]) Zwar will ein Herr Wohlbrück in der Geschichte des Bistums Lebus[4]) behaupten, dieser Mann habe Alexander Machewitz geheißen, weil er im Codex diplomaticus Polon. so genannt werde. Wieviel wahrscheinlicher ist aber, daß sich in dem Codex diplomaticus ein Druckfehler eingeschlichen habe, als daß ein Bürgerlicher, wenn er auch ein ganz freier Mann gewesen, als Landvogt die ganze Provinz regiert, also über ritterbürtige Leute sollte ge-

[1]) Es ist unbekannt, ob das andere Marwitz, drei Meilen von Berlin, im Havellande, auf dem Wege nach Kremmen gegen Bötzow gelegen, und ein drittes Marwitz in Pommern an der Oder, Gartz gegenüber, von ihnen gegründet worden ist, oder woher sonst diese Orte ihren Namen führen. Aber Groß- und Klein-Marwitz, bei Preußisch-Holland in Ostpreußen, ist ohne Zweifel von einem Marwitz gegründet worden, der dort im Orden der deutschen Ritter war. Noch ein fünftes Marwitz, im Braunschweigischen, hat 1480 Caspar v. der Marwitz gehört, dessen Sohn Wolff nachher Großvogt in Wolfenbüttel war (vide Angeli, Märkische Chronik bei Cramerus, Bd. II, Kap. 33). [v. M.]

[2]) vide Angelus und Buchholtz Teil II, S. 556. [v. M.]

[3]) vide Buchholtz, Geschichte der Mark Brandenburg Teil III. S. 88. [v. M.]

[4]) Geschichte des ehemahligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Nahmens. Von Siegmund Wilhelm Wohlbrück, Königl. Preuss. Kriegsrathe, 3 Teile, Berlin 1829. Marwitz hat in sein Exemplar geschrieben: „Hierinn über die älteste Verfassung eine Menge höchst sonderbarer Hirngespinste".

herrscht, und ihnen, statt des Landesherren, Lehnbriefe ausgefertigt haben?

Nicht lange nachher, zwischen 1440 und 1470, bestätigte Kurfürst Friedrich II. Otten v. der Marwitz das Dorf Sellin zum Leibgedinge seiner dritten Tochter. Dieses Dorf ist also, bis es bei meinen Lebzeiten verkauft worden, über 300 Jahr in unserer Familie gewesen.

Wir sind nun zu der Zeit gekommen, wo ich meine direkten Vorfahren mit Bestimmtheit angeben kann. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte Peter v. der Marwitz. Er besaß Grünrade, Beerfelde und Sellin und war zweimal verheiratet, einmal mit Ursula v. Arnim und sodann mit Ursula v. Schönebeck. Mit der v. Arnim zeugte er einen Sohn, Baltzer, mit der v. Schönebeck aber einen, Moritz, welcher der Stammvater wurde der beiden Häuser Beerfelde und Leine. Leine ist bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in unserer Familie gewesen.

Peter v. der Marwitz aber trat zur lutherischen Religion über und hielt sich nach Buchholtz[1]) schon 1529 einen eigenen lutherischen Hauskaplan. Von ihm an sind alle seine Nachfolger genau bekannt.

Seinen Urenkel Georg v. der Marwitz finden wir als Erbherren auf dem bis dahin unbekannten Gute Dölzig in der Neumark; er war kurbrandenburgischer Oberst, Kommandant und Amtshauptmann zu Driesen, nachdem er den Dreißigjährigen Krieg mitgemacht und 1693 mit den Obersten Rochow, Kracht und Goldammer einen Anschlag auf Frankfurt mitgemacht hatte, wo er aber von den Schweden geschlagen wurde. Georgs ältester Sohn, Hans George v. der Marwitz, war 1638 geboren, kam 1655 auf das Berlinische Gymnasium,[2]) 1658 auf die Universität Frankfurt, wo er die Rechte studierte. 23 Jahre alt, ging er mit einem Vetter auf Reisen, zuerst auf die Universität nach Leyden, dann nach dem Haag. 1662 ging er nach Paris und von da nach Orleans, wo er sich über ein Jahr aufhielt und „Prokurator der deutschen Nation“[3]) war, wie seine Leichenrede sagt. Es ist merkwürdig, daß er in Orleans, in derselben Stadt, die ich, sein Urenkel, 152 Jahre später als Feind in Besitz genommen

[1]) Teil III, S. 360. [v. M.] — [2]) Zum Grauen Kloster, Klosterstraße.
[3]) Vorsteher der Deutschen an der Universität (juristischen Fakultät).

habe, eine öffentliche Charge bekleidet hatte. Nach Ablauf dieses Jahres kehrte Hans George über England und Holland nach Deutschland zurück. 1644 wurde er Kammerjunker am Hofe des Großen Kurfürsten, wurde von diesem zu verschiedenen Gesandtschaften gebraucht und deshalb zum Hof- und Legationsrat ernannt. Vier Jahre darauf wurde er, nach dem Tode des Fürsten von Anhalt-Zerbst, bei dessen unmündigen Söhnen zum Hofmeister ernannt, ohne deshalb die kurbrandenburgischen Dienste zu verlassen; er führte sie auf Reisen durch England, Frankreich, Italien und an den kaiserlichen und sächsischen Hof, und kehrte 1672 zurück. Sein Zögling trat die Regierung an, es scheint aber aus allen Nachrichten hervorzugehen, daß Hans George sie bis an sein Ende beinahe ganz geführt hat. Er wurde Hofmarschall und Kammerpräsident, bald darauf Geheimer Rat und mußte sich beinahe immer in Zerbst aufhalten, wo er auch gestorben ist. Er erbte und kaufte verschiedene Güter in der Kurmark und brachte so die Familie aus der Neumark in die Kurmark hinüber.

Im Jahre 1673 vermählte er sich mit Marie Elisabeth, der ältesten Tochter des damaligen kurbrandenburgischen Obersten Joachim Ernst v. Görtzke, Erbherrn auf Friedersdorf, Kienitz und Vollersdorf.[1]) Da er nur zwei Töchter hatte, so teilten sich diese so in die Erbschaft, daß die Gemahlin Hans Georgens Friedersdorf und Kienitz, die jüngere aber Geld bekam. Auf diese Weise kam das Gut Friedersdorf[2]) in die v. Marwitzsche Familie,

[1]) Dieser Görtzke wurde durch die Schlacht von Fehrbellin und noch mehr durch die Vertreibung der Schweden aus Preußen berühmt. Er starb vier Jahre nach dieser seiner letzten Waffentat, 1682, als General-Lieutenant von der Kavallerie, Oberster zu Fuß und zu Roß, und Gouverneur der Feste Küstrin. [v. M.] (Vgl. über ihn Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg II[3], 220 ff.)

[2]) Friedersdorf — etwa 2½ Meilen südwestlich von Küstrin gelegen — hatte bis 1529 der Familie v. Schapelow (so wie beinahe alle Güter dieser Gegend) gehört; damals starb der letzte Besitzer ohne Agnaten, und Kurfürst Joachim I. verlieh es dem Melchior v. Pfuel zu Quilitz. Nach ihm besaß es dessen Sohn oder Enkel George v. Pfuel bis 1629; während der größten Drangsale des 30jährigen Krieges führte dessen Witwe, Adelgunde, geborene v. der Marwitz, die Vormundschaft über ihre beiden Söhne, Itel und Heino Pfuel. — Diese waren 1652 so tief verschuldet, daß das Gut von den Kreditoren angeschlagen und von dem vorbedachten Obersten v. Görtzke für 14 000 Taler erworben wurde. [v. M.]

in welcher es sich jetzt 150 Jahre befindet, und wurde das Stammgut der Linie, die sich nach der Kurmark gewendet hatte. Das Übergabeprotokoll und Inventarium sind noch vorhanden: Das ganze Gut war beinahe wüste, die Kirche war 1637 von den kaiserlichen Truppen zerstört worden, der Turm eingefallen, die beiden Rittersitze ebenfalls zerstört und unbewohnbar. Zwölf Kossätenhöfe, auf denen noch vier Häuser standen, waren wüst; vier Bauern und ein Kossät waren vorhanden, die an ihren verfallenen Scheunen baueten.

Görtzke bevölkerte und erbauete das Dorf nach und nach wieder. Hans George v. der Marwitz machte den Acker und den anstoßenden Teil des Oberbruches urbar, erbaute den gegenwärtigen Rittersitz, die Kirche und den Turm, setzte wieder einen Prediger und Küster an und ordnete alle Verhältnisse, so daß er als der neue Begründer dieses Ortes angesehen werden muß. Es scheint, daß alle Marwitze ihre Wohnhäuser nach einer gemeinschaftlichen Regel gebaut haben, nämlich, gestaltet auf der Erde wie ein lateinisches T, und im Vogelfluge gesehen wie ein Kreuz (+), weil in der Mitte der Vorderfront sich ein Frontispitz befindet, wodurch das Dach die Kreuzesgestalt bekömmt. So sind nicht nur die Schlösser in Friedersdorf und Groß-Rietz, sondern auch in Sellin und Leine gebaut, und ich habe gehört, das alte Haus in Beerfelde sei ebenso gewesen. Im Jahr 1687 vermählte sich Hans George zum zweiten Male, mit Elisabeth Sibylle v. Osterhausen; er starb 1704 und hinterließ vier noch unmündige Söhne. Er hatte seine Gemahlin zu ihrer Obervormünderin und zur Verweserin aller seiner Güter bestellt. Sie führte dieses schwierige Geschäft 15 Jahr mit unermüdeter Sorgfalt, Sparsamkeit und männlicher Klugheit; sie hat die Kirchen in Friedersdorf[1]) und Rietz sehr zierlich ausgeschmückt, mit Orgeln versehen und beschenkt, und sich als eine Mutter der Armen und Notleidenden bewiesen.

Von ihren Söhnen übernahm August Gebhard, nach erlangter Mündigkeit, die Güter Friedersdorf und Kienitz. Er hatte in dem zu Frankfurt stehenden Infanterie-Regimente, welches nachher dem Feldmarschall Grafen v. Schwerin gehörte, gedient

[1]) Vgl. die Schilderung dieser Dorfkirche, „die sehr wahrscheinlich in märkischen Landen nicht ihresgleichen hat", bei Fontane, II, 219 f. — Groß-Rietz bei Beeskow, heute wieder in dem Besitz der Familie v. der Marwitz.

und die Belagerung von Stralsund (1715) und die Landung auf der Insel Rügen gegen Karl XII. unter dem alten Dessauer mitgemacht. Bei Übernahme des Gutes Friedersdorf nahm er seinen Abschied und hat dieses Gut 34 Jahre lang mit Fleiß und Einsicht selbst bewirtschaftet. Im Jahre 1721 hat August Gebhard das halbe Dorf Kienitz — mein Vater und seine Brüder klagten über dabei erlittenen Zwang — an König Friedrich Wilhelm I. verkaufen müssen. Er bekam 22 000 Taler, behielt das Recht, für seine Familie und alle Friedersdorfschen Wirtschaftsfuhren, auf der Fähre bei Kienitz unentgeltlich über die Oder gesetzt zu werden und bekam das Vorrecht, in Berlin mit sechs Pferden fahren zu dürfen. Ob er es je ausgeübt hat, ist unbekannt.[1]) Er starb im Dezember

[1]) Hier will ich eine merkwürdige Geschichte einschalten, die zu dem vielen Unbegreiflichen gehört, was man von Ahnungen und der geistigen Gemeinschaft der Seelen erzählt.

Mein Großvater hatte einen Koch mit Namen Räuber und einen Läufer mit Namen Unterfutter. Die Läufer wurden damals nicht nur zum Voranlaufen bei dem Wagen gebraucht, worin die Herrschaft fuhr, sondern auch zu Bestellungen über Land. Unterfutter muß ein wahrer Virtuose in seinem Fach gewesen sein, denn mein Vater hat mir sehr oft erzählt, daß, wenn er heute mit einem Brief zu dem Schwager meines Großvaters nach Heinrichsdorf (in Westpreußen, an der neumärkischen Grenze) geschickt worden, also 20 Meilen weit, er den dritten Tag mit der Antwort immer zurückgewesen sei.

Am 29. November 1744 war dieser Läufer nach Berlin geschickt, sollte den 30. zurückkommen, und blieb aus. Es war sehr tiefer Schnee gefallen. Da träumt dem Koch Räuber in der Nacht zum 1. Dezember, der Unterfutter erschiene ihm und bäte: er möchte schnell nach der kleinen Heide kommen (1200 Schritt vom Dorfe) und ihn erretten, — er läge im Schnee und werde gewiß erfrieren, wenn er nicht abgeholt würde. Räuber erwacht, denkt: ob er herausgehen solle, schlägt sich aber den Gedanken aus dem Sinn und schläft wieder ein. — Da erscheint ihm der Läufer zum zweiten Male und bittet dringender, — es sei die höchste Zeit, er liege auf dem und dem Fleck. Der Koch springt auf, will gehen, sagt es den andern Dienstboten, die lachen ihn aus; er schämt sich, legt sich wieder hin und schläft abermals. — Das Gesicht erscheint zum dritten Male, aber blaß und entstellt: es sei nun zu spät, Räuber sei an seinem Tode schuld, er solle nun wenigstens für ein ehrliches Begräbnis sorgen. — Nun wird es dem Koch zu arg, er geht mit der Laterne und mit Begleitung nach der Heide und findet den armen Unterfutter wirklich tot und erstarrt auf dem bezeichneten Fleck. Unterm 1. Dezember 1744 ist er unter den Gestorbenen im hiesigen Kirchenbuch. Mein Vater und meine Onkels haben mir die Geschichte erzählt. [v. M.] (Die Unterfuttereiche wird noch heute bei Friedersdorf gezeigt.)

1753 an den Folgen einer Erkältung, die er sich bei dem Brande des hiesigen Wirtschaftsgehöftes zugezogen hatte. Er hinterließ wiederum vier Söhne, von denen ich hier, außer meinem Vater, nur noch meiner beiden Onkel, Johann Friedrich Adolf und Gustav Ludwig, erwähnen will.[1])

Johann Friedrich Adolph war schon 1740 mit 17 Jahren in das Kürassier-Regiment Gensdarmes getreten und hatte alle Kriege Friedrichs des Großen mitgemacht. Er wurde 1758 bei Zorndorf Major und erhielt zugleich den Orden pour le mérite. Er kam 1763 als Oberst und Kommandeur dieses Regiments aus dem Kriege zurück. Das Gut Friedersdorf war ihm in der Erbteilung zugefallen; 1759, vor der Schlacht von Kunersdorf, wurde es von den Russen verheert, der Verwalter Reiche erstochen und sämtliche Einwohner zur Flucht gezwungen.[2]) Der Besitzer hatte also keinen erfreulichen Anblick, als er zurückkehrte; indessen erheiterte ihn ein altes Weib, das ihn seit Jahren nicht gesehen und keine Ahnung davon hatte, daß der damalige Leutnant in weit höherem Range zurückgekehrt sei. Sie sprach: „J, Herr Leutnant! Wie sehen Sie aus! Wat sind Se stark und alt geworden! — Na, det muß wahr sind, ut Kälber werden Ossen!"

Er verpachtete Friedersdorf und lebte in Berlin seinen Dienstgeschäften, das Gut nur im Sommer auf kurze Zeit besuchend. Er war ein sehr braver und in großer Achtung stehender Soldat, ein feiner und sehr gebildeter Weltmann, ein großer Freund der Literatur und der Kunst. Friedrich II. schätzte ihn sehr hoch, um so mehr, weil er das Regiment Gensdarmen beinahe den ganzen

[1]) Es ist bemerkenswert, daß meine Großmutter, die zweite Gemahlin August Gebhards, Ulrike Freiin v. der Goltz, drei Brüder hatte, welche sämtlich königlich preußische Generale wurden, darunter George Konrad, Chef der Gensdarmen, der 1745 in der Schlacht von Soor mit diesem Regiment und dem v. Buddenbrock 50 Eskadrons Österreicher, die in drei Treffen standen, warf und die Schlacht genau auf dieselbe Weise entschied, wie Seydlitz 12 Jahr später die von Roßbach. Einer derselben hatte wieder drei Söhne, die alle denselben Rang erreichten; der eine wurde nachher Kriegsminister, der zweite war lange Gesandter in Paris und starb in Basel, während er den Frieden unterhandelte, der dritte war Gesandter in Petersburg, nachher aber Chef des Leibkürassier-Regiments. [v. M.]

[2]) Die Familie v. der Marwitz bewahrt noch ein Ölbild des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs d. Gr., in das damals von den Russen ein großes Loch gebrannt worden ist.

Siebenjährigen Krieg hindurch, statt des eigentlichen Kommandeurs Oberst Graf Schwerin, mit dem größten Sukzeß geführt hatte. Später wurde Schwerin gefangen und das Regiment bekam den Obersten v. Woldeck zum Kommandeur. Ob dieser blessiert worden oder krank gewesen, weiß ich nicht, kurz, Johann Friedrich Adolph führte das Regiment, wie ich von meinem Großonkel, dem Generalleutnant v. Béville, und dem Feldmarschall Möllendorff oft gehört habe.

Wie nun bei der zweiten Okkupation von Berlin durch die Russen und Österreicher (1760), die bei diesen befindlichen Sachsen das Schloß zu Charlottenburg geplündert und die schöne Antikensammlung, die der König von dem Kardinal v. Polignac für große Summen gekauft hatte, zerschlagen hatten, ließ der erzürnte König das Schloß des sächsischen Premierministers Grafen Brühl zu Pförten, als Repressalie, zerstören, das kurfürstliche Jagdschloß zu Hubertsburg aber, in dessen Nähe die Armee stand, schenkte er dem Obersten Johann Friedrich Adolph, mit dem Befehl, alles ausräumen zu lassen, was darin transportabel sei. Es waren Kostbarkeiten, Silberzeug und viele herrliche Möbel und Tapeten, ein Geschenk von vielen tausend Talern. Nach einigen Tagen fragte der König ihn bei Tisch: „ob er alles habe wegbringen lassen?" Der Oberst sagte: „Nein." Nach einigen anderen Tagen, wo der König recht gut wußte, daß noch alles unangerührt stehe, tat er dieselbe Frage, und als die nämliche Antwort erfolgte, fragte der König: „Warum nicht?" — „Weil dies sich allenfalls für Offiziere eines Freibataillons schicken würde, nicht aber für den Kommandeur Sr. Majestät Gensdarmes!" war die Antwort. Der entrüstete König stand von der Tafel auf, schenkte dies Mobiliar dem Obersten Quintus Icilius, und der plünderte alles rein aus. Den Obersten v. der Marwitz aber ließ der König seitdem seine Ungnade empfinden. Bei allen Revuen nach dem Frieden war der König immer höchst unzufrieden. Johann Friedrich Adolph wurde der älteste zum Regimentschef, — ein Regiment wurde vakant, er wurde übergangen. Nun forderte er den Abschied. Der König, der solchen renommierten Offizier nicht verlieren wollte, schlug ihn ab. Er schrieb zum zweiten Mal und erhielt dieselbe Antwort. Nun wurde sogar das Regiment Gensdarmes vakant und erhielt den königlichen Generaladjutanten

v. Kruſemarck zum Chef. Nun tat Johann Friedrich Adolph keine Dienſte mehr und blieb ein ganzes Jahr lang zu Hauſe. Alle Sendungen des Königs an ihn: „daß er das nächſte vakante Regiment bekommen ſollte, und zwar dergeſtalt, daß er gewiß zufriedengeſtellt ſein würde", waren vergeblich. Er ließ antworten, was geſchehen ſei, könne der König nicht ungeſchehen machen, auch den Kruſemarck nicht wieder wegjagen, er aber habe ſo gedient, daß er ſich kein passe-droit brauche gefallen zu laſſen. Und ſo forderte er zum dritten Male den Abſchied und erhielt ihn 1769. Er war damals erſt 46 Jahr alt.

Er befand ſich nun in ziemlich ſchlechten Umſtänden, da er nichts hatte, als die Einkünfte von Friedersdorf, von denen er ſeinen Geſchwiſtern viel abgeben mußte. Er kam wenig nach Friedersdorf und lebte meiſtenteils in Berlin, wo er eine ſehr ſchöne Bibliothek hatte (die noch hier in meinem Zimmer ſteht), deren größten Teil er in den Winterquartieren zu Leipzig dem Quintus Icilius im Spiel abgewonnen hatte, die er aber fortwährend vermehrte. Auch hatte er eine nicht unbedeutende Gemäldeſammlung. Er war ſehr wohlgelitten bei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs. Wie nun der Bayeriſche Erbfolgekrieg 1778 losbrach und der Prinz Heinrich mit einer Armee von Sachſen aus in Böhmen einrücken ſollte, während der König dasſelbe von Schleſien aus tat, trug ihm der Prinz an, ihn als Generalintendant (oberſter Direktor der Verpflegung) zu begleiten. Ungeachtet er ſchon 55 Jahr alt war, übernahm er dennoch das ungewohnte Geſchäft, wurde hierbei Generalmajor, machte den Krieg mit und zog ſich nach baldiger Beendigung desſelben wieder zurück. Er ſtarb am 14. Dezember 1781 im 59. Jahr ſeines Alters, völlig inſolvent. Verheiratet war er nie geweſen.

Der zweite Sohn Auguſt Gebhards, Guſtav Ludwig, ward auf der Ritterakademie in Liegnitz erzogen, 1747 Offizier, im Siebenjährigen Kriege Stabs-Rittmeiſter und wegen Auszeichnung in der Schlacht bei Hochkirch, wo er auch den Orden pour le mérite erhielt, ſogleich Major, 1772 Oberſt, fünf Jahre darauf Kommandeur des Regiments Gensdarmes. Noch in demſelben Jahre wurde er Generalmajor und erhielt das Küraſſier-Regiment, welches in Salzwedel in Garniſon ſtand. Wie der

Bayerische Erbfolgekrieg beginnen sollte, wo Sachsen mit uns verbündet war, suchte der Kurfürst von Sachsen einen preußischen General, um seine Kavallerie zu kommandieren. Es wurde dem Gustav Ludwig ein sehr hohes Gehalt und die Ernennung zum Generalleutnant angeboten. Er, in der Erwartung eines langen Krieges, ging darauf ein und bat den König, ihm die Erlaubnis dazu und den Abschied zu bewilligen. Sei es, daß dieser die unbiegsame Festigkeit des Bruders noch im Sinne hatte, oder aus welcher Ursach' sonst, genug, er antwortete: sobald er außer Landes gehen wolle, würde der Fiskus sogleich sein Vermögen einziehen. Natürlich blieb Gustav Ludwig, hatte aber nach dem Frieden ebenfalls so unangenehme Revuen, daß er 1784 den Abschied forderte und erhielt. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. wurde er bei dem neu errichteten Kriegskollegio angestellt, wurde 1789 Generalleutnant und starb 1797 in seiner Garnison Kyritz, 67 Jahr alt. Er hatte weder die Geistesgaben noch die Charakterstärke seines älteren Bruders, war aber ein Mann von Ehre, äußerst jovial und ein sehr guter Kavallerieoffizier. — Da ich noch sieben Jahre mit ihm zusammen gedient und ihn mit seinem gelben Regimente[1]) bei jeder Revue gesehen habe, auch alle Offiziere desselben gekannt, so rede ich hier aus eigener Wissenschaft.

Behrend Friedrich August v. der Marwitz, der älteste Sohn August Gebhardts aus dessen zweiter Ehe, und mein Vater, im Jahre 1740 geboren, wurde auf dem Ritterkollegium in Brandenburg erzogen. Von da bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Von hier vertrieben ihn die Greueltaten der Russen, und er geriet 1759, neunzehn Jahre alt, nach Magdeburg, wohin sich alles flüchtete, und wo der Hof sich aufhielt. Hier lernte er den Prinzen von Preußen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II., genau kennen.

Ich muß voraussetzen, daß alle diese Umstände ihm verderblich gewesen sind. Er war ein Mann von der strengsten, anerkannten Rechtschaffenheit, von strengen Sitten, der meines Wissens alle Kenntnisse besaß, die zum öffentlichen Leben erforderlich sind, in den Weltangelegenheiten wohlerfahren, aber durchaus nicht das, was man wohl von einem Hofmann verlangt; denn er war wahr-

[1]) Das Kürassier-Regiment in Kyritz trug zitronengelbe Kollerten.

heitsliebend ohne alle Furcht und Scheu und ließ sich von Fremden oder Höheren durchaus nichts bieten. Dennoch hat er weder den Militärdienst ergriffen, wozu er im Siebenjährigen Kriege das nötige Alter hatte, noch ist er in einen öffentlichen oder Staatsdienst getreten, vielmehr hat er den größten Teil seines Lebens am Hofe zugebracht. Nach dem Siebenjährigen Kriege ist er viel auf Reisen gewesen, unter anderm mit seinem Schwager, dem Grafen Rittberg, zweimal in Warschau, wo er der Krönung des letzten Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, beiwohnte. Dann war er im Haag und machte später einen Kurierritt von Spaa, wo er mit dem Prinzen Ferdinand, dem jüngsten Bruder des Königs,[1]) war, nach Paris. Hier wurde er Ludwig XV. vorgestellt, sah den Hof von Versailles und machte die königlichen Jagden mit. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten der Königin Maria Leszinska (1768) verschaffte er sich Eingang in die Kirche Notre-Dame, wo er aber, um nicht als Protestant erkannt zu werden, zwölf Stunden lang unter großen Schmerzen beinahe immer knieen mußte. Er wurde Kammerjunker des Prinzen Ferdinand, 1772 Ritter des Johanniterordens und Königlicher Kammerherr.

Im Jahre 1776 verheiratete sich mein Vater mit der einzigen Tochter zweiter Ehe des Königlichen Staats- und Justizministers v. Dorville und verließ nicht lange darauf den Hof des Prinzen Ferdinand. Im Frühjahr 1782 nahm er Besitz von Friedersdorf. Mein Vater lebte nun etwa sieben Monat des Jahres, vom April bis November, in Friedersdorf, und fünf Monat in Berlin. Er sah nicht viel Gesellschaft, und die er sah, waren ehrenwerte, meist ältere Leute, als er selber war. Er hatte immer die Art eines Soldaten und verachtete Bequemlichkeiten.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen ernannte ihn der neue König zum Hofmarschall, welches ihm viele Geschäfte gab. Er mußte länger in Berlin bleiben und konnte nur von der Revue in Berlin, die den 23. Mai jedesmal beendigt wurde, bis zum Herbstmanöver in Potsdam, welches den 20. September begann,

[1]) 1780—1818. Vgl. über ihn Dr. Bogdan Krieger, Das Königliche Schloß Bellevue bei Berlin und sein Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen, Berlin 1906, und meinen Aufsatz: Prinz Ferdinand von Preußen ... in seinen Briefen an den Grafen Lehndorff. Mitt. d. literar. Gesellschaft Masovia, Heft 12 (1906), S. 118—154.

in Friedersdorf sein. — Die Wirtschaft hierselbst begann rückwärts zu gehen. — Noch jetzt gibt es alte Diener im königlichen Haushalte, die sich seiner Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe mit Lob erinnern, und in der ersten Zeit nach seinem Tode, wie noch alle ihn gekannt hatten, konnte ich nicht genug des Lobes von ihm vernehmen. Ungeachtet dieser Posten ihm viele Ausgaben verursachte und ihn zu vielen Reisen zwang, bekam er doch drei Jahre lang kein Gehalt. Es schien vergessen zu sein und er wollte keins fordern. Endlich sah er sich durch Zureden meiner Mutter bewogen, daran zu erinnern. Er bekam nun 3000 Taler jährlich und die Rückstände.

Der Favorit des Königs, welcher den Staat beinahe regierte, war der General Bischoffwerder. Der König hielt den Winter, wenn er in Berlin war, des Sonntags morgens Cour, oder wie man in Frankreich und England sagt, Lever. Im ersten Saal waren die Generale und alle Offiziere, die hinkommen wollten; hier gab der König die Parole aus; dann ging er in den zweiten Saal, wo die fremden Gesandten und Minister waren, und nachdem er mit diesen gesprochen, kehrte er durch den ersten Saal wieder in seine Zimmer zurück. Wenn nun der König fort war, so fehlte es nicht an Personen, die bei Bischoffwerder etwas anzubringen hatten und unter vielen Bücklingen sich ihm näherten. Mein Vater aber ging immer seinen geraden Weg und hatte mit den Freunden der krummen Wege nie etwas zu schaffen.

Das Werk des Grafen Mirabeau: „Mémoires secrètes sur la cour de Prusse“ erschien.[1]) Hierin wurden alle Individuen am Hofe der Reihe nach durchgenommen und an den Pranger gestellt. Von meinem Vater hieß es: „Le maréchal de la cour, Mr. de Marwitz, est un homme insignifiant.“ Wie er dies gelesen hatte, sagte er: das sei das größte Lob, welches der Demagoge ihm hätte erteilen können, — denn wenn er sich mit diesem Bösewicht gemein gemacht hätte, wie so viele andere, so würde er auch mehr von ihm zu schreiben gehabt haben.

[1]) Gemeint ist: „Histoire secrète de la cour de Berlin“, 1789, nicht zu verwechseln mit Mirabeaus Hauptwerk: „De la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand“, 4 Bde., 1787. Vgl. über beide Erdmannsdörffer, Mirabeau (1900), S. 48–54.

Im Jahre 1791 waren die Beilager des Herzogs von York mit der Prinzessin Friederike, Tochter des Königs aus erster Ehe,[1]) und des Erbprinzen von Oranien mit der Prinzessin Wilhelmine, aus der zweiten Ehe des Königs. Dies geschah in Charlottenburg, und mein Vater, der schon in seiner Jugend an der Brust gelitten hatte, erkältete sich bei den vielen Anordnungen und Abendfesten im Freien, so daß er erkrankte. Der Baron v. Reck, der Directeur des spectacles,[2]) war nach Wien mit einer Mission geschickt worden, und mein Vater mußte, nachdem er hergestellt war, seine Geschäfte im Herbst bei sogenannten italienischen Opera buffas, die der König geben ließ, und während des Karnevals bei der großen italienischen Oper versehen. Der viele Ärger mit dem Sänger- und Tänzervolk und mit den Geigern, verbunden mit den Erkältungen in den Schauspielhäusern, erneuerten seine Krankheit. Er fing an, Blut auszuwerfen, wurde im Sommer 1792 etwas besser, nachher aber zeigte sich die förmliche Schwindsucht, und so starb er am 19. September 1793, wenige Monate über 53 Jahr alt.

Er hinterließ außer mir noch zwei Söhne, Christian Alexander Gustav,[3]) geb. 4. Oktober 1787, und Anton Eberhard Constantin, geb. 2. Dezember 1790, und vier Töchter. In seinem Testamente hatte er verordnet, daß ich das Gut Friedersdorf annehmen sollte, weil meine Brüder soviel jünger und noch Kinder waren. —

Das Geschlecht meiner Mutter, das v. Dorville, ist französisch, und wurden ihre Vorfahren als Protestanten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) aus ihrem Vaterlande vertrieben und von unserm Großen Kurfürsten im Brandenburgischen aufgenommen. Die Dorvilles hießen eigentlich le Duchat. Über ihren Ursprung ist folgendes bekannt:[4]) In der Kirche St. Jacques zu Troyes in der Champagne

[1]) Mit Elisabeth Christine von Braunschweig (geschieden 1769, † 1840). Vgl. über sie Zimmermann im Hohenzollernbuch 1905, S. 247 ff.

[2]) Theateraufführungen fanden damals nur gelegentlich statt; seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. wurden auch die Werke der neuen deutschen Dichtung im Kgl. National-Theater (Schauspielhaus) in deutscher Sprache aufgeführt.

[3]) Über Alexander v. der Marwitz vgl. die glänzende Schilderung von Fontane, Wanderungen, II, 253 ff. Über Eberhard ebenda S. 261.

[4]) Das Folgende, wie auch die Angaben über die Vorfahren väterlicherseits, vom Herausgeber stark gekürzt.

befand sich bis zur Revolution oder befindet sich vielleicht noch das Denkmal des ältesten genau bekannten le Duchat. Er ist knieend abgebildet, vor der Mutter Gottes, und aus seinem Munde geht der Spruch:

„O mater dei, memento mei.“ [1])

Er hat einen Waffenrock an, an Leib und Ärmeln mit dem Dorvilleschen Wappen, und darunter steht:

„Quatre cents ans, et plus, se trouveront
De Père en fils, qui précédé nous ont,
Qu'en champ d'argent gueule [2]) cinq fusées [2])
Sont aux Duchats pour leurs armes vouées.[2])“

Über dem Denkmal steht: „Cy gist [3]) noble homme Adam le Duchat, qui trépassa le 18. jour de Décembre 1448. Prie Dieu pour lui.“

Von seinen Nachkommen erwähne ich: Thomas le Duchat, lebte 1555 unter Heinrich II. und mußte der Religion wegen ins Bistum Metz entfliehen. Dessen Enkel Gédéon le Duchat de Dorville war Kapitän im Regiment Haussonville und blieb 1645 in der Schlacht von Nördlingen de dix grandes blessures. Dessen Enkel Gédéon posthumus, geb. 1676, mußte 1688 mit seiner Mutter, noch als Kind, der Religion wegen entfliehen. Er trat in brandenburgische Dienste, wo er bis zum Range eines Obersten diente, heiratete seine leibliche Cousine und erhielt mit ihr ein Diplom, worin ihr beiderseitiger Adel als nunmehr preußisch anerkannt und seine Kinder berechtigt wurden, in alle Domstifter und Ritterorden gleich Landeskindern einzutreten. Sein Sohn Johann Ludwig v. Dorville, mein Großvater, geboren 1714, war schon mit neunzehn Jahren Landrat des Luckenwaldischen Kreises, dann Kammergerichtsrat, Kammergerichtspräsident und endlich, 1764, Geheimer Staats- und Justizminister. Er war zweimal verheiratet, das zweite Mal mit Henriette Charlotte de Béville, gleichfalls aus einer Refugiéfamilie. Mit dieser seiner zweiten Gemahlin hatte mein Großvater nur eine Tochter, nämlich meine Mutter, Susanne Sophie Marie Louise, geboren am 19. Juli 1756.[4])

[1]) „Mutter Gottes, gedenke mein!“

[2]) gueule heißt in der Wappensprache rot, fusée die Raute oder Spindel, armes = Wappen, sont ... vouées = bestimmt sind. — [3]) Altfranzösisch: Hier liegt (aus hic jacet). — [4]) Von ihr sind noch Briefe vorhanden, sämtlich französisch.

Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie mit ihrer Mutter, welche die Einsamkeit liebte, sehr eingezogen und heiratete meinen Vater auf gemachte Vorschläge. Es wurden ihr nämlich drei Bewerber vorgeschlagen, zwei kannte sie, die gefielen ihr nicht; — meinen Vater kannte sie beinahe nicht, darum nahm sie ihn. Ihre Vermählung geschah am 12. Mai 1776.

Meine Mutter war eine Frau von sehr gefälligem, gutmütigen Charakter, leicht im Umgang, treue Freundin, gute Mutter, bisweilen zu nachsichtig, selten heftig, tätig, rasch im Entschluß und in der Ausführung, fern auch von der leisesten Spur der Selbstsucht, ihre eigene Person oder Bequemlichkeit nie in Anschlag bringend. —

Bevor ich zu mir selbst übergehe, muß ich hier noch eine Anekdote von Friedrich II. einschalten, die mir mein Großonkel, der Generalleutnant, zuletzt General der Infanterie v. Béville, erzählt hat. Er war während des Siebenjährigen Krieges Flügeladjutant des Königs. Der Quartiermeister (nach jetziger Nomenklatur „Chef des Generalstabes") war der bekannte Major v. der Marwitz (ein Selliner), den man in der Armee den „Schwarzen Marwitz" nannte, ein Mann von großem Talent, auf den der König sehr viel hielt.[1]) Wie der König gegen Hochkirch marschierte, befahl er diesem Marwitz, das Lager an genanntem Dorfe abzustecken. Der stellte vor, daß man sich mit einem soviel schwächeren Heere in Defilées und Wäldern nicht so nahe an die Österreicher lagern könne, daß sie bis in unser Lager hineinschießen könnten. Der König bestand auf seinem Willen; Marwitz aber beharrte bei seinen Remonstrationen. Endlich ward der König zornig und fragte, ob er in's Teufels Namen gehorchen wolle? Marwitz antwortete: „Nein." Seine Reputation wäre ihm zu lieb, als daß er sie durch dies schlecht gewählte Lager, wo der König jeden Augenblick überfallen werden könne, verlieren wolle. — Darauf ritt der König hin, steckte das Lager selber ab, wies jedem Regiment seinen Platz an und sagte dem Marwitz kein Wort. Der schwieg auch, und solange die Armee in diesem Lager stand, besorgte der König alle Quartiermeistergeschäfte selbst, durch Béville. Er schickte den Marwitz nicht fort, strafte ihn auch nicht, und der ging spazieren.

[1]) Vgl. über ihn auch Fontane II[3], S. 227 f.

Endlich resolvierte sich Daun und überfiel den König. Ich weiß nicht, ob Marwitz in dieser Schlacht oder bald nachher geblieben ist. — Wie nun alles geschlagen, der größte Teil der Artillerie verloren und die Armee auf dem Rückzuge war, zeigte der König dem Béville die Gegend, wohin er marschieren wolle und befahl ihm, ein Lager auszusuchen. Béville, der nicht anders glaubte, als daß der König doch wenigstens die von Bautzen kommende Spree zwischen sich und den Feind bringen werde, fragte: „wo Se. Majestät die Spree zu passieren gedächten?" Der König sah ihn mit seinen großen Augen lange an, dann sagte er: „Was, Herr! Glaubt Er, daß ich vor den Kerls die Spree passieren werde? Da würde ihnen der Kamm zu sehr wachsen, und sie würden mich bald nach Berlin treiben! Sieht Er da den spitzen Zuckerberg (Berg in Form eines Zuckerhutes)? Da nehme Er das Lager." Dies waren die Berge von Kreckwitz, wo das Blücherschе Korps, 55 Jahr später, in der Schlacht von Bautzen stand. Sie lagen kaum eine halbe Meile vor ihnen, und Béville war überzeugt, daß die Österreicher uns nicht einmal gestatten würden, dort ins Lager zu rücken, viel weniger noch, darin stehen zu bleiben. Indessen tat er, wie ihm befohlen war, und es zeigte sich, daß der König seine Gegner besser gekannt hatte; die Armee rückte ein und stand dort längere Zeit. —

Ich ward also aus dem erwähnten Geschlechte zu Berlin am 29. Mai 1777 geboren. In meiner ersten Kindheit wuchs ich mit meinen beiden gleich auf mich folgenden Schwestern auf.[1]) — In Berlin war damals, mehr noch als in anderen deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte weit weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrichs des Großen Vorliebe für diese Sprache her (er kam nach dem Siebenjährigen Kriege viel zu wenig mit der Welt in Berührung, als daß er darauf hätte Einfluß üben können), — als von der zahlreichen Ansiedelung der französischen Refugiés in Berlin. Da seit dieser Ansiedelung schon hundert Jahre verstrichen waren, so waren die französischen adeligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war dies zwar

[1]) Wilhelmine und Amalie, geb. 1778 und 1779.

weniger der Fall, weil die Sprache hier noch ein Hindernis des Bekanntwerdens war. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit diesen der meiste Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen; auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugiés genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Akzent. Wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute (etwa noch Söhne der wirklichen Refugiés) konnten gar kein Deutsch. Die Kolonie hatte damals noch fünf Kirchen in Berlin, die stets ganz gefüllt waren, und da die französischen Prediger für die besten galten, so wurden sie auch von den Deutschen, die französisch konnten, also schon von dem ganzen Adel, häufig besucht. Ich bin in meiner Kindheit weit öfter in der französischen, als in der deutschen Kirche gewesen.

In den seitdem verflossenen fünfzig Jahren hat sich alles verändert. Die vierte und fünfte Generation ist herangewachsen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermischung mit den Deutschen stattgefunden; sehr viele führen jetzt noch französische Namen und können kein Wort französisch mehr. Ihre Kirchen stehen leer.

Ich lernte also von Kindesbeinen an französisch mit dem Deutschen zugleich, und das eine war mir vollkommen so geläufig als das andere. In dem Hause meiner Eltern ward beständig französisch gesprochen, wie in allen andern zu damaliger Zeit, mit denen wir Umgang hatten. Aber schon in meinen Kinderjahren trat die oben erwähnte Veränderung ein, das Deutsche gewann die Oberhand, und schon meine jüngsten Geschwister, zehn bis fünfzehn Jahr jünger wie ich, konnten dessen nicht mehr als Kinder durch die bloße Übung mächtig werden, sondern mußten es nach Regeln erlernen.

Wie ich vier Jahre alt war, also 1781 oder Anfang 1782, bekam ich mit meinen Schwestern eine Gouvernante aus der Kolonie, oder wie man damals sagte: „eine französische Mamsell". Sie hieß Mamsell Bénézet und war ein sehr böses Weib, die uns viel ohrfeigte, im Winter in einem kalten Winkel einsperrte,

im Sommer aber zur Strafe ans Fenster stellte, mit dem Rücken nach selbigem, so daß uns die Sonne durch die Scheiben auf den Kopf brennen mußte. Sie war aber fleißig, hielt uns zur Ordnung an, lehrte uns Lesen, Schreiben, Rechnen und auch etwas Geographie.

Meine ersten Erinnerungen sind, wie ich die Mädchenkleider ablegte und in Hosen gesteckt wurde. Ich sehe noch den Schneider, der sie brachte, und wie ich hinter dem Bett versteckt wurde, bis meine Mutter aus der Kirche kam, wo ich ihr voller Freude entgegensprang. Sie bekam aber einen gewaltigen Schrecken und fand mich abscheulich, wie ich denn auch erst anderthalb Jahr alt gewesen sein soll. Sodann wie diese Mlle. Bénézet ihren Einzug bei uns hielt und uns gleich, die wir dergleichen nicht gewohnt waren, den ersten Abend in Angst und Schrecken setzte. Sodann wie im Frühjahr 1782 mein Vater Besitz von Friedersdorf nahm. Es waren Ehrenpforten gebaut, die Treppe und der Hausflur mit Blumen bestreut. Den anderen Tag kam der Justitiarius, die Gemeine wurde versammelt und leistete öffentlich den Eid der Treue. Im folgenden Jahr wurde der Kirchhof in den Garten gezogen und das Ganze mit einem Staketenzaun umgeben, welches alles weit besser aussah.

Mein Vater, der für einen überaus strengen Mann gehalten wurde, behandelte seine Kinder ruhig und freundlich. Ich habe nie gesehen, daß er eines gestraft hätte; ein Blick war hinreichend, uns in Ordnung zu halten. Desto mehr stach Mlle. Bénézet ab. Meine Mutter war liebreicher, aber auch hitziger, und konnte sich wohl übereilen und den ersten besten abstrafen, ohne zu untersuchen, wer Unrecht hatte. — Im ganzen war die Erziehung dahin gerichtet, daß wir nie etwas Unrechtes oder gar Böses sehen, erfahren, noch viel weniger aber denken oder tun durften, sondern daß wir jederzeit unsere Schuldigkeit tun mußten; daß einer hinter dem Rücken irgend etwas verübt, beim Lernen faul gewesen oder nicht getan hätte, was er sollte, das konnte gar nicht vorkommen. Aber von dem später aufgekommenen Bestreben, alles auf das bloße Wissen zu setzen und den Kindern mit dem Erlernten den Kopf so voll zu pfropfen, daß sie Gott und die ganze Welt darüber verkehrt ansehen, war damals gottlob noch nicht die Rede. Lärm

vor unsern Eltern zu machen, sich auf Sofas und Stühlen umherzuwälzen, bei Tisch schmutzig und ungeschickt zu essen u. dgl., wie man jetzt von so vielen Kindern sieht, war gänzlich unerhört. Wenn wir zu unseren Eltern in das Zimmer kamen, machten wir an der Tür unsere Reverenz, näherten uns und küßten sowohl ihnen als jedem anwesenden Fremden die Hand. Diese Zeremonie war, in Verbindung mit allem übrigen, sehr nützlich; man gewöhnte sich, sich beständig anständig zu betragen und älteren Leuten Ehrerbietung zu beweisen. Jetzt sind die Jüngsten die Gröbsten; sie laufen die Alten um, grüßen niemanden, und man sieht sehr viele Menschen beiderlei Geschlechts, die gar nicht imstande sind, eine anständige und verbindliche Verneigung zu bewerkstelligen. Am liebsten unterlassen sie es ganz, wenn sie es aber nicht vermeiden können, so tun sie es auf so ungeschickte Weise, daß man sich nur mit Mühe erwehrt, ihnen ins Gesicht zu lachen.

Mit dem Anfange des Jahres 1785, also in meinem achten Jahre, bekam ich einen Hofmeister, der hieß „Herr Rosa". Bevor ich aber von meiner Erziehung rede, muß ich noch das Merkwürdigste aus dieser meiner frühesten Zeit erzählen, nämlich, wie ich Friedrich den Großen dreimal gesehen habe.

Das erste Mal war im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783), wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte und in Dolgelin[1]) Pferde wechselte. Ich war mit der Mlle. Bénézet hingeschickt und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger. Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich, weil es dort ruhiger war, als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Taler und für das Nachtquartier 100 Taler ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Nun mochte dessen Bedienung sich wohl traktieren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. — Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verflossenen Jahre war er bei diesem, eben erst neu an-

[1]) Nachbardorf von Friedersdorf.

gezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und der hatte die 100 Taler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir standen also und warteten und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspannpferde standen geordnet (Bauern-Pferde, ganz kleine Katzen, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Postpferde, die schnell laufen konnten), — die Bauern, die reiten sollten, geputzt, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauerknecht, und auf den vordersten zwei des Königs Vorreiter.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauerpferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte: der König werde in fünf Minuten hier sein, sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauerpferdchen gelegt war, hinauf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von siebzehn bis achtzehn Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war — und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten Vis-à-vis (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Diese Kutsche war sehr lang, wie alle damaligen alten Wagen, zwischen dem Kutscherbock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht, in Riemen, die auf Winden gingen (nicht in Federn), hängend, zwei Bäume zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens, die nicht unter, sondern neben dem Wagenkasten weggingen, die Hinterräder erst weit hinter selbigem folgend.

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher (dem berühmten Pfund): „Ist das Dolgelin?" „Ja, Ihro Majestät!" „Hier will ich bleiben." „Nein," sprach Pfund, „die Sonne

ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg,[1]) und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam." „Na! — wenn es sein muß!"

Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen[2]) nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin, durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht, so daß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutkordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher; die weiße Generalsfeder im Hut war zerrissen und schmutzig; die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; — dazu hatte er schwarze Samthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer grade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sei? „Des Herrn v. Marwitz in Friedersdorf." „Ist das der General?" „Nein, der Kammerherr." Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie Müßiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen und allen denen den Kopf waschen würde, die *ihnen* unangenehm waren. —

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Taler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorfahr in Dolgelin hatte es getan, der neue Prediger aber, der davon nichts

[1]) $2^1/_4$ Meilen westlich von Dolgelin. — [2]) Dorf südöstlich von Dolgelin.

wußte, ihm im vorigen Jahr nichts gegeben, — weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er noch vor Sonnenuntergang Dolgelin passierte und sich zehn Taler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb.

Das zweitemal sah ich den König in Berlin während des Karnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, welche Hofdame bei der Prinzessin Heinrich[1]) war, also in das Prinz Heinrichsche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Wie wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorbeigerannt und sprang in Bogensätzen die Treppe hinab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: „Das war der Prinz Heinrich!" Wir traten nun ins Fenster des ersten Stockwerks und schauten aus, was den kleinen Mann zu solchen Bogensätzen bewegen könne? Und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich II. fuhr in Potsdam niemals, außer wenn er verreisete, sondern ritt beständig. Er schien jenes für eine Schmach und eines Soldaten unwürdig zu halten, denn wie er den letzten Herbst seines Lebens (eben 1785) so krank in dem luftigen Sanssouci war (wo keine Öfen, sondern nur Kamine sind), daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hinein zu fahren, sondern hoffte von einem Tage zum andern auf soviel Besserung, daß er hineinreiten könnte. Da diese aber nicht erfolgte und es immer kälter ward, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel in einer Sänfte (damit niemand es merken sollte) hineintragen zu lassen. — Auch während der Revue in Berlin oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Karnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er, und zwar immer im königlichen Pomp.

Voran gingen acht Läufer mit ihren Stäben, Federmützen und Läuferschürzen in zwei Gliedern. Da diese aber sonst gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invalide aus der Garde. Daraus folgte, daß der König auch immer im langsamen Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine

[1]) Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, seit 1752 mit Prinz Heinrich vermählt.

andern, als vom Schlosse in die Oper, wöchentlich zweimal, und während des ganzen Aufenthalts ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie.[1]) Dann ruheten die Läufer wieder ein Jahr lang. — Hinter ihnen kam dann der achtspännige königliche Wagen mit acht Fenstern rund herum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen. Kutscher und Vorreiter in der damaligen königlichen Livree, blau, Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Nähte mit einem roten Tuchstreifen besetzt, dieser aber wieder mit zwei schmalen, goldenen Tressen eingefaßt, welches sehr gut aussah. In den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, rot mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten (aber nicht etwa Federbüschen), — hinten der Bediententritt leer, — und hinter demselben, unten, wo man zu dem Bediententritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. — So bewegte sich der Zug langsam heran und fuhr in das Portal ein. Wir sahen von der Treppe herunter. Der Prinz Heinrich stand an der Wagentür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm ihn bei der Hand, stieg die Treppe herauf, und so gingen sie nahe bei uns (die wir auf die Treppe zum zweiten Stock retirierten) vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen.

Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue (21. Mai) zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallesschen Tor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. — Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde — ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Baierkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze (aber nicht die lange Seitenspitze, die man jetzt wohl vorn setzt) nach vorn, echt militärisch, aufgesetzt war. — Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte.

[1]) Über sie vgl. u. S. 28 f.

Das ganze Rondell (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten soviel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten. — Man sieht den Unterschied zwischen damals und jetzt. Wer schrie damals? Wer blieb anständig? Wer brüllt jetzt? Und welchen Wert kann man auf solch' allgemeines Brüllen legen?

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen (welches, in der Wilhelmstraße gelegen, auf die Kochstraße stößt), war die Menge noch dichter, denn sie erwarteten ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügel-

türen gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.

Friedrichs vorzügliche Neigung für diese Schwester, die Prinzessin Amalie, Äbtissin von Quedlinburg, rührte daher: In ihrer Jugend, zu Anfang seiner Regierung, hatte sie eine Neigung zu einem Leutnant der Gardes du Korps, dem Baron v. der Trenck[1]). Sie schlug deswegen alle Heiratsanträge aus. Friedrich II. entdeckte im zweiten Schlesischen Kriege eine Korrespondenz zwischen den beiden Liebenden und nahm nun einen Vorwand an einer andern Korrespondenz dieses Herrn v. Trenck mit einem Vetter im feindlichen Heere, um ihn auf die Festung Glatz zu setzen. Trenck, ein ungeduldiger und heftiger Kerl, desertierte von der Festung zur Zeit, wie seine Freilassung schon befohlen war, indem er den wachthabenden Offizier verführte und mitnahm. Darauf ging er in österreichische Dienste, und wie er nach einigen Jahren seiner in Preußen gelegenen Güter wegen nach Danzig reisete, ließ ihm der König aufpassen, ihn aufheben und als Deserteur nach Magdeburg bringen. Da Trenck nicht abließ, die gewagtesten und sinnreichsten Versuche zur Flucht zu unternehmen, so wurde seine Haft

[1]) Friedrich Freiherr v. der Trenck (1726—1794), trat 1740 in preußische Kriegsdienste, entfloh 1747 aus der Festung Glatz, saß 1753—63 in Magdeburg gefangen, wurde 1794 in Paris guillotiniert. Seine Selbstbiographie erschien 1786 in 4 Bänden. — Vgl. auch die Memoiren der Gräfin Voß (69 Jahre am preuß. Hofe) S. 52 ff.

immer mehr verschärft, bis er zuletzt mit Händen und Füßen geschlossen und durch einen Ring um den Leib an die Wand befestigt wurde. So saß er wohl zehn Jahr, den ganzen Siebenjährigen Krieg hindurch, bis endlich der König ihm die Freiheit schenkte. Er hat sein Leben und seine Gefangenschaft beschrieben und im Druck herausgegeben. Er kam nach des Königs Tode, ich weiß nicht, ob noch bei Lebzeiten der Prinzessin, nach Berlin, ich habe ihn gesehen, — und da er, trotz seines nunmehrigen Alters, noch immer nicht ruhig bleiben konnte, so ging er nach Paris, wo er in der Schreckenszeit guillotiniert wurde.

Fünfundvierzig Jahre früher zog sich die Prinzessin Amalie aber sein Schicksal und ihre Trennung zu Herzen; sie nahm Gift, wovon ihr ein Auge auslief und sie lahm wurde. Sie war sehr schön gewesen und wurde entsetzlich häßlich. Ihr Charakter veränderte sich zur größten Menschenfeindlichkeit. An solchem Charakter konnte Friedrich kein Wohlgefallen haben. Jugendgespielin war sie ihm auch nicht gewesen, da sie viel jünger war. Offenbar war also die stets dauernde achtungsvolle Behandlung, die er ihr widerfahren ließ, Edelmut und das Bedürfnis, ihr einigermaßen zu ersetzen, was sie zum Teil durch ihn, wenn er gleich dabei seiner Pflicht gemäß gehandelt, verloren hatte. Sie selbst liebte den königlichen Bruder nicht, ebensowenig wie der Prinz Heinrich ihm jemals die große Neigung vergolten hat, die er für ihn hegte, und den unverdienten Ruhm, den Friedrich ihm dadurch erworben hat, daß er ihn für einen großen Feldherrn erklärte. Alle Welt hat dies nachgebetet, aber keiner hat noch jemals angeben können, worin denn dieses Feldherrentalent bestanden hat, welches hauptsächlich gegen die schlechteste aller Armeen, die Reichsarmee, erworben wurde und einigemal gegen Daun, wenn dieser noch weniger Lust zu schlagen hatte, als gewöhnlich. Des Prinzen Heinrich einzige Schlacht, die von Freiberg, ist ein wahres Muster, wie eine Schlacht nicht eingeleitet werden muß. Wenn Seydlitz mit seiner großen Kavallerieattacke nicht die ganze Reichsarmee übergerannt hätte, so wurde es kaum eine Schlacht, viel weniger ein Sieg.[1]) —

[1]) Dieses ungünstige Urteil über den Prinzen Heinrich als Feldherrn wird durch die neuere Forschung nicht bestätigt. Vgl. R. Schmitt, Prinz Heinrich als Feldherr, 2 Bände, 1885/97. Marwitz war ein Anhänger kühner Offensive im

Wie Friedrich II. im Sommer 1786 gestorben war, herrschte eine allgemeine Bestürzung im ganzen Lande. Es war, als ob ein jeder sich selber fragte: was wird denn nun werden? — Ausgenommen müssen hiervon diejenigen werden, die sich bewußt waren, daß sie ohne Verdienste und ohne treue Arbeit von Friedrich nichts würden erworben haben, und die nun versuchten, von seinem Nachfolger durch Redensarten, Schmeicheleien und Intrigen Anstellungen oder Geschenke zu erhalten. — Da mein Vater sehr bald nach Potsdam berufen wurde, um sein Amt als Hofmarschall anzutreten, so folgten wir ihm nicht lange darauf von Friedersdorf nach Berlin.

Es sahe dort auch nicht so aus wie jetzt in ähnlichen Fällen. Alles war in Trauer gekleidet, nicht bloß der Hof und der Adel, sondern alle Bürger. Wer nur einen schwarzen Anzug auftreiben konnte, Mann, Frau oder Kind, der ging ein halbes Jahr lang in Trauer. Alle Kutschen waren schwarz beschlagen und angestrichen, alle Bedienten schwarz von Kopf bis zu den Füßen, und durch seidene Achselbänder nach der Farbe der Wappen ihrer Herrschaften kenntlich. Wer irgend ein großes Haus hielt, der hatte wenigstens ein Zimmer schwarz ausgeschlagen. Was zum königlichen Hause gehörte, hatte aber das ganze Appartement schwarz, ein halbes Jahr lang, die verwitwete Königin ein ganzes Jahr. Alle Damen erschienen mit schwarzen Schleiern, die erste Zeit vor dem Gesicht heruntergelassen. Ich habe diese Trauer auch getragen. Schon zu Anfang des Jahres 1786, also in meinem neunten Jahre, war ich in französische Kleider gesteckt worden. Die Haare aber trug ich noch rund, in Locken, wie ein Abbé. Jetzt wurden also schwarze Kleider verfertigt, der Rock mit Pleureusen,[1]) schwarze Schuhschnallen usw. — alles, wie ein Erwachsener es trug.

In den ersten Tagen des Oktobers 1786 war die Huldigung Friedrich Wilhelms II. Ich habe den öffentlichen Teil derselben aus den Fenstern des königlichen Marstallgebäudes in der Breiten Straße mit angesehen. Der Oberstallmeister Graf Schwerin war nämlich der Onkel der damals noch lebenden ersten Gemahlin

Sinne napoleonischer Strategie, Prinz Heinrich ein Meister bedächtigen Manövrierens im Geiste der alten Schule.

[1]) Trauerbinden vorn an den Ärmeln der Trauerkleider.

meines Oheims Dorville, des Stiefbruders meiner Mutter; daher hatten wir, der halben Verwandtschaft wegen, dort Zutritt. — Aus dem Paroleſaal Friedrichs II. (er wohnte in Berlin in den Zimmern des Schloſſes, welche jetzt von der Kronprinzeſſin[1]) bewohnt werden), gerade über dem Portal, welches auf die Breite Straße ſtößt, trat der König auf den hierzu vergrößerten Balkon. Unten auf dem Schloßplatz ſtand die Berliner Bürgerſchaft in ihren Gewerken mit ihren Fahnen und die Abgeordneten der übrigen brandenburgiſchen Städte. Unter ihnen hielt der königliche Herold in römiſcher Tracht (der Stallmeiſter Ploen) auf einem weißen Pferde. Der Miniſter des königlichen Hauſes, v. der Reck, ſtand oben neben dem König und hielt die Anrede, welche von dem untenſtehenden Bürgermeiſter von Berlin[2]) beantwortet wurde. Dann las der Miniſter v. der Reck den Eid vor, der ſehr laut und vernehmlich nachgeſprochen wurde, alſo doch verſtanden werden mußte. Dann zog ſich der König zurück und der Herold fing an, die Huldigungsmünzen unter das Volk auszuwerfen, wodurch denn natürlicherweiſe ſehr bald Prügeleien entſtanden und alles ſich auf der Erde umherwälzte, ſo daß der Herold, der mich wegen ſeines prächtigen Anzuges und wegen des ſchönen Pferdes am meiſten intereſſierte, Mühe hatte, aus dem Gedränge herauszukommen. Er ritt dann durch die Straßen, verlas die Huldigungsproklamation, und die Bürgerkompagnien marſchierten nach Hauſe.

Wenige Monate darauf, Ende November, brach das Scharlachfieber in unſerem Hauſe aus. Meine Mutter lag auf den Tod, eine kleine Schweſter, namens Ulrike, welche 1785 geboren war, ſtarb daran am 6. Dezember, zwei Bediente ſtarben und ein Mädchen. Ich war auch ſehr krank, meine beiden Schweſtern auch. Wir kamen aber glücklich durch. Jedoch gab dieſe Krankheit mir eine neue männliche Zierde. Da in dem beſtändigen Schweiß der Krankheit (ſo glaubten die Ärzte damals noch ſie behandeln zu müſſen) meine langen, ſonſt des Nachts gewickelten und bei Tage in Locken geſchlagenen Haare umherhingen und mir ſehr beſchwerlich wurden, ſo band ſie mir mein Hofmeiſter hinten zuſammen. Mein Vater fand, daß ich nun auch groß genug ſei, um einen

[1]) Eliſabeth von Bayern, Gemahlin Friedrich Wilhelms (IV.) (1801—78).

[2]) Johann Albrecht Philippi, Geh. Kriegsrat, Polizeidirektor und Stadt-Präſident.

Zopf zu tragen, und so wurde mir denn dieser angedreht, sobald ich genesen war, zum neuen Entsetzen meiner Mutter, welche schon an der französischen Kleidung ebensowenig Wohlgefallen gefunden hatte, als früher an den so frühzeitig angezogenen Hosen. Wenn nun Gesellschaft bei meinen Eltern war, so trug ich einen Haarbeutel und war ein gemachter Mann. — Von jenem Scharlachfieber blieb niemand im ganzen Hause verschont als nur mein Vater, mein Hofmeister und die Mlle. Bénézet, welche bald darauf mit einer anderen Gouvernante vertauscht wurde, da ich, der größten Angst vor ihr enthoben, seit ich einen Hofmeister hatte, ihre Tyranneien meinen Eltern entdeckt hatte.

Wir wohnten damals in dem Hause meines Oheims Dorville, dicht am Brandenburger Tore, auf dem jetzigen Pariser Platz, welches Haus jetzt der Fürstin Blücher gehört, bezogen jedoch bald nachher das Bredowsche Haus in der Wilhelmstraße, das jetzige Palais des Prinzen Friedrich von Preußen.[1])

Lehrjahre (1785—1790).

Mein Hofmeister, Herr Rosa, war ein rechtschaffener Mann, ein Freund der Ordnung, der an mir nichts Unrechtes litt und seine Lehrstunden gewissenhaft gab, übrigens aber ein Ignorant, von dem, nach jetzigen Begriffen, nichts zu lernen war. Mich allein lehrte er Lateinisch, in der Art, daß er mich die Deklinationen und Konjugationen auswendig lernen ließ und nachher mir Gedikens Lesebuch[2]) (damals etwas ganz Neues) hingab, damit ich es übersetzte, wobei ich die Vokabeln mir aufsuchen mußte. Ich fing also an: Leo est generosus.[3]) — Das ging. Wie ich aber an die Fabeln kam: Vulpes nunquam leonem viderat, brachte ich zwar heraus: der Fuchs hatte niemals den Löwen gesehen, aber weiter: quum huic forte occurrisset, ita exterrita est, ut paene moreretur

[1]) Sohn des Prinzen Louis, jüngeren Bruders Friedrich Wilhelms III., und der Prinzeß Friederike von Mecklenburg, Schwester der Königin Luise (1794—1863). — Das Palais ist das jetzt sogen. des Prinzen Georg.

[2]) Friedrich Gedike (1754—1803), ausgezeichneter deutscher Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, 1790 Mitglied der Berliner Akademie, 1793 Direktor des Grauen Klosters und Köln. Gymnasiums ebenda. Er führte (1788) das Abiturientenexamen ein. — [3]) „Der Löwe ist edelmütig."

formidine[1]), so saß ich an dem forte, an dem occurrisset, an dem exterrita est, und endlich gar an moreretur formidine, dermaßen fest, daß ich den genauen Sinn — denn mit der Oberfläche wollte ich mich nicht behelfen — nicht herauszubringen vermochte. Nun übersetzte er es mir zwar, konnte mir aber keinen Grund angeben, so daß die nämlichen Schwierigkeiten immer wieder vorkamen. Was z. B. ein transitives Verbum sei, Subjekt oder Objekt, Adjektiv oder Adverbium, oder gar der Accusativus cum infinitivo, habe ich von ihm nie erfahren. Wie wir den Gedike durchhatten, fingen wir den Eutrop[2]) an. Da waren sechs Jahre vorbei, ich trat ins Regiment, und die Sache hatte ein Ende.

Er ließ mich auch deutsch schreiben, und da er eine deutliche Hand hatte, so bekam ich auch eine. Hierbei ist aber bemerkenswert, daß, wenn man die Schriftzüge meines Ältervaters, meines Großvaters, meines Onkels, meines Vaters und die meinigen vergleicht, man die unverkennbarste Ähnlichkeit wahrnimmt, selbst in der schlechten Handschrift meines Ältervaters. Es muß also doch in der Bildung der Hand und in dem Blute etwas liegen, was die Oberhand behält über die Vorschrift, denn Rosa schrieb ganz anders, und dasselbe habe ich in andern Familien wahrgenommen, z. B. in der v. Voß und in unserer königlichen Familie.

Religion, Geschichte und Geographie lernte ich von ihm mit meinen Schwestern gemeinschaftlich. In der Religion ließ er uns die Bibel lesen, das Neue Testament, die Psalmen, Sprüche Salomonis, Jesus Sirach, und die historischen Bücher stückweise. Er erklärte es recht vernünftig, und war dies die einzige Stunde, wo er wirklich von dem Seinigen etwas hinzutat. Ihm habe ich es zu danken, daß ich in der Bibel so gut Bescheid weiß und später zu einem so gründlichen Religions-Unterricht reif war. — In der Geschichte las er uns Schröckhs allgemeine Weltgeschichte[3]) vor,

[1]) „Als er (der Fuchs) diesem (dem Löwen) zufällig begegnete, erschrak er so stark, daß er vor Furcht beinahe starb."

[2]) Flavius Eutropius, römischer Geschichtschreiber im 4. Jahrhundert, schrieb einen dürftigen Abriß römischer Geschichte seit Gründung der Stadt (Breviarium ab urbe condita).

[3]) Allgemeine Weltgeschichte für Kinder (!) von Johann Matthias Schröckh, Professor der Geschichte zu Wittenberg. Leipzig, 6 Bande, 1779 ff.

und wenn er hindurch war, was ungefähr alle Jahr geschah, so fing er wieder von vorn an. Wir sollten aufschreiben, was wir gehabt hatten, es war aber nicht möglich, alles zu Papier zu bringen, was aus einem schon so zusammengedrängten Werke beinahe täglich eine Stunde lang vorgelesen wurde. Dagegen repetierte er am Sonnabend, so daß wir erzählen mußten. Wie wir zweimal das Werk durchhatten, so wußte ich es dermaßen auswendig, daß ich sogar oft die Worte im voraus kannte, und nun war die Sonnabendsrepetition für mich so leicht, daß ich jedesmal eine Stunde lang erzählen konnte. Ich gewann dadurch die Fähigkeit, aus dem Stegreife zusammenhängend zu reden und kannte den ganzen Abriß der Weltgeschichte auf das vollständigste. Bei Licht besehen ist seine müheloſe Methode gar nicht schlecht gewesen, denn beinahe alle Schüler, die ich von weit besseren Lehrern habe examinieren gesehen, wissen offenbar weniger.

In der Geographie machte er es genau ebenso; er legte den alten Homannschen Atlas auf den Tisch, nahm Hübners[1]) Geographie und las daraus vor, während wir die Orte aufsuchen mußten. Da er auch hier jedesmal wieder von vorn anfing, wenn er zu Ende war, so prägte sich die Sache dergestalt ein, daß ich auf der ganzen Erde vollkommen Bescheid wußte.

Er ließ uns auch auf der Tafel rechnen. Auch hier verstieg er sich nicht über sein eigenes geringes Wissen. Von Regeln war nicht die Rede, aber er sah getreulich nach, daß wir richtig rechneten. Kein Fehler konnte durchschlüpfen. Also die vier Spezies. Die Regeldetri aber war ihm schon unbekannt. Wenn er also z. B. aufgab: 1 Zentner, 3 Pfund, 7 Lot kosten 12 Taler, 18 Groschen, 6 Pfennige, was kosten 316 Zentner, 98 Pfund, 15 Lot? so rechneten wir erst aus, was ein Lot koste und multiplizierten dann ohne irgend eine Hilfe durch Verkleinerung der Zahlen. Dies gab natürlich gewaltig lange Zahlen und weitläufige Multiplikationen und Divisionen; wenn nun das Entgegengesetzte zur Probe zurückgerechnet wurde, und es kam nicht richtig heraus, so suchte er mit uns ohne Rast, bis der Fehler in den vielen Ansätzen herausgefunden war. Jetzt sehe ich oft Schüler die schwierigsten Gleichungen auf-

[1]) Johann Hübners Allgemeine Geographie aller vier Welt-Teile, fortgesetzt von G. F. K., 3 sehr starke Bände, Dresden und Leipzig, 1761—1762.

lösen, und wenn dann das Resultat in Zahlen dargestellt werden soll, sich in der unbedeutendsten Multiplikation oder Division irren. Ich aber wurde zur Rechtschaffenheit im Rechnen angehalten, so daß es mir nicht möglich war, über einen Fehler hinwegzugehen, und das kam mir in der Folge, wie ich weiter studierte, sehr zustatten. — Damit war seine Weisheit zu Ende. Meinen Schwestern wurde noch ein Schreiblehrer gehalten, Mr. Millenet, Organist an der Friedrichsstädtischen französischen Kirche, der eine sehr schöne Hand schrieb. Ich schrieb auch bei ihm Französisch, und durch die Regeln der Rechtschreibung bekam ich eine Ahnung von den Regeln der französischen Sprache. Daß auch das Deutsche seine Regeln habe, habe ich erst zehn Jahre später erfahren.

Etwa von meinem elften Jahre an hielt mein Vater mir einen Lehrer der Mathematik. Er hieß Lange und war ein Freund meines Hofmeisters, ihm im Wissen wenig überlegen. Seine Mathematik beschränkte sich auf Planzeichnen, auf das Zeichnen der mathematischen Figuren und Berechnung ihres Inhalts, ohne weitere Beweise, und damit Punktum! Er trug mir auch Fortifikation und Baukunst vor. Bei ersterer erfuhr ich die Benennung und den Zusammenhang aller Festungswerke, nach allen bekannten Systemen, und lernte sie zeichnen.[1]) Warum aber und zu welchem Nutzen sie so gebaut würden, davon kein Wort. Baukunst sollte ich lernen, damit ich in Zukunft bei ländlichen Bauten nicht betrogen würde. Der Herr Lange aber diktierte mir eine Art von wissenschaftlichem Abriß der Baukunst, wobei ich Grundrisse, Aufrisse und Profile von Häusern zeichnen, römischen Mörtel und die Säulenordnungen kennen lernte, von dem aber, was bezweckt wurde, nämlich einen Anschlag beurteilen zu lernen, und die Konstruktion sowie die Tragbarkeit der Hölzer, davon erfuhr ich nichts. Hiermit, und wie ich dreizehn Jahr alt war, war meine wissenschaftliche Erziehung zu Ende, denn alsdann trat ich in den Militärdienst. Gleichwohl glaube ich nicht, daß es zu meinem Schaden war, daß ich so wenig lernte, denn ich sehe täglich, daß ganz anders und besser unterrichtete Schüler alles wieder in wenigen Jahren vergessen und dann auf demselben Punkt stehen, wo ich stand, oder tiefer, da

[1]) Marwitz' Schulhefte sind noch zum Teil erhalten.

ich nichts vergessen konnte; und daß ihnen ferner der Ordnungs- und Rechtschaffenheitstrieb fehlt, welcher nicht leidet, etwas halb zu tun oder unvollendet liegen zu lassen. Ich halte dafür, daß Goethe vollkommen recht hat, wenn er sagt:

„Das Leben erziehet den Mann,
Und wenig bedeuten die Worte."[1])

Wir hatten außerdem einen Tanzmeister, und da ich mit meinem Körper nicht ungeschickt war, so war ich in der Folge ein guter Tänzer. — Zu den Fechtstunden, die ich etwa von meinem zwölften Jahre an hatte, war ich noch zu schwach; ich lernte passabel auf den Stich fechten, auf den Hieb auch die Paraden genügend, ohne jedoch damals imstande zu sein, einen ordentlichen Hieber zu regieren.

Die Erziehungsschriften und die Lesebücher für die Jugend, welche man damals hatte, waren ganz im Geiste des lichtvollen achtzehnten Jahrhunderts, welches sich einbildete, nicht nur erleuchteter zu sein als alles, was früher dagewesen war, sondern auch seinen Nachkommen solche Weisheit und solche Einrichtungen hinterlassen zu können, die niemals übertroffen, also in alle Ewigkeit bestehen und fortwährend bewundert werden würden. — Nachdem der Aberglaube ausgerottet war, glaubte der Verstand, vorzüglich der französischen Philosophen, keine Grenze mehr anerkennen und alles überfliegen zu dürfen: zuerst Montesquieu, dann Rousseau, und andere griffen den Staat, Voltaire, Diderot und andere die Kirche an; es fehlte ihnen nicht an Schülern und Nachbetern, und die neue Lehre verbreitete sich über ganz Europa. Bis in ihre tiefste Wurzel verfolgt, war diese neue Lehre eigentlich ein Auflehnen des menschlichen Verstandes gegen die göttliche Macht und Weltregierung, also ganz eigentlich ein Werk des Satans.

Vom Staat wurde gelehrt, er sei aus dem Bedürfnis gegenseitiger Hilfsleistung entstanden. Die Menschen seien zu diesem Zweck zusammengelaufen und hätten sich Oberhäupter gewählt, um diese gegenseitigen Hilfsleistungen zu dirigieren, überhaupt: um das

[1]) Goethe, 1. Epistel (Sämtl. Werke ed. Goedeke, I, 140):
„Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte."

Volk glücklich zu machen. — Wird diese grundfalsche Prämisse zugegeben, so folgt auch die ganze Teufelei, die seitdem Europa auf den Kopf gestellt hat, ganz logisch aus derselben.

So ist es aber nicht gewesen. Gott schuf den Adam, Adam zeugte Kinder und hatte daher, also von Gott, eine natürliche Macht und Oberherrschaft über seine Familie. Aus dieser entstanden in der Folge mehrere Familien, und in jeder derselben hatte der Vater dieselbe natürliche Macht und Oberherrschaft über seine Kinder. Die Herden, die Bedürfnisse vermehrten sich, der Familienvater nahm Dienstboten an und übte dieselbe Macht und Oberherrschaft über sie aus. Wenn sie selbige nicht gehörig anerkannten, strafte er sie oder jagte sie fort und nahm andere Dienstboten an, alles kraft seiner ihm beiwohnenden und von Gott ihm zugestandenen Machtvollkommenheit.

So ist es auch noch bis auf den heutigen Tag. Nie ist es noch gesehen worden, daß sich ein Hauswesen zusammengefunden hätte von selbst, Kinder, Dienstboten, Erzieher, Kutscher, Koch usw. — und, nachdem sie sich zusammengefunden, gesprochen hätten: „da sind wir nun ein Hauswesen, lasset uns nun auch einen Hausherren erwählen!" Umgekehrt: der Hausvater ist immer zuerst da, und da er Kinder hat und hinreichende Macht und Geld, um Dienstboten, Erzieher, Kutscher und Koch halten zu können, so nimmt er sie in seinen Dienst, und dadurch entsteht die Familie und das Hauswesen. — Ebensowenig verlangen die Hausgenossen, daß er die gegenseitigen Hilfsleistungen dirigiere, und überhaupt, daß er sie glücklich mache. Im Gegenteil, der Hausherr legt einem jeden die Leistungen auf, die er der Familie leisten soll, aus eigener Macht und weil es sein Wille so ist. Er erhält Ordnung und übt Gerechtigkeit unter seinen Hausgenossen, das ist sein Amt, — wie glücklich ein jeder sich dabei fühlen möge oder nicht, das ist nicht des Hausherrn, sondern jedes einzelnen Dieners Sache. Er wird dem treuen Diener dazu behilflich sein, insofern er die Pflichten eines Christen übt, — aber es von Hause aus, als dazu angestellter Beamter, besorgen zu müssen, für den schlechten Knecht wie für den getreuen, dazu hat er gar keine Verpflichtung, ist es auch gar nicht einmal imstande, weil ein jeder Mensch sein Glück sich nur selber bereiten kann.

Genau ebenso ist es mit dem Staat. Es ist noch nie vorgekommen und kann auch gar nicht sein, daß ein Volk zusammengelaufen wäre, ohne vorherigen Zusammenhang und ohne Oberhaupt, und hätte nun gesprochen: „Wohlan! Da sind wir nun ein Volk, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern, lasset uns ein Oberhaupt erwählen, auf daß es unsere gegenseitigen Hilfsleistungen dirigiere und damit es uns glücklich mache!" Umgekehrt: Nachdem Gott Familien und Hauswesen instituiert hatte, so ließ er zu, daß es darunter Ungerechte gab, welche die anderen bedrängten. Wo nun ein mächtiger Familienvater *schon da war*, da schlossen sich andere an ihn an, damit er sie beschütze. Er aber nahm sie in seinen Schutz unter der Bedingung: daß sie ihm ebenso gehorchten, wie seine eigene Familie es tat, und so entstanden Stammhäupter, Fürsten und Könige. Nimmermehr haben die Schutzgenossen verlangt oder verlangen können, daß er Leistungen verteile oder daß er *beglücke*! — Sie mußten sich die Leistungen gefallen lassen, die ihnen aufgelegt wurden, weil sonst der Schutz, dessen sie bedurften, ihnen unmöglich gewährt werden konnte. — Ob sie dabei glücklich seien, das blieb nach wie vor ihre eigene Sorge. Des Fürsten Pflicht war nur, Ordnung und Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, *deswegen* hatte Gott ihn Fürst werden lassen, und konnte er außerdem einem zu seinem Glücke behülflich sein, so war dies wiederum eine Liebespflicht, die er als Christ übte, keineswegs eine ihm durch sein Fürstenamt gebotene, gesetzliche Pflicht!

Diese Grundansicht läßt sich sehr leicht durch alle möglichen Kategorien hindurchführen, und wenn man die Geschichte aller europäischen Staaten durchgehen will, so wird man immer finden, daß der *Fürst allenthalben eher dagewesen ist, wie das Volk*, daß er *sich sein Volk gemacht hat*, ebenso wie der Hausherr sich sein Hauswesen macht, nicht umgekehrt. Z. B.: *In Frankreich*: Hugo Capet war Graf von Paris, er besaß nicht einmal die jetzige Ile de France. Die Herzöge von der Normandie, von Bretagne, von Aquitanien, von Burgund, Lothringen, die Grafen von Champagne, Toulouse usw. waren jeder einzelne weit mächtiger als er. Nichtsdestoweniger haben er und seine Nachkommen, sei es durch Heirat, sei es durch Eroberung, alle

diese Länder sich unterworfen. Der Stamm der Capetinger und die aus ihm hervorgegangenen Häuser Valois und Bourbon haben also Frankreich gemacht. Nie und zu keiner Zeit sind die Franzosen zusammengelaufen, um sich als ein Volk einzurichten! In Preußen: Der Burggraf von Nürnberg kaufte die Mark Brandenburg für bares Geld, seine Nachkommen machten die preußische Monarchie, indem sie durch Erbschaft Pommern, Preußen, Cleve, durch Eroberung Schlesien usw. erwarben. So ist es überall und allenthalben und immer gewesen. Nirgends ist ein König als Beamter von seinem Volk, auf daß er glücklich mache, eingesetzt worden. Vielmehr hat ihm Gott Macht und Herrschaft gegeben, auf daß er Recht und Ordnung handhabe!

In Hinsicht des Erwerbes war die neue Irrlehre, da sie die Industrie und den Kredit an die Stelle des ruhigen Besitzes und des mit wenigem zufriedenen Fleißes, die Spekulation an die Stelle fleißiger Arbeit setzte, nicht weniger verderblich und naturwidrig.

Von der Kirche wurde gelehrt, daß sie überhaupt nur ein Blendwerk sei: was ein jeder mit dem allergemeinsten Verstande und ohne Anstrengung nicht zu begreifen vermöchte, was er gleichsam nicht mit den Händen fassen könne, das sei auch gar nicht vorhanden. Es existiere also auch kein Zusammenhang des Menschen mit Gott und keine über ihm waltende Vorsehung. — Des Menschen Verstand allein sei hinreichend, um ihn durch das Leben zu führen — es komme nur darauf an, Umstände und Schicksale geschickt zu benutzen usw. —

Wenn nun Ansehen und Macht nicht von Gott gegeben, sondern von Menschen delegiert waren, wenn Ansehen und Macht nicht dazu vorhanden waren, um Ordnung und Gerechtigkeit auf dieser Welt zu handhaben, sondern um jeden Menschen von außen her, und möglichst ohne sein Zutun, glücklich zu machen, wenn ferner nicht Gottes Vorsehung, sondern des Menschen Verstand zu Regierung und Einrichtung der Welt berufen war, so folgte ja ganz natürlich, daß Ansehen und Macht, so wie es von unten hinauf gegeben war, auch ebenso wieder von daher genommen werden konnten, ja genommen werden mußten, wenn der Zweck der Beglückung jedes einzelnen nicht erreicht wurde, und daß des Menschen

zur Herrschaft berufener Verstand sich mit nichts Angelegentlicherem beschäftigen konnte als damit, Gottes Welt so einzurichten, daß einem jeden die ersehnte materielle Glückseligkeit zuteil werde. Demnach mußte die Rechtmäßigkeit des Besitzes und überhaupt Recht und Ordnung von der Welt verschwinden, damit der Nutzen an deren Stelle treten könne. — Schade nur, daß diesen Weltverbesserern die göttliche Allmacht, Weisheit und Güte, vorzüglich aber die Allwissenheit nicht beiwohnte, denn bald zeigte sich, daß, was man als Nutzen erstrebt hatte, nur Schaden brachte, und daß alle erregten Ansprüche auf materielles Glück gar niemals und nimmermehr befriedigt werden konnten

Wenn insbesondere hierzu der Verstand zur Herrschaft berufen war, so waren auch alle diejenigen zum Herrschen bestimmt, die Verstand und Talent besaßen oder zu besitzen glaubten. Da aber auch hier wieder keine göttliche Allwissenheit auf dem Platze gegenwärtig war, um den wahren Verstand und das beste Talent aus der großen Masse der Talentvollen herauszusuchen, so mußte ein wildes Streben entstehen, durch welches ein jeder den andern zu verdrängen suchte. — Die neue Lehre bestand also eigentlich darin, an die Stelle des Rechts und der Ordnung den Nutzen, an die Stelle christlicher Demut und Zufriedenheit den Hochmut und die Unzufriedenheit mit der Stelle, die Gott einem jeden angewiesen hatte, zu bringen, sie war bestimmt, den Weg zu gehen, den alle wandeln, welche niederknieen und anbeten, sobald der Satan zu ihnen tritt und spricht: „Siehe, das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!“ Es wird ihnen dann gegeben, aber nur der Schein, und unmittelbar darauf folgt Zerstörung und Qual.

Indessen war es in dem Zeitpunkte, von welchem ich rede, so weit noch nicht gekommen. Die Abgötterei mit der menschlichen Klugheit und die Verachtung der Einrichtungen Gottes wurden nur erst gepredigt, wunderbarerweise zu einer Zeit, wo es, vermöge der fortgeschrittenen Zivilisation, keine Tyrannen auf den europäischen Thronen mehr gab, und wo, vermöge der allenthalben wohl eingerichteten Rechtspflege, keine Bedrückung von seiten der höheren Stände gegen die niederen mehr möglich war. Es wurde nur ein Kampf gepredigt, um einen völlig unbekannten, undefinierten, besseren Zustand herbeizuführen.

In Deutschland arbeitete die Sucht der Umkehr[1]) nur erst in den Köpfen der Gelehrten und Schriftsteller; die eigentlichen Stände des Landes, die arbeitsamen Klassen, waren noch nicht angesteckt. Jene aber predigten rastlos in dem vorbezeichneten Sinne. In ihren Schriften war wohl von Tyrannen im allgemeinen die Rede, aber sie hatten die Dreistigkeit noch nicht, die ihnen bald nachher durch die französische Revolution gegeben wurde, die Könige und Fürsten direkt anzugreifen, ihre Invektiven richteten sich in katholischen Ländern gegen Geistlichkeit und Adel, in protestantischen ausschließlich gegen letzteren, weil hier die Geistlichkeit keine beneidenswerte Macht besaß. Vielmehr wurden sie hier von den Geistlichen unterstützt. Nicht lange erst dem Aberglauben entronnen, war es natürlich, daß der einmal in Tätigkeit gesetzte Verstand seine Kritik fortsetzte, und die geistreichen Spöttereien Voltaires und seiner Genossen wirkten so fort, daß unter der protestantischen Geistlichkeit (später gingen auch Katholiken dahin über) eine neue Schule entstand, die man die rationalistische nannte, weil sie nur die Vernunft, nicht aber Glauben und Offenbarung gelten ließ. Diese Schule nun stand durch ihren Ursprung in notwendigem Zusammenhang mit jenen Weltverbesserern.

Deren Schriften nun griffen hauptsächlich den Adel an. Man braucht nur jetzt noch die Gedichte von Bürger, Voß, Pfeffel[2]) usw. und alle Kinderschriften der Zeit, den Kinderfreund von Weiße[3]) usw. zu lesen. Später ging man weiter. Der Brandenburgische Kinderfreund, der in allen Schulen eingeführt wurde, gibt sich schon mit Staatserklärungen ab, und ein anderes, ebenfalls in allen Schulen eingeführtes Buch, das Not- und Hilfsbüchlein für den Landmann, läßt in seinem letzten Teile das Dorf, von welchem geredet wird, nicht eher vollkommen glücklich werden, als bis der (übrigens gar nicht einmal böse, sondern wohltätige) Gutsherr es verlassen hat und eine republikanische Konstitution darin ein-

[1]) So in der Handschrift (Friedersd. Archiv XIII, B. 52). Niebuhr druckt in der ersten Ausgabe (I, 32) „Umwälzung", was den Gedanken deutlicher wiedergibt.

[2]) Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), Dichter, Pädagog, später Konsistorialpräsident, verfaßte besonders Fabeln und poetische Erzählungen.

[3]) Christian Felix Weiße, damals sehr beliebter Dichter und Jugendschriftsteller, 1726—1804. „Der Kinderfreund" erschien 1776—82 in 24 Bänden.

geführt ist. — In allen jenen Gedichten und Schriften wurden nun die Edelleute als roh, unwissend, hochmütig, adelstolz dargestellt, als ihre Bauern mit willkürlichen Abgaben plagend, sie von Haus und Hof treibend, vorzüglich als enorme Jagdliebhaber, die mit ungeheuerem Hetzen die Kornfelder des Bauern ruinierten und diesen zerprügelten, wenn er tränend und fußfällig mit Weib und Kind um Schonung bat. — In allen Kinderschriften ist immer der Junker ein Narr und ungezogener Bengel, der Bürgerssohn ein Tugendheld. — Dies alles trug später seine Früchte, und wie die Leute erst nach diesen Büchern erzogen waren, glaubten sie auch daran. Damals aber war, bei uns wenigstens, das patriarchalische und Familienwesen noch so fest gegründet, daß das bloße Lesen noch keinen Eindruck machte.

Da die Edelleute vorzüglich dahin erzogen wurden, daß sie nichts Unanständiges begehen oder leiden durften, so sah man sie nicht roh; unwissender waren sie auch nicht als die Bürgerlichen, mit denen sie in Berührung kamen; — hochmütig und adelstolz noch weit weniger, denn nichts wurde den Kindern sorgfältiger vorgehalten (und vielleicht war dies eine gute Folge jener neuen Lehre), als daß der Stolz auf Geburt und fremde Verdienste etwas höchst Lächerliches sei, und daß man vielmehr suchen müsse, seiner Geburt durch eigenes Verdienst Ehre zu machen. Ich kann auch nicht glauben, daß der Adelstolz früherhin jemals so existiert habe, wie er von jenen Büchermachern dargestellt und späterhin, als wirklich vorhanden, vorausgesetzt wurde, denn ich hätte doch in meinem Leben irgend einen dergleichen Adelsnarren einmal sehen müssen! — Ich kann aber versichern, daß mir nie einer vorgekommen ist. — Daß man sich freilich deswegen für schlechter hätte halten sollen als andere Leute, weil man angesehene Vorfahren hatte (wie in der ärgsten Zeit wirklich prätendiert wurde), das fiel freilich auch keinem ein.

Jedermann wußte damals auch noch, daß der Adel nicht auf Diplomen beruhete, die durch Gunst erteilt oder erschlichen waren, sondern daß vielmehr wirklich adelige Familien gar keine Diplome hatten noch haben konnten, weil ihre Macht und Ansehen früher entstanden und fortgepflanzt waren, als man überhaupt Diplome erteilte. — Jedermann wußte damals auch noch, daß kein

Gutsherr einen Bauern mit willkürlichen Abgaben belegen, viel weniger ihn von Haus und Hof treiben konnte. Ungemessene Dienste fanden seit hundert Jahren nur an einigen Orten noch bei Bauten statt, und wenn ein Gutsherr seine Bauern dadurch hätte ruinieren wollen, so hätte er nur sich selbst geschadet, da er verpflichtet war, ihnen Saat, Brot und Gespann wieder anzuschaffen, wenn sie es nicht hatten. Und wenn er einem liederlichen Laßbauern[1]) allerdings den Hof nehmen konnte, so mußte er ihn doch an dessen Sohn oder Bruder wieder ausgeben und für den Unterhalt des Abgesetzten sorgen. — Schon seit dem Großen Kurfürsten durfte keine Bauernahrung mehr eingezogen werden. Jedermann wußte, daß allenthalben Gerichtshöfe waren, die nicht gesäumt hätten, auf die erste Anzeige auf das strengste gegen jeden Gutsherrn zu verfahren, der sich solche Ungerechtigkeiten hätte wollen zu schulden kommen lassen.

Jedermann wußte damals auch noch, erstens, daß das Wild geschont werden muß, solange das Korn auf dem Halme steht, zweitens, daß damals beinahe nirgends die Felder separiert waren, sondern der Acker in schmalen Stücken vermengt lag, daß also der Edelmann, wenn er wirklich durch des Bauern Korn in der gesetzlichen Schonzeit hätte hetzen wollen, jeden Augenblick in seine eigenen, dazwischen liegenden Stücke hätte geraten und sie mit ruiniert haben müssen, endlich drittens, daß selbst gewaltsames Reiten im Herbst über Saatfelder der künftigen Ernte auch nicht im allermindesten schadet. Alle diese Lügen fanden also noch keinen Eingang. Wie aber späterhin die Stuben- und Schulgelehrsamkeit dermaßen die Oberhand gewann, daß niemand mehr wußte, was außerhalb der Stube geschah, und den Büchern allein geglaubt wurde, da vermeinte man allerdings dem Bauern eine große Wohltat erzeigt zu haben, wie man ihn dem Schutz und der Vorsorge des Gutsherrn entzog und ihn wehrlos den weit strengeren Herren, seinen Gläubigern, überlieferte, welche das Recht haben und auch schonungslos üben, ihm seine Ernte zu nehmen, ihn von Haus

[1]) Laßbauern, Lassiten, Laten hießen die Kleinbauern, mit meist nicht erblichem Besitz, die im östlichen Deutschland sehr verbreitet waren. Sie hatten nur ein Nutzungsrecht an einem fremden Grundstück, das ihnen zur Kultur gegen Frondienste eingeräumt war. Die Lassiten-Grundstücke in der Mittelmark und Priegnitz waren meistens erblich. Sie wurden seit 1811 regulirt.

und Hof zu treiben, und sich selbst an seine Stelle zu setzen. — Wegen der verspotteten Junker und der gepriesenen Bürgerssöhne, deren ich doch in meiner Kindheit viele gesehen habe, kann ich nur versichern, daß die einen ungefähr soviel gelernt hatten wie die andern, daß aber letztere, in Schulen erzogen, immer mehr Torheiten, kleine Schlechtigkeiten und Zoten vorzubringen wußten, als wir, die wir in den Häusern unserer Eltern erzogen waren.

Dies war die heranwachsende Generation; die damals lebende, so kann ich versichern, stand im besten Verhältnis zueinander. Das Wissen war geringer, aber Anstand, Ordnung und Sitte waren in allen Ständen weit mehr verbreitet als jetzt.

Friedrich II., seine Gemahlin, sein Bruder Heinrich nannten noch jedermann „Er" und die Frauenzimmer „Sie" in der dritten Person (z. B.: „Wie befindet Sie sich?"). Davor entsetzt man sich gegenwärtig und vermeint, darin habe eine entsetzliche Herabwürdigung der Menschenwürde gelegen! — Dem war aber nicht so. Die Person wurde weit mehr geachtet als jetzt, wo sie zu einer bloßen Zahl in der Masse herabgesunken ist. Beweis: die vielen bekannten Züge von Friedrich II. und selbst von seinem härteren Vater Friedrich Wilhelm, wo sie nicht erlangen konnten, was jemand seiner Ehre oder Pflicht für nachteilig hielt, und wo sie sich den dreistesten Widerspruch gefallen ließen. Beweis die rührenden Züge von Freundschaft und Erkenntlichkeit, die Friedrich gegen treue Diener, den Feldmarschall Schwerin, Winterfeldt, Ziethen, Seydlitz, Fouqué, Suhm, Lord Marschall usw. geübt hat und gegen so viele Witwen anderer minder bekannter treuer Diener. Jetzt wird zwar kein Mensch mehr „Er" genannt, aber alles steht so isoliert und in solcher Ferne, daß Vorfälle ersterer Art gar nicht mehr passieren können, und statt letzterer gibt es kleine Orden, sogar bloße Schleifen und Gehaltsabzüge,[1]) nach deren Betrag denn alles über einen Kamm geschoren wird.

Einen Edelmann erkannte man im allgemeinen schon an seinem Wesen. Wer ihn irgend kannte, der grüßte ihn. Wenn es unter ihnen solche ungeschickte und ungeschliffene Kerle gegeben hätte wie jetzt (wo sie nach der neuen Weltverbesserungsmethode erzogen

[1]) Wohl Beiträge zu den Militär- und Beamten-Witwenkassen gemeint, um derentwillen Marwitz nach 1815 einen harten Kampf mit der Regierung durchgefochten hat.

sind), so würde niemand den geringsten Umgang mit ihnen gepflogen haben. Im übrigen wurden sie sämtlich als ihrer Geburt nach vollkommen gleich betrachtet. Ein General oder Minister genoß zwar den seinem Range gebührenden Vortritt, sonst aber wurde durchaus kein Unterschied zwischen ihm und einem andern Edelmann gemacht, der gar keinen Rang bekleidete. Es ist zwar richtig, daß die Offizierstellen sämtlich (außer Artillerie und Husaren) und die höheren Zivilposten beinahe ausschließlich mit Edelleuten besetzt wurden. Ich habe aber nie gehört, daß sie vermeint hätten, ein ausschließliches Recht darauf zu haben. So hatte es eben damals einen Minister Michaelis[1]) gegeben, einen Mann, den Friedrich seiner Brauchbarkeit und Rechtschaffenheit wegen hervorgezogen hatte. Ich habe nie gehört, daß irgend ein Vorwurf oder Spott über seine Geburt zum Vorschein gekommen wäre.

Die höheren Staatsbeamten bürgerlichen Standes, Präsidenten und Geheimen Räte, waren durchweg ehrbare und geachtete Leute. Sie hatten alle weit mehr Lebensart und präsentierten sich weit anständiger als jetzt die meisten Hofleute, die den ganzen Tag um die königliche Familie sind. Sie waren ebensowenig neidisch oder arrogant gegen den Adel, als sie sich von ihm eine wegwerfende Behandlung (wie man in Büchern wohl voraussetzt) würden haben gefallen lassen, ließen ihm aber jederzeit den Vorrang, wie etwas, was sich ganz von selber verstand. Sie glaubten noch für ihren Posten und ihre Verwaltung verantwortlich zu sein, sie sahen noch mit eigenen Augen und ließen sich auf den Gegenstand ein. Sie versteckten sich nicht, wie jetzt, hinter ihren Akten, unbekümmert, ob diese auch die Wirklichkeit richtig darstellen, oder hinter einem „Beschluß des Collegii", um sich solchergestalt ganz ex nexu[2]) mit begangenen Ungerechtigkeiten und Nachlässigkeiten zu glauben. Die Kriegsräte und Hofräte (jetzige Regierungs- und andere dgl. Räte) standen eine merkliche Stufe weiter zurück, waren demnach schon etwas sichtbarer devot, würden sich aber dagegen ebensowenig Unhöflichkeiten haben gefallen lassen, die auch nicht vorfielen. Aber es fiel ihnen auch nicht ein, sich höher hinaufdrängen und durch

[1]) Friedrich Gottlieb Michaelis, Vizepräsident und dirigierender Minister bei dem General-Direktorium, Chef des Departements von der Kurmark, des gesamten Postwesens usw. (um 1780). — [2]) Außerhalb der Verbindung, frei von.

Grobheit sich ein Ansehen geben zu wollen. Sie hatten offenbar weit mehr Lebensart als jetzt Minister und Exzellenzen. Die Schar von meistens unmanierlichen Knaben, welche man jetzt Referendarien nennt, und die sich für Staatsmänner halten, sobald sie ein Examen abgelegt haben, wurde damals gar nicht bemerkt.

Ein noch so reicher Bankier oder Kaufmann saß in seinem kleinen vergitterten Gewölbe oder halbdunkelen Laden und hielt seine Angelegenheiten selber in Aufsicht. Daher prosperierten sie alle und konnten alle ihre Kinder etablieren. Wenn einer von ihnen hätte glänzende Equipagen oder ein großes Haus halten und Feste geben wollen, würde er sich selber für einen Narren gehalten haben.

Alle diese Stände nannten einen Handwerker, Schneidermeister, Schuster, Tischler usw. „Er". Solcher Mann fand sich dadurch keineswegs beleidigt. Er nannte seine Gesellen ebenso. Sonst aber hätte man solchen Handwerksmeister auch nicht geringschätzig behandeln dürfen, denn sie hatten eine ganz andere Bildung wie jetzt, wo der erste hergelaufene Bengel sich selbst zum Meister erheben kann. Sie hatten ein großes Gewicht in ihren Gewerken und unbedingte Autorität über ihre Gesellen und Lehrlinge. Jetzt ist die Autorität bei letzteren, und der Meister muß ihnen dienen. Ein solcher Meister nahm auf eine anständige Weise den Hut ab, grüßte anständig und drückte sich anständig aus. Jetzt sind sie grob und hochmütig wie die ganze jetzige Welt, mit geringen Ausnahmen.

Die Bauern waren auch in ihrem Gewerbe erfahrener, ihrem Stande getreuer und anständiger im Wesen und Ausdruck als jetzt. Lesen konnten alle, schreiben wenige, aber sie wußten mit der Landwirtschaft und mit der Landesverfassung, soweit sie selber davon betroffen wurden, Bescheid, und konnten vernünftige Rede und Antwort geben. Jetzt lernt alles schreiben, selbst die Mädchen, die nie im Leben wieder eine Feder zur Hand nehmen, sie kennen die deutsche Sprache, die Höhe des Chimborasso und des Montblanc, auch die Grade der Länge und Breite, und dabei muß man erstaunen, wie wenig sie von ihrer Hantierung verstehen, und wie unbehülflich sie sind. Sonst hat sich unter ihnen noch der größte Überrest der ehemaligen Aristokratie, ein durchgreifender Abstand zwischen dem Bauer und seinem Knechte, und selbst zwischen diesem und dem Tagelöhner, erhalten.

Selbst die dienende Klasse war damals durchaus anders als jetzt. — Die Bedienten waren zwar in der Regel liederliche und durchtriebene Gesellen, aber es fiel niemandem ein, Bedienter zu werden, bevor er sich nicht Jahre lang als Hausknecht, als Aufwärter in Speisehäusern und Gasthöfen die dazu nötige Geschicklichkeit erworben hatte, bevor er nicht anständig anmelden, den Wagen vorbringen, öffnen und zumachen, Bestellungen deutlich und höflich verrichten, den Tisch rasch und geschickt servieren konnte usw. Ein Reitknecht mußte reiten, ein Kutscher fahren können und sich auf gewöhnliche Pferdekuren verstehen. Dabei hatte diese ganze Bande einen Stolz auf ihre Herrschaft, sie zankte sich für sie, prügelte sich zu ihren Ehren, und am Ende gingen doch aus der großen Masse eine Anzahl von treuen Dienern hervor, die mit ihren Herren lebten und starben. Jetzt will ein jeder schmutzige, ungeschickte Kerl, der sich in geborgten Kleidern anmeldet, Bedienter sein, der dann gar nichts versteht, nichts begreifen kann, stets Unschicklichkeiten und Grobheiten begeht, Verwirrungen anrichtet und alles ruiniert, was er anfaßt; Kutscher will sein, wer keinen Begriff vom Fahren hat, Reitknecht, wer kaum auf einem Pferde sitzen kann, und statt daß sie sonst für ihre Herren sich zankten, lästern sie selbige untereinander und laufen solange von einem zum andern, bis sie am Ende an den Bettelstab geraten. — Unter diesen Leuten herrschte also damals ein Esprit de corps, unter den besitzenden Klassen eine vollständig geregelte Aristokratie in jeder Klasse, — der Bauer über seinen Knecht, der Meister über seine Gesellen, der Kaufmann und Fabrikant über seine Diener und Arbeiter, der höhere Staatsbeamte über seine Untergebenen, der Schulze über sein Dorf, der Bürgermeister über seine Stadt, der Gutsherr und der königliche Amtmann über seine Untertanen, alles mit gegenseitiger Verpflichtung und Diensterweisung. — Das Resultat der neuen Lehre ist gewesen, alle diese Verbindungen zu trennen, und jedermann mit unbefriedigten Ansprüchen zu isolieren.

So stand die Welt, wie ich in meinem dreizehnten Jahre als Militär in selbige eintrat. Ich will indessen, um nachher den Faden nicht zu unterbrechen, zuvor noch von meinem Unterricht im Christentume und von meiner Einsegnung reden, wenn sie gleich

erst ein Jahr später, im Sommer 1792, also nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre geschah.

Mein Vater hatte dazu den Prediger Weisse aus Dolgelin, der damals die Friedersdorfsche Pfarre versah, ausersehen, einen würdigen Geistlichen, rechtschaffenen Mann, durchdrungen von der Wichtigkeit seines Amtes und von der Wahrheit der Lehre, die er verkündigte. — Der Grund war von meinem Herrn Rosa hinlänglich gelegt. Weisse aber ging gründlich und zugleich wie ein liebevoller Vater zu Werke. Es war ihm darum zu tun, Überzeugung hervorzubringen. Was durch menschliche Vernunft bewiesen werden kann, mußte bewiesen werden, so streng wie Mathematik. Was über die menschliche Einsicht und über deren beschränkende Kategorien, Zeit und Raum, hinausgeht, das stellte er weder als einen gebotenen Glauben, von dem ohne augenblickliche Verdammnis nicht abzugehen sei, hin, noch weniger aber ließ er es unberührt und unerörtert, sondern er zeigte genau, bis wohin die menschliche Vernunft unumstößliche Gewißheit schaffen, und was sich über dieselbe hinaus, aus der göttlichen Offenbarung, mit Recht schließen und glauben lasse. Er zeigte dabei, wie man zurückkehre und gegen die schon erwiesenen Vernunftschlüsse anstoße, mithin in Unsinn verfalle, wenn man die Offenbarung und den aus ihr fließenden Glauben verwerfe.

Er forderte mich zu Zweifeln auf, und da ich anfangs damit nicht herauswollte, so griff er immer seine eigene Lehre wieder an und zwang mich so, ihn aus selbiger zu widerlegen. Wie mir denn dadurch der Kopf heller wurde, so ließ ich es nachher an Fragen und Zweifeln nicht fehlen, und ich erinnere mich, daß wir uns über die Dreieinigkeit und über die Gegenwart Christi im Abendmahl jedesmal acht Tage lang gestritten haben, bis ich mich für besiegt und fest im Glauben erklären mußte. Ich glaube, daß vielleicht niemand, der nicht selbst Theologie studierte, so gründlich in der Religion unterrichtet worden ist. Ich bin es diesem würdigen Manne schuldig, einen festen Stab durch mein ganzes Leben gehabt zu haben, der nie gewankt hat. Ich wurde in der Friedersdorfschen Kirche vor der versammelten Gemeine in meiner Gensdarmesuniform öffentlich examiniert und eingesegnet.

Kapitel 2.

Vom Eintritt ins Heer bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. (1790—97.)

Eintritt in das Regiment Gensdarmes. — Frühester Militärdienst. — Europa und die französische Revolution. — Krieg Preußens gegen die Revolution (1792). — Der Hof. — Tod des Vaters. — Rheinfeldzug 1793/94. — Zweite Teilung Polens. — Feldzüge in Polen 1794/95. — Schilderung Polens. — Friede zu Basel. — Privatleben und Tod König Friedrich Wilhelms II.

Es war weder mir noch meinen Eltern jemals eingefallen, daß ich etwas anderes in der Welt werden könne, denn Soldat. Beinahe alle meine Vorfahren und Seitenverwandte waren es gewesen, und so wurde gar nicht darüber deliberiert, ob ich diesen oder einen anderen Stand ergreifen solle, und ebenso entschieden wurde angenommen, daß es nur im Regiment Gensdarmes sein könne. Seit etwa hundertundvierzig Jahren, seit es (*damals*) eine brandenburgisch-preußische Militärmacht gab, hatte unsere Familie dem Vaterlande einige hundert Offiziere, und unter diesen *sieben* Generale gegeben. Es war vom Schicksal beschlossen, daß ich der achte werden sollte.[1]) Nur wenige Familien haben dem Vaterlande mehr solcher Kriegsanführer geliefert.

Nur die Familie v. Kleist lieferte deren bis jetzt vierzehn,
„ „ v. Schwerin „ „ „ „ elf,
„ „ v. der Goltz „ „ „ „ zehn (darunter aber zwei, die eigentlich nur den Titel „General" führten),
„ Familie v. Borck lieferte deren bis jetzt neun,
„ „ v. Bredow „ „ „ „ neun.

[1]) Nach neueren Forschungen hat die Familie von der Marwitz sogar zwölf brandenb.-preuß. Generale hervorgebracht, Friedr. Aug. Ludwig war der zwölfte. Vgl. *Maercker*, Die von der Marwitz im brandenb.-preuß. Heere, Berlin 1891, S. 58ff. — Wahrscheinlich werden sich alle im folgenden angeführten Zahlen etwas erhöhen.

Alsdann folgen die Marwitz mit acht, die Dohna mit sieben und weiter keine Familie mit mehr denn sechs Generalen. Das „Biographische Lexikon aller Helden und Militair-Personen im Preußischen Dienst“[1]) zählt bis 1791 895 Generale aus 518 Geschlechtern, so daß im Durchschnitt noch nicht zwei auf eines fallen, bei den allermeisten natürlich nur einer.

Ich trat also am 2. Januar 1790 in das Regiment Gensdarmes ein, in welchem meine beiden Oheime gedient, und welches sie kommandiert hatten, das heißt, ich wurde in selbiges eingeschrieben, und da ich noch zu jung und schwach war, vorläufig vom Dienste dispensiert. — Es war damals erlaubt, sich in einem Regiment als Junker einschreiben zu lassen, ohne zu dienen. Es geschah häufig, weil das Avancement sehr langsam ging und man also so jung anfangen mußte, wie möglich. Man sicherte sich dadurch die Anciennetät vor allen denen, die sich später einschreiben ließen. Wer aber wirklich Dienste tat, passierte denen vorbei, die keine taten.

Ungefähr ein Vierteljahr früher hatte ich angefangen, reiten zu lernen. Mein Vater hatte den Grundsatz, man müsse alle körperlichen Übungen gleich ordentlich erlernen, um keine üblen Gewohnheiten darin anzunehmen. Deshalb wurde ich auf die königliche Bahn zu dem damals berühmten Stallmeister Ploen geschickt. Weil ich aber noch nicht die geringste Übung hatte und selbst für mein Alter sehr klein war, so ward es mir sehr sauer, und ich lernte nicht viel.

Im Mai dieses Jahres drohete ein Krieg zwischen uns und Österreich auszubrechen; es war eine Mediation zu Gunsten der Türken, mit denen Rußland und Österreich im Krieg waren, und unser Minister Hertzberg[2]) gedachte dabei allerhand zu profitieren, unter andern Danzig und Thorn. Mein Regiment marschierte also nach Schlesien, ich aber blieb zurück und begleitete meine Eltern nach Friedersdorf. — Ich hatte ein eigenes Pferd bekommen, und wie nun die Reise vor sich gehen sollte, erfuhr ich, daß meine ältere Schwester im Wagen meiner Eltern mitfahren sollte, welches sonst

[1]) Berlin, 4 Bände, 1788—91.

[2]) Ewald Friedrich Graf v. Hertzberg, preußischer Staatsmann, 1725—95; verdient um den Abschluß des Hubertusburger Friedens; in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms II. leitender Minister. Vgl. u. S. 52 und 80.

immer mein Platz gewesen war. Ich entsetzte mich vor dem Gedanken, nun plötzlich in die Kinderkutsche verwiesen zu werden, in welcher die Gouvernante, meine zweite Schwester, die beiden kleinen Kinder, eine Kinderfrau und eine Amme zusammengepackt waren und fragte: ob ich denn mit einem Male so zurückgesetzt werden solle? Mein Vater antwortete: „Was? Du willst Dich noch im Wagen schleppen lassen? Hast Du nicht ein Pferd? Willst Du nach Friedersdorf, so setze Dich auf und reite hin!" Gesagt, getan. Ich trat also, dreizehn Jahre alt, in Begleitung meines Hofmeisters und eines Reitknechts, meine erste Reise zu Pferde an, und seitdem habe ich bis zu meiner Verheiratung niemals wieder eine Reise zu Wagen gemacht, und bis zu meinem vierundvierzigsten Jahre noch bin ich allemal geritten, wenn es in einigen Stunden (so daß ich die Meile in einer halben Stunde zurücklegte) abzumachen war.

Im Geheim sorgte indessen mein Vater, daß dieser erste Versuch nicht zu anstrengend ausfiele und gebot, daß wir den kleinen Umweg über Gartzau[1]) nehmen sollten, angeblich, um das schöne Schloß und die Gartenanlagen des Generals Grafen Schmettau[2]) zu besehen, in der Tat aber deswegen, damit wir die Nacht dort blieben, und also die neun Meilen nur in zwei Tagen zurücklegten. Gleichwohl wurde es mir gewaltig sauer. Wir ritten gewiß sechs Stunden auf die viereinhalb Meilen von Berlin bis Gartzau, aber schon lange ehe ich hinkam, war es mir, als ob mir auf jeder Schulter ein Turm stände, und das Gesäß war mir so zu schanden, daß ich nicht wußte, auf welchem Fleck ich sitzen sollte. Wie es aber den andern Morgen weiter ging, fing die Qual erst recht an. Indessen, wir kamen nach Friedersdorf.

Denselben Sommer machte ich einen zweiten Ritt nach Sonnenburg,[3]) wo ein solenner Ritterschlag[4]) gehalten wurde, dem ich beiwohnte und den der Prinz Ferdinand[5]) mit vieler Würde verrichtete. Mein Vater mußte selbigem beiwohnen, weil er Mandatarius für

[1]) Südöstlich von Strausberg in der Mark.

[2]) Friedrich Wilhelm Karl Graf v. Schmettau (1742—1806), preußischer General, bedeutender Kartograph. — [3]) In der Neumark. — [4]) Des Johanniterordens.

[5]) Oheim Friedrich Wilhelms II., vgl. o. S. 14, Herrenmeister des Johanniterordens 1763—1810.

die Komturei Werben war, d. h. den abwesenden Komtur sowohl immerwährend zu Berlin im Ordenskapitel, als auch bei solchen Gelegenheiten repräsentieren und seine Stimme führen mußte. Er fungierte also auch hier als Komtur. Es ist sehr schade, daß die alte Ordenskirche in Sonnenburg, wo die Ritterschläge geschahen, jetzt mit allen ihren Denkmälern und Wappen heruntergebrannt ist.

Hertzberg war mit seinem Projekt[1]) nicht durchgedrungen, sondern verabschiedet und der Frieden erhalten worden; das Regiment kam also im Herbst 1790 in seine Garnison zurück. Ich legte nun die Montierung an und begann meinen wirklichen Dienst mit Anfang des Jahres 1791. — Das Regiment Gensdarmes war das ehemalige Garde-Kürassier-Regiment seit Friedrich I., Friedrich II. hatte aber bei seinem Regierungsantritt nächst der neuen Garde zu Fuß auch eine neue Garde zu Pferde, die Garde du Korps errichtet, so daß die Gensdarmes seitdem den zweiten Rang in der Armee hatten, und auch im Felde beständig mit den Garde du Korps eine Brigade formierten.

In diesem Regiment und unter solchen Verhältnissen trat ich meinen Dienst an. Ich war sehr klein und schwach und noch ein sehr schlechter Reiter. Wie die Exerzierzeit Ende März losging, wurde es mir unmäßig sauer. Da zu jener Zeit alles Exerzieren mit der frühesten Morgenstunde begann, so mußte ich gewöhnlich schon um halb drei Uhr morgens im Stall zum Putzen sein. Ich mußte also um zwei Uhr von Hause weggehen, aus der Wilhelmstraße, um zur rechten Zeit im Stalle zu sein, im Akademiegebäude, am Ende der Linden. Um halb vier Uhr ging dann alles nach Hause, um sich anzukleiden, um halb fünf war man wieder im Stall zum Satteln, um fünf Uhr wurde ausgerückt, wenn das Regiment im Ganzen vor dem Halleschen Tore, auf dem Felde bei Tempelhof, exerzierte. Dahin war beinahe eine Stunde Marsch, ebensoviel zum Rückweg, und etwa zwei Stunden zum Exerzieren, so war man um neun Uhr zurück, und nachdem die Parole ausgegeben war, etwa um zehn Uhr zu Hause.

[1]) Dem sogenannten „Hertzbergschen Projekt" (1787 f.), durch künstliche Gebietsverschiebungen in den unteren Donauländern und Polen die Ansprüche aller beteiligten Mächte zu befriedigen und Preußen eine Art Schiedsrichterrolle in Europa zu verschaffen. Vgl. M. Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems, 1660—1789, (1905), S. 443 f.

In der ersten Zeit aber, wenn die Beurlaubten erst im einzelnen wieder eingeübt wurden, fing es zwar eine Stunde später an. Man ging nach dem Platz im Tiergarten. Da die Mannschaft aber in zwei Abteilungen nacheinander herauskam, so kamen wir nicht vor ein Uhr nach Hause, um drei Uhr aber wurde schon im reinen Anzug unter den Linden zu Fuß exerziert, bis halb fünf und dann von fünf bis sechs abends im Stall wieder geputzt. Man war also von halb vier Uhr morgens bis halb sieben Uhr abends in einer Bewegung, und dorunter wenigstens sechs Stunden zu Pferde (denn die Estandartenjunker mußten zwei Pferde reiten, in jeder Abteilung eins), — es ist also begreiflich, daß dieser Dienst, im vierzehnten Jahre geleistet, höchst angreifend war. Bei dem nachherigen Exerzieren zu Pferde im Ganzen fiel das Exerzieren zu Fuß am Nachmittag weg, aber der Stalldienst blieb jahraus, jahrein, abends und morgens, nur daß außer der Exerzierzeit später, und im Winter erst um sechs oder halb sieben Uhr (bei der Laterne) angefangen wurde. Außer der Exerzierzeit war der Dienst sehr leicht. Es ritt täglich nur eine kleine Abteilung oder exerzierte zu Fuß; der Junker war aber ein für allemal in dieser Abteilung.

Mit meinem Reiten ging es auf diesen großen, ungeschickten Pferden erbärmlich. Ungeachtet man mir die gangbarsten aussuchte, so konnte ich sie doch nicht halten, und in der ersten Attacke brach mein Pferd aus dem zweiten Gliede durch das erste hindurch und ging mit mir, die Offiziere vorbei, zu allen Teufeln. Ich hatte dadurch Fuchtel verdient (denen die Junker wie die Unteroffiziere und Gemeinen unterworfen waren), kam aber glücklicherweise mit dem Auslachen davon. Nun wurde mir erlaubt, mein eigenes Pferd zu reiten, welches glücklicherweise ein Schwarzbrauner war. Es war aber ziemlich klein, und ich spielte eine schlechte Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem fünfzölligen[1]) Pferde und großen Kerl.

Wie es gegen die Revue kam, sollte ich, meinem eigentlichen Dienste gemäß, die Standarte führen und wurde nun mit selbiger wieder auf ein großes Dienstpferd gesetzt. Dummerweise hatte man mir aber (weil ich so klein sei) den Stan-

[1]) Natürlich fünf Fuß fünf Zoll hohen, wie für Nicht-Kavalleristen bemerkt sein mag. (Die Fußanzahl bleibt stets als selbstverständlich fort.)

bartenschuh weit kürzer geschnallt als gewöhnlich. Sie bekam dadurch ein großes Übergewicht, und da es unglücklicherweise den Tag sehr windig war, so konnte ich sie nur mit der größten Anstrengung halten, und nach der ersten Attacke gegen den Wind war ich dermaßen erschöpft, daß ich dem Rittmeister sagen mußte: es sei völlig aus mit meinen Kräften. Wie er mich leichenblaß und schweißbedeckt sah, konnte er nicht daran zweifeln und ließ mich sie dem Unteroffizier übergeben, der sie bisher geführt hatte. Ehe wir aber damit fertig werden konnten, wurde schon wieder abgeschwenkt, und nun hörte man den Regimentskommandeur rufen: „Wo ist denn die Standarte der zweiten Schwadron geblieben?" Da indessen im nächsten Augenblick die Standarte auf ihrem Platze erschien, so ging das Exerzieren ruhig vorüber. Es konnte aber nicht unbemerkt bleiben, daß ich sie hinausgeführt hatte, und daß sie nun in anderen Händen war. Es wurde daher allgemein geglaubt, ich hätte sie fallen lassen. Dies wäre eine Beleidigung der Ehre des Regiments gewesen und keine Macht in der Welt hätte mich trotz meiner Jugend und Schwäche vor der Strafe retten können. Es begann also ein scharfes Examen, welches aber auf das Zeugnis des Rittmeisters ohne Folgen blieb. — Ich hätte mich nicht beschweren können, wenn ich ausgehauen worden wäre, denn hätte ich mich von Anfang an darum bekümmert, wie der Standartenschuh sitzen muß, was meine Schuldigkeit war, und hätte ihn gehörig lang geschnallt, so hätte die Standarte nur ein so geringes Übergewicht gehabt, daß ich sie hätte halten können.[1])

Daß es mit dergleichen Strafen kein Spaß war, sondern daß sie unnachsichtlich erfolgten, beweiset folgender Vorfall, der, wenngleich seit Menschengedenken der einzige seiner Art im Regiment, sich doch unter meinen Augen zugetragen hat. Ein schlesischer Graf, wohl zwanzig Jahr alt, groß und stark, war als Standartenjunker in das Regiment getreten. Er war naseweis und glaubte, hier herrsche Freiheit und Gleichheit, zum wenigsten für ihn selber. Wie er sich nun einmal, obzwar außer Dienst, gegen einen Offizier, der ihm einen dienstlichen Befehl gab, impertinent erwies und dabei verharrte, ungeachtet dieser ihn auf die Folgen aufmerksam

[1]) Fortgesetzt Dezember 1832. [v. M.]

machte und zum Gehorsam aufforderte, — so meldete ihn dieser an den General Prittwitz. Der Junker wurde sogleich in die Wache gesetzt, und des anderen Tages bekam er zwanzig Fuchtel mit der Klinge vor der versammelten Wachtparade. Natürlich ließ er sich nie wieder sehen, nahm den Abschied, ging nach Schlesien zurück und wurde ein reicher Majoratsherr, welches er noch in diesem Augenblick ist.

Die Revuen[1]) machte ich 1791 zum ersten Male mit und ging nachher mit meinen Eltern nach Friedersdorf, wo ich eingesegnet wurde, wie schon erzählt ist. Vom 21. bis 23. September war immer Herbstmanöver in Potsdam. Den ersten Tag war jedesmal Schulmanöver, an den beiden folgenden Feldmanöver in zwei Korps. Sämtliche Offiziere der dabei anwesenden Regimenter wurden die vier Tage (mit dem Tag des Einrückens) in den Schlössern an königlichen Tafeln gespeiset, auch alle Fremden, die sich in großer Zahl als Zuschauer einfanden. Des Abends war freies Schauspiel für alle Offiziere im Neuen Palais. —

Im Dezember nahm ein Offizier des Regiments den Abschied. Ich war der älteste Junker, da wir aber noch einen überkompletten Offizier hatten, der einrangiert werden mußte, so dachte ich nicht daran, Offizier zu werden. Als nun am 17. Dezember 1791 die Parole ausgegeben wurde, stand ich hinter meinem Wachtmeister und schrieb auf: „Se. Majestät der König haben geruhet, dem Cornette v. Schleppegrell (es war ein Hannoveraner) den nachgesuchten Abschied zu bewilligen, und dagegen den überkompletten Cornette v. Strenge einzurangieren." — Bis dahin hatte ich ganz ruhig mitgeschrieben, wie es nun aber zu meinem höchsten Erstaunen noch weiter ging: „wie auch — —", so schrieb ich höchst abgebrochen und unruhig noch: „den Estandartenjunker v. der Marwitz", wie es aber zuletzt vollständig herauskam: „zum überkompletten Cornette zu ernennen", so fuhr ich natürlich mit meiner Schreibtafel in die Säbeltasche, schritt aus dem Kreis der Unter-

[1]) Die Spezial-Revue am 6. Mai, die große Revue am 21.—23. Mai. Marwitz gibt in der Handschrift eine höchst lebendige und anschauliche Schilderung dieser Revuen unter Friedrich d. Gr. und seinen Nachfolgern, die aus Raumgründen hier leider fortbleiben muß; ich hoffe, sie in den Forsch. z. Brandenb.-Preuß. Geschichte Bd. XX zu veröffentlichen.

offiziere zu den Offizieren heraus und meldete den Stabsoffizieren meine neue Würde, im Alter von vierzehn Jahren und sechs Monaten erlangt.

Ich hatte nun allerdings einen leichteren Dienst, aber einige Jahre lang (ungefähr bis zum polnischen Feldzug 1794) einen sehr harten Stand. Andere waren in meinem Alter wohl naseweis und vorlaut und verstanden sich durchzubeißen, ich aber war blöde, errötete leicht und war daher leicht in Verlegenheit zu setzen. Kaum wurde dies bemerkt, so machten sich viele meiner älteren Kameraden ein Vergnügen daraus, mich zu verspotten. Besondere Gelegenheit dazu gab, daß ich noch immer mit meinem Hofmeister zusammen wohnte. Der Unterricht hatte zwar in Berlin während des ganzen Jahres, da ich Junker gewesen, weil der Dienst keine Zeit dazu ließ, sein Ende erreicht, und er gab nur noch meinen Schwestern, mir aber noch im Sommer auf dem Lande Unterricht. Da mein Vater ihn aber versorgen wollte, so wußte er nicht recht, wohin mit ihm? Jetzt nahm ihn indes mein Oheim Dorville zu sich, um mit seinem jüngsten Sohn zu repetieren, und ich hatte mein Zimmer allein, so daß ich aus der Angst vor dem Spott heraus war, wenn jemand mich besuchte.

Nicht weniger wurde ich wegen meines schlechten Reitens verspottet. Das erste Jahr konnte ich mit keinem Pferde fertig werden, ich legte mich aber mit so vielem Eifer auf dieses Fach, kam beinahe nicht vom Pferde, weder Vormittag noch Nachmittag, ritt ein Pferd nach dem andern zu schanden, gab aufs genaueste bei denen Acht, die den Leuten den besten Unterricht gaben, fragte, versuchte und quälte mich solange, bis ich nach wenigen Jahren einer der besten Reiter im Regiment wurde, so daß ich nun derjenige war, der um Rat gefragt wurde. Die halsbrechenden Kunststücke habe ich zwar mitgemacht, aber nie das Wesen der Reiterei darin allein gesetzt, so wenig wie in das bloße Jagen wie ein Stafettenreiter, sondern in die Kunst, das Pferd nach Verhältnis seiner Kräfte und seiner Eigentümlichkeit so zu behandeln, daß es jederzeit und in jedem Moment mir unterworfen sein muß und keinen Fuß anders rühren darf, als gerade so, wie ich es verlange. Ich habe in meinem Leben sehr viel Zeit auf das Reiten verwendet und bin niemals zu Wagen gereiset, als bis ich verheiratet war; ich habe einen guten

Teil meiner Gesundheit dabei zugesetzt, denn ich kann es noch heute nicht vertragen, daß das Pferd einen eigenen Willen und eigene Gedanken unter mir habe, und fange gleich an zu stallmeistern, wenn es mir wie ein Hammel unter dem Leibe geht. Ich habe also sehr viele Pferde in meinem Leben zugeritten, sie haben immer die Bewunderung derer erregt, die sie geritten haben oder die sie im Getümmel gehen sahen. Ich habe viele hundert Rekruten dressiert und gewiß einige fünfzig Offiziere in späteren Jahren auf den richtigen Weg in der Reitkunst geführt, ja ich kann sagen, daß ich allein in vielen Regimentern unserer Armee die ganz vernachlässigte und verkannte Reitkunst aufrechterhalten habe.

In jener früheren Zeit gab es noch Leute, die sich auf die Zaumkunst verstanden. Ich habe mich über dreißig Jahr lang damit beschäftigt; und da sie seitdem ganz zu Grunde gegangen ist, so glaube ich, daß ich jetzt noch der einzige Mensch bin, der sie gründlich versteht. Ich finde niemand mehr, der noch mehr davon wüßte, als eine Kandare so zu legen, daß sie nicht durchfällt. Damit hat ihr Wissen ein Ende, die meisten verstehen auch dies nicht einmal. Welche Verwandtschaft und Übereinstimmung zwischen der Form der Kandare und dem Maule des Pferdes oder gar mit seinem Temperament stattfinden muß, davon ist keine Ahnung mehr. Wenn das Pferd widerspenstig ist, so glauben sie, es sei die Schuld des Pferdes, da es doch allemal die Schuld des Reiters ist, sei es wegen seiner unsinnigen Behandlung des Pferdes oder wegen der falschen Zäumung.[1])

Endlich gab auch meine kleine Figur zu tausend Späßen Anlaß. Ich blieb bis zum vollendeten sechzehnten Jahre ganz unglaublich klein, wie ein Kind. Aber zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Jahre erreichte ich sehr schnell meine jetzige Größe, fünf Fuß, siebeneinhalb Zoll. — Da ich indessen, wenngleich blöde, doch keineswegs furchtsam war, in meinem Dienst pünktlich, überhaupt von guter Aufführung, so gab sich denn diese Art der Verfolgung nach und nach.

[1]) Marwitz hatte 1828 eine besondere Schrift über die Zaumkunst geschrieben, die 1852 unter dem Titel: „Die Zäumung mit der Kandare" bei Mittler erschien. Seine interessante Kandarensammlung — in unseren Augen zum Teil wahre Marterwerkzeuge — hängt noch heute in seinem Schlafgemach. Er galt für einen der besten Reiter der Armee.

Ich kam mit den älteren Kameraden auf einen gleichen Fuß, vorzüglich, nachdem ich, siebzehn Jahre alt, ein Duell mit einem berühmten Klopffechter von der Infanterie gehabt hatte, der betrunken mich insultierte, wie ich die Wache hatte. Es dauerte wohl eine Viertelstunde. Endlich, wie ich matt wurde, bekam ich einen Hieb über die Backe vom Ohr bis an den Mund, von dem aber, da ich noch im Wachstum war, nach zwei Jahren wenig mehr zu sehen blieb. Späterhin, wie ich erwachsen war, stand ich in Ansehen im Regiment und wurde konsideriert und zu Rate gezogen.

In diesem Jahre, 1792, kam der zweite der drei Generale v. Goltz (damals Oberst), der Geschwisterkind mit meinem Vater war,[1]) von seiner Gesandtschaft in Paris zurück, wo die Revolution in vollem Gange war. Er war beinahe dreißig Jahre dort gewesen, und da mein Vater sein nächster Verwandter und beinahe einziger Bekannter im Vaterlande war, so war er beinahe täglich in unserem Hause. Er war ein sehr unterrichteter und gebildeter Mann, und wenngleich niemand von uns oder aus unserer Bekanntschaft jemals an dem dortigen Unsinn etwas zu Entschuldigendes oder gar zu Lobendes gefunden hatte, so wurden wir doch bei seiner genauen Kenntnis aller dortigen Verhältnisse, schon damals so vollkommen von den Ursachen und Triebfedern dieser heillosen Empörung des menschlichen Hochmutes gegen göttliche Ordnung und Recht, und von alle den Lügen, Verleumdungen und Umtrieben jener Empörer unterrichtet, wie es jetzt, nach so vielen Jahren, nur die wenigen sind, welche sich die Mühe gegeben haben, die wahre Geschichte der Revolutionen zu studieren, während die große Mehrzahl die Lügen der revolutionären Schriftsteller und sogar der Zeitungsschreiber für Wahrheit annimmt. Es konnte also nicht fehlen, daß wir einen gründlichen Abscheu vor jenen Missetätern bekamen.

König Friedrich Wilhelm II., der ein preußisches Herz, preußische Ehre und den Drang, Unrechtes zu bestrafen, im Leibe hatte, war unter allen Monarchen, die sich damals verbanden, derjenige, der es am redlichsten mit dem unterdrückten Monarchen und mit der unterdrückten Freiheit in Frankreich meinte. (Die wahre individuelle, korporative und lokale Freiheit existierte, wenngleich

[1]) Vgl. o. S. 10, Anm. 1.

durch seine Vorgänger schon geschmälert, doch noch unter Ludwig XVI. in Frankreich. So wie die Empörer die Oberhand bekamen, ward zwar behauptet, nun sei Freiheit, in der Tat aber herrschte da erst Unterdrückung und Despotie.) Friedrich Wilhelm war vollkommen uneigennützig, wie er im Sommer 1792 mit vierzigtausend Mann an den Rhein zog. Nicht so seine Verbündeten.

Österreich sah zwar die Revolution nicht gern, aber Kaiser Leopold war selbst ein Liberaler, der augenscheinlich hoffte, daß aus selbiger doch noch etwas Gutes hervorgehen könne. Darüber versäumte er die Zeit, ungerührt von den Leiden seiner Nichte, der Königin von Frankreich. Sein Sohn, der noch jetzt regierende Kaiser Franz, der ihm eben damals (1792) in der Regierung gefolgt war, wurde schon durch die dringende Notwendigkeit, da die Nationalversammlung ihm und dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, weil beide nicht in die Inkorporierung der jenseits des Elsaß belegenen, von Frankreich umschlossenen deutschen Reichslande willigen wollten, in den Krieg hineingezogen; aber er hoffte, daß Preußen die Sache ausmachen und er dabei profitieren würde. Dies hat die Folge bewiesen. Das Deutsche Reich war lahm, wie immer. Jeder suchte so wohlfeil wie möglich loszukommen. Späterhin, wie ihnen das Feuer auf den Nägeln brannte, haben die Hessen und auch die Sachsen unter unsern Generalen tapfer gefochten. In England war, durch die Landesverfassung begünstigt, das französische Gift zuerst eingedrungen. Diese Verfassung spielte nämlich mit denselben Theorien, die Frankreich in Aufruhr gebracht hatten, aber sie konnten hier nicht in die Wirklichkeit treten, blieben also ein Blendwerk für müßige Schwätzer, denn dieses Land hatte so feste aristokratische Institutionen (durch alle Klassen), daß sie ein vollkommen hinreichendes Gegengewicht bildeten gegen alle Bestrebungen, die mit Redensarten beim Volk oder beim Parlament gemacht werden konnten. In letzterem hatte nämlich das bestehende Recht und die bestehenden Interessen, eben durch die Zusammensetzung des Parlaments, ein solches Übergewicht, daß Projekte, die auf Umsturz des bestehenden und Herbeiführung eines ganz neuen, wenngleich angeblich glückseligen Zustandes abzweckten, niemals aufkommen konnten. Der Übertritt des damals größten Oppositions-

redners, Burke,[1]) zur Partei des bestehenden Rechts[2]) brachte augenblicklichen Stillstand in die neuerungssüchtigen Bestrebungen. Späterhin stand England unter seinem großen Minister Pitt an der Spitze der Gegner der Revolution, aber 1792 hatte es noch keinen Anteil am Kriege genommen. Der König von Schweden, Gustav III., ein ritterlich gesinnter, aber offenbar verdrehter, von einem auf das andere fallender Herr, hatte schon früher sich an die Spitze der Emigrierten stellen und den König aus seiner traurigen Lage, die eigentlich schon eine Gefangenschaft war, befreien wollen; er war aber eben unter dem Dolche des Mörders Ankarström gefallen. Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., erklärte sich ganz offen gegen die Revolution, unterstützte die Emigrierten und trieb zum Kriege, — benutzte aber dabei ihre entfernte Lage, um selber nichts zu tun und um ihre Absichten auf Polen durchzusetzen, die dem nichts Arges ahnenden und im Kriege gegen Frankreich begriffenen Könige von Preußen die schlimmsten Verwickelungen bereiteten. Spanien hatte die größte Scheu vor einem Kriege und erklärte sich erst, nachdem Ludwig XVI. auf dem Schafott gefallen war.

Friedrich Wilhelm II. kam also zu Anfang des Sommers 1792 ganz allein mit seiner Armee am Rhein an. Die versprochene österreichische Hülfe zog so langsam und in so geringer Zahl heran, daß es Herbst wurde, bevor der Feldzug eröffnet werden konnte. — Der König fand also am Rhein nichts als eine Menge Diplomaten mit weisen Ratschlägen und von den allerverschiedensten Meinungen und eine Anzahl von wohlgesinnten, aber sehr arroganten Emigrierten. Diese stellten die Sache als ungemein leicht vor und als ob ihnen alles zufallen würde, sobald sie sich nur zeigten, und verlangten, als Avantgarde gebraucht zu werden. Man hätte nichts Klügeres tun können, als ihre Forderung zu gewähren. An Tapfer-

[1]) Marwitz war mit einigen von Burkes Schriften gut bekannt. Dessen Hauptschrift, die Reflections on the Revolution in France (Nov. 1790), befindet sich sowohl in französischer wie in deutscher Übersetzung (von Gentz) in seiner Bibliothek, mit Zeichen lebhafter Zustimmung; ebenso Burkes „Rechtfertigung seines politischen Lebens" (Letter to a Noble Lord) in der Übersetzung von Gentz (1796), — beides wichtig für die Entstehung der konservativen Parteianschauung in Preußen. — [2]) D. h. den Tories.

keit würden sie es nicht haben fehlen lassen, und wenigstens hätte man sich nach dem Erfolg richten können, den ihre Taten hervorgebracht hätten. Auch ist es nach dem, was man nachher erlebte, wahrscheinlich, daß man, wäre man im Juni mit wenigstens hunderttausend Mann eingebrochen und geradeaus, ohne Aufenthalt, nach Paris marschiert, seinen Zweck erreicht hätte.

So aber hatte man von Franzosen keine andere Vorstellung als von Feigherzigen, die allenthalben davonlaufen würden wie bei Roßbach, und von Windbeuteln, denen man nicht trauen dürfe. Zudem regten sich schon damals die Superklugen, die alles auf einmal, und zwar durch Worte, erreichen wollen. Diese stellten vor, daß man die ganze Nation vor den Kopf stoßen und in Harnisch bringen würde, wenn man das ganz Konträre des herrschenden Revolutionsprinzips sichtbar voranstellen wolle, man müsse beide Teile schonen, mit wenigem zufrieden sein usw. Kurz, die Emigrierten wurden eigentlich gar nicht in die Verbündung mit aufgenommen, sondern ihnen bloß erlaubt, hinterher zu marschieren, wo sie verhungerten. — Und wie man sich nun endlich mit sechzehntausend Österreichern, die von deren ganzer Macht zu uns gestoßen waren, vorwärts bewegte, wurden in Paris die Tuilerien schon gestürmt, Ludwig XVI. gefangen genommen und in den Tempel[1]) gesetzt, so daß es klar war, daß sie ihn abschlachten würden, wenn wir uns Paris näherten. — Es erfolgte nun ein so gewaltiges, zwei Monate lang anhaltendes Regenwetter, daß alle Straßen unwegsam wurden und man, noch obenein mit dem Tempelhofschen[2]) Verpflegungssystem beschwert, wo man von drei zu drei Märschen immer neue Magazine etablieren muß und im Falle von Schlachtoperationen sich nur neun Tage lang von ihnen entfernen darf, — nur langsam vorwärtskriechen konnte.

Wir nahmen die Festungen Longwy und Verdun nach unbedeutender Gegenwehr, und wo wir auf die berühmten National-

[1]) Der Temple, ursprünglich Ordenshaus der Templer in Paris, Kerker Ludwigs XVI. und seiner Familie.

[2]) Benannt nach dem berühmten Artilleristen Georg Friedrich Tempelhof (1737—1807), dem Verfasser der ersten bedeutenden Geschichte des Siebenjährigen Krieges, dem er diesen Namen gegeben hat. Vgl. über ihn Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften in Deutschland, Bd. III, S. 1873 ff. u. ö.

garden stießen und auf die demoralisierten Linientruppen, liefen sie wie die Hasen davon. Einige Monate früher hatten diese Freiheitshelden einen kleinen Einbruch in die österreichischen Niederlande versucht. Sowie aber eine ganz geringe Zahl von Österreichern sich nur sehen ließ, liefen sie ebenfalls davon und schlugen ihren eigenen General[1]) tot, indem sie ihn für einen Verräter ausgaben. Nun aber erschien Dumouriez, der schlechteste Stratege von der Welt, aber voll Feuereifer. Er ward der Retter Frankreichs, indem er diese zuchtlosen Banden begeisterte und sie erst stehen, dann siegen lehrte. Er besetzte la Fôret des Argonnes, welche uns vor der Nase lag. Der Herzog von Braunschweig aber, damals 57 Jahr alt, der die Armee kommandierte, ließ den einen Paß durch die Österreicher unter Clairfait wegnehmen und umging das Gebirge in langsamen Märschen nördlich.

Sowie wir in die Ebenen der Champagne pouilleuse[2]) herabstiegen, wo nichts zu essen war außer Weintrauben, von denen die Armee die Ruhr bekam, ging ein panischer Schrecken vor uns her. Alles floh. Dumouriez aber blieb stehen und veränderte nur die Front, so daß er jetzt den Rücken nach Deutschland, wir aber den unsrigen nach vollbrachter Umgehung nach Paris hin gewendet hatten. Dies vereitelte die Hoffnungen des Herzogs ganz und gar. Er hatte vorausgesetzt, Dumouriez würde sich aus seiner Stellung herausmanövrieren lassen, und er würde dann bei dessen Abmarsch über ihn herfallen und ihn schlagen können. Er kam ganz aus seinem Konzept, zauderte, und wir standen über vierzehn Tage lang, den Rücken nach Paris, den Feind zwischen uns und Deutschland, in Regen und Kot, mit schrecklich grassierender Ruhr, bei sparsamer Zufuhr, die von Verdun, um das Argonner-Gebirge herum, auf demselben Wege herbeigeschleppt wurde, den die Armee gekommen war. Dumouriez erhielt Verstärkungen und litt keinen Mangel, da er seine Verpflegung von Süden her (wohin jetzt sein linker Flügel stand) erhielt.

Nun brachen Zwistigkeiten zwischen dem König, dem es schon

[1]) General Dillon, † 29. April 1792. Vgl. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, II, 86 (1898).

[2]) Eigentlich: laufige Champagne. Gemeint ist der unfruchtbare Teil der Champagne, zwischen Vitry und Sézanne.

immer zu langsam gegangen war, und dem Herzoge aus. Den König trieb sein eigener Charakter und die Ratschläge der Emigrierten, den Herzog hielt der seinige zurück, sowie alle Unannehmlichkeiten der Verpflegung, die ihm allein auf die Schultern fielen. Er wendete ein, daß bei der Einigkeit der Franzosen, der schon erklärten Absetzung Ludwigs XVI. und dem geschwächten Zustande der Armee selbst nach einem Siege von einem Marsch auf Paris gar nicht mehr die Rede sein, der Sieg also zu weiter nichts nützen könne, als die Armee zu schwächen. Was aber nach einer Niederlage werden solle? Der König erwiderte mit vollem Recht, das hätte man bedenken müssen, bevor man den Marsch um die Argonnen herum unternahm und sich in diese Lage versetzte! Jetzt heiße es: „Vogel, friß oder stirb!"

Und so kam es den 20. September zum Angriff. Das Wetter war besser geworden und das Erdreich etwas abgetrocknet. Die Armee marschierte auf wie bei Berlin, schwenkte ein, die Batterien vor — der Feind stand auf seinen Anhöhen. Der König setzte sich vor das Richtungs-Bataillon, kommandierte: „Vorwärts, marsch!" und ritt darauf los. Die Armee avancierte mit klingendem Spiel, eine Haubitzgranate schlug in einen feindlichen Pulverkasten; er flog auf, und man sah deutlich auf der Stelle Verwirrung und Flucht. Alle, die gegenwärtig waren, sind überzeugt, daß, wenn der Angriff ganz so fortgesetzt worden wäre, wie er begonnen war, der Feind augenblicklich wäre geworfen worden. Wenigstens war alsdann die freie Kommunikation mit Deutschland wieder geöffnet. Aber der Herzog von Braunschweig kam vom linken Flügel gejagt und kommandierte: „Halt!" Es entstand eine heftige Unterredung zwischen ihm und dem König. Es ist mit Gewißheit bekannt geworden, daß der Herzog, sich stützend auf den Umstand, daß man nicht wissen könne, was der Feind etwa hinter den Anhöhen verborgen habe — das kann man niemals früher, als bis man sie genommen hat! —, sich von aller Verantwortlichkeit für das Heer, für den König und die königlichen Prinzen losgesagt hat, wenn der Angriff fortgesetzt werden solle. In diesem Falle möchte der König das Kommando übernehmen, aber auch behalten!

Diese Aussicht erschien dem König zu drückend, er gab, höchst unzufrieden, nach, und der Angriff verwandelte sich in eine nutz-

lose und wenig bedeutende Kanonade, die bis zum Abend dauerte. Dumouriez marschierte nicht ab, sondern beide Heere blieben nun noch zehn Tage einander gegenüber stehen. Das unsrige war keineswegs entmutigt, aber unzufrieden. Der Regen fing wieder an und wurde durch die längeren und kalten Nächte immer beschwerlicher; die Ruhr nahm mit reißender Schnelle zu, und die Zufuhren wurden beunruhigt.

Den Franzosen hingegen wuchs der Mut in dem Maße, als ob sie eine entscheidende Schlacht gewonnen hätten. Ihr kriegerischer Geist entstand von dem Tage an,[1]) und so sehr wurde dies von ihnen begriffen, daß zehn Jahre später Bonaparte den General Kellermann, der hier neben und eigentlich unter Dumouriez kommandierte, zum Duc de Valmy ernannte, obgleich er gar nichts getan hatte.

Auch die Pferde unterlagen der Anstrengung in den grundlosen Wegen und dem schlechten Futter (Dachstroh). Ungeachtet die Transportpferde mehreremal von der Kavallerie, die nun zu Fuß ging, ersetzt wurden, wurden die Transporte dennoch unmöglich, und man konnte sagen, daß auch der Rückzug, im Bogen um einen schlagfertigen Feind herum, unmöglich geworden war.

Glücklicherweise war Dumouriez mit dem Nationalkonvent zerfallen, — man wußte, daß er den Jakobinern nicht so sehr anhing, um die Ermordung des Königs zu wollen, vielmehr hätte er ihn retten mögen. Es wurde also eine Unterhandlung mit ihm angeknüpft, — das preußische Heer zog ab, im Bogen um den Feind herum, abgemattet, in kleinen Märschen, den Weg mit seinen Leichen besäet, ohne beunruhigt zu werden; es übergab Longwy und Verdun wieder, und nicht die Hälfte derer, die den französischen Boden betreten, kamen nach Luxemburg zurück. Die Österreicher, die in ihren Argonnenpässen, der Verpflegung näher, viel weniger und kürzere Zeit gelitten hatten, trennten sich und zogen nach ihren Niederlanden. Dumouriez folgte bald, erdrückte mit weit überlegener Macht ein schwaches Korps bei Jemappes,[2]) welches dennoch in Ordnung das Schlachtfeld verließ, und noch vor dem Schluß des

[1]) Goethe, welcher der Kanonade von Valmy beiwohnte, sagte bekanntlich zu den Offizieren am Abend dieses Tages: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen." (Campagne in Frankreich. Werke ed. Goedeke VII, 237. — [2]) Am 6. November 1792.

Jahres hatte er die ganzen Niederlande in Besitz. Die Österreicher zogen über den Rhein zurück.

Unterdessen war aber ein anderer Franzose, Custine, mit einem neuen Heer aus dem Elsaß aufgebrochen, hatte das aufs schlechteste verteidigte und verratene Mainz weggenommen und Frankfurt a. M. besetzt. Die preußische Armee konnte daher bei Luxemburg nicht lange ruhen. Sie mußte über den Rhein zurück, es ging nun auf Frankfurt los. Der König machte in Person den Angriff mit den Hessen, und so groß war seine Kühnheit, daß er mit ihnen in das Stadttor eindrang, während die Franzosen noch von dem Turm über selbiges in die Kolonne hineinschossen. Mainz wurde nun umschlossen, die Armeen gingen in die Winterquartiere und rüsteten sich zum folgenden Feldzuge. —

Ich selber war in meinem Garnisondienst beschäftigt, war im Sommer einigemal in Friedersdorf, sonst aber in Berlin. Ich ärgerte mich sehr, daß wir den Feind nicht geschlagen hatten.

Die Gesundheit meines Vaters verschlechterte sich je länger, je mehr. Im Winter zu 1792 mußte er, wie erwähnt, an Stelle des Herrn v. Reck während des Karnevals die Aufsicht über die Opern übernehmen.[1]) Der Ärger über das scheußliche Komödianten-

[1]) Beiläufig will ich erwähnen, daß damals das deutsche Theater [später Schauspielhaus] eine Privatunternehmung war und mit der königlichen italienischen Oper gar keine Gemeinschaft hatte. Diese aber fand nur vier bis sechs Wochen lang während des Karnevals statt, wöchentlich zweimal, Montags und Freitags, und da nur zwei Opern jährlich einstudiert wurden, so wurde jede vier- bis sechsmal wiederholt. Das ganze übrige Jahr hindurch ging das Sänger- und Tänzervolk spazieren. Da die Sache aber königlich war, so wurde sie auch königlich behandelt. Wem es eingefallen wäre, aufzubringen, daß die Zuschauer bezahlen müßten, den hätte man für rasend gehalten. Solche mesquinerie [Knauserei] blieb späteren Zeiten aufbewahrt. Jeder Hofstaat, jedes Dicasterium, die Minister, das Kammergericht, kurmärkische Kammer, Stadtgericht, das Hofmarschallamt usw., alles hatte seine bestimmten Logen, in die es unentgeltlich eintreten, auch seine Bekannten und Freunde darin aufnehmen konnte. Das ganze Parterre war für das Militär. Vorn am Orchester war in der Mitte ein Platz mit Lehnstühlen für die Generale, rechts daneben einer mit Bänken für die Stabsoffiziere, links einer zum Stehen für die Subalternoffiziere, hinter allen dreien zwei Drittel des ganzen weiten Raumes zum Stehen für die gemeinen Soldaten. Diese wurden in bestimmter Anzahl durch Unteroffiziere hineingeführt. Friedrich II. ging immer auf den Platz der Generale und saß allein in der Mitte, alles übrige stand. Ich selbst habe ihn

voll, mit dem er verkehren mußte, vorzüglich aber die unvermeidlichen Erkältungen während der Vorstellungen gaben ihm den letzten Stoß. Er ward zusehends schlechter.

In diesem Winter wurde ich auch bei Hofe vorgestellt (ich war fünfzehn Jahr). Dies geschah nicht etwa, wie man jetzt junge Offiziere oder Referendarien, als Tanzmaschinen, denen Prinzessinnen im Vorübergehen, im Tanzsaal vorstellt, sondern wie wenn ein Edelmann der Familie seines Herrn seine Huldigung darbringt. Man machte den Oberhofmeisterinnen in Begleitung eines ihnen bekannten Herrn einen Besuch (mich führte bei der Krankheit meines Vaters mein Oheim Dorville ein, der selbst Hofmarschall bei der Königin, Witwe Friedrichs II., war) — man gab seinen Wunsch zu erkennen und ward dann einen Abend zum Souper eingeladen, wo man vorgestellt wurde und zum Abendessen blieb. Nirgends war die eingeladene Gesellschaft über zwanzig Personen; der Hof war damals nicht zahlreich: die regierende Königin, die verwitwete, die Prinzessin Heinrich und die Prinzessin Ferdinand.[1]) Ich ward demnach bei einer nach der andern eingeladen.

Die Witwe Friedrichs II., Elisabeth Christine, nahe an achtzig Jahr alt, sah äußerst ehrwürdig und dabei sehr einfach aus. Sie sprach gut Französisch und sehr schlecht Deutsch und nannte noch alle Leute „Er", z. B. zu mir: „Er ist ja recht jung Offizier geworden, — muß seinem Namen Ehre machen", welche Ermahnung, in einem mütterlichen Tone gesprochen, einen tiefen Eindruck auf

---

als ein Knabe aus der Hofdamenloge der Prinzessin Heinrich (welche rechter Hand im ersten Rang war) dort sitzen sehen, die beiden Gardes du Corps, welche immer an den Eingängen des um eine Kleinigkeit erhöhten Generalplatzes, rechts und links, standen, blieben die ganze Zeit mit scharf geschultertem Karabiner unbeweglich. Friedrich Wilhelm kam nicht dahin, sondern nahm zu allgemeinem Erstaunen die noch jetzt beliebte Balkonloge, wo man die Tänzerinnen am nächsten beantlitzen kann, ohne selbst viel gesehen zu werden. [v. M.]

[1]) Geb. Anna Elisabeth Louise von Brandenburg-Schwedt (1738—1820). Vgl. über sie Bogdan Krieger, a. a. O., S. 88 ff. Hier auch ihr Bildnis mit der Unterschrift:

„In Deinem Busen lebt Verstand und Huld und Geist,
Was Wunder, daß man Dich Elisabetha heißt."

Halle, zu finden im Liebischen Verlag.

mich machte. Sie selber hatte viel Ehre im Leibe, wovon ich Beispiele erzählen kann.

Als um dieselbe Zeit der jüngste Prinz von Braunschweig (Wilhelm, der als Herzog 1815 bei Quatrebras blieb) in der Rhein-Campagne ziemlich schwer blessiert wurde (er wurde quer durch den Hintern geschossen), war die Rede von dieser Blessur, die man für gefährlich hielt. Ein Hofmann (der Hofmarschall v. Massow, hier aus Steinhöfel[1]) wollte sich hierbei recht angenehm machen, auch wohl die Königin im voraus über den möglichen Verlust ihres Neffen trösten, und rühmte seine in dem Treffen bewiesene Bravour. Sie aber ward hitzig und sprach: „Dummer Kerl! dummer Kerl! Brav gewesen! brav gewesen! Alle Prinzen von Braunschweig brav gewesen! Mein Neveu auch nicht aus der Art schlagen! Ich auch 'ne Prinzeß von Braunschweig!" — Es war ihr also die höchste Beleidigung, der Bravour ihres Hauses auch nur zu erwähnen, weil sie sich ganz von selbst verstand.

Sie ließ immer die lutherischen Pröpste von der Marien- und Nikolaikirche im Zimmer vor sich predigen. Wie nun unter Friedrich Wilhelms II. Regierung in dem Kirchengebet die Stelle: „Vornehmlich lass' Deine Gnade und Barmherzigkeit groß werden über Deinen Knecht, unsern allertreuesten König", dahin verändert wurde, daß es hieß: „über Se. Majestät", und die gleich folgende Stelle: „sonderlich wolleſt Du ihm zu seiner Regierung geben ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Ratschläge, einen tapfern Mut, starken Arm, verständige und getreue Räte und gehorsame Untertanen usw." ganz weggelassen wurde, so stellte sie den Propst Zöllner[2]) darüber zur Rede, und auf seine Erwiderung, daß es auf Befehl geschehe, sagte sie: „Ganz unbegreiflich! Mein seliger Herr gewiß ein großer König, ein Herr von großen Gaben! Doch niemals hochmütig gewesen, immer der Knecht Gottes geheißen! Auch gewiß immer königliche Gedanken gehabt, sehr weise Ratschläge, sich doch nicht geschämt, immer um mehr zu bitten. Begreife nicht, wie mein Neveu, der jetzige König, sich leichter davon passieren kann!"

Diese beiden Geschichten habe ich aus des Herrn v. Massow

[1]) Steinhöfel liegt etwas mehr als $2^1/_2$ Meilen südwestlich von Friedersdorf.

[2]) Johann Friedrich Zöllner, Pastor Primarius an der Nikolaikirche in Berlin

und aus des Propst Zöllner eigenem Munde. So ehrwürdig wie sie sahe ihr ganzer Hof aus. Die Oberhofmeisterin, Frau v. Kannenberg (dieselbe, auf welche Friedrich II. so große Stücke hielt) und die Fräulein v. Brandt waren beide noch älter wie sie. Die Fräulein v. Kneseбeck[1]) (scheußlich garstig) war die Jüngste, war aber auch schon zu Friedrich Wilhelms I. Zeit, also vor 1740, Hofdame geworden. — Die Prinzessin Heinrich war eine geistreiche Dame, von großer, edler Gestalt, die höchst liebenswürdig sein konnte. Zehn Jahr später hielt sie sich im Sommer in Freienwalde auf, wo ich sie mehr gesehen habe, hier in Friedersdorf bei meiner Mutter, und in Quilitz[2]), bei der Generalin v. Prittwitz. — Die Prinzessin Ferdinand war damals noch schön.

Im Mai 1793 verlor das Regiment Gensdarmes seinen berühmten Chef, den General der Kavallerie v. Prittwitz. Von da ab ging es rückwärts. Den Sommer über wurde mein Vater zusehends schlechter. Er versuchte noch einmal zu reiten, welches ihm aber übel bekam. Zuletzt wurde ihm auch das Gehen schon schwer, und er setzte sich bisweilen nur vor dem Hause auf den damaligen Hof und sah dem Turmbau zu, wo er eben eine neue Kuppel aufsetzen ließ. — Ich bekam oft Urlaub, auf acht und vierzehn Tage. In den ersten Tagen des Septembers, wo die Herbstexerzitien bevorstanden, sah ich ihn zum letzten Male. Mit Ruhe sprach er mir von seinem Ende (er hatte dessen nie gegen andere erwähnt), und nie kann aus meinem Gedächtnis entweichen, wie würdig und liebevoll er mich ermahnte. Er trieb mich zur Abreise, da ich an heftigem Flußfieber krank war, und wenigstens in sechs Stunden nach Berlin gelangen mußte, von Müncheberg ab reitend. Ich fürchtete freilich sein Ende, hielt es aber in jugendlicher Verblendung bei weitem nicht für so nahe. Er saß an dem Fenster der unteren, jetzt blauen Stube, — ich reisete mit gepreßtem Herzen ab.

---

[1]) Über diese drei Damen mancherlei Nachrichten in dem Buche von K. Ed. Schmidt-Lötzen, Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs d. Gr., Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen v. Lehndorff. Gotha 1907.

[2]) Jetzt Neu-Hardenberg, im Besitz der Nachkommen des Staatskanzlers Fürst v. Hardenberg (seit 1814). — Marwitz fügt eine amüsante Erzählung hinzu, wie er hier als junger Leutnant einmal die Prinzessin Heinrich mit beiden Armen aufgefangen habe, als sie im Begriff war, lang hinzustürzen.

Ich wurde unterwegs durch und durch naß und mußte den dritten Tag schon einbleiben.[1]) Wie ich ihm dies schrieb und mich etwas zu viel über den ausgestandenen Regen ausließ, antwortete er: „Es tut mir zwar leid, daß Du so naß geworden, unterdessen, da Du nicht von Zucker bist, brauchst Du auch nicht so vielen Lärm davon zu machen.“ Von meinen Schwestern erfuhr ich aber nachher, daß er viele Besorgnis um mich geäußert habe, auch schickte er den General Goltz an mich ab, der sehen mußte, wie es mir gehe. Ich war schon wieder besser. — Den 19. September, gegen Abend, wie ich eben ausgehen wollte, kam unser Reitknecht geritten; seine Klagen und der schwarz gesiegelte Brief überzeugten mich schon von unserm Unglück, noch ehe ich seinen Inhalt las.

Den andern Tag fuhr mein Oheim Dorville mit mir und mit dem Hof-Staats-Sekretär, der die königlichen Schriften abholen mußte, nach Gusow[2]), wohin die Gräfin Podewils meine Mutter und Geschwister geführt hatte. Den 22. fuhr er mit mir nach Friedersdorf, wo das Testament eröffnet wurde. Im Eßzimmer stand der offene Sarg, von zwei Eigentümern[3]) des Dorfs Tag und Nacht bewacht. Ich hatte nie einen Toten gesehen, aber dieser Anblick bereitete mich vor auf die vielen Leichen meiner Teuren, die ich noch sehen sollte. Der Wehmut folgte die Beruhigung, — alles Leiden war aus seinem Antlitz, jede Spur der Krankheit war verschwunden, der Schlaf des Gerechten war an die Stelle der Hinfälligkeit getreten, von der ich vor drei Wochen Abschied genommen hatte. Ich konnte nicht anders, es war kein Verdienst, ihm nachzuwandeln durch das Leben.

Den 23. begruben wir ihn. Ich und meine Brüder (sechs und drei Jahr alt) folgten dem Sarge, der unter dem Geläute aller Glocken von sechs Eigentümern getragen, und von der singenden Gemeine gefolgt, zum Torweg hinaus durch den Turm in die Kirche zu der Gruft getragen wurde, in welche ich nachher Mutter, Gattin und drei Kinder (und seitdem den vierten! 1833[4])) begleitet habe, während diese beiden Brüder neben mir ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden! Der würdige Prediger Weisse, von

[1]) Zu Haus bleiben. — [2]) Schloß und Gut nördlich von Friedersdorf, heute Bahnstation (Berlin—Küstrin). — [3]) Kossäthen. — [4]) Seinen 1818 geborenen Sohn Gebhardt.

dem ich schon geredet, war wenige Monate vorher gestorben, die Pfarre war vakant, und es wurde also keine Standrede[1]) gehalten, aber sechs Monate lang alle Mittage von zwölf bis ein Uhr mit allen Glocken geläutet.

Bei der Eröffnung des Testaments und Untersuchung der Erbschaft wurde uns große Sorge gemacht, wir hätten gar nichts, Friedersdorf müsse verkauft werden. Ersteres war ungefähr richtig, letzteres aber falsch. Das nicht unbedeutende Vermögen meiner Mutter war da. — Mein Vater hatte niemals Kapitalien besessen und auch keine ersparen können, weil er das aus den Erbteilen seiner vielen Geschwister schon schuldenbelastete Gut von seinen Brüdern sehr hoch hatte annehmen müssen. — Zu Vormündern waren mein Oheim Dorville und der Staatsminister v. Voß[2]) ernannt, mit gänzlicher Befreiung vom Pupillencollegio, welches der ganzen Familie zum größten Vorteil gereichte.[3])

Ungeachtet Friedersdorf ein erkauftes Gut, also Allodium[4]), war und nur mit einem Lehnstamm belegt, so war es doch in allen früheren Teilungen wie ein Lehngut behandelt und verloset worden. Mein Vater hatte verordnet, daß bei der großen Jugend meiner Brüder ich es für den Preis annehmen sollte, um den er selbst

---

[1]) Älterer Ausdruck für Grabrede (besonders im 17. und 18. Jahrhundert gebräuchlich) — da sie völlig freistehend nach Einsenkung der Leiche am Grabe gehalten wurde.

[2]) Otto Karl Friedrich v. Voß; über ihn vgl. u. S. 114.

[3]) Das Pupillenkollegium war damals sehr unbeliebt, wie aus verschiedenen Testamenten der Zeit hervorgeht. Auch Marwitz hat in seinen späteren Lebensjahren als Vormund der v. Burgsdorffschen Kinder mit ihm viele Scherereien gehabt. Es geschah, daß auf deren Gut sieben Ferkel bald nach ihrer Geburt starben. Das hohe Pupillenkollegium fragte nun an, woran die Ferkel gestorben seien? Marwitz antwortete nicht. Auf wiederholte Anfragen erklärte er endlich, die Sau habe die Ferkel aufgefressen und sei dann selbst an der Indigestion gestorben. Darauf kam die Anfrage: warum die Sau ihre Ferkel gefressen habe? Worauf die schlagfertige Antwort: vermutlich habe sie Sorge gehabt, daß ihre Kleinen nach ihrem Tode — unter die Vormundschaft des Pupillenkollegiums gelangen könnten. Vgl. über das Pup.-Kollegium auch Fontane, Wanderungen, Spreeland[5] S. 304 (Geist von Beeren).

[4]) Allodium = freies Eigentum, Freigut, im Gegensatz zu Lehngut (feudum). Lehnstamm (constitutum feudale) wird die Abfindungssumme eines Lehnsfolgeberechtigten genannt, wenn sie auf dem Gute haften bleibt.

es besessen hatte. Der Minister Voß, als ein guter Wirtschaftskundiger, brachte eine vorteilhafte Verpachtung zustande; es folgten die zerstörenden Kriegsjahre, wo Preußen Frieden hatte, also die höchsten Preise landwirtschaftlicher Produkte, die jemals existiert haben; die Pächter zahlten immer richtig, und es blieb ein guter Überschuß. Von dem Überschusse erfuhr ich nicht eher etwas, als bis ich majorenn war. Das war sehr gut, denn ich mußte nun nicht anders, als daß ich mich durch eigenen Fleiß und Eifer durch die Welt bringen müsse.

Es schien nun, und ich selber glaubte es einige Jahre lang, daß ich gegen meine Geschwister sehr begünstigt wäre. So wie aber die Kriegeszeiten von 1806 kamen, die Unglücksfälle, die Lasten, die Unterstützungen, die ich nach dem Tode meiner Mutter meinen herangewachsenen Geschwistern gewähren mußte, und vorzüglich unsere revolutionäre Gesetzgebung von 1811,[1]) die das Vermögen des einen despotisch nahm, um es dem andern zu geben, überhaupt alle Verhältnisse umkehrte, so zeigte es sich, daß ich weniger gehabt habe als die andern, die Last und Plage aber obenein. Deshalb habe ich durch Verwandlung des wenigstens zweifelhaften Lehns in ein Fideikommiß und durch andere Einrichtungen dafür gesorgt, daß das Stammgut und mit ihm der Lebensunterhalt aller meiner Kinder, wenigstens menschlicher Voraussicht nach, gesichert werde. —

Damals war es noch Sitte, daß Witwen den Tod ihrer Männer dem Könige anzeigten. Meine Mutter tat es und erhielt folgende Antwort: „Je donne des regrets trop fondés à la mémoire du maréchal de la cour, Votre époux, pour ne pas donner un intérêt aussi sincère à la douleur que sa perte Vous cause. S'il dépend de moi de la soulager, croyez que je m'en féliciterai, Madame, et que je prendrai toujours beaucoup de part à Votre sort et à celui des enfans que Votre époux Vous laisse. C'est en souhaitant que l'occasion s'en présente d'une manière qui puisse quelque chose pour Votre consolation, que je prie Dieu qu'il Vous ait en sa sainte et digne Garde. Eschweiler (Hauptquartier), le 29 Septembre 1793. sig.: Fr. Guillaume.“ Meine Mutter hat

[1]) Vgl. die Aufsätze über Hardenbergs Gesetzgebung im 2. Band.

nun, daß ihr einige Unterstützung zur Erziehung ihrer jungen Söhne gewährt werden möchte und erhielt folgendes Versprechen: „En Vous attestant la réception de la Clef de Chambellan dont feu Votre mari se trouvait décoré, je suis bien aise de Vous dire, que mon intention est, de placer Vos fils, lorsqu'ils seront en âge, à l'École militaire, de sorte que Vous n'aurez qu'à me faire savoir quand ils seront à même [im stande sind] d'y pouvoir entrer, pour pouvoir donner les ordres nécessaires à cet égard. Sur ce je prie Dieu[1]) etc. à Berlin, 20 de Novembre 1793. sig.: Fr. Guillaume. Dergleichen gnädiges Eingehen und Teilnahme an Privatverhältnissen war damals keineswegs selten, sondern vielmehr, von Friedrich II. her, ganz gewöhnlich. Jetzt kommen Briefe wie die vorstehenden nicht mehr vor.

Nach etwa vierzehn Tagen Aufenthalt in Gusow ging meine Mutter wieder nach Berlin und war nun genötigt, sich nach damaligen Begriffen sehr einzuschränken. Diese Einschränkung bestand darin, daß sie von unserm Quartier (dem unteren Stock des jetzigen Palais des Prinzen Friedrich[2]) in der Wilhelmstraße, nebst dem einen Hinterflügel) die kleinere Hälfte vermietete und nur noch vierzehn Zimmer behielt, ebenso die überflüssigen Leute, Pferde, Koch, Kammerdiener, Jäger und Bedienten abschaffte und nur zwei Pferde, einen Kutscher und zwei Bedienten behielt. Später schränkte sie sich noch etwas mehr ein. — Ich kam nun mit siebzehn Jahren in die Lage, eine Art von Familienvater zu werden. Es dauerte nicht lange, so zog meine Mutter mich in allen ihren Angelegenheiten zu Rate; ich unterstützte sie bei der Erziehung meiner jüngeren Geschwister, denen ich auch, wie ich selbst etwas mehr Kenntnisse besaß, selber Unterricht erteilte, und in den letzten Jahren vor meiner Majorennität befragten mich meine Vormünder auch in Friedersdorfschen Angelegenheiten, von denen ich mehr wußte als sie: der Minister Voß wegen seiner vielen Staatsgeschäfte, mein Onkel, weil landwirtschaftliche Dinge nicht seine Sache waren. —

Ich wohnte bei meiner Mutter und war im Winter einigermaßen ein Hof- und Weltmann. Im Sommer war sie drei oder

[1]) Vgl. o. übliche Formel am Schluß von Kabinettsschreiben seit den letzten Jahrzehnten Friedrichs d. Gr. — [2]) S. o. S. 32, Anm. 1.

vier Monat in Friedersdorf, und ich kam gewöhnlich zweimal im Jahre auf vierzehn Tage hin, vor der Abreise und nach der Rückkehr des Rittmeisters aus dem Kanton[1]). Dazwischen wohl auf einzelne Tage. Ich hatte immer ein Relais in Taßdorf[2]) und eins in Müncheberg, und machte so jedesmal den Ritt vor Tore in Berlin bis Friedersdorf (neun Meilen) in vier Stunden, und eine halbe Stunde von der Wilhelmstraße bis zum Frankfurter Tor, waren viereinhalb Stunden. In der Tat ist auch die Meile in einer halben Stunde ein mäßiger Ritt, der ein gutes Pferd, was im Odem ist, nicht stark angreift. Ich trabte immer eine Viertelmeile, und dann ritt ich einige Minuten im Schritt. Dies paßte so genau, daß, wenn ich in den langen Tagen um einhalb drei Uhr morgens ausritt, also um drei Uhr am Tor war, ich nicht nur die fertig stehenden Relaispferde auf die Minute traf, sondern auch Punkt sieben Uhr in Friedersdorf war. Wenn dann meine Mutter frühstückte, welches um acht Uhr geschah, so hatte ich schon eine Stunde lang andere Dinge getrieben und frühstückte dann mit ihr, da ich immer nüchtern ausritt. Der Bauch war überhaupt niemals mein Abgott, und das ist mir späterhin in den Feldzügen sehr nützlich gewesen.

Rhein-Feldzug 1793.

In den öffentlichen Angelegenheiten hatte der Feldzug in diesem Jahre (1793), wie erwähnt, mit der Belagerung von Mainz begonnen. Ich muß von diesem Jahre etwas ausführlicher reden, weil es nebst dem folgenden entscheidend war für die Schicksale des preußischen Staats. — Ludwig XVI. war hingerichtet. Der König von Preußen hatte sich aus dem, was im vorigen Jahre vorgefallen war, hinreichend überzeugt, daß es unmöglich sei, dessen Erben mit Waffengewalt wieder in den Besitz ihrer Rechte zu setzen. Er führte den Krieg einzig und allein nur noch um seiner Mitstände, der von Frankreich überschwemmten und teilweise aus ihrem Besitz verjagten deutschen Reichsstände willen, namentlich

[1]) Ganz Preußen war bekanntlich seit Friedrich Wilhelm I. in Kantons (Aushebebezirke) der einzelnen Regimenter eingeteilt. Der Rittmeister begab sich im Frühjahr in den Kanton, um die neuen Rekruten (Kantonisten) abzuholen.

[2]) 3¼ Meilen östlich von Berlin.

aber, um die wichtige Festung Mainz wieder zu erobern, damit der Feind nicht festen Fuß auf dem linken Rhein-Ufer behalte. Daß für ihn selbst aus diesem Kriege irgend ein Vorteil entspringen könnte, war gar nicht abzusehen.

Österreich machte in diesem Jahr weit größere Anstrengungen als im vorigen. Es mußte seine Niederlande wieder erobern. Außerdem stellte es einen Kordon auf dem linken Rhein-Ufer auf, von Basel bis Mannheim, aber größtenteils auch, um seine eigenen Besitzungen im Vorarlberg zu schützen. Hier war also eigenes, und zwar sehr nahes Interesse vorzugsweise im Spiel.

Ein Krieg war damals ungemein kostbar, denn wir hatten das Rauben und Plündern noch nicht von den Franzosen gelernt. Alles wurde bar bezahlt. Das Lager war ein Markt, wo man von dem Bauer und Bürger kaufte, und wenn man auf einem Kartoffelfelde stand, so durfte keine Kartoffel, wenn sie nicht dem Eigentümer abgekauft war, aus der Erde genommen und verzehrt werden. Unsere Armee hatte wohl die Hälfte ihres Bestandes verloren. Ebensoviele Rekruten mußten also an den Rhein transportiert, mundiert[1]) und den Winter über auserexerziert werden, nicht minder eine Remonte von mehreren tausend Pferden. Zu der Belagerung einer so großen Hauptfestung wie Mainz gehörte Belagerungsgeschütz nebst allen dazu nötigen Erfordernissen.

Nun zog im Frühjahr ein österreichischer Artilleriepark dort vorbei nach den Niederlanden. Wir trugen darauf an, ihn vor Mainz zu verwenden und machten uns anheischig, den unsrigen nach den Niederlanden zu senden, wo die Österreicher den ihrigen jetzt noch nicht gebrauchten. Es ward abgeschlagen, und darüber verzog sich die Einschließung der Festung bis zum 14. April (nachdem wir am 24. März über den Rhein gegangen waren und die Franzosen vertrieben hatten), und die Eröffnung der Belagerung bis zum 18. Juni! — Seit dem General Walrave[2]), der aber schon vor Anfang des Siebenjährigen Krieges wegen Verräterei auf

[1]) D. i. montiert, ausgerüstet.

[2]) Gerhard Cornelius Walrave (c. 1692—1773). Vgl. über ihn Jähns, a. a. O., II, 1699, III, 2744 ff., 2750 f., 2821. 1748 verhaftet, blieb er bis 1773 in Magdeburg gefangen. Vgl. Preuß, Friedrich der Große und Walrave, Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Bd. 115 (1859).

die Festung gekommen war, hatten wir keinen guten Ingenieur mehr gehabt, wie denn auch die Belagerung von Schweidnitz 1762 nicht eher vorwärtsging, als bis Friedrich II. die Obliegenheiten des Chefs der Ingenieure selbst besorgte. — Auch die von Mainz wurde sehr mangelhaft geführt. Der Platz ergab sich erst den 22. Juli und würde sich länger gehalten haben, wenn die Franzosen nicht 20000 Mann versuchter Truppen, die darin waren, anderwärts gebraucht hätten. Sie kapitulierten also unter der Bedingung, nicht wieder gegen die Alliierten zu fechten; durch diese Truppen wurde sodann die Vendée unterworfen, von deren der Republik höchst gefährlichem Aufstande man nur sehr dunkle Kenntnis hatte.

Bis dahin hatten die Österreicher in den Niederlanden Succesſe gehabt. Dumouriez wollte zu gleicher Zeit die Maas verteidigen und Holland erobern. Die Österreicher unter dem Prinzen Friedrich Josias von Koburg[1]), zu denen 10000 Preußen stießen, überfielen die Franzosen schon Anfang März, warfen sie zurück, schlugen Dumouriez am 18. März bei Neerwinden und drängten ihn bis an die französische Grenze. — Ein rasches Vorgehen hätte die geschlagene und ganz desorganisierte Armee gänzlich auseinandergesprengt und den Krieg um so leichter beendigt, da die Stärke der Österreicher, inklusive der bald dazustoßenden Engländer und Holländer, sich auf 120000 Mann belief. Statt dessen gingen sie methodice zu Werke, blockierten Condé und Valenciennes, welches letztere sich nach vierwöchentlicher Belagerung am 26. Juli ergab. Condé war schon früher gefallen, Le Quesnoy folgte im September nach.

Wie groß aber war das Erstaunen aller Alliierten, als der Prinz von Koburg diese Plätze und den ganzen Landstrich bis Cambray förmlich für Österreich in Besitz nahm! Es war also ausgesprochen, daß Österreich nicht um Aufrechterhaltung des Rechts und um die Revolution zu unterdrücken Krieg führte, wie Preußen, sondern zu eigenem Vorteil und um Länder zu erwerben! — Die Umstände ergaben deutlich, daß es den letzteren Zweck weit über den ersten setzte. Es war augenscheinlich, daß durch diese Verfahrungsart die Revolution niemals unterdrückt, sondern vielmehr

[1]) Friedr. Josias von Koburg, Herzog zu Sachsen (1737—1815), berühmter kaiserlicher Feldmarschall, 1793—94 Reichsfeldherr. Vgl. über ihn v. Witzleben, Prinz Friedrich J. von Koburg-Saalfeld, 3 Bde., 1859.

verstärkt werden müßte, und daß im glücklichsten Fall die Alliierten Geld und Blut verschwendet haben würden, um Österreich einen Länderzuwachs zu verschaffen. — In der Tat benutzten die Franzosen das Vorschreiten in ihrem Lande und das Abreißen dieses eroberten Striches augenblicklich, um ein allgemeines Aufgebot zu veranlassen und um eine Million Konskribierter zu ihren an allen Grenzen fechtenden Armeen zu treiben.

Insbesondere aber wurden die Engländer sogleich neidisch und wollten nun Dünkirchen haben. Die Armeen trennten sich zu dem Ende. Houchard[1]) warf sich dazwischen, erfocht am 8. September den Sieg bei Hondsschoote und sein Nachfolger Jourdan[2]) am 15. und 16. Oktober den bei Wattignies, so daß mit dem Schlusse des Feldzuges nach noch vielen Gefechten die Österreicher in einem sonderbaren Bogen standen, dessen Mitte zwar in Frankreich vorgerückt, der rechte Flügel aber von Dünkirchen, der linke in den Ardennen zurückgeworfen war, so daß die gemachten Eroberungen größtenteils verloren waren.

Am Rhein rückte der König von Preußen nach der Einnahme von Mainz vor. Er hatte zirka 50000 Mann. 30000 Österreicher unter dem General Wurmser[3]) waren schon zu Anfang der Blockade von Mainz bei Mannheim über den Rhein gegangen. Dieser war instruiert, „sich nach der Direktion und Disposition zu benehmen, welche der König und der Herzog von Braunschweig veranlassen würden". Er war also nicht unbedingt unter des Königs Befehle gestellt.

Die Franzosen standen an der Saar bei Saarbrücken und Hornbach. Es war also klar, daß man diese schlagen, Saarlouis nehmen, so in Frankreich einrücken und dem eben damals die größten Successe habenden Prinzen von Koburg die Hand bieten mußte. Dies war die Absicht des Herzogs, und die Ausführung, wenigstens des ersten Teils dieser Aufgabe, auch gar nicht schwer, da diese

[1]) Jean Nicolas Houchard, französischer General (1740—93), wegen seiner Niederlage bei Courtray von den Jakobinern hingerichtet.

[2]) Jean Baptiste Jourdan, der bekannte französische Marschall und Pair von Frankreich (1762—1833).

[3]) Dagobert Siegmund v. Wurmser (1724—97), der 1796/97 von Bonaparte in Italien besiegt wurde.

französische Armee aus den schlechtesten Truppen bestand und von den erbärmlichsten Generalen geführt wurde. — Wurmser aber war nicht dazu zu bewegen, sondern klebte am Rhein fest mit seinem linken Flügel, die Front nach Straßburg, den rechten Flügel nach der feindlichen Armee hin, und verlangte beständig, wir sollten ihm diese rechte Flanke decken. Der König und der Herzog[1]) taten ihm alles mögliche zu Gefallen, bis sie zuletzt in einem Halbkreis von St. Wendel über Pirmasens bis Landau standen und letztere Festung auf Wurmsers rechtem Flügel blockierten. Auch dies war ihm noch nicht genug. Er wollte im schmalen Rhein-Tal immer noch verstärkt sein und konnte nicht begreifen, daß wir alsdann gegen den Feind bei Saarbrücken zu schwach würden und diesen bald hinter uns haben würden. So zogen sich die Dinge bis zum 14. September hin, wo die Franzosen von unserer zerstreuten Stellung Vorteil ziehen wollten, aber von dem Herzog bei Pirmasens in einem sehr glänzenden Gefecht, welches in anderen Kriegen eine Schlacht heißen würde, aufs Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben wurden, — und am 27. eroberte der preußische General Fürst Hohenlohe[2]) das Lager bei Hornbach.

Endlich griff Wurmser den 13. Oktober die Weißenburger Linie an und nahm sie, welches dadurch erleichtert wurde, daß der Herzog von Braunschweig dem Feinde in die linke Flanke und Rücken ging. Dieser zog sich über die Motter und dann bis hinter die Suffel zurück, nahe an Straßburg. Wurmser folgte bis an die Sure und ging nachher bis an die Suffel vor. Nun zeigte es sich erst, warum Wurmser beständig nach Straßburg hin gedrückt hatte. Er war ein geborner Elsasser, hatte in der Stadt und Gegend viele Bekannte und Verständnisse. Da der Druck und die Plünderungen der revolutionären Partei allen rechtlichen Leuten unerträglich waren, so wollte man ihm Straßburg überliefern. Davon hatte er dem Könige von Preußen nie das mindeste mitgeteilt, weil er, wie Koburg in Flandern, die Stadt sogleich für Österreich in Beschlag nehmen wollte. Eben darum mußte der

[1]) Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735—1806), der bei Auerstedt tödlich verwundet wurde.

[2]) Der Besiegte von Jena und Prenzlau, Friedrich Ludwig, Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746—1818). Vgl. über ihn den Aufsatz im 2. Band.

Anschlag aber auch bei der monatelangen Verzögerung fehlschlagen. Hätte der unverständige Mann, statt immer ein besonderes Spiel zu spielen und das unsrige zu verderben, in Gemeinschaft mit uns die französische Mosel-Armee von der Saar vertrieben, so konnte man dann umwenden und auf den linken Flügel der hinter der Lauter stehenden Rhein-Armee fallen, wodurch man am sichersten nach Straßburg gelangte. Jeder Soldat aber wird einsehen, daß man nicht im Rhein-Tal von Mainz nach Straßburg operieren kann, solange ein bei Hornbach stehender Feind Flanken und Rücken beherrscht. Deshalb konnte auch preußischerseits dieser unsinnigen Operation nie beigestimmt werden.

Jetzt ward das ganze Verständnis entdeckt, Wurmsers Freunde fielen unter der Guillotine und der ganze Feldzug war wegen Österreichs Habgier und Wurmsers Eigensinn nutzlos verstrichen. Unterdessen waren aber auch die französischen zahllosen Verstärkungen angekommen und die unfähigen Generale, die den Sommer hindurch sich gefolgt waren, abgesetzt worden. Hoche[1]) bekam das Kommando der Mosel-Armee und Pichegru das der Rhein-Armee. Hoche rückte wieder an die Saar, und der Herzog sah ein, daß er die vorerwähnte ausgedehnte Stellung nicht halten könne. Er konzentrierte sich etwa zwei Meilen rückwärts bei Kaiserslautern. Hier griff ihn Hoche vom 28. bis 30. November mit großer Übermacht in wilden Schwärmen an, wurde aber jedesmal zurückgeschlagen. Am 30. gegen Abend ging der Herzog zum Angriff über, und der Feind entfloh in Unordnung nach Pirmasens und Hornbach. Der Herzog zeigte in dieser dreitägigen Schlacht und in der von Pirmasens, daß er sehr wohl noch zu siegen verstand, aber bei der jetzigen Überlegenheit der Franzosen und Wurmsers falscher Stellung konnten keine Resultate mehr erfolgen.

Denn um dieselbe Zeit hatte Pichegru mit der Rhein-Armee Wurmsern vom 24. November an beinahe täglich angegriffen und ihn durch seine Überlegenheit so ermüdet, daß die Österreicher in ihrer zu weit vorgeschobenen Position nicht mehr aushalten konnten. Der Herzog hatte schon den Fürsten Hohenlohe links nach dem

[1]) Lazare Hoche, der bedeutendste von den jungen Generalen der Revolution neben Napoleon, (1768—97), 1793 und 97 am Rhein, 95 in der Vendée. Vgl. Sorel, Bonaparte et Hoche, 1896.

Ausgang des Vogesen-Gebirges schicken müssen, um ihn zu unterstützen. Hoche aber marschierte ab und vereinigte sich mit Pichegru im Rhein-Tale am 22. Dezember. Nun mußte Wurmser bis hinter die Lauter bei Weißenburg zurück. Hoche bekam das Kommando beider Armeen und warf die Österreicher am 26. Dezember von der Lauter zurück, bei welcher Gelegenheit der Herzog persönlich verhinderte, daß Wurmsers rechter Flügel nicht in völlige Deroute kam. — Dieser ließ sich nun ebensowenig aufhalten, als er im Vorrücken auf einen falschen Punkt Raison angenommen hatte. Er lief nun den 27. bis Germersheim und war am 30. schon mit seiner ganzen Armee über den Rhein zurück. Durch diesen übereilten Rückzug verhinderte er nicht nur den Herzog, die preußische Armee zu seinen Gunsten zu konzentrieren, sondern ließ ihn völlig im Stich, allein einem Feinde gegenüber, der ihnen beiden überlegen gewesen war. Es blieb dem Herzog nichts übrig, als seinen Rückzug nach Mainz anzutreten, den er im Angesichte des Feindes unter Gefechten mit Ordnung vollführte.

So waren alle Früchte des Feldzuges, bis auf den Besitz von Mainz, verloren, während man vom Juli bis Oktober so schlechte Truppen gegen sich gehabt hatte, daß die vollständige Niederlage derselben kaum zweifelhaft war, wenn man sie folgerecht angegriffen hätte.

Zweite Teilung Polens, Polnischer Feldzug von 1793.

Von einer anderen Seite aber erwuchsen dem Könige weit schlimmere Verdrießlichkeiten. Der Undank gegen seine ritterlichen Aufopferungen stürzte ihn in Verwickelungen, aus denen er und sein Nachfolger sich noch in vierzig Jahren nicht herausreißen sollten. —

Seit dem Aussterben des Jagellonischen Hauses, 1572, und der Verwandlung Polens in ein Wahlreich, war dieses Land von Verfall in Verfall immer tiefer gestürzt. Durch die pacta conventa[1]), die jeder König bei seiner Wahl beschwören mußte, war er in die Hände der Parteien gegeben. Diese, wenn sie im Innern ihren Gegnern gegenüber nicht mächtig genug waren, suchten Hilfe bei

[1]) Vertragsmäßige Übereinkommen, Wahlkapitulationen.

den Nachbarn. Daher sahe man bald Frankreichs, bald Schwedens, endlich Rußlands Einfluß, und seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts diesen ausschließlich, in Polen vorherrschen. Bestechlichkeit war längst eingetreten, und ebenso lange schon diente kein Pole mehr seinem Vaterlande, sondern nur den Absichten seiner oder fremder Parteien und seiner eigenen Habsucht. Endlich aber verhinderte das liberum veto[1]) jedes einzelnen Landesdeputierten, daß niemals eine Abänderung oder Verbesserung zustande kommen konnte.

Nun hatte aber 1790 der König von Preußen eine Allianz mit den Türken geschlossen, die von Rußland und Österreich bedrängt wurden, und hatte dadurch den Frieden herbeigeführt — in der wohlwollenden Absicht, alle Mächte gegen das von Frankreich her drohende Ungewitter zu vereinigen. — Man hat ihm auch hierbei eigennützige Absichten untergeschoben. Allerdings hatte sein Minister Hertzberg solche, aber dessen Verabschiedung[2]) und das Resultat des Kongresses zu Reichenbach (Juli 1790) beweisen aufs klarste, daß der König sie nicht teilte und für sich selber nichts verlangte. — Die Polen aber hatten den Zeitpunkt des Türkenkrieges, der Rußland beschäftigte, günstig gefunden, die Mängel ihrer Verfassung zu verbessern und sich dem russischen Einflusse zu entziehen.

Bei der hochmütigen und stets um sich greifenden Politik der Kaiserin Katharina konnte für Preußen nichts Günstigeres geschehen, als wenn Polen wieder zur Selbständigkeit gelangt wäre. Friedrich Wilhelm stand also nicht an (am 29. März 1790, also lange vor der Reichenbacher Konvention), mit der Republik eine Defensivallianz zu schließen, für den Fall: „wenn sie wegen Verbesserung ihrer Verfassung angegriffen würde." Es war vorauszusehen, daß Rußland seine Suprematie über Polen nicht aufgeben würde und daher klar, daß man die Befreiung Polens und den Frieden mit der Türkei nicht zugleich durchführen würde. Wollte

[1]) Recht der freien Einsprache auf den Reichstagen, das jeder polnische Adelsvertreter besaß. Ein Beschluß wurde nur rechtsgültig, wenn er einstimmig gefaßt war.

[2]) Vgl. o. S. 52. Hertzberg trat 1790 tatsächlich, im Juli 1791 auch formell zurück. Vgl. über ihn P. Bailleu, Historische Zeitschrift Bd. 42, S. 442 ff. und Allgemeine deutsche Biographie Bd. XII.

man erstere, so mußte man den Türkenkrieg eher anfachen als beendigen. Wollte man letzteren, so mußte man Polen seinem Schicksal überlassen. Beides zugleich war unmöglich.

So geschahe es denn auch. Die Polen konnten sich über ein Jahr lang über ihre neue Konstitution nicht vereinigen. Endlich brachte die damals stärkste Partei sie am 5. Mai 1791 zustande. Sie erweiterte die königliche Macht, sollte die Krone an das Haus Sachsen bringen und sie in selbigem erblich machen. Zugleich kamen aber die neu-französischen Theorien des Glücks und des Nutzens hinein, wodurch der Bürger- und Bauernstand beseligt werden sollte. Wäre man statt dessen nur beim Rechte geblieben und hätte sich begnügt, daß der Bauer nicht mehr willkürlich von den Edelleuten bedrückt werden konnte, so möchte diese Verfassung gut gewesen sein, in solchem tief gesunkenen Lande, wo allerdings vieles neu gemacht werden mußte. So aber hatte Glück und Nutzen so wenig Einfluß auf den gemeinen Polen, daß er noch jetzt, nach vierzig Jahren, nachdem wir in unserm Anteil uns unablässig bemüht haben, diese nämlichen Grundsätze einzupflanzen, seinem Gutsherren blindlings folgt (wie die neueste Revolution [1830—31] bewiesen hat) und von den Neuerungen nichts wissen will. Die unterdrückte Partei verließ den Reichstag und rief wie gewöhnlich russische Hilfe an. Die Kaiserin unterstützte selbige, wie zu erwarten war, zur Handanlegung mußte sie aber erst den Türkenkrieg nach ihrem Sinn beendigt haben, welches nicht mehr lange dauern konnte.

Wie also die Konstitutionspartei von unserm Könige verlangte: „daß er die Konstitution gewährleisten solle", hatten sich, in mehr denn Jahresfrist, durch die Fortschritte der französischen Revolution und durch den Zwiespalt der Polen unter sich die Umstände aufs wesentlichste verändert. — Friedrich Wilhelm mußte sich entscheiden, ob er den französischen oder den polnischen Angelegenheiten ihren Lauf lassen wollte? Denn beide zugleich konnte er nicht ordnen. Offenbar waren die in Frankreich laut proklamierten Grundsätze die gefährlichsten, auf Umsturz aller Ordnung und alles Rechts und auf allgemeine Zerrüttung ausgehend. Offenbar waren dieselben Grundsätze auch in die polnische Revolution hineingekommen, und es war mehr als problematisch: ob diese Polen, die schon seit zweihundert Jahren keine Nation mehr waren, sondern der Spielball

des mächtigsten Nachbars, — bei ihrem auch jetzt offen zutage liegenden inneren Zwiespalt jemals imstande sein würden, sich zu einer neuen Nation zusammenzufinden und Rußland zu widerstehen? Es mußte also dem König aufs äußerste widerstreben, sich als einen Verteidiger jener[1]) Prinzipien zu zeigen, wofür Rußland ihn auch schon öffentlich ausschrie. Dennoch hielt er sich durch sein Wort gebunden. Er versprach am 23. Mai 1791 die Garantie, — da aber ein Krieg mit Rußland nicht ausbleiben konnte, wobei das offene Preußen[2]) dessen erste Beute werden mußte, so fügte er die Bedingung hinzu, daß ihm die beiden, mitten in seinem Gebiete belegenen polnischen Weichselfestungen, Danzig und Thorn, abgetreten werden müßten. Ohne diese hätte ein Krieg mit Rußland sich gleich bis an die Oder hingezogen. Das Verlangen war also bei einem so gewagten Unternehmen natürlich und gerecht.

Die Polen hätten unter diesen Umständen mit beiden Händen zugreifen sollen, — beide Städte waren ohnedies deutsch, die Weichselschiffahrt auch außerdem nicht frei —, aber sie verwarfen die Bedingung und schrieen über Eigennutz, gleich als ob jeder Fremde sich aufopfern müsse zugunsten ihrer langen, schlechten Aufführung und ihres gewagten Unternehmens! Diese Weigerung mußte dem König sehr angenehm sein. Sie gab seiner Politik wieder eine bestimmte Richtung. Er garantierte die polnische Verfassung nicht und schloß sich, wie wir schon gesehen haben, mit aller seiner Macht dem Bündnis gegen Frankreich an, der Aufrichtigste von allen.

Die Lage Polens gegen Rußland war in der Tat auch schon so bedenklich, daß der Kurfürst von Sachsen[3]) die ihm angebotene erbliche Succession ausschlug, — er, der fünfzehn Jahre später begierig danach griff, ob er gleich damals nur das kleine Stück von Polen erhalten konnte, was seinem Alliierten weggenommen wurde! Nachdem nun der Türkenkrieg beendet und die russische Armee an der polnischen Grenze versammelt war, schlossen die Anhänger Rußlands am 14. Mai 1792 eine Konföderation zu Targowicz, zu Aufrechterhaltung der alten Verfassung.

[1]) Der französisch-revolutionären. — [2]) Die Provinzen Ost- und West-Preußen.
[3]) Friedrich August III., „der Gerechte", 1763 (1768) —1827.

Noch ehe die Nachricht davon nur nach Petersburg hätte kommen können, war sie schon von Rußland in Schutz genommen, und schon am 19. rückte die russische Armee in Podolien ein, zum sicheren Beweis, daß alles vorher abgemacht war. — Nun verlangte die andere Partei preußischen Beistand! Sie wollte nicht begreifen, daß nicht der ganze Erdball um Polens willen nur da sei, und daß, was vor zwei Jahren ausführbar und vor einem Jahre noch möglich gewesen, jetzt durchaus unmöglich geworden war! — Preußen war im Bunde gegen Frankreich, seine Truppen marschierten nach dem Rhein, Frankreich hatte dem Deutschen Reich den Krieg schon erklärt! Preußen konnte also nicht anders, es mußte antworten: „Jetzt möchten die Polen sehen, wie sie mit Rußland fertig würden, — sie möchten nachgeben!"

Die Polen unter Kosciuszko (einem von den Schriftstellern viel zu hoch gepriesenen Ideologen) wurden von den Russen überall geschlagen. Die Russen aber zögerten und gingen nicht rasch vorwärts. Sie wollten Friedrich Wilhelm sich erst gegen Frankreich recht festfahren lassen. Darüber verging der Sommer 1792. Wie nun das Unglück in der Champagne geschehen und die Franzosen im Besitz von Mainz waren, — erklärte die Kaiserin Katharina mit einem Male, der ewigen Unruhe in Polen müsse ein Ende gemacht werden. Sie wäre gesonnen, ihre Grenze vorzurücken und Polen so klein zu machen, daß es seine Nachbaren nicht mehr beunruhigen könne. (Das hatte es eigentlich nie getan, sondern nur sich selbst mit dieses Nachbaren Hilfe beunruhigt.)

Nun sahe Friedrich Wilhelm sich in die nämliche Lage versetzt, wie Friedrich II. zwanzig Jahre vor ihm, mit dem üblen Unterschiede, daß Polen gegen diesen (namentlich im Siebenjährigen Kriege, wo die Russen es wie eine ihnen gehörende Provinz behandelten) immer feindlich gewesen war, Friedrich Wilhelm aber vor nicht langer Zeit Freundschaft mit ihnen geschlossen hatte! Denn so wie damals die erste Teilung von Polen in des Fürsten Kaunitz Kopf entsprungen war,[1]) so ging sie jetzt von Rußland aus;

[1]) Diese Ansicht ist nicht haltbar. Es steht heute fest, daß die erste Anregung zur Teilung Polens 1771 vom Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen, und von Katharina II. ausgegangen ist. Prinz Heinrich hat König Friedrich gewonnen, während sich Österreich erst nachträglich dem preußisch-russischen Abkommen

so wie Kaunitz damals mit Rußland unterhandelt und Preußen nur soviel hatte merken lassen, um es auf die Gefahr aufmerksam zu machen, so hatte Rußland jetzt alles, was es begehrte, durch seine Armeen schon im Besitz, während Preußen am Rheine stand; so wie Friedrich II. nur die Wahl hatte, ob er Rußland und Österreich sich vergrößern, ersteres ihm ganz nahe rücken lassen, oder seine eigene Grenze (Ostpreußen damals ganz isoliert) auch verbessern wollte, so hatte Friedrich Wilhelm keine andere Wahl, als: ob er Rußland ganz an sich heranrücken und dennoch in dem übrigen Polen herrschen lassen, oder die eigene Macht auch verstärken wolle. Endlich, sowie Friedrich nicht ein Dritteil gegen Österreichs und nicht ein Sechsteil gegen Rußlands Anteil bekommen,[1]) so erlangte auch Friedrich Wilhelm, nachdem er die harte Wahl getroffen, wiederum nur ein Vierteil gegen das, was Rußland sich aneignete.

Beide hat das Urteil der Zeitgenossen schwer getroffen, gleich als wenn sie allein das Unrechte herbeigeführt hätten! — Dies rührte daher, daß es beständig eine russische und eine österreichische Partei in Polen gegeben hatte und keine preußische (wir verstanden die Intriguen immer schlecht): die Polen schrieen also am meisten gegen Preußen.

In der ganzen üblen und verwickelten Lage, in welcher der König sich befand, sehe ich nicht ein, wie er hätte anders handeln sollen? In solchem Zwiespalt, aus dem nur mit Schaden herauszukommen ist, muß der Vorteil des eigenen Landes entscheiden. Der Fehler war 1790, nicht aus Habsucht, begangen, nun kamen die Folgen. Rußland, nachdem es mit uns einig, ließ, da es die Provinzen, die es behalten wollte, schon in Besitz hatte, unsere Erklärung, durch welche wir uns Südpreußen aneigneten, am 25. März 1793 listig vorangehen und folgte mit der seinigen erst am 9. April. Dadurch ward der gehässige Schein am meisten auf

anschloß. Vgl. Koser, Friedrich der Große, II, S. 464—474, 683. Schon Luden hat in seiner Politik (1811) S. 87, erklärt: „Wäre die Teilung Polens, die Heinrich ausdachte und die Friedrich sich gefallen ließ, nicht aus andern Gründen höchst unnatürlich und darum unpolitisch gewesen: so ließe sie sich von Preußens Seite eher rechtfertigen ....", Marwitz aber in seinem Exemplar neben die Worte „die Heinrich ausdachte" zwei Fragezeichen gesetzt.

[1]) Nach neueren Forschungen erhielt Preußen 664, Österreich 1508, Rußland 1692 Quadratmeilen.

uns geworfen, und leider muß man gestehen, daß wir selbst nicht wenig dazu beigetragen haben, die uns aufgebürdete Last recht groß erscheinen zu lassen.

Unsere Nation nämlich hat die sehr üble Eigenschaft, immer laut und ohne Rücksicht Partei zu nehmen gegen ihre eigene Regierung, in Sachen, die das Ausland betreffen, während sie mit der bewundernswürdigsten Geduld alle Maßregeln, selbst die härtesten, erträgt, welche im Inneren, also gegen das Land selbst, ergriffen werden. Was also vom Auslande her gegen uns geschrieen und gelogen wird, das beten wir gehorsamlich nach und helfen es verbreiten, meist ohne Sachkenntnis. Wir unterscheiden uns dadurch von allen andern Völkern, die immer zusammenhalten gegen das Ausland, wenn sie auch noch so laut und sogar erbittert sind über die Maßregeln ihrer Regierung im Innern. Meister hierin sind die Franzosen. Wenn sie auch z. B. durch den Lauf der Zeit und durch selbst bereitetes Elend dahin gebracht werden, jakobinische Greuel und bonapartischen Despotismus als verwerflich anzuerkennen, so verteidigen sie fortwährend die Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses und Napoleons gegen das Ausland. Ihnen bleibt Frankreich immer im Recht, selbst wenn es das scheußlichste Unrecht begeht. — Genau ebenso ist England; Rußland und Österreich gleichen dem, — sie tadeln wenigstens ihre Diplomatik nie öffentlich. Wir aber schöpfen Klugheit aus dem schlechtesten ausländischen Schriftsteller, sogar aus den Zeitungen, und beten nichts mit größerem Eifer nach, als den Tadel über uns selbst.

So hat denn auch niemand die polnischen Teilungen, das Werk der Not (für uns) und zweihundertjähriger Begebenheiten, die notwendige Folge polnischer Schlechtigkeit und individueller Habsucht, mehr als einen schlechten Streich Preußens betrachtet und die angebliche Schmach williger auf die eigenen Schultern genommen, als wir Preußen selber, da vielmehr jeder, der sich die Mühe gegeben hätte, in die Verhältnisse einzudringen und dem preußische Ehre kein leerer Name war, hätte sagen müssen:

„Wir sind nicht dazu da, um einen unruhigen, in Egoismus versunkenen Nachbar, der seinen Sturz seit zweihundert Jahren selbst

vorbereitet und herbeigeführt hat, von dem wir nie Gutes oder auch nur Nachbarliches erfahren haben, zu verteidigen, da er sich selbst nicht einmal zu verteidigen, sondern nur sich zu zerrütten und zu verkaufen versteht! Eine alte Chronik von 1157 sagt schon von den Polen: — — „„Natio prompta manu, rationis inops, adsueta rapinae, mobilis, inconstans, acerrima, lubrica, fallax. Nec dominis servare fidem, nec amare proprinquos sueta!““ [1]) — Wir sind aber gezwungen gewesen, da sein Ende nicht aufzuhalten war, uns gegen die Nachbaren zu sichern, die es unterjochten. Nur deswegen mußten wir unsere Grenze in das schon nicht mehr vorhandene ehemalige Polen vorrücken!“ —

Gegen Frankreich und Polen (1794).

Es ist klar, daß nach den Erfahrungen des Feldzuges von 1793 und nach den soeben in Polen gemachten, Friedrich Wilhelm II. nicht mehr mit gleichem Eifer und Aufopferung den Kampf gegen Frankreich führen konnte. Handgreiflich war, einerseits, daß errungene Siege nur noch zum Vorteile Österreichs dienen, Unglücksfälle aber ihn selbst vorzüglich treffen müßten (wegen der Lage seiner Staaten); andererseits, daß die Kaiserin Katharina ihn nur deswegen gegen Frankreich trieb, um desto ungestörter an der entgegengesetzten Grenze, in Polen, ihre Herrschaft festsetzen zu können. — Der König erklärte also, daß er nach den gemachten Erfahrungen und eingetretenen Umständen keinen vorherrschenden Anteil am Kriege mehr nehmen könne. Er werde seine Truppen zurückziehen, die er ohnedies in Polen gebrauche, und nur als Reichsfürst das ihm obliegende Kontingent bei der Reichsarmee lassen. Wer möchte ihm dies verdenken?

Dies wirkte. Aber nur halb: denn statt sich gegenseitig und offen über ihre Zwecke zu verabreden und ein gemeinschaftliches Ziel sich zu setzen, brachten die Alliierten es dahin, daß der König englische Subsidien annahm und seine Armee am Rhein ließ. Dadurch war die Lage der Sache aber nicht gebessert, sondern ver-

[1]) „Eine Nation von rascher Hand, arm an Überlegung, an Raub gewöhnt, beweglich, unbeständig, heftig, unsicher, betrügerisch. Weder den Herren die Treue zu wahren, noch die Nachbarn zu lieben gewohnt!“

schlechtert. Denn die englischen Kommissarien, im Einverständnis mit Österreich, betrachteten die preußische Armee nur als eine, die ihnen unbedingt gehorchen müsse, wofür sie bezahlt sei, und da dies preußischerseits nicht zugegeben, vielmehr die Subsidien nur wie eine Hülfe zum Kriege, nicht aber wie ein Sold an zum Dienst überlassene Truppen betrachtet wurden, so entspannen sich weit ernstere Zwistigkeiten als im verflossenen Jahre. Nachdem also der Subsidientraktat abgeschlossen war, rückte der Feldmarschall Möllendorff,[1]) der an der Stelle des Herzogs von Braunschweig das Kommando übernommen hatte, Ende Mai aus der Gegend von Mainz vor, überfiel die Franzosen bei Kaiserslautern, sprengte sie gänzlich auseinander und nahm ungefähr die Stellungen ein, die der Herzog von Braunschweig im vorigen Jahr gehabt hatte.

In Flandern waren die Österreicher, Engländer und Holländer schon im April gegen Cambrai vorgegangen und hatten Landrecies erobert, die Franzosen hingegen griffen beide Flügel vom Meere her und an der Sambre an. Der rechte Flügel der Österreicher ward zuerst zurückgeworfen und mehrere Festungen, weit in ihrem Rücken, weggenommen. Später war die Sambre nach einer Reihe von blutigen Gefechten von den Franzosen überschritten, endlich aber die Schlacht von Fleurus,[2]) welche die Österreicher eigentlich gewonnen hatten, aus Kleinmut aufgegeben und sodann die ganzen Niederlande verloren worden.

Den ganzen Sommer hindurch dauerten die Streitigkeiten zwischen den Österreichern und Preußen. Erstere verlangten, daß die Preußen aus den Vogesen abmarschieren und quer durch Feindesland nach den Niederlanden ziehen sollten. Letztere stellten die Unmöglichkeit vor, den Feind (die französische Rhein-Armee) hinter sich zu lassen und bei einem so gewagten Marsch die ganze Armee aufs Spiel zu setzen. So unterblieb es. Das Projekt taugte nichts, es sei denn, daß es gleich im Frühjahr und auf ganz andere Weise hätte ausgeführt werden können, und offenbar hatte auch Möllendorff den Befehl, die preußische Armee nicht den Österreichern und den fremden Geldkommissarien zu unterordnen, auch das

[1]) Joachim Heinrich v. Möllendorff (1724—1816), 1793 Feldmarschall, 1806 bei der Kapitulation von Erfurt gefangen.

[2]) 26. Juni 1794.

Deutsche Reich zu schützen, nicht aber einen Teil von Frankreich für Österreich zu erobern.[1])

Über diesen Zänkereien verfloß die gute Jahreszeit. Dazu kam aber noch, um den nachherigen Frieden zu Basel herbeizuführen: 1. Ein gewisses Mißtrauen und Abneigung des Heeres gegen diesen Krieg. Daß wir von den Österreichern gemißbraucht und im Stich gelassen wurden, war an sich klar. Die Anwesenheit der englischen Kommissarien und ihre nicht verhehlten Äußerungen: „daß die Armee von England bezahlt sei, also nach ihrem Willen operieren müsse", hatten nicht verfehlt, Unzufriedenheit und ein an sich lobenswertes Gefühl der Entwürdigung zu verbreiten. Je mehr man unsererseits verbreitete, daß der Traktat in diesem Sinne gar nicht abgeschlossen sei, — je mehr wurde diese Erklärung nur für einen Deckmantel der Schande gehalten.

2. Die Faulheit und Unbeholfenheit der deutschen Fürsten, die zwar alle beschützt und verteidigt werden wollten, aber ohne selbst dazu mitzuwirken, — von denen also Geld und Lieferungen entweder ganz ausblieben, oder unregelmäßig und zu spät geleistet wurden.

3. Eine Friedenspartei in Berlin, an deren Spitze (den Haufen der gebildeten Bürgerlichen zu übergehen, der damals hierbei noch nicht in Betrachtung kam) die Minister Struensee[2]) und Graf Schulenburg-Kehnert[3]) standen. Beide zusammen hatten die Geschäfte, die jetzt einem Finanzminister obliegen, und da man damals noch verabscheute, den Krieg durch Raub und Plünderung zu unterhalten, Anleihen auf die Zukunft aber weit schwieriger waren als jetzt, ja oft unmöglich, so waren sie in großer Verlegenheit, die nötigen Summen zur Kriegführung herbeizuschaffen. Struensee war überdies als Deist und gelehrter Bürgerlicher den revolutionären Grundsätzen keineswegs abgeneigt. Hieraus und aus alle den Folgen, die notwendig sich entwickelten, entstand

[1]) Fortgesetzt den 22. Februar 1834. [v. M.]

[2]) Karl August v. Struensee, Bruder des dänischen Ministers (1735—1804), seit 1791 Minister des Accise-, Zoll-, Kommerzial- und Fabrikenwesens, Gegner aller Reformen.

[3]) Friedrich Wilhelm Graf v. der Schulenburg, Staatsmann und General, (1742—1815), 1806 Gouverneur von Berlin („Ruhe ist die erste Bürgerpflicht").

eine Bestürmung des Königs, der zwar durch ein lebhaftes Gefühl seiner königlichen Würde und durch große Geschichtskenntnis die Gefahr, die Europa bedrohete, deutlich einsah, aber durch das Betragen seiner Alliierten erbittert war. Schulenburg aber, und vorzüglich der General Kalckreuth[1]), ein kluger, schlauer, ehrgeiziger und boshafter Mann, der sein Lebelang seine Vorderleute zu verleumden und zu stürzen suchte, um selbst zu steigen, und der französische Grundsätze schon frühe am verdorbenen Hofe des Prinzen Heinrich eingesogen hatte, verleiteten den alten, braven, aber in diesem Fach höchst beschränkten Feldmarschall Möllendorff zu geheimen, nicht autorisierten Unterhandlungen mit den Franzosen, die durch einen Verräter aus Kreuznach (hier hatte Kalckreuth lange gestanden), namens Schmertz, betrieben wurden. Wie nun der König endlich zum Wanken gebracht worden, waren die Wege gebahnt, und Schmertz bekam durch Hardenberg eine Pension aus Ansbachischen Kassen.

4. Die Engländer, um ihre Sache durchzusetzen, hatten einen jungen Lord Spencer als Gesandten nach Berlin geschickt. Dieser Narr, der wahrscheinlich alle Leute für ebenso schlecht hielt, wie er selbst war, und der da glaubte, daß mit englischem Gelde alles auszurichten sei, wandte sich an die ehemalige Geliebte des Königs, die Madame Rietz[2]), die immer noch in einigem Ansehen bei ihm stand, und bot ihr 200000 Pfund Sterling (d. h. über eine Million Taler), wenn sie den König bewegen könnte, mit einer größeren Macht und ganz im Willen Englands, den Krieg zu führen. Dies Mensch aber war dem König treu und hatte preußische Ehre im Leibe, daher gab sie den Brief dem Könige. Dieser jagte den Lord Spencer fort und ward durch solch' Ereignis wahrlich nicht fester an die Allianz geknüpft. Die Rietz aber ward zur Gräfin Lichtenau erhoben.

5. Die Wendung, welche die Angelegenheiten in Polen genommen hatten. — Die Polen nämlich, ihrem schlechten, selbstsüchtigen, tumultuarischen Charakter getreu, brachen nun in Unzufriedenheit und Konspirationen aus. Die Kaiserin Katharina,

[1]) Friedrich Adolf Graf v. Kalckreuth (1737—1818), der Verteidiger von Danzig, 1807 Generalfeldmarschall, zuletzt Gouverneur von Berlin.

[2]) Vgl. über sie Vehse, Geschichte des preuß. Hofes V, 17 ff. (1851) und u. S. 113 ff.

die recht gut wußte, mit welcher Art Leuten sie zu tun hatte und die Gerechtigkeit nicht kannte, hielt sie durch eine Armee im Zaum, die sie in dem Überrest von Polen unter dem General Igelström ließ. Russische und preußische Korps standen an den Grenzen, polnische ihnen gegenüber. Nach einem Allianztraktat mit Rußland sollte die polnische Armee großenteils reduziert werden. Wie in allen polnischen Revolutionen, hatten diese konfusen Kerls es bis aufs äußerste kommen lassen. Wenn irgend etwas geschehen sollte, so mußte es durch die Armee geschehen, — die Schreier und Anstifter hatten hier, so wenig wie jemals, Lust, sich selber zu exponieren, Redensarten galten ihnen für Taten. Kosciuszko brach bei Krakau los und bemächtigte sich der Stadt. Andere polnische Anführer vereinigten sich mit ihm, er marschierte die Weichsel hinab bis gegen Warschau, traf auf ein kleines russisches Detachement unter dem General Tormassow und schlug es bei Raslawice. Dieses unbedeutende Gefecht nannten die Polen eine Schlacht und große Heldentat, und alle Revolutionsfreunde haben es ihnen nachgebetet. Dies alles war im März und in den ersten Tagen des April 1794 geschehen. Am 17. April brach die Revolte in Warschau los. Die polnischen Garden, vom Pöbel unterstützt, griffen das Zeughaus und die Wohnung des Generals Igelström an. Ersteres wurde genommen, der größte Teil der Einwohner, mit Ausnahme der nachherigen Wortführer und Regenten, nahm Teil, zerstreute die überfallenen Russen und trieb sie vereinzelt zu den Toren heraus. — Igelström wehrte sich den ganzen Tag und den folgenden, und schlug sich endlich durch.

Die Russen sammelten sich an ihrer Grenze, unterdrückten die dortigen Aufstände, der berühmte Suwarow[1]) wurde vom Schwarzen Meere mit einem Korps herbeigerufen und traf Ende Mai ein. In Warschau wurde eine neue Regierung eingesetzt, die Armee verstärkt, Kosciuszko war Generalissimus.

Für unsern Anteil von Polen war alles zu fürchten. Der König versammelte 30 000 Mann, und der fortwährenden Trakasserien müde, die er am Rhein mit seinen Feldherren erfahren

[1]) Graf Alexander Wassiljewitsch Suwórow-Rymnikski (1729—1800), 1794 Feldmarschall, bekannt durch seine Siege über die Türken, Polen und die Franzosen in Ober-Italien, 1799 Fürst.

hatte, übernahm er selbst das Kommando. Diese Truppen standen in kleinen Korps unter verschiedenen Generalen und rückten über die Grenze. Kosciuszko zog inzwischen mit 15000 Mann regulärer Truppen und 10000 Sensenträgern gegen den nur halb so starken russischen General Denisow. Mit diesem vereinigte sich Friedrich Wilhelm am 5. Juni bei Szczekoczin und griff den gegenüberstehenden Feind sogleich an. Die Russen konnten mit ihrem Aufmarsch über eine Stunde lang nicht zustande kommen, die Preußen fochten allein, hatten schon ein Wäldchen auf dem linken Flügel des Feindes genommen und waren mit der Hauptmacht desselben engagiert, als die Russen endlich herankamen. Der Feind, von uns überflügelt, wich sogleich, sein Rückzug artete bald in wilde Flucht aus, siebzehn Kanonen und einige tausend Mann fielen in unsere Hände, und von den 25000 Mann Kosciuszkos wäre nichts übrig geblieben, wenn nicht der Fürst Sanguszko ein Walddefilé tapfer verteidigt hätte. — Dieses Gefecht ist die von Schriftstellern so gepriesene Schlacht von Dubienka, wo Kosciuszko, nach dem Liede, 4000 gegen 16000 stand, die ihm zum unsterblichen Ruhme gereiche, wo er sein Feldherrntalent bewiesen haben soll! Seine 25000 Mann wurden aber von 22000 (eigentlich von den 9000 Preußen allein) geschlagen.

Gleich darauf wurde Krakau fast ohne Widerstand genommen. Der König rückte sogleich gegen Warschau, konnte aber nur 20000 Mann mit sich führen, weil er den Rest zur Dämpfung des Aufstandes auf anderen Punkten und zur Sicherung seiner Verbindungslinie mit Schlesien verwenden mußte. Die Russen mit 13000 Mann, jetzt unter Fersen, vereinigten sich mit ihm; die übrigen russischen Korps waren noch mit Dämpfung des Aufstandes in Wolhynien und Littauen beschäftigt.

Unterdessen hatten die Redensarten der Schreier, die zu Hause geblieben waren, den Pöbel in Warschau erhitzt. Es brach ein Tumult aus; die Redlichen und Ordnungsliebenden, die deshalb den Rednern und Ideologen verhaßt waren, wurden massakriert und aufgehängt, und wenn Kosciuszko nicht herbeigeeilt wäre, so hätte das Blutbad die ganze Stadt verheert. Die Schreier aber bemächtigten sich des Regiments. Kosciuszko stand nunmehr mit 25000 Mann nebst Zajontscheck und Joseph Poniatowsky, dem Bruder des

Königs,[1]) im Lager zu Wola und deckte Warschau. Der König von Preußen mit seinen 33 000 Mann schloß ihn hier ein und wollte, seiner Gewohnheit gemäß, sogleich angreifen. Dies war allerdings, bei der unbedeutenden Überlegenheit, und der Hilfe, welche die aufgeregte Stadt und die Verstärkungen vom jenseitigen Weichsel-Ufer seinem Gegner gewährten, ein gewagtes Unternehmen, und es ist seinen Ratgebern, den Generaladjutanten Manstein[2]) und Bischoffwerder[3]), nicht zu verargen, daß sie ihm abredeten. Es wurde auf die Ankunft der russischen Armee unter Suwarow gewartet, der aber noch lange in Littauen beschäftigt war.

Unterdessen verschanzten die Polen Warschau mit dem größten Eifer, und auch ihre Stellung von Wola. Sie vermehrten ihre Armee täglich. Es leuchtete ein, daß man jetzt entweder abziehen oder angreifen müsse. Natürlich wählte der König das letztere. Die Stellung von Wola wurde angegriffen und genommen. Der König nahm nun seine Stellung daselbst. Warschau mußte angegriffen werden, wozu das Belagerungsgeschütz und Munition aus Breslau geholt werden mußte. Als die Munition ankam, war sie unzureichend, — ja die Schlagröhren[4]) fehlten ganz. Sie mußten also erst angefertigt werden. Kanonaden und Gefechte gab es täglich. Um zur wirklichen Belagerung zu schreiten, mußte ein starker Munitionstransport erwartet werden, der von Graudenz die Weichsel heraufkam. Die Monate Juli und August waren vergangen.

Unterdessen war aber die Insurrektion in unserer neuen Provinz Südpreußen (jetzt Posen)[5]) ebenfalls ausgebrochen. Suwarow kam nicht. Die Belagerten waren jetzt wenigstens ebenso stark wie die Belagerer. Der Transport, nicht sonderlich gedeckt, hatte Thorn passiert; — bei Wraclaweck wurde er von einem insurgierten

[1]) Stanislaus II. August, letzter König von Polen (1732—98), regierte unter russischem Einfluß 1764—95. Sein Bruder Joseph (geb. 1762), französischer Marschall, ertrank in der Elster am 19. Oktober 1813 (Leipzig).

[2]) Manstein (1742—1808), später Gouverneur von Danzig, Vorgänger Kalckreuths.

[3]) Der bekannte Günstling Friedrich Wilhelms II. (1741—1803), General und Staatsmann, seit 1789 Generaladjutant, von Friedrich Wilhelm III. bald nach seinem Regierungsantritt verabschiedet.

[4]) Luntenschlagröhre, 1697 erfunden, zur Entzündung der Kartusche.

[5]) Und den angrenzenden russisch-polnischen Gebieten.

Edelmann, namens Mniewsky, überfallen, genommen und zerstört. Der Freibeuter wurde zwar nachher wieder vertrieben und sein Korps gesprengt, aber das Übel war geschehen und die Eroberung unmöglich geworden. Der König hob die Belagerung am 6. September auf, führte die Armee über die Grenze zurück, teilte sie zur Deckung derselben und zur Dämpfung oder Verhütung der Insurrektion in verschiedene (leider voneinander unabhängige) Korps und ging höchst unzufrieden nach Berlin zurück. Die Russen gingen über die Weichsel.

Mein erster Feldzug (1794—95).

Da fiel es den polnischen Generalen Madalinsky und Dombrowsky ein, unsern Grenzkordon zu durchbrechen, die Insurrektion im Rücken desselben anzufachen und unsere Magazine zu zerstören. Es gelang ihnen, indem sie unweit Sochazew an der Weichsel zwischen den kleinen Korps des Generalmajors v. Schwerin und des Generalleutnants Grafen Schwerin[1]) (die deswegen in Untersuchung kamen) hindurchgingen, mehrere einzelne preußische Detachements aufhoben und vernichteten, und bis Bromberg vordrangen, wo sie die Garnison vernichteten, deren Anführer, der Oberst Szekuly, ebenfalls blieb, und wo sie ein ungeheures Magazin den Flammen preisgaben.

Von hier wandten sie sich links nach der Netze. Zwischen ihnen und Berlin war nicht ein Mann Truppen, in Berlin selbst nur ein einziges Infanterie-Regiment. — Anfangs wurden 100 Pferde an die neumärkische Grenze gegen Westpreußen geschickt, um zu sehen, was daraus werden würde. Wie die Polen aber an der Netze blieben und der Aufstand auszubrechen begann, mußten das in Berlin stehende Infanterie-Regiment Arnim, ein anderes aus Stettin (Ruits, welches nachher nach Warschau in Garnison kam), und die Garde du Korps und Gensdarmes aus Berlin, unter dem Befehl des Generals Byern (Kommandeur der Garde du Korps) nach Westpreußen gegen Bromberg marschieren. Es war Eile. Den 8. Oktober kam der Befehl, den 12. marschierten wir.

[1]) Wilhelm Friedrich Karl Graf v. Schwerin (1739—1802), Neffe des Generalfeldmarschalls, Flügeladjutant Friedrichs d. Gr., später Generalinspekteur der westpreußischen Infanterieinspektion, 1795 kriegsgerichtlich verurteilt.

Es war also keine Zeit, die Beurlaubten[1]) einzuziehen. Diese wurden nachgeführt und kamen an, wie wir schon an der Weichsel im Quartier standen. Diese vier Bataillone und acht Eskadrons marschierten also mit ihrer halben Stärke, d. h. unter 400 Mann per Bataillon und 80 Pferde per Eskadron.[2]) 1600 Mann Infanterie und 640 Pferde war also alles, was für den Augenblick schnell aufzutreiben war. In der ganzen Mark Brandenburg, bis zur polnischen Grenze, blieb nun gar nichts, als in Berlin das Regiment Kronprinz (aus Potsdam) und das Kürassier-Regiment meines Onkels aus Kyritz; in Potsdam das erste Bataillon Garde.

Ich war also mit meinem siebzehnten Jahre in meinem ersten Feldzuge begriffen, der aber tatenlos vorüberging. Ich erinnere mich, daß ich in den letzten vier Monaten wenigstens um fünf Zoll gewachsen war und meine jetzige Größe beinahe erreicht hatte; ich war daher eben dabei, mir lauter neue Kleider machen zu lassen, da alles mir zu klein war. Dieses Geschäft wurde unterbrochen und ich hatte die Unannehmlichkeit, drei Monat in Röcken zu wandeln, wo ich die Arme nicht rühren konnte, und deren Ärmel lange nicht bis auf die Hand reichten, in Westen und Beinkleidern, die nicht mehr zusammenpaßten, und zwischen welchen das Hemde hervorquoll. Kleidungsstücke nachkommen zu lassen, war unmöglich, weil alle Posten durch die Insurrektion gestört waren, und es deren auch damals nicht den vierten Teil so viele gab, als jetzt.

Wir marschierten über Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, bei Hochzeit über die Drage.[3]) Da die Insurgenten Westpreußen verlassen hatten, folgten wir gen Süden in Südpreußen

---

[1]) Bis 1806 wurde bekanntlich etwa die Hälfte der Mannschaften in ihre Heimat beurlaubt, wo sie einer bürgerlichen Beschäftigung nachgehen konnten.

[2]) Ein Kavallerieregiment war damals gegen 750 Pferde stark, 10 Kompagnien à 75 Pferde; eine Eskadron, 2 Kompagnien, blieben als Ersatz zurück. Die Zahl der Offiziere betrug etwa 40. Die Husarenregimenter waren doppelt so stark.

[3]) Es ist außer einem gleichzeitigen Tagebuch von Marwitz (12. Oktober 1794 bis 14. Januar 1795), das nicht viel enthält, noch eine Zusammenstellung von ihm vorhanden: Summarische Nachrichten vom Regiment Gensdarmes, die u. a. eine genaue Übersicht der Marschrouten des Regiments vom August 1756 bis Januar 1795 geben (Friedersd. Archiv XIII, B. Nr. 21). Berechnet man für den polnischen Feldzug (8. Oktober 1794 bis 14. Januar 1795) den Durchschnitt, so ergibt sich eine tägliche Marschleistung von nicht ganz drei Meilen bei 42 Marschtagen.

hinein, über Filehne, Ryczywol, Rogoszno nach Gnesen, wo wir einige Tage verweilten, wahrscheinlich, weil der General Byern sich mit den anderen Generalen vernehmen mußte.[1])

Es fehlte dem Obersten Hinrichs, der sich mit seinem Füsilier-Bataillon aus dem Bromberger Blutbade glücklich gerettet hatte, und der jetzt in Inowrazlaw stand, an Kavallerie. Die Leib-

[1]) In diesen Tagen war ich einen Tag bei ihm auf Ordonnanz in Gnesen, wo ich in der Dreckstraße, im Wirtshause zur goldenen Laus, gespeist habe. Die polnischen Namen habe ich vergessen. Auf dem Rückwege nach meinem Dorfe begegnete mir ein Abenteuer. Ich mußte einen Wald passieren und hatte mir die Beschaffenheit des Weges im allgemeinen gemerkt. Es war in der Dämmerung, wie ich den Wald erreichte. Von zweien Wegen wählte ich den rechts. Das Regiment Ruits bestand größtenteils aus Polen, die haufenweise desertierten. Ich holte ungefähr 20 Mann ein, die mit Wehr und Waffen davongingen. Gefragt, wohin sie wollten, erwiderten sie: „Nach dem nächsten Dorfe", — und wie ich sagte: was sie denn da zu tun hätten, da das Regiment in Gnesen stehe, fingen sie an mit heftigen polnischen Reden sich um mich zu versammeln. Da ich allein nichts gegen sie ausrichten konnte, so sprengte ich durch sie hindurch und ritt meines Weges. Da sie mit wildem Geschrei hinter mir herliefen, so war kein Zweifel, daß sie mich gern ergriffen und abgegurgelt hätten, um nicht verraten zu werden. Kaum war ich 500 Schritt vor ihnen voraus, so sahe ich deutlich, daß ich den falschen Weg eingeschlagen hatte und also zurück mußte. Es war also eine Art von Disposition nötig, um durch sie hindurchzukommen. Ich ließ meinen Reitknecht mit einem Handpferde, das er an der linken Hand nehmen mußte, linker Hand dicht neben mir reiten. Ich ritt rechts, den Degen zur Hand, und wie ich in ihre Nähe kam, wo sie sich in Reih und Glied quer über den Weg mit gefälltem Gewehr versammelten (Patronen hatten sie also nicht), machte ich eine förmliche Attacke. Die, auf welche wir trafen, stoben auseinander; — rechts neben mir wollten zwei zugreifen, und wie ich von oben herunterhieb, wichen sie aus; — linker Hand griff einer nach dem Handpferde, aber dieses (ein Gelber) versetzte ihm einen solchen Schmiß vor den Magen, daß er wie tot rücklings überfiel. So brachen wir durch, und wie ich mich umsah, standen sie wie bedonnert und sperrten Maul und Nase auf. Ich erreichte den Saum des Waldes wieder, schlug den richtigen Weg ein, und nachdem ich den Wald wieder passiert hatte und es stockfinster war, führte mich ein Feldweg im Bogen, nicht von hinten, sondern von vorn her an unser Dorf, ohne daß ich es schon sah oder überhaupt wissen konnte: ob es auch das sei, was ich suchte. Mit einem Mal sprengt einer (es war unsere Vedette von der Feldwacht) im Dunkeln mit „Werda?" auf mich los, fordert das Feldgeschrei, und wie ich unbedacht das neue Feldgeschrei gab, was ich eben aus dem Hauptquartier brachte, welches also für ihn das richtige nicht war, — brennt mir der Kerl dicht vor der Nase die Pistole los. Glücklicherweise blitzte sie nur von der Pfanne; ich gab schnell das gestrige Feldgeschrei und wurde nun erkannt. [v. M.]

Eskadron Gensdarmes (bei der ich stand) wurde dahin detachiert und erst beim Rückmarsch wieder mit dem Regiment vereinigt, welches bis nach Kutno, Klodawa, Kolo usw. vorrückte. Wir gaben einige Tage von Inowrazlaw aus Patrouillen auf viele Meilen, und da sich von Insurgenten nichts fand, so wurden wir von dem Obersten Hinrichs um sechs Meilen vorwärts nach Brzesc (Kujawsky) detachiert. Dies ist ein mit Mauern umfaßter kleiner, schlechter Ort, auf einem isolierten Hügel in einer Ebene gelegen. Ich lag in einem Cistercienserkloster, dicht am westlichen Tore. Insurgenten zeigten sich nicht mehr. Dombrowsky und Madalinsky hatten schon vor vierzehn Tagen unsere Postierungen wieder durchbrochen und waren nach Warschau gezogen. Die aufgestandenen Edelleute und Landvolk waren ihnen entweder gefolgt oder hielten sich zu Hause ruhig und versteckt.

Ein einziger Offizier vom Regiment, ein Leutnant v. Rauschenplatt, bekam mit diesen Kerlen zu tun. Er war mit zwanzig Pferden zum Quartiermachen vorausgeschickt und erfuhr, daß nicht weit davon fünfzig Insurgenten in einem Gehöft fouragierten. Er eilte hin, überfiel sie, schlecht bewacht, in den Ställen und auf den Böden und nahm sie sämtlich gefangen, nachdem einer getötet und mehrere verwundet worden waren. Er selbst hatte zwei Blessierte.

Eines Abends (9. November) erscholl bei uns das Gerücht, daß 1500 Insurgenten in einem kleinen Flecken, Lubraniec, anderthalb Meilen von Brzesc, Quartier und Verpflegung bestellt hätten. Der Chef der Eskadron, Major Graf Henckel, beschloß, sie zu überfallen und rückte mit Finsterwerden aus. Der jüngste Offizier sollte mit den kranken und gedrückten Pferden zurückbleiben, und dieser jüngste Offizier war ich, zu meinem größten Leidwesen. Ich stellte vergeblich vor, daß diese Pferde ebensogut von einem Unteroffizier bewacht werden könnten. Freilich bestand die ganze ausrückende Macht (in Abwesenheit der fehlenden Beurlaubten) auch nur aus siebzig Pferden.[1])

Es war zu wetten, daß das Gerücht falsch sei und man nichts antreffen würde, aber es konnte auch wahr sein, und ich wollte mich in solchem Fall nicht fangen lassen wie ein Narr in den

[1]) Nach dem gleichzeitigen Tagebuch aus 200 Mann Infanterie und 50 Reitern.

Quartieren; denn die Kerls konnten auch nach Brzesc rücken, ohne gerade denselben Weg zu nehmen, auf dem die Unsrigen marschierten. Ich befahl also, daß mein Detachement, mit Ausnahme der Bettlägerigen, sich gesattelt und gepackt auf dem Markt versammeln sollte. Meine Absicht war, die nächste Umgegend zu patrouillieren und beim Anrücken des Feindes sein Eindringen in die Stadt zu verhindern, oder mich auf der andern Seite herauszuziehen; dies war ohne Zweifel meiner Lage angemessen und vernünftig.

Der Rittmeister aber von der Henckelschen Kompagnie, durch den langen Frieden verwöhnt, entsetzte sich vor dem Gedanken, daß seine gedrückten Pferde gesattelt werden sollten und bewirkte, daß diese Maßregel mir untersagt wurde. Meine Vorstellungen, ob ich mich denn wie ein altes Weib sollte wegfangen lassen, halfen nichts. Satteln blieb verboten. Sowie aber mein Major nur fort war, ließ ich dennoch alle Pferde auf einem Hofe dicht beim Kloster zusammenziehen, besetzte das ummauerte Kloster und das dicht anstoßende Tor nach Lubraniec und wollte mich zu Fuß verteidigen.

Es blieb aber alles ruhig. Ich blieb natürlich auf den Beinen, hielt die Leute zusammen und patrouillierte für meine Person allein die Nähe des Tors und die kleine Vorstadt, — immer um mich her horchend. Zwei Stunden nach Mitternacht[1]) näherte sich Pferdegetrappel. Ich dachte, da sind sie! lauerte noch und hörte bald Deutsch reden. Es war unsere zurückkehrende Expedition, die den Ort Lubraniec umstellt hatte und von allen Seiten mit Lärm hineingestürmt war, zum größten Schrecken der im ruhigen Schlaf liegenden Einwohner. Von Feinden hatte niemand etwas gewußt.

Unterdessen hatte Suwarow, gegen die Zeit, wo wir aus Berlin rückten, die Parteien in Littauen unterworfen, — oder er hatte dem König bei der Belagerung von Warschau nicht helfen wollen. Genug, er war bald darauf, als der König von Warschau abgezogen war, vorgerückt. Er schlug die Polen bei Krupezyce den 17., und bei Brzesc-Litewsky den 19. September; der General Fersen aber den Kosciuszko selbst, den 10. Oktober, bei Maziejowize und nahm ihn gefangen. Gegen Anfang November rückte Suwarow

[1]) Nach dem Tagebuch erst um 5 Uhr morgens.

gegen Warschau vom rechten Ufer her vor. — Alle preußischen Korps bekamen Befehl, ebenfalls von ihrer Seite (dem linken Ufer) gegen Warschau zu rücken. Wir erhielten in Brzesc am 13. November nachmittags den Befehl zum Marsch nach Lowicz, wo wir am 5. ins Lager rücken sollten. Wir marschierten sogleich und die Nacht hindurch. Es war ein regnigter Herbst, schlechte Wege im dortigen fetten Boden, und beinahe ununterbrochener Wald. In der Nacht passierten wir Kowal, den kotigsten Ort, der mir je vorgekommen. Mitten im Kot der Straße war eine Brücke über einen Graben, dessen Schlamm sich von dem der Straße im Finstern nicht unterschied. Hinter mir ritt der Flügelmann des zweiten Zuges ein wenig seitwärts, ich rief ihm zu, die Brücke zu halten, aber in demselben Augenblick verschlang ihn die Erde vor meinen Augen, so total, daß nicht einmal der Federbusch auf seinem Hute sichtbar blieb. Aber, wie durch ein Wunder, sei es, daß der Boden des Grabens ganz fest gewesen, sei es durch die Macht des großen Pferdes, — genug, er arbeitete am andern Ufer des Grabens sich wieder empor, marschierte weiter und diente mit seinem schwarzen Überzuge den Tag über der ganzen Kompagnie zum Spott.

Am 14. kamen wir bei guter Zeit nach Gostynin, einem für Polen passablen Städtchen. Auf dem letzten Teile des Marsches hatten wir im Walde ein Bataillon von Ruits[1]) begegnet, bei welchem wir nicht vorbei konnten. Es fielen vor uns einige Schüsse und erfolgte das Geschrei: „Kavallerie vor!“ Einzeln kamen wir bei der Infanterie-Kolonne vorbei, an die Tête. Es desertierten ein halb Dutzend Polacken vor den sichtlichen Augen des ganzen Bataillons. Wir wurden ersucht, sie einzufangen, aber es war unmöglich.

Diese ungeheuren damaligen Wälder, mit Kienbäumen von hundert Fuß Länge und drei Fuß Stärke, standen nämlich damals jeder Art offen. Wer wollte, hieb einen Baum ab; da aber kein Fuhrwerk dortiger Art stark genug war, einen solchen Baum fortzuschaffen, so gab man sich auch nicht die Mühe, ihn an der Erde abzuhauen, sondern es geschah auf Mannshöhe. Nachher schnitten

[1]) Regiment Ruits, vgl. o. S. 93, 95.

sie Zopf[1]) und Äste ab, fuhren sie fort, und der Stamm blieb liegen und faulte. Der ganze Wald war also wie ein Verhack, vier Fuß hohe Stubben aufrecht und achtzig Fuß lange gewaltige Bäume übereinander her liegend — alles durch- und übereinander. In solchen Verhack waren die Kerls hineingesprungen. Wir versuchten zwar, uns durch das Labyrinth durchzuwinden, ritten uns aber so oft fest und mußten Auswege suchen, daß die Deserteure hohnlachend davonkamen. Das Fußvolk hätte sie allerdings zu Anfang erreichen können, aber bei der Beschaffenheit des Bataillons wagte es der Kommandeur nicht, sie zu vereinzeln. — Den Abend und die Nacht fror es, und wie wir am 15. nach Gombyn (etwa zehn Meilen von Warschau) marschierten, hatten wir achtzehn Grad Kälte. Den Abend und die Nacht hindurch fielen vier Fuß Schnee. Am nächsten Morgen, noch ehe wir ausrückten, kam der Befehl, noch einen Tag stehen zu bleiben, weil noch nicht alles heran sei. Am 16. aber kam die Nachricht, daß Suwarow am 14. Praga erstürmt und Warschau genommen habe, wodurch der Krieg beendigt wurde.

Am 16. war plötzliches Tauwetter und dadurch wieder der entsetzlichste Kot. Die Wache war eben aufgezogen, da kam eine schöne Equipage gefahren, drei Damen, eine alte und zwei junge, sehr schön, geputzt, als wenn sie eben auf einen Ball gehen wollten, in Seide, weißen Schuhen und Kopfputz. Es waren die ersten Polinnen, die ich sah, weil der Zufall gewollt hatte, daß ich nur immer in kleinen Judenstädten oder in Bauerndörfern gestanden hatte. Sie fragten nach dem Kommandanten. Er gab sich zu erkennen und wies den Wagen an die Tür seines Quartiers, wo man, wenngleich immer im Schmutz, doch nicht bis an die Knie versank. Die Lakaien öffneten die Tür des Wagens, und herausspringen, an der Erde mit den Prachtkleidern im Kot liegen, heulend seine Knie umfassen und die vom schmutzigen Schlamm und Schnee triefenden Stiefeln küssen, daß es schmatzte, war für alle drei das Werk eines Augenblicks. Glücklicherweise für sie sprach er polnisch, und zugleich war er ein höflicher und galanter Mann. Er hob sie auf, führte sie ins Zimmer, — wir alle, über den seltsamen

[1]) Wipfel.

Vorfall erstaunt, folgten; nun entstand eine lebhafte, mit Höflichkeiten und Händeküssen (von seiten der Damen) und mit vielem Weinen vermischte Unterredung, worauf sie wieder an den Wagen geführt wurden und abfuhren. — Wir erfuhren, daß sie Pässe für ihren Sohn, Mann und Bruder verlangten, der, von Warschau entschlüpft, als preußischer Untertan wieder nach Hause kehren wollte. Sie waren an den kommandierenden General gewiesen worden.

Noch desselben Tages wurde das ganze Korps längs der Weichsel dislociert. Die Kompagnie von Henckel vorwärts nach Ilow, die Leib-Kompagnie nach Tokari, einem kleinen Orte mit großen Salzmagazinen, nahe bei Gombyn. Wir sahen diese Kompagnie, so wenig wie irgend eine andere, über zwei Monate lang nicht wieder, denn wir wurden wieder zum Obersten Hinrichs geschickt und marschierten die Weichsel abwärts, bei den jenseits gelegenen Städten Plock und Dobrczin vorbei nach Wraclawek, einer Stadt mit einem reichen Domkapitel, wo das Hauptquartier war und die halbe Kompagnie unter dem Leutnant zurückblieb. Die andere halbe Kompagnie, wobei ich blieb, unter dem Rittmeister noch zwei Meilen weiter, und drei Meilen oberhalb Thorn, nach Niezcawa. Auf diesem Marsche besuchte ich am 20. November Plock, wo russische Besatzung stand. Die Stadt liegt auf dem rechten, sehr steilen und hohen Ufer der Weichsel und sieht mit ihren vielen Türmen und hohen Häusern sehr stattlich aus. Auch im Innern war sie damals besser als Gnesen, ungeachtet der prächtigen Jesuiterkirche in diesem. Die Russen, die dort standen, waren leichte Infanterie, welche Jäger genannt wurden, ohne es zu sein. Sie sahen in ihrer damaligen Potemkinschen sehr zweckgemäßen Montierung ganz eigentümlich aus. Drei Jahre später wurde alles durch den Kaiser Paul prussifiziert.

Niezcawa war ein kleiner, erbärmlicher Ort, ebenfalls an dem Ufer der Weichsel.[1]) Die Leute alle arm und uns sehr abgeneigt. Die Quartiere so schlecht, daß, als ich den ersten Morgen erwachte, ich durch den Winkel zwischen Wand und Decke des Zimmers (oder Loches) den Schnee auf des Nachbars Dache sah. Ich ward nun gewahr, daß das Haus gebaut war wie Scheunen

[1]) Es liegt 4 Meilen oberhalb von Thorn. Die heute auf deutschen Karten übliche Form ist Nieszawa.

gewöhnlich, wo der Raum zwischen Wand und Dach nicht geschlossen ist. Er mußte also erst mit Stroh verstopft werden, damit man es nur vor Kälte aushalten konnte, — denn dies war der bekannte kalte Winter, wo Pichegru[1]) Holland auf dem Eise eroberte und wo von unsern Wachen auf den Main-Inseln bei Mainz so viele erfroren. Wir hatten wenigstens fünf Monate hintereinander Frost und von Ende November bis in den Februar hinein selten unter zwanzig Grad Kälte.

In dem erwähnten Loche und in einem ähnlichen in dem nahegelegenen Sluczewo, steckte ich nun sechs Wochen lang. Unser Rittmeister erhielt die Nachricht vom Tode seiner Mutter, welches ihn anfangs sehr betrübt und dann verdrießlich, also ganz ungesellig machte. Ich war also auf mich allein beschränkt. So einen fortwährenden Dienst, wie jetzt, gab es bei den damaligen alten Soldaten auch nicht, ja nicht einmal Exzesse, da es keinem einfiel, von seinem Wirte irgend etwas anderes zu verlangen als einen Platz am ungeheuer großen Kamin. Deutsch sprach niemand im ganzen Orte. Nicht einmal ein Priester war da. Es kam einer des Sonntags, um Gottesdienst zu halten. Ich glaube nicht, daß es ein einziges Buch in ganz Niezcawa gab, wenigstens gewiß kein deutsches, — von Zeitungen war gar nicht die Rede. Ich war also zum gänzlichen Nichtstun verurteilt, nur das Feuer im Kamin durfte ich nicht ausgehen lassen. Bei dem ewigen Hineinblicken und Stören in selbigem und dem ewig blendenden Schnee blendete ich meine Augen dermaßen, daß ich den Denkzettel mein Lebelang behalten habe. Glücklicherweise packte ich hier meinen seit Berlin nicht bis auf den Grund ausgeleerten Koffer um und fand darin zu meinem Erstaunen „Campen's Kinder-Bibliothek"[2]), welche meine Mutter meinem in Küstrin befindlichen Bruder schenkte, die ich beim Durchmarsch dort abgeben sollen, aber in allem damaligen trouble rein vergessen hatte. Dieses Kinderbuch war in meiner Situation ein ungeheurer Fund, und ich habe es wenigstens dreimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen.

[1]) Der Revolutionsgeneral (1761—1804), der 1804 Bonaparte beseitigen wollte und dann im Gefängnis erdrosselt aufgefunden wurde.

[2]) Joachim Heinrich Campe, pädagogisch sehr einflußreicher, aufgeklärter Jugendschriftsteller, (1746—1818), von dem auch der „Robinson Crusoe" stammt.

Um einigen Begriff von dieser und anderen kleinen polnischen Städten zu geben, möge folgendes dienen. Nirgends sind Gärten oder Höfe, sondern vor dem Hause eine Straße und hinter selbigem wieder eine, oder ein kleiner Raum mit Schweineställen. Die Schweine laufen aber allerwärts herum.

Einmal besuchte ich in dieser Zeit Thorn, eine große, halb deutsche Stadt. Die Festungswerke waren Erdwerke und sehr schlecht, der Kommandant ein alter Träumer, aber grob, aus dessen Reden ich die Gewißheit entnahm, daß, wenn die Polen bei ihrem Zuge nach Bromberg, oder Kosciuszko von der andern Seite das mindeste hätte unternehmen wollen, die Festung sogleich in ihre Hände gefallen wäre. Von dem berühmten und gewaltigen Thorner Pfefferkuchen sah ich einen vor der Tür eines Ladens stehen, einen Kerl zu Pferde vorstellend, wenigstens sieben Fuß hoch und fünf Fuß breit, wie eine große Haustür, und einen halben Fuß dick. Dieses Prachtstück sollte hundert Taler kosten.

Endlich, gegen Weihnachten, wurde das Regiment zum Rückmarsch bei Nakel zusammengezogen. Die letzte polnische Teilung, in der wir Warschau und Neu-Ostpreußen[1]) bekamen, geschah. Wir rückten nach Szubin, einer Judenstadt, welches allemal ein Glück war, weil die Juden reinlicher sind als die (polnischen) Bürger und Bauern, und weil sie sämtlich deutsch reden. Es ist eine Merkwürdigkeit, daß alle Juden, von der Türkei bis nach England und Frankreich Deutsch können. Ich habe die Ursach' nie erfahren können. Eine Ausnahme macht nur das weit vornehmere Geschlecht der portugiesischen Juden, die sich auch in Holland niedergelassen haben und die die deutschen Juden verachten.

Der Schmutz und die Trägheit der polnischen geringeren Bürger und Bauern übersteigt alle Begriffe. An unserer Grenze und die Netze hinauf findet man viele deutsche Ansiedler, die hier Holländer (Hau-Länder) genannt werden. Diese sind wohlhabend, reinlich und haben hübsche Wohnungen. Der Polack aber, der dicht neben ihnen wohnt und ebensoviel oder mehr besitzt, ist arm, knechtisch und hinterlistig. Auch das überaus fette und gesegnete Kujawien[2]), wo

[1]) Südlich und östlich von Ostpreußen, bis zum Bug und Niemen.

[2]) Nordosten der heutigen Provinz Posen und Nordwesten des heutigen Russisch-Polen (südlich von Thorn).

ich bei Inowrazlaw die Schweine täglich mit einem halben Scheffel des schönsten Weizens habe futtern sehen, macht keine Ausnahme. Der Pole versäuft alles in Branntwein. Noch ehe man von Filehne nach Gnesen kam, verschwanden die Deutschen gänzlich, und so wurde es immer schlechter, je näher nach Warschau, in den Waldgegenden an der Weichsel am ärgsten. Die hölzernen Blockhäuser verschwinden, von Reisig geflochtene und wo man das Dach mit der Hand erreicht, folgen. Schlösser an den Türen sind nirgends, sondern hölzerne Riegel, aber auch diese sind in letzterer Gegend zu industriös. Die Wand steht schräg, die Tür hängt dagegen, man stößt sie auf und sie fällt von selbst wieder zu. Dies verursacht, daß die Schweine sie sehr gut zu öffnen verstehen und häufigen Besuch in der Stube abstatten. Hühner und anderes Federvieh sind beständig in der Stube. Darin stehen große Sauerkohlfässer, die einen scheußlichen Geruch verbreiten. Jedermann schöpft von dem Leckerbissen der obenstehenden Lake, die immer ergänzt wird, nach Belieben mit der Hand. Ich habe bei Rogoszno einen alten Bauer gesehen mit schwindenden, feuerrot heraustretenden Augen. Dieser wusch sie sich wenigstens alle viertel Stunden in der Lake des Sauerkohlfasses, ohne daß jemand sich dadurch hätte abhalten lassen, den Kohl zu genießen oder dieselbe Lake zu trinken. — Der Bauer hat mit seiner Frau ein großes Himmelbett, weiter sind gar keine Möbel, außer einer Bank.

Die Mädchen schlafen dicht dabei in einem Winkel oder Kammer, die Knechte im Stall, wie bei uns. Die Knaben (Chlopiez) aber wohnen sämtlich und schlafen auf dem ungeheuren Ofen, wo man anfangs verwundert ist, nachdem man am Abend nichts von ihnen gesehen, am Morgen Spaß, Springen und Gelächter auf dem Ofen losgehen zu hören.

In Brzesc wohnte einer von uns bei dem Bäcker. Der Backofen war in der Stube. Semmeln, die uns den ersten Tag ganz gut schmeckten, waren geflochten wie eine Haarflechte. Des anderen Tages aber erfuhren wir, wie sie gemacht wurden, und sahen es nachher selbst mit an. Nachdem der Teig im schmutzigen Trog mit schmutzigen Händen geknetet, nahm die Bäckermagd eine Handvoll, setzte das eine Bein auf die Bank, hob ohne Scham und Gram den Rock auf und rollte den Teig auf ihrer bloßen Lende.

Da diese Lende aber nie gewaschen wurde, so war sie mit einer dicken, harten, sehr appetitlichen Teigborke überzogen. Wir aßen fortan keine Semmel mehr.

Arme Edelleute haben Häuser, nicht viel besser wie die Bauern, aber immer ein Zimmer, worin wenigstens ein kostbares Möbel, großer Spiegel oder dgl. steht, auch irgend einen Tischaufsatz bei Tafel und viel Wein, wenn sie auch den andern Tag hungern müssen. Die Frau Gemahlin ist vormittag schmutzig in der Küche, zu Mittag erscheint sie aber im größten Staat und, wenn sie irgend kann, in einem teuren Kleide aus Paris. Reichere Edelleute, Woywoden usw., wohnen in großen Palästen mit Samt- und Damasttapeten, Marmorsälen, die meisten Zimmer wüst, einige prächtig möbliert, große Tafel mit dreißig Gerichten, viel Silberzeug und Kristall, französische Kammerdiener, ein paar Jäger mit prächtigen Livreen, und daneben ein Dutzend Bauernkerls in schmierigen Pelzen, die mit aufwarten und einheizen. Betten gibt es im Hause nicht, außer für die Herrschaft, auch in keinem Wirtshause; Gäste, die keine Betten mitbringen, schlafen auf Stroh. Daher reiset niemand ohne Bettsack. Die Dienerschaft kommt nie in ein Bett; sie legen sich im ersten besten Zimmer auf die Erde oder auf den Treppen. Teller, Gläser, Waschbecken, alles wird an den Schafpelzen oder Unterröcken der Weiber abgetrocknet.

Wir waren unter andern auf einem großen Diner bei dem Kastellan[1]) Biszcekersky in Grabia, einem feinen Mann nach der alten Welt. Es war Nacht geworden, nicht zu kalt und der herrlichste Mondschein. Wir hatten gleich bei unserer Ankunft unsere Pferde zurückgeschickt, weil es mit den Ställen immer sehr schlecht aussieht, des Vorsatzes, die drei Viertelmeilen zurückzugehen. Der Kastellan ließ höflicherweise anspannen, der Major, die Rittmeister und Ältesten stiegen ein, soviel Platz war. Wir blieben zwei übrig, ich und der Standartenjunker. Es war eine herrliche Nachtpromenade. Wie wir aber in den Wald kamen, hörten wir erst ein entferntes, dann näheres Heulen, immer stärker, rechts und links; dann schlich ein Wolf quer vor uns über den Weg, dann ein zweiter, ein dritter, — dann sahen wir hinter uns einen Trupp

[1]) Burggraf, Mitglied der oberen legislativen Kammer in Polen.

folgen. Es war kein Spaß in solchem harten Winter, wo sie gewiß hungrig waren. Wir sahen eine Bataille vor uns, die wohl schlecht abgelaufen wäre, und beschlossen, wenn es soweit käme, uns mit dem Rücken gegeneinander zu stellen und den Kampf zu bestehen. Wir hatten vom Leder gezogen und schritten fort, doch so, daß wir nicht außer Atem kamen. Die Wolfsgesellschaft begleitete uns auf fünfzig bis hundert Schritt. Glücklicherweise war der Wald hier nicht breit, wir kamen ins Freie, sahen die Stadt, und eine Anzahl Fuhrwerk kam uns entgegen, wo denn diese Gäste verschwanden, denen nach unserm Fleische gelüstete.

In den letzten Tagen des Jahres 1794 marschierten wir über Nakel, Wirsitz, Grabionne[1]), Schneidemühl, Driesen, Landsberg, Küstrin wieder nach Hause. Den zweiten Tag des Januars 1795 hatten wir siebenundzwanzig Grad Kälte. Wir marschierten eben von Schneidemühl ab, bei einem scharfen Winde. Wir waren keine Viertelmeile fort, so erfror ein Ohr nach dem andern, eine Nase nach der andern, ein Backen nach dem andern. Es sah sonderbar aus, die vom Frost kirschbraunen Gesichter, und mit einemmal daran eine schneeweiße Nase oder Ohr. Der Chirurgus ritt immer auf und nieder, ließ mit Schnee reiben, und verhinderte, daß die Leute mit den steifgefrornen Händen nicht zu hart anfaßten und die erfrornen Glieder abbrachen. Es erfroren an dem Tage allein sechsundvierzig linke Ohren, worunter auch das meinige, und der Zipfel des rechten. Ich habe zeitlebens bei Anfang des Winters und bei wechselndem Wetter eine Empfindung davon behalten.

Im Quartier angekommen, hatte denn der Chirurgus vollauf zu tun, Umschläge von Terpentin u. dgl. zu machen. Dies verursacht Schmerzen, wenn der Frost auszieht. Der Flügelmann der Kompagnie, Günther, lachte ihn aus, wollte nichts nehmen, sagte, er würde sich sein Ohr schon selbst kurieren, — legte heißes Mehl in einem Tuche darauf, setzte sich an den Ofen, ohne Schmerzen, und lachte die anderen aus, die sich mit Schnee und Terpentin und Schmerzen quälten. Den andern Morgen nahm er das Tuch und, zu seiner Verwunderung, das Ohr mit ab.

Nun wurde erlaubt, Tücher unter dem Hut um die Ohren

[1]) Grabowo, Grabau?

zu binden oder Nachtmützen darüber zu ziehen. Von Anfang an schon machten wir die Märsche meist im Trab. Dies ist ein vortreffliches Mittel, nicht nur bei großer Kälte, um früher ins Quartier zu kommen, sondern auch in jeder Jahreszeit, um die Pferde weniger zu drücken und um zu verhindern, daß die Pferde durch das viele Schrittgehen ganz auseinander und auf die Blätter kommen. Ich habe es in allen Kriegen praktisiert, natürlich nur auf Reisemärschen und nicht, wenn man an den Feind kommt und nicht weiß, was man noch zu tun bekommen wird, und wie lange. Man muß aber Kavallerie haben, die traben kann, d. h. die in der Kolonne in Glied und Vordermann und hinten in demselben Tempo bleibt, das vorn geritten wird, in einem ruhigen, kurzen Trab, ohne jemals heranzuprellen und zu stutzen oder abzubleiben und nachzujagen. In einem solchen Trab ist der Kerl gezwungen, gerade zu sitzen, sein Pferd ordentlich zu führen und zwischen den Schenkeln zu behalten. Das Pferd aber bleibt im Gleichgewicht, muß das Hinterteil gebrauchen und kann nicht auf den Blättern liegen. Dies tut es aber im Schritt, denn es ist nicht zu vermeiden, daß die Kerls die Zügel zu lang lassen oder gar auf den Hals legen, und da sie auch, wenn sie erst müde werden und das Gesäß ihnen brennt, sich auf dem Sattel herumrekeln und von einer Seite zur andern sich setzen, so drücken sie. Im Trab aber müssen sie in der Mitte des Sattels und im Gleichgewicht bleiben, der Sattel wird auch durch die Bewegung gelüftet, und aus allen diesen Ursachen drückt man nicht. Reiten die Kerls aber wie die Franzosen, mit langen Zügeln, die vordersten ohne Aufmerksamkeit fort, die hinteren ohne Aufmerksamkeit nach, so daß sie abbleiben, heranprellen und wieder stutzen, und die Kolonne aussieht wie eine hin- und herwogende Welle, — oder sind sie nach jetzt beliebter neupreußischer Manier bloß auf den langen Trab eingeritten, wo kein Pferd anders in den Galopp fällt, als nach einem Paar Sporn, — so geht dieser Trab ebenfalls ohne Zügel auf den Schulterblättern fort, und man wird alsdann freilich die Pferde noch mehr vorn herunterreiten und noch mehr drücken wie im Schritt.

Am 14. Januar [1795] rückten wir wieder in Berlin ein. Es war wieder über zwanzig Grad Kälte. Man mußte in Parade angezogen sein. Vor dem Tor wurden also die Ohrtücher oder Mützen

abgenommen, die Mäntel ausgezogen und aufgebunden, mit Vorbehalt, letztere wieder umzunehmen, wenn wir still einrücken sollten. Der König war aber in Berlin und ließ sagen, er würde uns entgegenkommen, wir sollten einrücken. Wir blieben also ohne den gewohnten Schutz, welches allen, und mir vorzüglich, schlecht behagte, weil ich unter meinem zu engen und viel zu kurzen Kollett nicht einmal etwas hatte unterziehen können. Also die Trompeter voran, dann die fünf Standarten und die beiden Cornetts der Leib-Schwadron daneben wie immer, und so weiter. — In der Stadt war es spiegelglatt, und da wir sieben in Front mit den Standarten waren, so kam ich fortwährend auf den Abhang, auf die Eishaufen oder auf die gefrornen Rinnsteine zu reiten, denn mein Kamerad auf dem rechten Flügel, der die Richtung gab, sorgte wohl, daß er Platz hatte.

Wir erwarteten jeden Augenblick, der König werde geritten kommen; die Trompeter fingen also mit ihren besten Stücken an, aber, sowie sie nur einmal pausiert hatten, so fror auch der in die Trompeten gedrungene warme Hauch an, und es kamen die gräßlichsten Mißtöne heraus, so daß sie schweigen mußten. Alle Augenblick stürzten Leute, es erfroren viele Gliedmaßen, und wenn auch an der Spitze, wo man vor sich sehen konnte, die Aufmerksamkeit und Ordnung ungestört blieb, so ließ doch weiter zurück die Spannung in der Kolonne nach. Sie ritten lustig auseinander, um sich vor dem Fallen in acht zu nehmen, und suchten sich mit Händen und Füßen zu erwärmen. — Wie wir um die Ecke der Schloßfreiheit herumkamen, kam ein Flügeladjutant und sagte: Der König sei unten, wir sollten in Parade vorbeimarschieren, — also: „Richt' euch!" Die Trompeter nahmen die Blechpfeifen wieder vor, — nun kamen aber beinahe gar keine Töne mehr heraus, sondern nur abgebrochene einzelne Stöße vom greulichsten Geschnarr. — Den König sah man nicht. Mit einem Male, wie wir an das Schloßportal kamen, trat er zu Fuß hinter dem Pfeiler hervor. Die Vordersten kamen noch geschlossen vorbei, bei den Hintersten aber, welche das „Richt' euch!" noch bei der langen Brücke oder jenseits getroffen hatte, war die Spannung schon wieder vorüber; man glaubte, es sei ein falscher Lärm gewesen, um den König stand eine dichte Menschenmasse, und da niemand ihn

zu Fuß erwartete, so kam der größte Teil des Regiments vorbei, ohne ihn bemerkt zu haben. Es war der schlechteste Vorbeimarsch von der Welt.

Der König, welcher auf dergleichen sonst keinen Spaß verstand, sah die Umstände ein, und da sonst Leute und Pferde im besten Stande waren, so tadelte er nicht. — Kaum waren wir mit der Spitze bei dem Könige vorbeigekommen, so sagte mir der kleine sechzehnjährige Junker neben mir (er ist nachher ein Kerl von sechs Fuß geworden): „Nun kann ich es gar nicht mehr aushalten! — ich muß die Standarte fallen lassen!" — Ich, zwar nur zehn Monat älter, war doch nicht so angegriffen, ermahnte ihn, führte sein Pferd eine Strecke, so daß er die Hände wieder ein wenig (die Standarte an der Schulter) warm klopfen konnte, und so ermannte er sich noch einmal. Bei unsern Ställen, unter den Linden in der Akademie, angekommen, ging das Regiment auseinander, die Leib-Kompagnie hatte aber noch eine gute Viertelstunde vor sich, die Standarten wegzubringen und zurückzukehren. Vor des Generals Quartier war der erwähnte kleine Junker so steif gefroren, daß er nicht absteigen, und, vom Pferde gehoben, nicht gehen konnte. Man mußte ihn führen und nachher wieder aufs Pferd setzen. — Ich für meine Person kam herunter, aber zum Gehen konnte ich die Knie nur notdürftig in Bewegung bringen, — doch ging es, ich stieg wieder auf, zurück nach den Ställen, und dann nach Hause in der Wilhelmstraße, wo ich zum großen Vergnügen meiner Mutter und Geschwister ungefähr um Mittag eintraf, bald aber sehr ernsthaft an den Augen litt.

Meine älteste Schwester[1]), nur elf Monat jünger als ich, wurde bald darauf Hofdame bei der Königin.[2]) Die zweite[3]) wuchs heran, — wir harmonierten sehr miteinander. Sie sollten beide das Licht der Welt nur noch wenige Jahre schauen und früh heimgerufen werden. Die beiden jüngsten waren erst sechs und drei Jahr alt. — Mein Bruder Alexander, im achten Jahr, war den Sommer 1794 nach Küstrin zu dem Hofprediger Arend in Pension gegeben worden. Arend war ein sehr rechtschaffener Mann, und mein Bruder, mit ungewöhnlichen Fähigkeiten begabt, legte bei ihm den Grund

[1]) Wilhelmine; vgl. u. S. 165 f. — [2]) Über diese u. S. 112 f.
[3]) Amalie, geb. 1779.

zu seinem späteren ausgezeichneten Wissen. Der zweite Bruder, Eberhard, einer der vortrefflichsten Knaben, die je geboren wurden, der jetzt kaum vier Jahr überschritten hatte, kam zwei Jahre später ebenfalls nach Küstrin, später in die Ecole militaire. Beide haben ihren Tod auf den Schlachtfeldern gefunden.

Der Karneval 1795 war in Berlin wie der vorhergehende äußerst glänzend. In den Winterquartieren zu Frankfurt am Main, im Winter 1792 zu 93, hatten nämlich der Kronprinz und sein Bruder, der Prinz Louis, die Bekanntschaft mit zweien Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz gemacht. Ihre Mutter war früh gestorben, der Vater, Bruder des regierenden Herzogs, war damals in hannöverschen Diensten, und sie wurden bei ihrer Großmutter, der verwitweten Prinzessin Georg von Hessen-Darmstadt, erzogen.[1]) Arm und ohne alle Ansprüche, kamen sie nach Frankfurt, um sich zu divertieren. Schön und ungemein liebenswürdig, wurden sie bemerkt; aber jeder Offizier forderte sie ohne Umstände auf Bällen zum Tanzen auf, nicht ahnend, daß die eine ihre künftige Königin werden würde. Sie waren damit sehr zufrieden und machten sich recht lustig. Dem Kronprinzen aber und seinem Bruder ging es ebenso wie den Offizieren, und der König, ein sehr guter Vater, willigte in die Verbindung, welche also bloß aus Neigung geschlossen wurde. Der Kronprinz war damals zweiundzwanzig, seine Braut siebzehn Jahre alt; sein Bruder, der Prinz Louis, war zwanzig Jahr, seine Braut fünfzehn. Wegen des Feldzuges von 1793 (dem der König und die Prinzen beiwohnten) wurde die Vermählung verschoben, erfolgte aber noch vor Ende des Jahres.

Bei dem Einzuge der Prinzessinnen, ungefähr am 20. Dezember,[2]) war in Berlin der gewaltigste Jubel. Vom Militär war nur eine einzige Schwadron Gardedukorps (oder noch weniger) dabei, aber alle Gewerke in ihren Uniformen und mit ihren Fahnen waren bis Steglitz entgegengezogen (es waren gewiß 20000 Mann) und begleiteten den Wagen. Die Schlächter, als Stadt-Kavallerie,

[1]) Vgl. den Aufsatz von Paul Bailleu, Königin Luisens Kindheit und Jugend, Hohenzollernjahrbuch 1905, S. 299—322.

[2]) Es war am 22. Dezember 1793. Vgl. Tagebuch der Gräfin Voß (69 Jahre am Preuß. Hofe) S. 151.

in ihren braunen Röcken mit goldenen Tressen, roten Westen und roten Hutkokarden, hatten bei solchen Gelegenheiten den Vorrang, der ihnen wegen ihrer 1757 bei dem Angriffe der Österreicher auf Berlin bewiesenen Tapferkeit verliehen war. In den Straßen von Berlin konnte kein Apfel zur Erde fallen, alle Fenster und Dächer waren besetzt. — Wie dreißig Jahre später, wo die Gewerke schon seit dreizehn Jahren aufgehoben waren, die jetzige Kronprinzessin[1]) ihren Einzug hielt, hätte dieser, anders als rein militärisch, gar nicht zustande kommen können, wenn man die Gewerke nicht (ad hunc actum!!!) wieder rekonstruiert hätte!

Damals also (1793) war die Vermählung des Kronprinzen am 24. Dezember, die des Prinzen Louis am 26. Von da ab bis zu ihrem Tode zeigte sich an der Kronprinzessin (nach drei Jahren war sie Königin) der nie also dagewesene und nie wieder erlebte Triumph der Schönheit und Anmut. Sie ward und blieb der Abgott des ganzen Volkes, ungeachtet sie nie in den Fall gekommen ist, Taten zu verrichten, die ihr eine so überschwengliche Liebe und Verehrung hätten zuwenden können, ja, indem sie durch das Leben, welches sie zu leben gezwungen war, eigentlich mit keinem Teile des Volks jemals in Berührung gekommen ist, anders als durch ihren bloßen Anblick, und vielleicht durch einzelne Worte, die man von ihr hörte, — und diese waren keineswegs geistreich, am wenigsten heroisch, wie man hat fabeln wollen. Es war die Güte, die aus ihren Augen strahlte, und die unbeschreibliche Huld und Anmut ihres ganzen Wesens, die ihr alle Herzen gewannen.

Sie war groß, schlank und ungemein wohlgestaltet. Wie sie dreißig Jahr alt war, ward ihre Gestalt wahrhaft junonisch. Früher verglich man sie mit der Venus, dazu war sie aber viel zu einfach. Ihr Antlitz war nichts weniger, als was man eine schöne Form, an und für sich, nennen würde, ihr Blick nicht etwa imponierend, aber beides ungemein lieblich, milde und anmutig. Mit einem großen, aber sehr wohlgebildeten Fuß hatte sie einen natürlich leicht dahinschwebenden Gang, der später majestätisch wurde. Auch hatte sie eine große Hand mit kurzen, dicken Fingern, die aber sehr weich war, wie man merken konnte, wenn man die

[1]) Elisabeth von Bayern, Tochter Maximilians I., Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., vermählt 1823.

Hand beim Tanz berührte, und die an dem schönsten Arm und an den herrlichsten Schultern saß.[1]) Die Prinzessin Louis[2]) war kleiner, von Gestalt ebenso wohlgebildet, kleinen Fuß, kleine Hand, Ähnlichkeit im Wesen mit ihrer Schwester, kleine, schalkhafte Augen, großen Mund und einen starken Anflug von Koketterie.

Daß auf diese Vermählung ein sehr lebhafter Karneval folgte, läßt sich denken. Im Sommer begleiteten beide Prinzen den König in den polnischen Feldzug und vor Warschau, und ich war ein Zeuge des Abschiedstages, wenngleich nicht der Abschiedsstunde. Sie hatten nämlich ihre beiden Gemahle bis nach Steinhöfel, dem Gute des Hofmarschalls des Kronprinzen, v. Massow, begleitet. Die Prinzen kehrten mit dem König zurück, kurz vor unserm Ausmarsch. Der Prinz Louis stand schon seit drei Jahren bei den Gensdarmen. Da ich gerade während der Abwesenheit des Adjutanten dessen Dienst versah, mußte ich täglich zu ihm zum Rapport, wo ich die Freude sah, wie die Prinzessin von einem Sohn (dem jetzigen Prinzen Friedrich[3])) entbunden worden war und wenige Tage nachher[4]) die Kronprinzessin von einem toten Kinde, wobei ihr Leben in Gefahr und die höchste Besorgnis war. Der Prinz Louis bekam nun das Dragoner-Regiment in Schwedt.

Der Winter 1795 war wieder äußerst lebhaft und glänzend durch die vielen Fremden und wegen der vielen Gesandten, die uns vom Frieden abmahnten. Der König liebte seine Schwiegertöchter ausnehmend. Vorzüglich wußte die Louis ihn oft so ins Lachen zu bringen, daß ihm der Bauch schütterte. —

Die Ursachen zum Frieden von Basel habe ich bereits angeführt.[5])

Alle diese Umstände, so sehr sie den Frieden notwendig machten, da an Besiegung der Revolution, Wiederherstellung der großenteils gemordeten Königsfamilie und Befreiung der gewaltsam von

[1]) Vgl. den Aufsatz von P. Seidel, Königin Luise im Bilde ihrer Zeit (Hohenzollernjahrbuch 1905, S. 108—154); mit zahlreichen prächtigen Illustrationen.

[2]) Friederike Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz (1778 bis 1841), nacheinander vermählt mit dem Prinzen Ludwig von Preußen (1798), Friedrich Wilhelm v. Solms (1798), Ernst August, dem späteren König von Hannover (1815). — [3]) Vgl. o. S. 32 Anm. 1.

[4]) Am 7. Okt. 1794. Vgl. Tagebuch der Gräfin Voß, S. 160.

[5]) S. o. S. 88 ff.

Frankreich unterjochten, ihrer Länder beraubten deutschen Fürsten nicht mehr zu denken war, — hätten doch vielleicht nicht hingereicht, des Königs ritterlichen Sinn, seinen hellen Blick in die Zukunft und sein hohes Rechtsgefühl von dem bisherigen Wege ab und auf den für die Lage und den Zustand seines Landes notwendigen hinzulenken, wenn nicht folgende, ihn persönlich berührende Umstände hinzugekommen wären. Nachdem der beständig mit neuen Projekten, die selbst Friedrich II. zu heroisch gewesen wären, hervortretende Minister Hertzberg dadurch dem Könige sehr lästig und bald nach der Aussöhnung mit Österreich verabschiedet worden war, war der Graf Schulenburg-Kehnert neben einem Teil der Finanzen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er war dieser Stelle offenbar nicht gewachsen, am wenigsten in diesen Kriegsjahren unter den Intrigen und verschiedenen Anforderungen der Emigrierten, Österreichs, Englands, Rußlands, des Herzogs von Braunschweig, Kalckreuths, und neben der ihn drückenden, herannahenden Finanznot.

Nun erschien von seinen Reisen in Italien zurückgekehrt (ich glaube im Jahr 1793) in Frankfurt am Main ein schlesischer Edelmann, der Graf Haugwitz[1]), ein kluger intriganter und sehr liederlicher Kerl, der sich bei dem Könige, bei dessen Generaladjutanten Bischoffwerder und Manstein — die toll hätten sein müssen, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß so ein Krieg, so geführt, niemals ein glückliches Ende gewinnen könnte — so einzuschmeicheln wußte, daß er Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Wie lange er zwischen den Parteien gestanden und gezweifelt haben mag, weiß ich nicht, aber er machte den Frieden von Basel. —

Der König hatte eine sehr unglückliche Ehe geführt mit der Prinzessin von Braunschweig,[2]) von der er schon 1769 geschieden wurde, und die nach Stettin relegiert ward, wo sie noch heute, Mai 1834, also schon 65 Jahre, sitzt. Er lebte seit 1769 in einer zweiten Ehe. Die Königin[3]) war eine höchst seltsame Person. Sie sahe Gespenster und Geister, schlief bei Tage, wachte bei Nacht, hatte

[1]) Christian August Heinrich Graf v. Haugwitz, 1752—1832.

[2]) Siehe ihr Bild im Hohenzollernjahrbuch 1905, S. 249. Sie starb erst 1840.

[3]) Friederike Louise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen, der 1768 bis 1790 regierte. Sie starb 1805.

immer zu große Hitze, so daß sie des Nachts im Sommer und Winter im Hemde am offenen Fenster saß, — wurde vor der Zeit häßlich und krumm, so daß sie sich, erst einige 40 Jahre alt, schon den Kopf mit der Hand in die Höhe halten mußte, wenn sie jemand ansehen wollte. Kurz, sie war ein unangenehmes Frauenzimmer[1]), von niemand geliebt.

Die Gespensterfurcht war in ihrem Hause, dem darmstädtischen, eine Familientollheit. Ihr Vater, der Landgraf, welcher 1790 starb, hatte in seinem Schlosse[2]) in allen Zimmern eine große Anzahl Trommeln. Alle seine Hofleute, Wachen und Bediente, mußten trommeln können, und zwar wegen zweier Geister, mit denen er in Verbindung stand, Orlofix und Minkepinke. Wenn nun Orlofix, der böse, erschien, um ihn zu plagen, welches häufig geschah, so ergriff der Landgraf eine Trommel und fing an zu schlagen; jeder, der es hörte, mußte herbeieilen, die erste beste Trommel, die ihm allenthalben in dem Weg standen, ergreifen und trommeln. Wenn dann vielleicht hundert Trommeln durch das Schloß rasselten, so entfloh Orlofix, der diese Musik nicht vertragen konnte, und Minkepinke, der gute Geist, erschien dem Landgrafen. Dann mußten ihn alle verlassen, und er unterhielt sich tagelang mit seinem lieben, andern unsichtbaren, Minkepinke![3]) —

Daß der König mit seiner Gemahlin so gut zu leben trachtete, wie es möglich war, beweisen die sechs Kinder, die er mit ihr gezeugt hat. Aber allerdings hatte er auch eine starke Neigung zu dem anderen Geschlecht. Hierbei unterlag des Königs starke Konstitution, und sein früher Tod wurde beschleunigt.

Die Gräfin Lichtenau, von der schon geredet ist, war ein armes, junges Ding, namens Enke, die Apfelsinen in Potsdam verkaufte. Er hatte sie sich zwischen 1774 und 1780 förmlich erziehen lassen, sie auf Reisen geschickt, und wie sie nun ganz gebildet zurückkam, zu sich genommen. Er hatte zwei Kinder von ihr, die er nach seiner Thronbesteigung zum Grafen und zur Gräfin v. der Mark machte. Der Graf starb bald darauf, die Gräfin ward ein liederliches Mensch,

[1]) Frauenzimmer damals völlig gleichbedeutend mit Frau.

[2]) Er residierte nicht in Darmstadt, sondern in Pirmasens.

[3]) Es war die Zeit der Rosenkreuzer und anderer Geheimorden, in welcher der Glaube an Geister und Gespenster weit verbreitet war.

heiratete fünf Männer hintereinander und hatte fünferlei Kinder, meistens derselben Art.

Es scheint, daß bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. zwischen ihm und seiner Maitresse, damals hieß sie Madame Rietz, eine Entfremdung eingetreten ist. Er wandte sich an ein Fräulein v. Voß, die Hofdame bei seiner Gemahlin oder bei der Witwe Friedrichs II. war. Sie war tugendhaft, wurde aber durch ihre Familie dennoch bewogen, sich dazu herzugeben. Dem Fräulein wurde weißgemacht, sie müsse sich zum Besten des Staates opfern und den König aus der angeblichen Gefahr reißen, die dem Vaterlande aus seinem Umgang mit der Rietz drohen sollte. Sie wurde zur Gräfin Ingenheim gemacht und starb in den Wochen.[1]) Der hieraus entsprungene Sohn wurde ihrem Bruder zur Erziehung übergeben, wo er als ein Mitglied von dessen Familie betrachtet wurde. Jener Bruder[2]) aber der Fräulein Voß, der sie beredet, stieg schnell vom Landrat zum Präsidenten der Kurmärkischen Kammer und zum Minister; er war einer der besten Administratoren, die wir gehabt, und die Provinzen, die er verwaltet hat, haben ihm viel zu verdanken.

Der König war untröstlich über den Verlust der Ingenheim, aber eine andere Hofdame, Gräfin Dönhoff, weit schöner als jene, die gar nicht schön war, und ebenso intrigant, als jene gut und einfach gewesen, beschloß, sich in das leere Nest zu setzen. Diese hatte der König um die Zeit des französischen Krieges und in den Winterquartieren bei sich. Sie war von der Kriegspartei, arrogant und herrschsüchtig, machte sich dem König sehr beschwerlich; und wie alle vorher erzählten Umstände ihm den Krieg verleidet hatten, wollte sie ihn durch Toben, Zanken, Weinen und dergleichen Weiberkünste dabei fest erhalten. Hiermit kontrastierte die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit der Rietz zu sehr. Die Dönhoff wurde fortgeschickt,

[1]) 25. März 1789. Vgl. über die Gräfin Julie v. Voß das Tagebuch der Oberhofmeisterin Gräfin Voß S. 112—132.

[2]) Otto Karl Friedrich v. Voß (1755—1823), 1786 Präsident der kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer, 1789 Staatsminister im Generaldirektorium, 1793 Departementsminister in Süd-Preußen usw., Gegner der Reformer, 1809 entlassen, später noch einmal hervortretend, vgl. u. Kap. 15. Über ihn v. Petersdorff in der Allg. Dtsch. Biographie, Bd. 40 (1896), S. 352—361. Übrigens war der Minister Voß nicht der, welcher die Hofdame bewog, dem Drängen des Königs nachzugeben.

die Rietz zur Gräfin Lichtenau gemacht, und Haugwitz und die den Frieden wollten, hatten gewonnen Spiel, auch nach der erwähnten Lage der Dinge vollkommen recht.

Die Gräfin Dönhoff hatte zwei Kinder vom König, Graf und Gräfin Brandenburg. Nach ihrer Disgrace kam sie mit diesen, die ganz klein waren, plötzlich in des Königs Zimmer gestürzt, warf sie ihm vor die Füße, machte ihn entsetzlich herunter, reiste fort und ließ sich nie wieder sehen, nahm auch von den Kindern nie wieder Notiz. Sie wurden, zuerst der Knabe, dann auch das Mädchen, bei dem Hofmarschall des Kronprinzen, v. Massow, untergebracht, sehr gut und einfach erzogen, und wie sie erwuchsen und von dort wegkamen, nahmen sie von den hier empfangenen Wohltaten nie die mindeste Notiz. — Die Gräfin Brandenburg heiratete den Herzog von Anhalt-Köthen, wurde katholisch und bald Witwe. Der Graf Brandenburg ist, seit etwa seinem dreißigsten Jahre schon, General in der Armee.[1])

Um nun die Erzählung von des Königs Schwachheiten zu beendigen, die ihm viel zu sehr angerechnet und getadelt wurden, muß erwähnt werden, daß die höchste Dezenz dabei herrschte. Nie sah man ihn öffentlich mit diesen Weibern, ja er fuhr nicht einmal in seinem eigenen Wagen zu ihnen, sondern in einem unscheinbaren Mietswagen. Nach seinen Lustschlössern, wo die Kebsweiber allerdings waren, kam niemand als seine nächsten Umgebungen. Nur nach Beendigung der Kriege, wie die Faveur der Gräfin Lichtenau ungetrübt feststand, also im Herbst 1795 oder gar erst 1796, ging die Dankbarkeit gegen sie so weit, daß die Königin sie bei Hofe empfangen mußte; aber sie erschien wie eine Privatdame und betrug sich anständig und ehrerbietig. Von einem Zusammenhang mit dem König war keine Spur zu merken. Ich habe sie damals gesehen, sie war noch schön, hatte aber einen unangenehmen, halb spöttischen, halb hochmütigen Ausdruck im Gesichte. Ich habe nie gehört, daß sie sich in die Regierung oder Politik gemischt hätte. —

Die französischen Machthaber wünschten nichts sehnlicher, als den Frieden mit Preußen, um Uneinigkeit unter ihre Feinde zu

[1]) Friedrich Wilhelm Graf v. Brandenburg (1792—1850), 1848 General der Kavallerie, am 8. Nov. 1848 an der Spitze des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, bekannt durch die oktroyierte Verfassung vom 5. Dez. 1848.

bringen. Daß sie von Preußen gerade das meiste hofften, lag darin: weil es bei ihrem Plan, den Rhein zur Grenze zu bekommen, am wenigsten zu verlieren hatte, also am leichtesten abzufinden war, — sodann, weil ihnen die Ungelegenheiten, die Preußen bereitet worden waren, und der daraus fließende Zwiespalt mit Österreich nicht unbekannt geblieben waren, endlich aber, weil sie von uns immer waren geschlagen worden, ohne uns jemals eine Niederlage wie den Österreichern (bei Courtray z. B.) beibringen zu können.

Man hat dagegen eingewendet, daß uns auch immer die schlechtesten Armeen und die schlechtesten Heerführer entgegengestanden hätten; dem ist aber nicht so. Die französischen Armeen waren ursprünglich alle gleich schlecht; sie wurden erst gut durch den langen Krieg und durch ihre Siege. Die uns gegenüberstehenden Armeen waren seit dem Herbst 1793 im Verhältnis der Stärke uns ebenso an Zahl überlegen, wie die, welche die Österreicher besiegten, und man vergißt ganz und gar, daß, wenngleich die Schlacht von Pirmasens gegen einen unbekannten Schuster, Moreau[1]), gewonnen wurde, es doch der berühmte Hoche war, den der Herzog von Braunschweig in der dreitägigen Schlacht von Kaiserslautern besiegte, — ja daß Pichegru, der den unverständigen Wurmser vor sich hertrieb, durch den Herzog zum Stehen gebracht wurde. — Haugwitz benutzte also die durch den General Kalckreuth mittelst des Verräters Schmertz[2]) angeknüpften Unterhandlungen, und man kam überein, Friedensgesandte insgeheim nach Basel zu senden.

Der Fürst Hohenlohe, welcher die Avantgarde des Feldmarschalls Möllendorff kommandierte, hätte durch seinen Unternehmungsgeist beinahe einen Strich durch die Friedensprojekte gezogen. Er sollte rekognoszieren, da er aber den Feind ernstlich suchte, so fand er ihn auch, und brachte ihm am 19. September 1794 bei Kaiserslautern im raschesten Überfall eine vollständige Niederlage bei, die ihm 4000 Mann und die ganze Division

[1]) Jean Victor Moreau, der bekannte französische General, der Sieger von Hohenlinden (1800), geb. 1761, gest. 1813 an der bei Dresden erhaltenen Wunde. Marwitz hat eine besondere Abneigung gegen ihn, da er Moreaus Feldherrnruhm für unecht hält.

[2]) Vgl. o. S. 89.

Meynier kostete. Da er von dem Feldmarschall nicht unterstützt wurde, so wurde weiter nichts daraus. Dies war also der dritte Verlust, den wir den Franzosen bei Kaiserslautern beibrachten. — Da die Österreicher unterdessen aus den österreichischen Niederlanden über den Rhein zurück und die Engländer nach Holland getrieben waren, so ging unsere Armee auch im Rückzuge hart bedrängt bei Mainz über den Rhein zurück, und damit hatten unsere Waffentaten ein Ende; die Unterhandlungen in Basel waren im vollen Gange.

Unsererseits war der General Graf Goltz, von dem schon oben[1]) gesprochen worden, nach Basel geschickt. Er war aber ein viel zu edler und wohlgesinnter Mann, als daß er mit den Bestien, die von Paris geschickt waren, irgend etwas hätte ausrichten können. Er starb gegen Ende des Jahres oder in den ersten Tagen des Januars 1795. Wenn man zustande kommen sollte, so mußte jemand an seine Stelle gesetzt werden, der jenen Kerlen etwas ähnlicher war. Der Mann fand sich, und zwar in der Person des nachher, als Fürsten und preußischen Staatskanzlers so berüchtigt, bei den Ideologen und Sophisten so berühmt gewordenen damaligen Barons Hardenberg.

Er war ein Hannoveraner, 1750 geboren, ein schöner, gewandter, vornehm aussehender, aber bodenlos leichtsinniger und den jedesmaligen Eindrücken dahingegebener, zugleich listiger Mann. Er hatte sehr jung eine reiche Erbin, Gräfin Reventlow aus Holstein, geheiratet. Mit dieser war er, vielleicht erst 25 Jahr alt, in hannöverschem Zivildienst gesendet, in London, und verübte hier den einzigen rechtschaffenen und tüchtigen Streich, den er in seinem Leben begangen hat. Seine Frau hatte ein Liebesverständnis mit dem Prinzen von Wales, nachherigem König Georg IV.[2]) Hardenberg kam dahinter und hinter ein gegebenes Rendezvous, bestellte sich ein Schiff auf der Themse, schloß seine Frau ein, erwartete den Prinzen, und wie dieser geschlichen kam, führte oder warf er ihn die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Nun stellte er Polizeiwache vor die Tür des Zimmers seiner Frau, fuhr zum König Georg III., erzählte diesem,

[1]) Vgl. S. 10, Anm. 1 u. S. 58.

[2]) Geb. 1762, regierte 1820—30, übelberüchtigt als „Prinz von Wales".

der schon mit seinem Sohn sehr unzufrieden war, die ganze Sache und bat ihn, zu erlauben, daß er augenblicklich nach Hannover zurückreisen dürfe. Der König genehmigte es, wie sich denken läßt, Hardenberg bestieg mit seiner Frau das Schiff, war in wenigen Stunden in See und hinterließ dem Prinzen den Ärger und die Schmach.[1]) Da dieser einmal sein Landesherr werden mußte, so verließ er den hannöverschen Dienst ganz und trat in braunschweigische Dienste. Seine Frau starb bald und hinterließ ihm einen Sohn, dem er das große Vermögen der Mutter entweder überlassen mußte oder freiwillig abtrat, — genug, er legte den seit seiner Heirat geführten Namen Hardenberg-Reventlow ab, und der Sohn führt ihn noch heute.

Nach König Friedrichs II. Tode, 1786, wurde er zuerst in Berlin bekannt. Dieser hatte nämlich sein Testament in Braunschweig niedergelegt und seinen Schwager, den Herzog Carl, zum Executor testamenti ernannt. Dieser war aber schon 1780 gestorben, das Testament jedoch dort geblieben. Der neue Herzog (nämlich der preußische Feldmarschall) schickte es also durch Hardenberg nach Berlin.[2]) Bald darauf wurde er mit dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth[3]) bekannt und gewann dessen Gunst in dem Grade, daß er ihn zum Minister, eigentlich zum Regenten seiner Länder ernannte, denn dieser Fürst war kein Freund vom Regieren, sondern vom Umherreisen. — Da die Fürstentümer sehr schlecht regiert worden waren, so war es für Hardenberg nicht schwer, hier großes Lob und die Zufriedenheit des Landes zu gewinnen. Aber der Markgraf, der letzte seines Stammes, wollte die ganze Last los sein und trat am 2. Dezember 1791 beide Fürstentümer, die nach seinem Tode an Preußen gefallen wären, dem Könige freiwillig gegen eine große Pension und unter der Bedingung ab, daß Hardenberg und vielleicht auch andere der fürstlichen Diener

[1]) Vgl. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg (große Ausgabe) I, 52 ff., 98 f.

[2]) Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß ich auch den älteren Feldmarschall, den im Siebenjährigen Kriege so berühmt gewordenen Herzog Ferdinand von Braunschweig, noch 1788 in Berlin gesehen habe, wo er hoch geehrt wurde. [v. M.]

[3]) Christian Friedrich Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth, geb. 1786; beide Fürstentümer unter ihm seit 1769 wieder vereinigt.

seine Stellung oder wenigstens sein volles Gehalt lebenslänglich behalten sollte. Dies hat ihm in der Folge schöne Zinsen eingebracht.

Hardenberg blieb also preußischer Minister in Ansbach.[1]) Wahrscheinlich hat er auch den Abtretungstraktat negoziiert. Damals[2]) entführte er die Frau des hannöverschen Gesandten, Baron v. Lenthe, aus Berlin und nahm sie mit nach Ansbach. Sie war eine Frau von ungefähr 40 Jahren, denn sie hatte ein paar große, dicke, mannbare Töchter, die sie verließ. Hardenberg war 41 oder 42, hätte also auch über die Jugendstreiche hinaus sein sollen. Er hatte sie über zehn Jahre bei sich, bis sie auch ihm wieder mit einem französischen Tambourmajor davonlief. Nun, oder früher schon, legte sich der schon alte Hardenberg eine herumziehende Harfenspielerin[3]) bei, und wie er bei dem Sturze des preußischen Staats mit dem königlichen Hofe bis an die äußerste Grenze, nach Memel, zurückgewichen war (1807) und man jeden Augenblick erwarten konnte, noch weiter zurück, nach Riga, flüchten zu müssen, heiratete er sie. Das war also der verschmitzte Vagabunde, den Haugwitz, so bald nach jener skandalösen Entführungsgeschichte, erwählte, um den Frieden von Basel zu schließen.

Er säumte nicht, durch geheime Unterhändler mit den damals bei der französischen Rhein-Armee befindlichen Konventsdeputierten Merlin v. Thionville und Rewbell (diesen Bluthunden und Räubern) Bekanntschaft zu machen und sie sowie den General Pichegru insgeheim zu sehen, und so kam denn der Friede zu Basel ziemlich schnell, am 5. April 1795, zustande.[4]) Das Gute an diesem Frieden

[1]) Vgl. Fritz Hartung, Hardenberg und die preußische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth (1792—1806), Tübingen 1906, wo Hardenbergs Verdienste um die Verwaltung dieser Länder gewürdigt werden.

[2]) Hardenberg vermählte sich schon 1788 mit Sophie von Lenthe; von einer „Entführung" kann nicht die Rede sein. Vgl. Ranke, I, 94 f. Natürlich sind alle Urteile von Marwitz über seinen politischen Todfeind Hardenberg cum grano salis zu verstehen.

[3]) Es war die Schauspielerin Schönemann. Die Gräfin Voß berichtet und urteilt (19. Juni 1807): „Hardenberg hat sich mit der Person, Namens Schöneman, trauen lassen, mit der er seit Jahren lebte. Ich finde das ganz recht von ihm ..." a. a. O. S. 301.

[4]) Hardenberg kehrte nun zu seiner Administration des Ansbachschen zurück. Schon im Jahre 1797 kam er wegen Vergeudung der königlichen Gelder in Unter-

war, daß er uns von schlechten Alliierten befreite und aus Verhältnissen riß, in denen nicht mehr auszuhalten war, — aber ehrenvoll war er nicht. Wir traten unsere jenseit des Rheins liegenden Länder Cleve, Geldern, Mörs usw. provisorisch bis zum allgemeinen Frieden ab und zogen eine Demarkationslinie um das nördliche Deutschland, welche während des Krieges weder von Österreich noch von Frankreich überschritten werden sollte, insofern die dahinterliegenden Fürsten dem Frieden beitreten würden. Die meisten taten es sogleich, die andern folgten bald, Sachsen am spätesten, und zwar, wie dieses Landes Gewohnheit immer gewesen ist, eben dann, wie sein Beitritt dem bisherigen Alliierten am empfindlichsten und nachteiligsten war.[1]) Die provisorische Abtretung war aber nur ein Blendwerk, sie war definitiv und die Entschädigungen schon verabredet, die Preußen bekommen sollte.

Die Demarkationslinie war mit demselben Leichtsinn gezogen, der aus Hardenbergs Privatleben schon bekannt, nachher in seinem öffentlichen Wirken bei allen Gelegenheiten sich aufs stärkste dokumentiert hat. Sie bog sich von Frankfurt, nicht am Rhein, sondern unweit des Rheins bis nach Koblenz zurück. Die Franzosen hatten sich dadurch einen Rhein-Übergang sichern wollen, da Mainz in österreichischen Händen war.

Sie benutzten ihn 1796, indem sie dadurch die in dieser Gegend schwachen Österreicher überraschten und bis an den Main vordrangen. Verstärkt, schlugen diese die Franzosen zurück, und wie diese nun in dem schmalen Raum zwischen der Demarkationslinie und dem Fluß nach ihren Brücken retirierten, nahmen die Österreicher die kürzere Linie durch das neutrale Gebiet und brachten ihre Gegner in großen Verlust. — Und da die Hauptmacht der Österreicher wieder nach Schwaben zurückging und die Franzosen an-

suchung, da beide Fürstentümer gar nichts einbrachten. Dem Minister Graf Schulenburg wurde die Untersuchung übertragen. Es fand sich, daß er sich über 200 000 Gulden für seinen Aufenthalt in Basel zugewendet hatte. Unter einer halben Million jährlicher Zivil-Administrationskosten steckten 100 000 Taler zum Ausbau von Hardenbergs Wohnung im Schlosse zu Ansbach. Er mußte nach Berlin, um sich zu rechtfertigen. Wie er sich herausgelogen, weiß ich nicht. Siehe Biographie des Ministers v. Schuckmann von dessen Schwager v. Lüttwitz. [Leipzig 1835.] [v. M.]

[1]) Im Jahr 1796, wie Jourdan bis an die böhmische Grenze vorrückte. [v. M.]

sehnliche Verstärkung erhielten, so wendete sich das Blatt auch wieder. Die Österreicher, als die schwächeren, respektierten nun das neutrale Land, weil sie in dem schmalen Kriegsraum sich weniger auszubreiten brauchten, — die Franzosen ihrerseits ergriffen nun die kürzere Linie, verletzten ebenfalls das neutrale Gebiet und brachten die Österreicher, indem sie ihnen ebenso zuvorkamen, wie ihnen selbst kurz zuvor geschehen war, in ebensolchen Verlust. — Natürlich fehlte es von beiden Seiten nicht an heftigen Vorwürfen gegen Preußen, und die Folge war, daß die Demarkationslinie weiter zurückverlegt werden mußte. Wie aber Jourdan seinen Sieg verfolgte und bis in die Oberpfalz und gegen die Donau vordrang, geschah es, sei es wirklich wegen des vorgegebenen besseren Zusammenhanges der neutralen Provinzen Ansbach und Bayreuth, oder weil uns Nürnberg schon unter den künftigen Entschädigungen zugewiesen war, daß wir die zwei Vorstädte dieser freien Reichsstadt mit Gewalt (denn sie widersetzte sich) besetzten und in Administration nahmen. — Dies war der erste Gewaltstreich in Deutschland, den Preußen sich zu schulden kommen ließ und der das Vertrauen in selbiges für alle Folge erschütterte. Österreich erhob einen gewaltigen Lärm auf dem Reichstage zu Regensburg, mit allgemeiner Beistimmung, und da kurz darauf Jourdan von dem Erzherzog Carl zweimal geschlagen und bis zum Rhein zurückgetrieben wurde, so verließen wir Nürnberg, sobald die Österreicher in der Nähe waren. Auf diese Weise wurden wir so bald nach unserem Separatfrieden zweimal auf das ehrenrührigste kompromittiert!

Es scheint, daß dem in seinen besten Absichten betrogenen und aus einer Verlegenheit in die andere gestürzten König die Politik und die äußern Verhältnisse zum Ekel wurden und daß er sie ganz dem Haugwitz überließ, um nur Ruhe zu haben, da er sonst die Hauptkorrespondenzen mit seinen Gesandten eigenhändig geführt hatte, wie Friedrich II. Auf andere Weise kann ich mir wenigstens die Bedingungen des Friedens von Basel und die Nürnberger Geschichte nicht erklären, weil sie seinem ehrliebenden Charakter gänzlich widersprechen. Er näherte sich seinem Ende, fing 1796 an zu kränkeln und wurde in kurzer Zeit ganz mager, so daß man ihn gegen seine bisherigen gewaltigen Schultern und

dicken Bauch gar nicht wieder erkannte. Er war riesenstark gewesen. Mein Vater hat einmal mit angesehen, wie er seinen Kammerdiener und Günstling Rietz, der selbst ein Riese war, als dieser etwas versehen hatte, mit den Worten: „Er ist doch ein infamer Schlingel!" an beiden Händen packte, sie hintenüberbog und ihn im Nu zur Erde stürzte.

Im Dezember 1796 starb der Prinz Louis, der zweite Sohn des Königs. Wir paradierten bei halsbrechendem plötzlichen Glatteis bei seinem Begräbnis.[1]) Diejenigen von uns, die Johanniterritter waren,[2]) waren mit allen übrigen anwesenden Johannitern mit ihren schwarzen Mänteln und weißen Kreuzen im Leichenzuge dieses ihres Koadjutors zum Herrenmeistertume. Nur noch einmal seitdem sind sie in corpore vereinigt gewesen zur Wahl des neuen Koadjutors, welches der Prinz Heinrich[3]), der dritte Sohn des Königs, wurde, der, obgleich noch lebend, nicht zum Herrenmeistertume gelangt ist, weil der Orden 1811 aufgehoben und seine Güter gestohlen wurden. —

Der König glaubte indessen nicht so krank zu sein oder wollte wenigstens nicht so scheinen. Ich habe ihn zum letzten Male an seinem letzten Geburtstage, den 25. September 1797, gesehen, an welchem Tage die Königin immer einen Ball gab. — Niemand glaubte, daß er erscheinen würde, aber er kam. Er sah aus wie ein Schatten, konnte kaum die kurze Strecke durch einige Zimmer gehen, bis er zu einem Sofa im Tanzzimmer gelangte; jedermann fürchtete, daß er hier verscheiden würde. Er blieb aber wohl eine Stunde und unterhielt sich wie gewöhnlich, aber sehr matt, mit seinen Schwiegertöchtern. Nachher hat ihn niemand, außer seinen nächsten Umgebungen, mehr gesehen. Man wollte ihn durch die stärksten Erregungsmittel erhalten, schadete ihm aber noch mehr. Bischoffwerder war auch ein Goldmacher und Verfertiger von Unsterblichkeits- oder wenigstens Lebensmedizinen, die einen starken Körper und hohes Alter hervorbringen sollten, — auch scheint es, daß der König selbst daran glaubte. Man verfertigte ihm (ich weiß nicht, mit wessen chemischer Hilfe) aus wirklichem Golde das von

[1]) 10. Januar 1797. Tagebuch der Gräfin Voß S. 169 f.

[2]) Marwitz war, ebenso wie sein Vater, Johanniter.

[3]) Friedrich Heinrich Karl, 1781—1846. Er war wenig bedeutend.

altersher berühmte aurum potabile (trinkbares Gold), und er hat es gebraucht. Aber die Bruſtwaſſerſucht und wie es ſcheint gänzliche Erſchöpfung der Kräfte oder Abſpannung der Nerven, verurſachten ihm ein lange währendes und qualvolles Ende. Endlich ward er am 16. November 1797 von ſeinen langen Leiden erlöſet.

In Berlin harrte man mit einer Art von ſträflicher Ungeduld darauf, und alles hoffte, törichterweiſe, auf eine goldne Zeit unter der neuen Regierung. — Ich ging an dieſem Tage etwa um Mittag die Linden herauf. Mit einem Male kam der General v. Götze, Kommandant von Berlin, von ſeiner Wohnung her, bloß mit einer Ordonnanz, nach den Linden gejagt, bog hier in die Promenade für die Fußgänger ein, und ſo ging es in voller Karriere nach dem Brandenburger Tor hin. Die Spaziergänger ſtoben natürlich auseinander und redeten viel, was es zu bedeuten habe? Ich merkte es wohl und ſchauete bloß nach dem Tore. — Kaum war der Kommandant daſelbſt angekommen, ſo gingen die fünf großen Tore zu. Niemand kam mehr herein oder hinaus, und die Spazierenden im Tiergarten kamen um ihr Mittagbrot. Der Kommandant kam nicht zurück, ſondern ritt an der Kommunikation herum nach dem Potsdamer Tor. Vermutlich hatte er den Platzmajor nach den Toren an der anderen Seite der Spree geſchickt, denn in einer Viertelſtunde war die Stadt vollkommen geſperrt, und jedermann wußte nun, daß der König tot ſei.

Damals hielt man noch dafür, daß die Untertanen durch den Eid nur an die Perſon des Königs gebunden wären. Es wurde alſo immer geeilt, dem neuen Monarchen huldigen zu laſſen. Alle Behörden und vorzüglich das Militär mußten noch an demſelben Tage ſchwören, und dann erſt wurde die Kommunikation nach außen freigegeben. Kuriere gingen nach allen Provinzen, und in allen Städten und Garniſonen wurde ebenſo raſch verfahren. Wenige Stunden nach Schließung der Tore war das Regiment Gensdarmes auf dem Opernplatze zu Fuß verſammelt. Der General Elsner (Nachfolger von Prittwitz), der von dem König wohlgelitten war, hielt eine ganz angemeſſene Rede (wenngleich mit vielen franzöſiſchen Brocken) und ließ Friedrich Wilhelm III. hochleben. Dann folgte der Auditeur mit einer pathetiſchen, im voraus gelernten, ſehr unpaſſenden Rede (der Kerl hieß Kieſewetter und war

kürzlich erst an die Stelle eines sehr braven Mannes getreten), und dann wurde der Eid Friedrich Wilhelm III. geleistet.

Wir verwunderten uns alle, denn wir glaubten zu wissen, daß der neue König sich bloß Friedrich nennen würde (wie denn die doppelten Namen immer im Mißkredit standen) — und es soll auch dessen Absicht gewesen sein. Wie er aber erfahren, daß schon früher in Potsdam, ohne daß er deshalb etwas befohlen, ihm als Friedrich Wilhelm gehuldigt worden, soll er zwar anfangs unwillig geworden sein, aber nachher gesagt haben: „Mag auch wohl leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen, als Friedrich!" —

Es war gewiß, daß die Gräfin Lichtenau die ganze Zeit bei dem Könige gewesen war, aber ihn schon vor seinem Ende verlassen hatte. Man setzte hinzu, sie habe dabei entsetzlich gestohlen und alles Wertvolle weggeschafft. Der neue König mußte es wohl selbst glauben, denn er ließ sie sogleich arretieren und alle ihre Effekten in Potsdam, Berlin und Charlottenburg in Beschlag nehmen. Dies erregte eine allgemeine und unmäßige Freude; man zweifelte nicht, daß sich Millionen und eine Unzahl von Staatsverrätereien finden und erstere zum Heil des Staats zurückgenommen werden würden. Man säumte nicht, dem Könige im voraus den Beinamen „des Gerechten" beizulegen. Solche Beinamen, im voraus von Zeitgenossen beigelegt, haben sich bis jetzt so wenig bewährt, daß sie sogar wie eine böse Vorbedeutung betrachtet werden. Man denke an die drei französischen Ludwige! Leider war auch Friedrich Wilhelm II. bald nach seiner Thronbesteigung „der Vielgeliebte" genannt worden, und wie wenig wurde er gegen das Ende seines Lebens, ungeachtet seiner wirklichen Verdienste, geliebt!

Mit der Gräfin Lichtenau schlug die ganze Sache fehl. Man fand nicht nur gar nichts, sondern auch nicht einmal ein sehr beträchtliches Vermögen. Sie saß auf der Festung Glogau, ihr Prozeß dauerte mehrere Jahre, sie mußte aber freigesprochen werden. Nachher führte sie noch einen Prozeß gegen den König und gewann ihn, ich weiß nicht, ob wegen des Schadens, der ihr während ihrer Haft zugefügt war, oder ob man ihr das Gut Lichtenau bis dahin vorenthielt.

Wenn von gestohlenen Geldern, verheimlichten Staatsverhandlungen u. dgl. etwas hätte gefunden werden sollen, hätte der König

sich an die drei eigentlichen Geschäftsführer seines Vaters, Bischoffwerder, Haugwitz und Wöllner[1]) halten müssen. Allein Bischoffwerder bekam noch neben der Leiche des verstorbenen Königs den Schwarzen Adlerorden, nahm bald den Abschied und lebte, weit reicher als die Lichtenau, auf seinem Gute bei Potsdam. Er wurde öfters dorthin zum König eingeladen und mit vieler Achtung behandelt. Haugwitz blieb Minister der auswärtigen Angelegenheiten bis zur Katastrophe von 1806. Wöllner blieb ebenfalls noch eine Zeitlang Minister und entfernte sich, weil die Rationalisten und Ungläubigen, die er unterdrücken wollte, zu sehr beschützt wurden und weil das Kabinett des Königs, welches schon auf Revolution hinarbeitete, ihm zu sehr aufpaßte.

Es scheint auch, daß der König an dem gänzlichen Fehlschlagen der Maßregeln gegen die Lichtenau einen Schreck bekam und sich eine Regel für die Zukunft daraus abstrahierte; denn dies war der einzige rasche Entschluß, den er in seinem ganzen Leben gefaßt hat. Da er auch die betreßten Livreen der Bedienten seines Vaters nur selten anziehen ließ, sondern seine Leute gewöhnlich nur in einem bloßen Frack erschienen, und da er die Tabaksadministration Friedrichs II. sogleich wieder aufhob, die sein Vater aus Geldmangel wieder einzuführen im Begriff war, so wurde der Jubel über die sich eröffnende goldene Zeit immer lauter, — an die Stelle eines bodenlosen Verschwenders schien ein Wirt wie Friedrich II. getreten zu sein.

Friedrich Wilhelm II. war aber nichts weniger gewesen als ein Verschwender; er gab weit weniger aus als der sparsame Sohn in der zweiten Periode seiner Regierung! Dies kann jetzt sogar mit Zahlen bewiesen werden, nach dem gedruckten Bericht der Hauptverwaltung der Staatsschulden von 1820 bis 1833. —

Man ersieht hieraus, daß unter Friedrich Wilhelm III. in fünf Friedensjahren bei großem Gewinn an Land und Leuten von 1815 bis 1820 beinahe halb soviel Schulden gemacht worden sind, als von Friedrich Wilhelm II. in einer elfjährigen stürmischen,

[1]) Johann Christoph v. Wöllner (1732—1800), 1788—97 Geh. Staatsminister für Justiz und geistl. Angelegenheiten, bekannt durch das Religionsedikt von 1788. Vgl. darüber Marwitz' Aufsatz in Bd. II.

kriegerfüllten Regierung; so höre man endlich auf, das Andenken des gütigen und nichts weniger als verschwenderischen Königs Friedrich Wilhelm II. zu schmähen![1])

Das feierliche Leichenbegängnis König Friedrich Wilhelms II. ward bald nach seinem Hintritt gehalten. Der Zug ging vom Schlosse, durch die Schloßfreiheit, nach dem Dom. Vor dem Sarge trug der Feldmarschall Möllendorff das Reichs-Panier, hinter dem Sarge zwölf Staatsminister die Reichsinsignien, Krone, Zepter, Reichsapfel, Schwert, Kurhut, Handschuhe, Sporen und, ich weiß nicht, was alles, — genug, es waren zwölf Stück. Um diese von der Kirche wieder nach der Schatzkammer zurückzubringen, waren zwölf Leutnants kommandiert, unter denen ich mich befand.[2]) — Im Dom war, wo die Kanzel steht, der königlichen Loge gegenüber, ein hoher Katafalk, auf wenigstens zwölf Stufen errichtet. Wir standen ihm gegenüber, also unter der königlichen Loge. — Der Sarg ward von acht Generalmajoren in die Kirche und auf den Katafalk getragen, acht Generalleutnants hielten das Leichentuch. Der Feldmarschall blieb mit dem Reichspanier zu Häupten des Sarges, der Generaladjutant (Bischoffwerder) zu dessen Füßen. Auf sechs Tabouretts[3]) zu jeder Seite des Sarges wurden die Reichsinsignien niedergelegt, jeder Minister blieb bei der seinigen stehen. Nachdem nun die Trauerrede gehalten und die Trauerhymne (von der ganzen Kapelle) aufgeführt war, trat Bischoffwerder neben die Mitte des Sarges, die Hand darauf gelegt, und versank mit ihm in die Tiefe des Gewölbes unter der Kirche. Es hatte etwas sehr Schauerliches, den Günstling so mit seinem Herren begraben zu sehen.

Nun mußten die Generale und Minister ins Gewölbe gehen, um den Sarg auf seinen Platz zu bringen. Wir Leutnants stiegen

[1]) Hier das Ende des ersten Foliobandes der Handschrift. Er trägt die Unterschrift: Friedersdorf, 28. September 1834. v. der Marwitz.

Der zweite Band enthält die Bemerkung: „Dieser Teil wird von den Söhnen erst wenn sie 20 Jahr alt, von den Töchtern, wenn sie 40 Jahr oder verheiratet sind, gelesen. v. M. Angefangen 11. Oktober 1834." Doch sind die Partien, welche zu diesem Vermerk Anlaß gegeben haben mögen, nachträglich von anderer Hand beseitigt und nicht mehr vorhanden.

[2]) Marwitz war im März 1797 Leutnant geworden; vgl. u. S. 169.

[3]) Niedrigen Sesseln.

also die Stufen empor, um die Reichsinsignien von den Ministern in Empfang zu nehmen. Hierbei ereignete sich ein sonderbarer Zufall hochmütiger Keckheit, der Konfusion anrichtete. Ich habe schon erwähnt, daß die Gensdarmen den Vorrang vor den übrigen Truppen hatten. Gardes du Korps waren nicht zugegen, also kam es meinem ältern Kameraden (einem Grafen Schwerin) und mir zu, die beiden Hauptstücke, Krone und Szepter, zu tragen. Wir erklärten dies. Neun Infanterieleutnants, die dabei waren, wußten Bescheid und widersprachen nicht. Von den Ziethenschen Husaren aber war Leutnant v. Warburg dabei (der noch als Generalmajor lebt), dieser deklarierte, sein Regiment, als Leibhusaren, werde davon nicht betroffen und rangiere mit uns gleich; — überdies sei er älter im Dienst als wir beide. — Wir bewiesen die gänzliche Richtigkeit und sogar Neuheit der Behauptung und erklärten, wir würden von Krone und Szepter nicht lassen. Da lenkte er plötzlich um und sagte: der Feldmarschall Möllendorff habe ihm gesagt: „er würde ihm das Reichspanier übergeben." (NB. Dies sah ganz prächtig aus und mußte über den ganzen Lustgarten hin in die Augen fallen.)

Ich machte bemerklich, daß es nicht einmal zu den Reichsinsignien gehöre, und auch nur zwölf, nicht dreizehn Leutnants, kommandiert wären. — In der Tat sollte es auch auf dem Katafalk stehen bleiben. Indessen hatte die Lust, mit der großen Fahne vor uns herzugehen und so scheinbar den ersten Rang zu behaupten, einen zu großen Reiz für ihn. Wie wir den Katafalk hinaufstiegen und Schwerin die Krone, ich aber den Szepter ergriffen, ging er keck vorbei und nahm dem Feldmarschall das Reichspanier weg. Der sah höchst verwundert aus, mochte aber wohl glauben, es sei so angeordnet oder wollte in der Kirche keine Störung verursachen, genug, Warburg eroberte die Fahne und schritt vor uns her. Die Folge war, daß ein Träger zu wenig war und dem letzten, dem Artilleristen, zwei Insignien aufgepackt und von zweien Seiten des Sarges her geholt werden mußten. Neben jedem von uns ging ein vereideter Tresordiener, bei dem Artilleristen also zwei, die kein Auge von dem Kleinode verwandten, gleich als ob wir auf der Straße und ein Kissen mit beiden Armen tragend, etwa Juwelen aus selbigem ausbrechen könnten. Hierbei kann ich sagen, daß

mein Szepter von getriebenem, matten Golde gearbeitet und mit vielen Edelsteinen verziert war; die Spitze machte ein Adler von großen, dunkelgrünen Steinen. Als wir in der Schatzkammer angekommen waren, wußten die Tresorleute nicht, was sie mit dem Reichspanier anfangen sollten, das gar nicht dahin gehörte. Es wurde in einer Vorstube in den Winkel gestellt! — Aber Warburg war voller Freude, sehr bemerkbar vorangegangen zu sein.

Kapitel 3.

Vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. bis zum Tode der ersten Gattin (1797—1804).

Huldigung für die neue Regierung. — „Irene". — Geistige Ausbildung. — Weltbegebenheiten bis 1803. — Tod von zwei Schwestern. — Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise. — Abschied aus dem Militärdienst. — Marwitz' erste Verheiratung. — Fannys Tod.

Die Huldigung des neuen Königs verzog sich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, bis zum 6. Juli 1798, dergestalt, daß die in Preußen sogar der Berlinischen (in den ursprünglichen Stammländern) vorangegangen war. Sie geschah nicht, wie die vorige, auf dem Schloßplatze, sondern nach dem Lustgarten hinaus, so daß der große Balkon über dem Portal in den Platz hinausgebaut war, wo man von dem größeren Schloßhof nach dem Lustgarten hinausgehet.

Während nun der König in Preußen war, wurde der Platz selbst verziert und ein weiter Halbkreis von himmelhohen Gerüsten mit Sitzplätzen erbaut, offenbar in der guten Absicht, daß recht viel Menschen die Feierlichkeit bequem sollten mit anschauen können. Diese Gerüste waren abschnittsweise hingestellt und durch breite Eingänge geteilt, durch welche man in den großen Raum innerhalb, eine weite Arena, gelangen konnte. — Es war wirklich aufs beste eingerichtet. Der Berliner Pöbel, oder wie man jetzt zu sagen beliebt, das Volk, ohne Zweifel auch schon von den Pariser Begebenheiten insoweit angesteckt, daß er einen hohen Wert auf seine eigene Wichtigkeit legte, war nicht dieser Meinung. Er fand, daß durch diese Gerüste die schmale Straße jenseit der Spree, am Zeughause, und ein Teil des Raumes *vor* dem Zeughause ver-

deckt würden, und daß also weniger Menschen würden sehen können, als wenn nichts erbaut wäre. Es war absurd, denn wenn alles auf ebener Erde stand, so sahen schon die an der Stelle der Gerüste Stehenden soviel wie gar nichts, und die jenseits der Spree konnten wohl ein Getümmel vor sich, von der eigentlichen Handlung aber der Entfernung wegen nichts wahrnehmen.

Der Pöbel verlangte also eigentlich, daß 10000 Bürger, die besser waren als er, ebenso schlecht sehen sollten als er selber, ohne daß er selbst etwas mehreres sah, als vorher. Er fiel über die Arbeiter her, verjagte sie mit Steinwürfen und fing an, die beinahe fertigen Gerüste zu demolieren. Eine geringe herbeieilende Wache ward ebenfalls verjagt und sogar der Kommandant, Generalleutnant v. Götze, mit Steinwürfen vertrieben. Man zögerte, Militärgewalt anzuwenden, weil man nicht wußte, wie der König darüber denken würde, und endigte mit einer Konvention mit den Tumultanten, daß alles in Statu quo bis zur Rückkehr und Entscheidung des Königs bleiben sollte. Die halb zerstörten Gerüste, die auf dem Platze umherliegenden Trümmer, waren ein würdiges Vorspiel zur Huldigung! — Dem Könige war es sehr unangenehm, daß man so viele Anstalten und Vorbereitungen seinetwegen hatte machen wollen (es war ihm am liebsten, je weniger Notiz man von ihm nahm) — sodann, daß er entscheiden mußte, eine Sache, mit der er sich sein Lebelang nicht gern befaßt hat, — und endlich wäre es allerdings sehr widerwärtig gewesen, wenn man Vorbereitungen zur Huldigung (zu einem Akt der Freude und des Vertrauens) mit Gewalt hätte durchsetzen müssen. Er entschied also, daß die Gerüste abgerissen werden sollten, — ein sehr unverdienter Triumph des Pöbels!

Da wegen der seitdem erlebten Revolution eine solche altherkömmliche Huldigung nicht mehr gehalten werden kann, sondern man bei der nächsten Thronbesteigung eine neue Sorte erst wird erfinden müssen, so will ich beschreiben, wie es dabei zuging. Ich hatte nämlich mein zwanzigstes Jahr bereits zurückgelegt und mußte daher meinen Vasalleneid in Person ableisten. — Überhaupt huldigten damals nur Ritterschaft und Städte. Von ersterer führte der Lehnhof fortwährende Vasallentabellen in jeder Provinz, und zwar nach Personen, nicht nach Gütern. Sowie ein solcher

majorenn wurde, wurde er vorgefordert und mußte den Vasallen-eid schwören. Natürlich mußte dieser bei einem Regierungswechsel von allen erneuert werden. Ich wurde also, so wie die ganze Kurmark, nach dem Kammergericht vorgeladen, leistete den Eid und erhielt darauf gedruckt die landesherrliche Assekuration, welche also lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden 2c. 2c. (folgen die Titel)

Thun kund 2c. 2c., demnach Uns die Prälaten, Ritterschaft, und sämmtliche Stände, Unserer Churmark Brandenburg . . ., Unsere besonders liebe Getreuen, bei dem Antritt der nach den [sic] Willen der göttlichen Vorsehung auf Uns gekommenen Regierung der auf Uns vererbten königl. und kurfürstlichen Lande, Uns allerunterthänigst gebeten, Wir wollen in Gnaden geruhen Ihnen alle und jegliche Ihrer Privilegien Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche ihnen von Weyland Unseren Durchlauchtigsten Vorfahren, Churfürsten zu Brandenburg Glorwürdigen und Christmildesten Andenkens, in den Landtags-Rezessen, und sonsten verliehen worden, zu erneuern, und ihnen den ruhigen Besitz derselben zu versichern, daß Wir in Zurückerinnerung der unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit, welche ihre Vorfahren und sie bei Krieges- und Friedens-Zeiten, Unsern Durchlauchtigsten Vorfahren an der Kron und Chur, durch ihre, von jeher willigst geleistete getreue und ersprießliche Dienste, gegen Unser Königliches Churhaus bezeiget haben, und in der Erwartung, daß sie in gleichen Gesinnungen gegen Uns, Unsere Erben und Nachkommen beharren werden, diese ihre Bitte in Gnaden angesehen, und ihnen an dem heutigen Tage, wo sie Uns das erste Opfer ihrer zu Uns tragenden allerunterthänigsten Treue, Liebe und Ergebenheit, mit den bereitwilligsten Herzen, durch die Uns geleistete Erbhuldigung dargebracht, aus besonderer Landesväterlicher Huld und Milde, die allerunterthänigst erbetene Versicherung ertheilet haben. Wir thun solches auch hierdurch, und in Kraft dieses: versprechen bey Unserm Königlichen Worte, daß Wir obbemeldete getreue Stände der Churmark Brandenburg, bei ihren Wohlhergebrachten, und Ihnen von Unsern Vorfahren, Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, in den Landtags-Recessen, und sonsten verliehenen Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten zu allen Zeiten schützen, auf

die von ihnen bei Uns anzubringenden Landesbeschwerden und Desideria allergnädigst Rücksicht nehmen und Uns darüber dergestalt erklären wollen, daß männiglich Unsere Landesväterliche, für Unsere Churlande hegende Gnade zu erkennen, und in der That zu verspühren haben sollen 2c. 2c."[1])

Das Original dieser Assekuration, auf Pergament, von des Königs Hand vollzogen, befindet sich nebst allen früheren in dem Archiv der kurmärkischen Landschaft.

Zu bemerken ist nur, daß der Ritterschaft niemals Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten verliehen worden sind, wie der Kurialstil sich hier ausdrückt, sondern sie besaß sie ursprünglich, und wie jedem ritterbürtigen freien Mann zukam, schon damals, wie sie mit Markgraf Albrecht dem Bären das Land eroberte.[2]) Man braucht nur die Landtagsrezesse in Mylii corpus constitutionum marchicarum nachzulesen, um sich davon zu überzeugen. Wenn aber Eingriffe geschehen waren, so erfolgte in solchem Rezesse die Versicherung, daß es nicht mehr geschehen sollte; wenn Abgaben aufgelegt wurden, wie Kontribution[3]), Schoß, Accise[4]), so wurde die Ritterschaft ausdrücklich davon ausgenommen; oder aber die Ritterschaft übernahm auch wohl freiwillig die ganze Abgabe, wie Bier-

[1]) Vgl. den Aufsatz von Marwitz: Über den wahren Sinn der Assekurationsakte von 1798, Bd. II, Politische Aufsätze. — Das Original dieser Akte ist von dem König und den Ministern Finckenstein, Reck, Alvensleben unterzeichnet und stimmt mit der Akte Friedrich Wilhelms II. (gegengezeichnet von Finckenstein und Hertzberg) wörtlich überein. — In dem obigen diplomatisch getreuen Abdruck sind die gesperrten Stellen von Marwitz unterstrichen.

[2]) Durch neuere Forschungen hat sich das Bild der Entstehung des märkischen Adels und seiner Privilegien sehr verschoben. Die meisten Adelsfamilien sind nicht aus freiedlen Vasallen, sondern aus Ministerialen (Dienstmannen) des Landesherrn hervorgegangen. Auch die ersten bekannten Träger des Namens de Marwitz sind, wahrscheinlich sämtlich, noch keine freien Ritter. (Vgl. v. Rebern, Gesch. d. Familie v. der Marwitz, S. 29 ff.) Ebenso stammten die Privilegien des märkischen Adels meist erst aus späterer Zeit. Vgl. W. v. Sommerfeld, Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im M. A. I, 1904, S. 56 f., 88 ff., 145—168.

[3]) Die direkte Steuer auf dem platten Lande; ihr Gesamtbetrag war fixiert; provinziell verschieden hoch gestaffelt.

[4]) Städtische Steuer, indirekte Steuer nach gleichmäßigen Grundsätzen (Konsumtionssteuer).

ziese[1]), Blasenzins[2]), Lehn-Pferde-Geld[3]) usw. Es müßte also statt „verliehen" eigentlich heißen: „in den Landtags-Recessen, und sonsten erhalten worden sind." Eigentlich war also für die Ritterschaft die feierliche Huldigung nur eine Wiederholung und Zeremonie.

Was die Städte betraf, so ist mir nicht bekannt geworden, daß sie irgend eine Assekuration oder Versicherung erhalten hätten. Die Stadt Berlin leistete die Huldigung in corpore persönlich, durch ihren Magistrat und durch alle Korporationen der Bürgerschaft und der Gewerke, im Lustgarten aufmarschiert mit ihren Fahnen. Die übrigen Immediatstädte[4]) durch ihre abgeordneten Bürgermeister. Überdies schwor jeder Bürger, sobald er seinen Bürgerbrief erhielt oder Meister wurde. Von den Gesellen, Arbeitern, Bedienten und Vagabunden wurde natürlich gar nichts verlangt. Diese Kerle wurden von ihren Herren, Meistern usw. in Ordnung gehalten und genossen den Schutz der Gesetze, wenn sie sich ordentlich aufführten. Da jeder Magistrat die Gerichtsbarkeit in seiner Stadt hatte, so war es auch ganz natürlich, daß nur er dem Könige schwor, — er mußte für die unangesessenen Einwohner einstehen, und der König hatte gar keine Veranlassung, sich um sie zu bekümmern, ausgenommen die Obergewalt, daß ihnen kein Unrecht geschehe.

Mit den Bauern und Mediatstädten war es derselbe Fall. Der Bauer gehörte entweder einem Edelmann (zu einem Rittergute) oder einem königlichen Amte (wo denn der König in doppelter Eigenschaft auftrat, als Lehnsherr und als Oberlehnsherr), oder einer Stadt, welche wegen ihrer Rittergüter mit der übrigen Ritterschaft in ganz gleichem Verhältnisse standen. Die Mediatstädte standen ebenso entweder unter dem Edelmanne, dem die Stadt gehörte, oder unter einem königlichen Amte. Beide huldigten also ihrem direkten Herren, sobald sie einen Bauerhof annahmen oder Bürger und Meister wurden; es war also auch hier nicht die mindeste

[1]) Biersteuer. — [2]) Branntweinsteuer, nach der Brennblase benannt.

[3]) Besteuerung des Adels, durch welche die Verpflichtung zur Stellung eines Lehnspferdes abgelöst wurde, nach mancherlei Kämpfen mit dem Adel von Friedrich Wilhelm I. durchgesetzt. Vgl. Ranke, Zwölf Bücher preuß. Gesch. III—IV, S. 158 ff.

[4]) Unmittelbar vom Landesherrn abhängige Städte mit eigener Gerichtsbarkeit. Die Mediatstädte hatten keine eigene Gerichtsbarkeit.

Veranlassung, sie auch dem Oberlehnsherren huldigen zu lassen, — auch mit diesen hatte er weiter nichts zu tun, als sie gegen Unrecht zu schützen.

Jetzt läßt man zwar jeden Hansnarren, dem es beliebt, Bürger zu werden (es ist weiter nichts mehr erforderlich, als sein Belieben), dem Könige schwören; — bis vor zwei Jahren sogar nicht ihm, sondern dem Staat und den Gesetzen! — die Bauern aber huldigen niemand mehr. Wenn sie einmal behaupten wollen, sie brauchten niemand, also auch dem Könige nicht zu gehorchen, so weiß ich nicht, aus welchem Fundament man ihnen die Schuldigkeit des Gehorsams und der Treue beweisen wollte? Aus allem diesem folgt also, daß bei der nächsten Thronbesteigung eine ganz neue Einrichtung gemacht werden muß, oder vielmehr schon längst gemacht sein sollte!

Es versammelte sich also am 6. Juli 1798 die Ritterschaft auf dem Schlosse, im weißen Saal, — die Berliner Bürgerschaft und die Abgeordneten der anderen Städte im Lustgarten. — Im weißen Saale war der Thron an der langen Seite nach dem Hofe hin errichtet, rechts und links in den Ecken zwei schmale Abteilungen für die Minister und fremden Gesandten. Die Ritterschaft nahm den ganzen Saal ein, mit dem Rücken nach der Schloßfreiheit, ebenfalls in Abteilungen (Geländer), rechts die Altmark, in der Mitte die Kurmark, links die Neumark. In den Ecken waren noch ganz kleine Abteilungen für Abgeordnete kleiner Landesteile, wo keine besondere Huldigung gehalten wurde, z. B. die Grafschaften Mansfeld und Hohenstein.[1]) Alles stand, und war kein Stuhl oder Sitz im ganzen Saale.

Wie wir alle beisammen waren, traten der Minister des königlichen Hauses (v. Reck) und der Oberkammerherr (Fürst Sacken) herein und holten den Grafen Stolberg-Wernigerode (Wernigerode ist ein brandenburgisches Lehn) ab, um die Huldigung allein in des Königs Zimmer zu leisten. Währenddessen ereignete sich ein Auftritt, der großes Murmeln verursachte und beinahe Rumor verursacht hätte. Mit den Gesandten trat ein der kürzlich erst angekommene Gesandte der französischen Republik, und dies war

[1]) Hohnstein am Südharz.

niemand anders als der berüchtigte Sieyès, ein Kerl mit einem wahren Kanaillengesicht, mit seinem schwarzen Kopf (damals ging noch alles gepudert) und mit seiner enormen dreifarbigen Schärpe.[1]) Ein schreckliches Omen der Zeit, die wir acht Jahr später erleben sollten!

Bald darauf kam der König und stellte sich unter den Thronhimmel (es waren keine Stufen, nicht einmal ein Sessel stand darunter). Der Minister Reck hielt die Anrede an die Stände. Der Dombechant von Brandenburg, Geheime Justizrat v. Arnim[2]) (später Justizminister) beantwortete sie. Er stand vorn, inmitten der Kurmark, in seinem violetten Dechanten-Talar, und sprach mit solcher Emphase, daß er zuletzt ausrief, daß „die dankbare Nachwelt des Königs Ruhm dort an jenem Himmel wiederzufinden wissen würde, wo schon mit neu entdeckten Sonnen das Gestirn Friedrichs des Großen prangt!" Nachher wurde die Vorhaltung des Eides gelesen und dann der Eid geschworen, dann Lebehoch! Hierauf verließ der König den Saal und ging nach der anderen Seite des Schlosses, auf den schon erwähnten Balkon, und die Eidesleistung geschah in derselben Art. Die Gegenrede hielt der Oberbürgermeister von Berlin, Büsching. — Der römisch gekleidete Herold fehlte nicht, auf dem weißen Pferde, der alsdann durch die Hauptstraßen ritt und die Huldigungsproklamation ablas.

Diese Zeremonie auf dem Platze konnten wir aus den Fenstern des Schlosses mit ansehen. Die Tafeln waren gedeckt, nicht nur von der Bildergalerie an, also die ganze Lustgartenseite des Schlosses hinunter, und bis in dem letzten Zimmer am Schweizersaal (also die halbe Spreeseite), sondern auch in dem größten Teile der nach den beiden Höfen liegenden Nebenzimmer der langen Seite, diese letzteren für die Hofstaaten. Unter jeder Serviette lag die Huldigungsmedaille. Die Bürgermeister und Magistratspersonen waren auch zur Tafel geladen. Die Königin erschien im Glanz ihrer Schönheit, obzwar hochschwanger, in welchem Zustand sie schon

[1]) Vgl. Ranke, Hardenberg I, 401 f., IV, 244. — Emanuel Joseph Sieyès, Publizist und Staatsmann (1748—1836), Verfasser der Flugschrift: Qu'est-ce que le tiers état? und der ersten Fassung der „Menschenrechte".

[2]) Albrecht Heinrich v. Arnim, 1744—1805, Direktor der kurmärkischen Landschaft, 1798 Justizminister.

die Reise nach Königsberg hatte mitmachen müssen. Sieben Tage darauf gebar sie die Prinzessin Charlotte, jetzige Kaiserin von Rußland.[1])

Ich kam in einem der letzten Zimmer am Schweizersaal zu sitzen und sollte hier, nachdem ich soeben einen der unheilvollsten Demagogen gesehen, auch den ersten zu hören bekommen. Die Universität Frankfurt[2]) war wegen ihrer Güter Landstand des Lebusischen Kreises und durch zwei Deputierte zugegen. Der eine war der Professor Hausen, der andere aber (wenn ich mich nicht sehr irre, es kann aber auch ein Deputierter aus einer Stadt gewesen sein) fing an, lose und demagogische Reden zu führen, vom Volkswillen, von dessen Recht, über Throne zu disponieren, und desgleichen. Die Schwarzröcke gaben zum Teil Beifall zu erkennen, einige Edelleute, die ihm näher saßen als ich, stritten dagegen. — Ich fiel wie aus den Wolken. Ich hatte dergleichen wohl in Büchern gelesen, aber nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß es in unserem Lande schon Wurzel gefaßt habe. — Wie der Demagoge aber durch die Gegenrede immer dreister wurde und stärkere Behauptungen aufstellte, erscholl mit einem Male die Donnerstimme des ihm gegenübersitzenden Majors v. Bredow von unserm Regiment Gensdarmes, der wegen seines Gutes Zützen in der Uckermark zugegen war: „Jetzt ist es genug! Infamer Halunke, wenn er nun nicht den Augenblick das Maul hält, so wahr ich lebe, ich packe ihn und werfe ihn hier zu dem Fenster heraus!“ — Und damit stand er wutentbrannt auf seinen Beinen. Er war der Mann, um die Drohung auf der Stelle wahr zu machen, und das sahe man ihm an. Der Demagoge ward blaß wie eine Leiche, schwieg mäuschenstill und wir aßen weiter.

Von Sieyès will ich nebenher bemerken, daß der Abscheu vor den Revolutionsmännern und vorzüglich gegen die, welche wie er nicht nur die Umwälzung durch Schriften herbeigeführt und befördert, sondern auch für alle jene Blutgesetze und für den Tod des Königs gestimmt hatten, in den höheren Zirkeln noch so groß und entschieden war, daß niemand mit dem Sieyès und seinen Ge-

[1]) „Alexandra Feodorowna“, Gemahlin Nikolaus' I., vermählt am 13. Juli 1817. — [2]) Universität 1506—1811.

ſandtſchaftsſekretären jemals ein Wort ſprach, diejenigen ausgenommen, welche es ihrer Stellung wegen tun mußten, wie die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (es waren um dieſe Zeit drei — Graf Finckenſtein[1]), Haugwitz und Alvensleben, von denen erſterer überalt war) — und die Hofleute *des* Hofes, an dem er ſich gerade an dem Tage befand. Da nun damals alle älteren Leute auf Couren oder Bällen jederzeit Spielpartien machten und es eine Unhöflichkeit geweſen wäre, wenn der franzöſiſche Geſandte übriggeblieben wäre, ſo hatten der Hauswirt oder an den Höfen der Hofmarſchall immer ihre Not, ihm eine Spielpartie zuſammenzubringen, wenn etwa einer von den mit Frankreich in Frieden ſtehenden Geſandten fehlte. — Da nun bekanntlich, wie über den Tod Ludwigs XVI. abgeſtimmt wurde, ein jeder dahin trachtete, ſeine Schuld kleiner erſcheinen zu laſſen, und deshalb faſt alle Vota mit Gründen begleitet waren, ſo daß die Abſtimmung über vierundzwanzig Stunden dauerte, — ſo hatte Sieyès, wie die Reihe an ihn kam, geſagt: „la mort, sans phrases!“ Wie nun eines Tages der Johanniter-Ordenskomtur Graf Wartensleben gefragt wurde: ob er nicht mit dem franzöſiſchen Geſandten eine Partie Whiſt ſpielen wolle? ſo erwiderte er kurz: „non, sans phrases!“ — ſo daß jener, der nahe ſtand, es hören konnte.

Ein andermal habe ich ſelbſt geſehen, daß auf einer Cour, wie die Königin ſchon heraus war und ihren Zirkel hielt, Sieyès zu ſpät kam und ſich auf ſehr grobe und ungeſchickte Weiſe durchdrängte, um vorn hinzukommen, wo er eigentlich ſchon früher hätte ſein ſollen. So gelangte er auch bis zur Gräfin Panin, der Frau des ruſſiſchen Geſandten, die auch nicht bis vorn hin hatte gelangen können. Er ſtieß ſie in ungeſchlachtem Drängen, welches er von ſeinen gemeinen Geſellſchaften her gewohnt ſein mochte, gegen den Leib, ſo daß ſie erſchrak und *ſehr laut* aufſchrie: „mon Dieu! délivrez — moi de ce monstre!“ Er mußte es hinnehmen, aber als Gegenſatz muß ich doch bemerken, daß unter den Berliner Gelehrten ſchon welche waren, die ihn aufſuchten, um von ihm Volks- und Staatsweisheit zu lernen. —

[1]) Der bekannte Miniſter Friedrich des Großen, Karl Wilhelm Graf von Finckenſtein, geb. 1714, geſt. 1800, alſo damals 84 Jahre alt.

Die erste Liebe: „Irene".

Am ersten Tage des neuen Jahrhunderts (1. Januar 1801) war natürlich Gottesdienst in allen Kirchen, des Abends allenthalben fröhliche Gesellschaft. Was zu Hofe ging, war bei dem schwedischen Gesandten, v. Engeström, eingeladen.

Mein Oheim und Vormund Dorville hatte eine Tochter und zwei Söhne. Die beiden Söhne waren auf jenem Ball. Der älteste stand mit mir bei den Gensdarmes, der zweite, damals zweiundzwanzig Jahr, bei Möllendorff-Infanterie. Der Tanz hatte begonnen, und dieser Dorville führte den zweiten Tanz auf. In solcher Ecossaise, wie sie damals getanzt wurden, standen die Tänzer in einer Reihe, ein jeder seiner Tänzerin gegenüber, — das erste Paar tanzte sich durch alle Paare bis unten hinunter, nach ihm folgte das zweite, und so bis zum letzten. Ich stand ungefähr im achten Paare. Wie nun Dorville bis zu uns hinabkam, sah ich ihn immer mit dem Kopf hintenüber schlagen, und da er eitel war, fingen wir an, uns über ihn lustig zu machen. Wie er seine Tour mit uns machte, sagte seine Tänzerin unwillig: „Mein Gott, halten Sie mich doch nicht so fest!" und ich selbst konnte ihn kaum halten. Einen Augenblick darauf, nachdem wir ihn wieder losgelassen, fiel er hintenüber. Ich fing ihn auf, er war starr und steif; wir löseten die Halsbinde — kein Lebenszeichen. Wir trugen ihn aus dem Saal in ein entferntes Kabinett, — wenigstens zehn Frauen fielen bei diesem Anblick in Ohnmacht und bekamen Krämpfe. Es war auch Anlaß dazu, *denn er war tot*. Ich holte im ersten besten Wagen den Doktor, dieser bestätigte es, und Aderlaß und Bad ließen keinen Zweifel.

Diesen Trauerfall dem schon gebeugten, sehr guten und schwachen Vater zu hinterbringen, war ein schweres Stück. Der Sohn wurde in der Kirche des Familiengutes Kertzendorf bei Trebbin, neben seinem und meinem Großvater, dem Minister Dorville, in seiner Uniform mit Degen, Schärpe und Ringkragen beerdigt. Fünf Jahre darauf, 1806, kamen die Franzosen auch dorthin. Sie erbrachen das Gewölbe und den Sarg, rissen ihn heraus, entkleideten ihn wegen der goldenen Schleifen auf der Montierung und der silbernen Schärpe und warfen ihn nackend auf den Kirch-

hof. Hier lag er mehrere Wochen. Endlich erfuhr es sein Oheim mütterlicherseits, Graf Schwerin, und ließ ihn auf seinem unfern davon belegenen Gute Wendisch-Wilmersdorf zum zweiten Male begraben. —

Was nun mein eigenstes, innerstes Leben und Sein anbetrifft, so war die Periode von 1795 bis 1801 die meiner eigentlichen Entwickelung, die Grundlage und der Keim meiner ganzen künftigen Lebensrichtung, meines Charakters, meiner Denkungsart.

Bald nach unserer Rückkehr aus dem polnischen Feldzug, im Februar 1795, sah ich ein Mädchen in einer Gesellschaft — sie mag Irene heißen —, und von dem Augenblick an konnten wir beide nicht mehr voneinander lassen. Ich war im achtzehnten Jahr, sie im dreiundzwanzigsten, aber so unschuldig, so sanft, so liebreich, daß jeder, der sie sah, seine Freude an ihr hatte. Ihre Gestalt war sehr hübsch, die Gesichtsfarbe blühend, auf den Wangen das holde Merkmal jungfräulicher Sittsamkeit, das leicht eintretende Erröten, und in ihren klaren, himmelblauen Augen der ganze Spiegel ihrer Seele. Wo solche Augen nicht sind oder wenigstens wo dieser Ausdruck derselben nie eintritt und wo solches Erröten nie erscheint, da erwarte niemand Liebe von einem Frauenzimmer. Ich meine aber nicht solche blitzende, umherschauende, alles bemerkende, listige, anlockende Augen, die von vielen für schön gepriesen werden, mir aber immer ein Greuel gewesen sind. Diese sehen sich in der Außenwelt um, nach Belustigung, nach Beute, nach Lob und Gott weiß nach was sonst alles. Meine Augen (solche, die ich liebe, nämlich), aber sehen in der Außenwelt nach gar nichts um, sie schauen ruhig hinein, sagen aber deutlich, was im Innern vorgeht.

Wir wurden also ganz unschuldige gute Freunde, und nach und nach schloß sich mir ihre ganze schöne Seele auf. Nicht etwa eine so alberne „schöne Seele", deren nichtssagende Bekenntnisse Goethe im Wilhelm Meister beibringt, sondern eine wahre und leibhaftige.

Der Hauptzug ihres Charakters war eine zur höchsten Potenz gesteigerte moralische Uneigennützigkeit, — der totale Gegensatz des Egoismus. Ihre natürliche Bewegung brachte jederzeit nichts so sicher mit sich, als das Vergessen ihrer selbst. Alle kleinen Leiden-

schaften und persönlichen Wünsche oder Betrachtungen waren ihr ein für allemal fremd; sie lebte nur von Wohlwollen; ihr Charakter bestand in einer entzückenden Harmonie der Gefühle mit dem Ideale der Großmut. In ihrer Seele war eine wirkliche Wiedergeburt in Gott vorgegangen. Sie hegte die Liebe des Nächsten in ihrer größten und höchsten Ausdehnung, mit gänzlicher Hintansetzung ihrer selbst.

Von mir kann ich sagen, daß meine Gefühle, Ideen und Handlungen schon damals eine entschiedene Richtung auf Ordnung und Regel hatten. Wenn aber solche Richtung für sich allein vor Hochmut und Härte nicht schützen kann, welche Ergänzung, welche Erhebung, welche Besserung mußte ich nicht in dieser wohltätigen und wahrhaft himmlischen Einwirkung der reinsten und uneigennützigsten Liebe auf mich finden?

Wenige Tage vor meinem achtzehnten Geburtstage, im Mai 1795, führte uns der Zufall zum erstenmal allein zusammen, abends spät. In Gegenwart anderer hatten wir immer sehr viel miteinander zu reden gehabt. Jetzt standen wir da, sahen uns einander in die Augen und keiner sagte ein Wort,

„wie lange Zeit, das kann ich nicht ermessen,
denn alles Maß der Zeiten war vergessen!"

Endlich ergriff ich ihre Hand, küßte selbige und sagte: „Gute Nacht!" — sie ebenfalls ganz treuherzig, wenngleich nicht ohne leichte Schamröte: „Gute Nacht!" und so schieden wir.

Das konnte indessen nicht fehlen, daß ich nun Gelegenheit suchte, sie wieder allein zu sehen, sie, in ihrer vollen Unschuld, vermied sie keineswegs. Und nun geschah es wunderbar, wie durch Gottes ausdrückliche Fügung, daß mir unerwartet ein Mittel in die Hände lief, verborgen, keinem Menschen bekannt, sie ohne irgend eine fremde Hülfe oder Mitwissenschaft täglich, ja beinahe so oft ich wollte, allein sehen zu können.

Wir verlangten auch gar nichts von der Außenwelt, wir waren uns vollkommen einer dem andern genug. Keiner hatte nötig, dem andern jemals einen Willen oder einen Wunsch zu erkennen zu geben, jeder sah schon in des andern Augen, was er wollte, und instinktmäßig kam er ihm zuvor und wollte und tat dasselbe. Von einem Mißverständnis oder dem kleinsten Zwist kam niemals auch

nur die leiseste Spur vor. Wir wurden ein Wesen, dachten mit einem Geiste, fühlten mit einem Herzen, wie zwei Pflanzen, die von einem Safte ernährt werden. Daher habe ich ihr auch niemals etwas dem ähnliches gesagt, was man eine Liebeserklärung nennt, ich habe ihr nicht einmal gesagt, daß sie schön oder daß sie gut sei, wenn sie gleich beides im höchsten Grade verdiente, das alles verstand sich von selber. Kurz gesagt: ein solches freies, unverdientes Geschenk der göttlichen Gnade, eine solche irdische Seligkeit ist noch nie einem Menschen vom Himmel herab gereicht worden, wie mir. Da aber Liebe die wahre und einzige Bestimmung des Menschen ist, auf der Erde und im Himmel, so halte ich auch dafür, daß solche reine, gottgefällige Liebe nicht bloß für die Erde geschaffen ist, sondern in die Ewigkeit dauert.

Bei alledem hatte sie aber in Gesinnung, Liebe und Großmut bei weitem den Rang über mir; ich stand darin weit unter ihr, ich richtete mich an ihr empor. Ich erkannte zwar ihren Wert, aber nicht so tief, wie ich gesollt hätte. Ich sah nicht ein, daß dies ein ganz außerordentliches, wohl nur den wenigsten Menschen so frei und unverdient gereichtes Geschenk des Himmels sei. Es kam mir vielmehr vor, als wenn alles so sein müßte und gar nicht anders sein könnte. Daß ich dies nicht so erkannte, wie ich gesollt hätte und diese Gabe des Himmels nicht dankbar genug zu schätzen wußte, dafür habe ich mein nachheriges Leben hindurch schwer gebüßt. Liebte ich irgend etwas, so wurde es mir entrissen, — nichts kam mir je wieder freiwillig entgegen, mein Leben verfloß in Mühe und Arbeit, in Diensten, die ich anderen leistete, und was mir blieb, war Undank, was mir entgegentrat, allemal Egoismus.

Meine Stellung in der Welt war so, daß ich überzeugt war, ich könne nicht heiraten; minorenn, mit einem ganz unbedeutenden Vermögen, von dessen Einkünften, wie schon erzählt, ein großer Teil für meine Mutter und Geschwister verwendet werden mußte, wäre es allerdings schwierig gewesen, aber ich war dumm genug, die Schwierigkeiten nicht zu beseitigen, denn sie hatte ein besonderes Geschick in Wirtschaft und Wirtschaftlichkeit, unter ihren Händen wurde gleichsam aus nichts etwas. Mit ihr zu leben hatte ich überflüssig genug.

Aus ihrem Charakter geht schon hervor, daß sie nie den Wunsch nach Heirat blicken ließ, sie war vollkommen zufrieden, ich auch, — und wenn ich auch bisweilen an die Zukunft dachte und dadurch notwendig auf den Gedanken der Heirat geführt wurde, so hatte ich eine ganz unverständige Scheu davor, eine Frau zu nehmen, die beinahe fünf Jahre älter war, als ich. Ich stellte mir dann immer ein altes Mütterchen vor und bekam eine innere Angst, ich könnte in der Folge versucht werden, ihr nicht treu zu bleiben. — Dies muß ich mir ewig vorwerfen, um so mehr, da, wie ich mich später kennen gelernt habe, ich in diese Verirrung nicht gefallen wäre.

Wir lebten sechs Jahre in dieser segensreichen Gemeinschaft. Ein halbes Jahr lang hatten wir beinahe täglich stundenlang beieinandergesessen. Nach zwei Jahren erst wurden wir vertrauter. Nach abermals zwei Jahren fing sie an zu kränkeln, sie hatte übereilt getrunken, wie sie warm gewesen, und nach den dritten zwei Jahren starb sie mir dahin, grade an dem Tage, wo ich majorenn wurde.[1])

Vor dem Scheiden hatte sie die erste Bitte in ihrem Leben an mich gerichtet: „ich sollte mich verheiraten mit einer recht guten, sanften, jungen Frau." Dies waren ihre Worte. Ich glaubte nicht, daß es mir möglich sein würde, ihrem Wunsche Folge zu leisten, ich versprach nichts. Nach ihrem Hintritt war ich verzweifelt, die Welt war mir leer, aber ich fühlte den Verlust doch nicht in seiner ganzen Größe, nicht so wie späterhin; die Jugendkraft und der ihr eigene frische Lebensmut trugen den Sieg davon. —

Da Irene eine sehr gute Erziehung genossen hatte (nicht eine solche Ausstopfung mit Wissen und Talenten, was man jetzt eine wissenschaftliche oder eine feine Bildung nennt) und hohle Gesellschaften mir zuwider wurden, so kam ich bald dahin, einzusehen, wieviel mir noch fehle, um mich selbst und mit Nutzen beschäftigen zu können. Ich fing nun an, im Wissen das nachzuholen, was mir in der Jugend zu wenig davon beigebracht worden war. — Ich lernte Latein gründlich und hörte Logik und einige andere philosophische Elemente,[2]) beides führte zu richtigem und scharfem Denken, und

[1]) 29. Mai 1801.

[2]) Es sind noch Studienhefte aus diesen Jahren vorhanden (Friedersdorfer Bibliothek): Anmerkungen zur Logik. Nach den Vorlesungen des Professor Kiese-

da es mir so sehr leicht wurde, so entstand schon damals der Glaube in mir, daß man die Kinder und heranwachsende Jugend viel zu früh mit dergleichen plage. Sie werden verwirrt gemacht, sind froh, wenn sie nichts mehr damit zu tun haben und verleben ihre Jünglingsjahre in Nichtstun und Wildheit. Für die Kinderjahre gehört vielmehr nur mäßiges Lernen, dagegen die Aufsicht und das Beispiel des Vaters, die Ordnung und Zucht des väterlichen Hauses, Erweckung des Sinnes, um durch Sehen und Hören und Mitmachen zu lernen, nicht bloß dadurch, daß der Lehrer dasteht und vorpredigt. Für den Jüngling aber gehört eigene körperliche Anstrengung und Mühe und gründliches Studium einzelner Wissenschaften nacheinander, nicht von allen auf einmal. Beides wurde mir zuteil, das eine durch meinen Militärdienst, das andere durch meine Verbindung mit Irene, weil in ihrer Abwesenheit jede andere Gesellschaft und noch mehr zweckloses Herumtreiben mir zuwider war. Von daher schreibt sich auch ein Hang zur Einsamkeit, den ich mein ganzes Leben hindurch gehabt habe. Mir ist nicht wohl, wenn ich nicht jeden Tag einige Stunden allein zubringen kann, und je älter ich geworden bin, je mehr liebte ich die Einsamkeit. Wenn sie mir fehlt und ich mich den ganzen Tag unter Menschen befinden muß, was nicht oft geschieht, so werde ich ganz dumm, matt und erhitzt.

Ich hörte auch ein sehr mittelmäßiges Kollegium über die Brandenburgische Geschichte[1]) und ein besseres über Kriegsgeschichte. Beide Studien habe ich mein Lebelang fortgesetzt und besonders liebgewonnen. Den größten Nutzen aber brachte mir der Umgang mit Irene und ihr Beispiel dadurch, daß ich mehr meine Blicke auf meinen Nächsten wendete und eine wahre Neigung bekam, ihm zu dienen und wohlzutun; zwar habe ich sie darin niemals erreicht,

wetter zu seiner Logik für Schulen aufgesetzt von L. v. der Marwitz. Berlin 1800. Anmerkungen zur Moral, ebenfalls nach den Vorlesungen des Professor Kiesewetter, Berlin 1801. Anmerkungen zu Kants Anthropologie. Nach den Vorlesungen des Professor Kiesewetter ... von L. v. d. M. 1800. Vorlesungen über Ästhetik vom Professor Kiesewetter. Berlin 1802. Hefte über Mathematik, Fortifikation (1799), Auszüge aus der schönen Literatur, Schiller, Schlegel usw. Besonders von Schiller ist Marwitz in diesen Jahren beeinflußt.

[1]) Abriß der Geschichte des Brandenburgisch Preußischen Volcks. Nach den Vorlesungen des Professor Hartung [an der Kriegsakademie] aufgesetzt von L. v. d. Marwitz. Berlin 1800/1801.

aber doch habe ich nicht bloß die Überzeugung, sondern es ist in meinem Leben mit verwachsen, daß, wer seinen Nächsten nicht liebet, den er siehet, auch Gott nicht lieben kann, den er nicht siehet.

So war sie der Leitstern, der mir durchs Leben geleuchtet hat.

Kriege und Politik in Europa 1796—1803.

In den Weltbegebenheiten war unterdessen 1796 der siegreiche Feldzug Bonapartes in Italien und als Gegenstück der lobenswerte des Erzherzogs Karl in Deutschland geschehen. 1797 hatte Bonaparte seine Siegeslaufbahn fortgesetzt, und da man ihm zu spät den Erzherzog Karl entgegenstellte (der ihm überhaupt nicht gewachsen war), so hatte er auch diesen bis in Österreich hinein vor sich hergetrieben. Die Folge waren die Präliminarien von Leoben und der Frieden von Campo-Formio.[1])

Die Österreicher haben viel darüber geschrieben, daß unsere Defektion (so nannten sie es) von Basel ihre späteren Anstrengungen fruchtlos gemacht, und sie bei Leoben weiter nichts getan hätten, als unserm Beispiel zu folgen. Wenn sie dergleichen Reden zu Leuten führen, die ihre Weisheit aus schlechten Zeitungen schöpfen, so mögen sie Glauben finden. Wenn sie aber Leute vor sich haben, die mit den Begebenheiten bekannt sind, so täten sie besser, zu schweigen. Sie würden sich wenigstens nicht lächerlich machen. Nicht hat Preußen die Österreicher, sondern die Österreicher und die ganze damalige Koalition haben Preußen im Stich gelassen, bis es nicht mehr imstande war, nach allen Seiten hin alle ihm auf den Hals fallenden Schwierigkeiten abzuwehren. Auch muß nicht vergessen werden, daß Preußen in Basel nicht den Kopf allein aus der Schlinge zog, sondern allen seinen Nachbaren, dem ganzen Norddeutschland, Schutz und Ruhe gewährte.

Ganz anders stand hier Österreich. Es führte eigentlich den Krieg als Reichsoberhaupt, auch war die Reichshülfe (freilich ihrer Natur und Verfassung nach schlecht) immer bei der österreichischen Armee in Deutschland. Statt nun mit dem Reiche gemeinschaftlich Frieden zu schließen, oder (da dies in der Tat der großen Weit-

[1]) Am 17. Oktober 1797. Vgl. v. Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit (Ausg. 1899) VIII, 129—172.

läufigkeit wegen unmöglich war) wenigstens im Frieden zugleich mit für das Reich zu sorgen, — zog es geradezu den Kopf allein aus der Schlinge, stipulierte und erhielt ungeheure Vorteile für sich und ließ das Reich da sitzen, in blanco, — damit konnte werden, was da wollte. Es erhielt für die Niederlande ganz Ober-Italien bis an den Mincio, trat den ganzen Teil Deutschlands auf dem linken Rhein-Ufer ab (der ihm nicht gehörte) und erhielt außerdem — wie Preußen — noch Versprechung von Vergrößerungen in Deutschland, die es auch später bekam, z. B. Salzburg. Die Fürsten des linken Rhein-Ufers sollten innerhalb Deutschland entschädigt werden, — wo? und nach welchem Maßstab wurde nicht gesagt, — nur im allgemeinen, daß es durch Säkularisation der geistlichen Güter geschehen sollte. Wenn man sich nun erinnert, daß das gute Vernehmen mit Preußen 1793 dadurch zuerst gestört wurde, daß Österreich die eroberten Festungen und Gebiete in Frankreich für sich selbst in Besitz nahm, statt sie für die unterjochten und ihrer Länder beraubten Reichsfürsten als Austauschmittel aufzubewahren,[1]) daß es dadurch den ganzen edlen Kriegszweck, Herstellung des Rechts, der Ruhe und Ordnung, in einen höchst unedlen verwandelte, so kann man denken, welchen Lärm der jetzige Frieden in Deutschland erregen mußte.

Rastatt war zum Sitz des allgemeinen Friedenskongresses bestimmt. Es war ganz lächerlich, noch einen Friedenskongreß zu halten über Dinge, die schon ganz bestimmt und fest abgemacht waren, und wo niemand mehr hoffen durfte, dem übermächtigen Frankreich noch das mindeste über die Bedingungen von Leoben hinaus zu entreißen! Es handelte sich also gar nicht mehr um den Frieden, sondern einzig und allein um das Entschädigungswerk in Deutschland! — Wie absurd war es, nun den Reichsfeind daran teilnehmen zu lassen! — Daß ein solches Entschädigungswerk für so viele, gegründet auf die Beraubung so vieler andern, mit Zustimmung aller gar nicht zustande zu bringen sei, wußte Österreich natürlicherweise im voraus. Es ging also darauf aus, den Reichsständen eine Nase zu drehen, möglichst viel für sich zu gewinnen und dennoch den Tadel und den Haß von sich ab und auf Preußen

[1]) Vgl. o. S. 75 ff.

zu lenken. Minister war damals in Wien Thugut[1]) oder vielmehr Tunichtgut, denn er muß ein sehr schlechter Kerl gewesen sein.

Von allen Seiten eilten Gesandte nach Rastatt, dazwischen protestierte und instruierte der Reichstag zu Regensburg. Österreich erschien an beiden Orten in doppelter Rolle und in doppelter Gesandtschaft, als Reichsoberhaupt und als selbständige paziszierende Macht. Als erstere gab sie allen denen, welche sich beschwerten, recht und verwies sie an Preußen, welches mit seinen zu Basel stipulierten Entschädigungsforderungen (weit mäßiger als die österreichischen) nun hervorgetreten war, und welche so unmäßig seien, daß für die auf dem linken Rhein-Ufer depossedierten Fürsten nichts übrig bleibe. In der zweiten Eigenschaft hielt sie mit ihren eigenen, ebenfalls zu Campo-Formio ihr von Frankreich schon garantierten Forderungen zurück, und überließ nun den deutschen Gesandten, mit den französischen langweilige und zu keinem Ziele führende Noten zu wechseln. Zu gleicher Zeit aber, und schon im Herbst[2]) 1797, bei Bonapartes kurzer Anwesenheit in Rastatt, schloß dieser einen Vertrag mit dem Grafen Cobenzl[3]) ab, infolgedessen die österreichische Armee, ohne die Reichstruppen zu benachrichtigen, und durch deren Quartiere hindurch, vom Rhein bis hinter die Donau und den Lech zurückging. Natürlich liefen diese hinterher. Die Franzosen folgten bis an den Main und die Nidda, nahmen Mainz vermöge einer schändlichen Kapitulation mit dem Mainzischen General Grafen Hatzfeld[4]) (der bald darauf, gleich als wollten wir uns mit aller Gewalt vor der ganzen Welt blamieren, in unsere Dienste aufgenommen wurde!) und schlossen Ehrenbreitenstein solange ein, bis es durch Hunger zur Übergabe gezwungen wurde. So war Krieg und Frieden zugleich, die kleinen Fürsten mochten schreien soviel sie wollten, und Preußen wußte gar nicht, was es tun sollte.

[1]) Franz Freiherr v. Thugut (1736—1818), 1795—97 Minister des Auswärtigen, Gegner Frankreichs. — [2]) Genauer: am 1. Dezember 1797.

[3]) Ludwig Graf v. Cobenzl, (1753—1809), 1779—1801 Gesandter in Petersburg, dann bis 1805 Staatskanzler.

[4]) Franz Ludwig Graf v. Hatzfeld, (1756—1827), trat 1795 in preußische Dienste, 1803 Fürst, 1806 Gouverneur von Berlin, später wiederholt außerordentlicher Gesandter, gest. als Generalleutnant. — Hatzfeld war also schon früher in preußische Dienste übernommen und somit nicht schuld an der Kapitulation vom 29. Dezember 1797.

Diese beiden Festungen in französischen Händen und die französischen Armeen dicht an seiner Demarkationslinie, waren ihm freilich höchst fatal, aber sollte es sich jetzt mit Frankreich entzweien? oder gar es allein mit ihm aufnehmen? Österreich aber lachte ins Fäustchen und dachte: „so wirst Du sie wohl kriegen!" Waren ihm doch die schönen und weiten Länder dicht an seinen Erbstaaten gewiß!

Währenddem und gleich als wolle es alle Gemüter mit Gewalt von sich abwendig machen, griff aber das französische Direktorium immer weiter um sich. Es verursachte einen Aufstand in Rom, die Absetzung des Papstes[1]) und errichtete eine römische Republik, während schon die sogenannte cisalpinische und die batavische Republik von ihm abhängig, und nichts anders, als schlechter behandelte und mit Geldzahlungen mehr gequälte französische Provinzen waren. 1798 fanden sie sich berufen, die Schweiz auch zu beglücken, das heißt, den Schatz in Bern und das dortige Zeughaus zu rauben und auch in den übrigen Städten und Landschaften soviel Geld zu erpressen, als herauszuquälen war.

Dies letztere geschah, um Bonaparte loszuwerden. Er war in Italien mehr als Feldherr, er war auch Regent gewesen, und zwar gegen den Willen des Direktoriums. Er hatte Frieden geschlossen, wenn es Krieg wollte, war stehengeblieben, wenn er marschieren, und hatte angegriffen, wenn er abwarten sollte. Nach Paris zurückgekehrt, behauptete er auch dort eine den Regenten höchst lästige Superiorität. Eine Mission, die ihm zu Inspizierung der Seeküsten gegeben war, bloß um ihn von Paris zu entfernen, hatte kein anderes Resultat, als daß er unerwartet schnell wieder zurück war und daß er auch auf die dortigen Truppen Einfluß gewann, die ihn bis dahin noch nicht kannten. Auf der anderen Seite war er viel zu klug, um in dem Augenblicke sich zu empören, wo das Direktorium, obzwar aller Achtung und alles Zutrauens schon beraubt, doch nach außen hin immer noch glücklich und gefürchtet war. Es mußte erst Unglück über Frankreich gebracht haben, er selbst aber mußte in womöglich noch größerem Ruhmesglanz dastehen, als jetzt. Deshalb entwarf er das abenteuerliche Projekt der Eroberung von Ägypten, der die von Indien folgen sollte.

[1]) Pius' VI. (1775—99).

Wenn die Ereignisse in Europa sich nicht zu seinen Gunsten gestalteten, so wollte er für sich selbst ein Reich in Asien gründen. Das Direktorium ging begierig darauf ein, um ihn nur loszuwerden, und so wurde die Expedition nach Ägypten mit dem Gelde der Schweizer und des Papstes ausgerüstet, und Bonaparte ging im August 1798 unter Segel. Ungeachtet gleich nach seiner Landung die Schlacht von Abukir vorfiel[1]), wo Nelson die ganze französische Flotte zerstörte und dieser Armee die Möglichkeit der Rückkehr und selbst die Kommunikation mit Frankreich nahm, ungeachtet der Überrest der französischen Armee in der schlechtesten Verfassung war, so ließ das Direktorium doch von seinem Hochmute und von seinen Forderungen auf dem langweiligen Kongresse in Rastatt auch nicht das mindeste nach.

Da nun zu gleicher Zeit der Kaiser Paul von Rußland[2]) in Mißhelligkeiten mit Frankreich geraten war, überhaupt das Revolutionswesen aus tiefster Seele haßte, zugleich auch Preußens Lage auf dem Kongreß vorteilhafter wurde, als die österreichische, so fing Österreich an, einzusehen, daß französischen Versprechungen doch niemals zu trauen sei, und zu hoffen, durch Krieg in Italien mehr zu erhalten, und sicherer, als durch Unterhandlungen in Deutschland.

Es schloß eine Allianz mit England und Rußland, gegen englische Subsidien und das Versprechen, daß eine russische Armee unter Suwarow in Italien helfen und Engländer und Russen in Holland landen sollten. Dies letztere taten sie den Engländern zu Gefallen, die das Haus Oranien in Holland wieder einführen wollten, und mit der russischen Hilfsarmee waren sie, wie sich nachher zeigte, entschlossen, ebenso zu verfahren, wie 1792 und 93 mit der preußischen. Darauf erklärte der kaiserliche Gesandte in Rastatt: Alles, was bisher zwischen den verschiedenen Fürsten (namentlich Preußen) und mit Frankreich einzelnes abgemacht sei, werde hiermit von Kaiserlicher Majestät für nichtig erklärt und annulliert, weil es seiner und des Reiches ausdrücklicher Zustimmung entbehre.

[1]) Am 1. August 1798.

[2]) Paul I., Sohn Peters III. und der Kaiserin Katharina II., geb. 1754, regierte 1796—1801, seit 1800 Verbündeter Napoleons I. Vgl. u. S. 163 f.

Daß die geistlichen Fürsten dem beistimmten, lag in der Natur der Sache. Wenn nun gleich der österreichische Gesandte, gleich als stände er mit jenem in gar keiner Verbindung, hiervon keine Notiz nahm, so wurden doch die Franzosen wütend, daß alle ihre Mühe und List vergeblich sein sollte und teilten, höchst einfältigerweise, dem preußischen Kabinett die bisher geheimen Artikel des Friedens von Campo-Formio mit, wo wir denn zu sehen bekamen, daß, außer der Abtretung des linken Rhein-Ufers und den Entschädigungen Österreichs, deren wir schon gedacht, auch stipuliert war, daß Preußen den auf dem linken Rhein-Ufer gelegenen Teil von Cleve und Geldern zurückerhalten, dagegen aber seine Enklaven im Holländischen (Zevenaar[1]) abtreten und diesseits des Rheins gar nichts Neues erhalten sollte. In der Tat waren die Enklaven durchaus unbedeutend, und schon sehr oft mit Holland Streit ihretwegen gewesen; — von Rechts wegen hatte Preußen auch nichts zu fordern, als jene seine alten Provinzen; wenn man aber bedenkt, daß es so gut Menschen und Geld geopfert hatte wie Österreich, und zwar um des Rechtes und der Freiheit, nicht um eigenen Vorteils willen, wie dieses, — und daß nun Österreich durch Venedig, Salzburg usw. weit mächtiger werden sollte, als es früherhin mit seinen entfernten Niederlanden gewesen, und dadurch in Deutschland noch präponderanter werden mußte, als bisher, so kann man weder unserm Könige noch seinem Kabinett verargen, daß Mißtrauen und Groll nicht beseitigt, sondern vielmehr verstärkt wurden.

Von der andern Seite aber hatten die Franzosen sich auf das stupideste verrechnet, wenn sie meinten, die Entdeckung dieses hämischen Streichs der Österreicher werde Preußen noch mehr nach Frankreich hinwenden; denn die französische Treulosigkeit, daß sie trotz des Friedens von Basel und zu dem Zeitpunkte, wie sie ihn ausführen sollten, ganz andere Bedingungen und weit nachteiligere, mit einem Dritten verabredet, uns aufzuzwingen versprochen hatten, — lag ebenso hell zutage, als die Feindschaft der Österreicher! Ja es war klar, daß die Rückgabe von Cleve und Geldern ganz illusorisch war, da wir diese kleinen Länder, jetzt

[1]) Die Grafschaften Ravenstein und Zevenaar gehörten ursprünglich zu Cleve.

ganz von Frankreich umschlossen, niemals verteidigen konnten, und dieses noch weit leichter einen Vorwand finden würde, sie uns wieder abzunehmen, als jetzt, uns die versprochenen Bistümer Münster, Paderborn, Hildesheim, und alle anderen kleinen Herrschaften im westfälischen Kreise, nicht zu geben. — Preußen war also jetzt in die Lage gesetzt, nach beiden Seiten acht zu geben; es war aller bisherigen Verpflichtungen ledig, und in die für die Politik angenehmste aller Lagen versetzt, — nämlich, bloß seinem eigenen Vorteil nachgehen zu müssen, ne quid respublica detrimenti capiat! [1])

Worin dieser bestehe, dies zu erwägen, wurde ihm zu gleicher Zeit noch weit nähere und dringendere Gelegenheit gegeben. Von sämtlichen vornehmsten Höfen kamen außerordentliche Botschaften nach Berlin, um unsern Beitritt zur Allianz zu bewirken; von Rußland der Fürst Repnin [2]), von Österreich der Graf Cobenzl, und da dieser, von Petersburg kommend, sich entweder nicht lange aufhalten konnte, oder uns zu abgeneigt war, so wurde er durch den neapolitanischen Minister, Marquis de Gallo, mit seinem goldnen Vließ in prächtigen Brillanten, abgelöset, der schon für Österreich in Leoben mit Bonaparte unterhandelt hatte. Von seiten Englands kam Sir Thomas Grenville, Bruder des damaligen Ministers Lord Grenville [3]), welcher so eilig gewesen war, daß, als plötzlicher scharfer Frost ihm das Einlaufen in die Elbe unmöglich gemacht hatte, er von Helgoland zuerst in einem Boot, und dann zu Fuß auf dem Eise nach Cuxhaven, gekommen war. Da nun der französische Gesandte ebenfalls mit Anerbietungen nicht müßig sein mochte, so hieß es für den König nur: bouche que veux-tu? Er konnte sich anschließen, wem er wollte und seine Bedingungen machen, wie er wollte, gewiß, in jedem Falle mit seiner Macht der Wage den Ausschlag zu geben. Es wäre aber ganz gegen den Charakter

[1]) Damit der Staat keinen Schaden erleide! (Bekannte altrömische Aufforderung des Senats an die Konsuln in Zeiten großer Gefahr.)

[2]) Nikolai Wassiljewitsch Fürst Repnin, russischer General, geb. 1734, 1762 Gesandter in Berlin, gest. 1801.

[3]) William Wyndham Lord Grenville, Minister des Auswärtigen unter Pitt (1791—1801), 1806/7 Premierminister, Gegner Frankreichs. — Thomas Grenville (1755—1846), Freund von Fox, 1794 Gesandter in Wien, 1799 in Berlin. (Er hatte auf der Fahrt nach Deutschland Schiffbruch erlitten.)

Friedrich Wilhelms III. gewesen, in einer Sache, die ihn nicht persönlich berührte, zu einem andern Entschlusse zu kommen, als zu dem, der in allen solchen Fällen ewig der seinige geblieben ist, nämlich dem, am Ende zu sagen: „nein, ich will nicht!“ Aber auch dazu mußte er sich lange Zeit nehmen. Ich habe die genannten Herren den halben Winter 1798 bis 99 hindurch mit ihren unzufriedenen Gesichtern täglich in den Gesellschaften am Hofe gesehen.

Alles, bis auf wenige den Franzosen schon verwandte Kanaillen, war für den Krieg. Was sollte aber der König tun, da alle so teuer gemachten und bisher immer wiederholten Erfahrungen allerdings bewiesen, daß auf ein offenes gemeinschaftliches Zusammenwirken Österreichs zu allgemeinem Nutzen gar nicht zu rechnen sei, vielmehr bei diesen nur der eigene nächste Vorteil allemal entscheide? Folgendes: — Unser Vorteil konnte mit dem österreichischen und englischen zusammengehen, — mit dem französischen niemals bei dem wechselnden Charakter der dortigen unsichern, wechselnden Regierung und bei den welt- und freiheitzerstörenden Revolutionsprinzipien, denen Recht, Ehre und Treue durchaus unbekannte Dinge waren. Wem dies nicht von vornherein klar war, dem hatte der Inhalt der geheimen Artikel des Friedens von Campo-Formio neben dem von Basel es soeben ad oculos demonstriert.

Unser Vorteil konnte aber niemals in der gepriesenen Neutralität bestehen. Von beiden Seiten zur Allianz aufgefordert und zwischen allen kriegführenden Teilen mitten inne, und jedem angrenzend gelegen, konnten wir des Hasses desjenigen, der im Kampfe unterliegen würde, gewiß sein, ohne uns doch die Freundschaft des Siegers erworben zu haben; daher wäre auch bei uns in jedem Fall das bekannte: „sine gratia, sine dignitate praemium victoris eritis!“[1]) eingetroffen, was denn auch wirklich geschehen ist. Da nun, wie bereits erwähnt, von Frankreich niemals etwas zu erwarten war, am wenigsten Treue und Glauben, es vielmehr bald nach dem Siege sich gegen uns gewendet haben würde (wie geschehen ist) — so hatte der König eigentlich keine Wahl:

[1]) „Ohne Gnade, ohne Würde werdet Ihr die Beute des Siegers sein.“

er mußte mit den Alliierten gemeinschaftliche Sache machen und sich im Kriege so stärken, daß er sowohl dem Neide des Siegers, als dem Haß des Besiegten Trotz bieten konnte.

Zugleich aber mußte er sich, auf die gemachte Erfahrung gestützt, wohl hüten, in solche Gemeinschaft mit ihnen zu treten, die eine Unterordnung irgend einer Art hätte herbeiführen können. Also: — abgesonderte Kriegführung, die norddeutschen Fürsten, die dem Frieden von Basel beigetreten, mit uns; — den Länderbestand, der uns dort zugewiesen, anerkannt, aus etwanigen Eroberungen, die wir machen möchten, Entschädigung für die Kriegskosten, — das Übrige für die vertriebenen Fürsten und für die, die mit uns ziehen. Wir greifen die Niederlande an, nachdem Österreich in Italien und Deutschland losgeschlagen. Die Landung der Russen und Engländer in Holland (die wirklich stattfand) muß mit unserm Angriff gleichzeitig geschehen. Subsidien mußten wir in keinem Fall weder fordern noch annehmen, — im Notfall nur die Garantie einer Anleihe in England. Schließlich mußten wir die österreichischen Niederlande, und von Deutschland bis an den Main soviel für uns behalten, als wir rechtlich bekommen konnten.

Auf diese Weise war auch das Unternehmen beinahe gefahrlos. Wir konnten ganz leicht mit 100000 Mann und mit wenigstens 40000 Sachsen, Hessen und Hannoveranern losrücken und fanden nur den General Brune[1]) mit 20000 Mann vor uns, die österreichischen Niederlande sogar zum Aufstande geneigt (den sie wirklich versucht haben); — und daß Brune nicht verstärkt werden konnte, hat die Erfahrung bewiesen, indem die Franzosen keine neue Armee aufstellen konnten, als ihre italienische zerstört war. — Kurz, eine günstigere Gelegenheit, um uns aus unserer sehr geklemmten Lage zu reißen, konnte gar nicht gefunden werden, und wenn wir die deutschen Fürsten darnach behandelten, konnte uns eigentlich, da Österreich seine Blicke vorzüglich auf Italien richtete, welches wir ihm gönnen mußten, die künftige Hegemonie in Deutschland gar nicht fehlen.

[1]) Guillaume Marie Anne Brune, französischer Marschall, (1763—1815), erst Buchdrucker, Freund Dantons, 1794 Brigadegeneral, errichtete 1798 die helvetische Republik, 1815 Pair von Frankreich, am 2. August 1815 vom Pöbel ermordet.

So dachte aber Friedrich Wilhelm der Gerechte nicht. Vor allen Dingen wollte er nicht inkommodiert sein. Auch sah sein Kabinett nicht so weit. Wie aber der Krieg mit Siegen für Österreich, sowohl in Deutschland als in Italien, begann und man noch mehr in „Numero Sicher" gehen konnte, da wollte auch Haugwitz den Krieg. Der König konnte sich nicht entschließen und mußte erst mit dem Herzog von Braunschweig sprechen. Dies geschah in Minden bei einem Übungslager der dortigen Truppen im Monat Mai 1799. Haugwitz war auch dort. Der Krieg wurde beschlossen und Haugwitz eilte nach Berlin, um mit dem Grafen Panin abzuschließen. Der König reisete über Hamm nach Wesel, und schon vom ersteren Orte aus gereute ihn sein Entschluß, und Haugwitz erhielt andere tergiversierende[1]) Befehle. Er wurde sehr kompromittiert, der König natürlicherweise noch mehr, denn aus der ganzen Sache wurde nichts, — aber sie hatte die unglücklichsten Folgen.

Wäre Haugwitz ein Mann von Ehre gewesen, so hätte er seinen Abschied nehmen müssen; so aber war ihm sein Posten mehr wert. Er blieb und zog sich aus dieser Begebenheit die Lehre, daß mit dem Könige nichts anzufangen sei, sobald es eines festen Entschlusses bedürfte, und daß man ihm diesen also um jeden Preis ersparen müsse. Daher entstand die schwankende Politik, die uns um alle Achtung bei Freund und Feind brachte, uns in die Verlegenheiten von 1805 und 1806 stürzte, und unser Verderben herbeiführte. Man hat dieses dem Haugwitz in der Art beigemessen, als sei es Verräterei oder Dummheit gewesen; er war aber keins von beiden, wohl aber ein Mensch ohne Ehre. Seinen Posten hätte er in jedem Fall verloren, sobald er unsere Politik so geführt hätte, daß der König sich entschließen mußte: „ja!" zu sagen. Entschlüsse hatte er immer nur, wenn sie durch „nein!" herbeigeführt wurden oder wenn seine Person dabei beteiligt war, wenn er z. B. Unbequemlichkeiten oder Ärger davon hatte oder in der Meinung stand, ein Untertan wolle ihm nicht gehorchen. Alsdann waren seine Entschlüsse fest und unwiderruflich.[2]) — Haugwitz hat Memoiren zu seiner Rechtfertigung geschrieben, die sein

[1]) Verzögernde, eigentlich: den Rücken wendende.

[2]) Marwitz denkt an seine Erlebnisse von 1811. Vgl. u. Kap. 9.

Erbe wohl in Händen haben wird.[1]) Wenn sie einst herausgegeben werden sollten, wird man das Gesagte bestätigt finden.

Übrigens war auch der Erfolg des österreichischen Krieges so, daß ein Zauberer wie der König wohl in seiner Meinung bestärkt werden und glauben konnte, er habe recht gehabt, neutral zu bleiben. — Der Kaiser Paul führte den Krieg mit derselben loyalen Gesinnung wie früher Friedrich Wilhelm II. Er wollte die Revolution dämpfen und jedem wieder zu seinem Rechte verhelfen. Österreich wollte sich die Franzosen vom Halse schaffen und dabei (zu eingebildetem eigenen Vorteil) soviel Unrecht tun wie möglich. — Suwarow, der in Italien die russische und österreichische Armee kommandierte, war zu diesem Zweck auch zum österreichischen Feldmarschall ernannt worden, stand als solcher unter dem Kaiser Franz und war auch vom Kaiser Paul in Hinsicht der Russen angewiesen, sie so zu gebrauchen, wie der Kaiser Franz es verlangen würde. Nachdem er nun im wahren Siegesfluge die Franzosen einmal ums andere geschlagen und bis über die piemontesische Grenze getrieben hatte, war weiter nichts nötig, als seine Bewegung mit Nachdruck fortzusetzen, um die Franzosen auseinanderzusprengen und mit ihnen zugleich in Frankreich anzukommen, oder wenigstens bis an die Alpen vorzudringen. Auch war dies Suwarows Absicht, und da er sich an den Wiener Hofkriegsrat niemals kehrte, so erhielt er den eigenhändigen Befehl vom Kaiser Franz, zuvörderst alle Festungen, die er hinter sich gelassen, zu erobern. Dies verursachte eine Zersplitterung der Armee den ganzen Sommer hindurch und verschaffte dem französischen Feldherrn Moreau die Möglichkeit, sich in den See-Alpen vor Genua zu halten.

Unterdessen kam Macdonald mit 30000 Franzosen von Neapel herauf, gezwungen, diese frühere Eroberung zu verlassen und Moreau zu Hilfe zu eilen. Suwarow brachte nur mit Mühe eine gleiche Stärke zusammen und besiegte Macdonald in der dreitägigen Schlacht an der Trebbia, bei welcher Gelegenheit

[1]) Ein Bruchstück davon ist veröffentlicht worden: Fragment des mémoires inédits du comte de Haugwitz. Jena 1837. Haugwitz war 1832 gestorben. Vgl. über Haugwitz' Memoiren Ranke, Hardenberg und die Gesch. des preuß. Staates 1793—1813, Bd. II, S. 271—318 (Sämtl. Werke Bd. XLVII).

er diesen in der Front und Moreau nur auf wenige Meilen hinter seinem Rücken hatte, — ein Sieg, den er nur der Unfähigkeit dieses so mit Unrecht gepriesenen Feldherrn verdankte. Wenn dieser, statt mit künstlichen Projekten zu einer Vereinigung mit Macdonald die Zeit zu verbringen, dem Suwarow ganz einfach gefolgt wäre und gleichzeitig mit jenem angegriffen hätte, so waren aller Wahrscheinlichkeit nach alle Eroberungen der Österreicher bis an den Mincio wieder verloren und die fünf oder sechs Belagerungen, die sie gleichzeitig führten, aufgehoben und daher ganz unnütz begonnen worden. Nachdem nun der kleine Überrest des Macdonaldschen Heeres hinter den Apenninen, längs der See, zu Moreau hingekrochen und jene Festungen, namentlich Mantua, gefallen waren, konnte Suwarow endlich sein Heer sammeln, schlug die Franzosen bei Novi und eroberte bald ganz Piemont, bis auf den kleinen Winkel beim Col di Tenda. Von jedem Ort, den er betrat, nahm er für den rechtmäßigen Herrn, den vertriebenen König von Sardinien, Besitz, allein auf nicht lange Zeit, denn bald erschien wieder ein „Handbillet" vom Kaiser Franz, der ihm selbiges untersagte, und es wurde provisorisch eine österreichische Verwaltung geführt.

Dasselbe geschah mit Ancona, welches sich nach langer Blockade, zu Lande durch eine österreichische Division, zur See durch eine vereinigte russische und türkische Flotte, ergeben mußte. Die Übergabe geschah, wie natürlich war, an den, der festen Boden unter den Füßen hatte, und wie nun die Russen landeten, litten die Österreicher nicht, daß sie ihre Fahnen aufpflanzten, denn Ancona könne nicht, wie die Absicht der Russen war, dem Papste zurückgegeben werden, weil es (mit den sogenannten drei Legationen[1]) eine kurze Zeit zu der cisalpinischen Republik gehört habe!! Es sei also eine Eroberung Österreichs! Ob dieses nun wirklich beabsichtigte, künftig außer dem Venetianischen und Mailändischen auch noch das rechtmäßige Eigentum dieser beiden unschuldig beraubten Fürsten zu behalten, oder es im Frieden, zu Erlangung besserer Bedingungen für sich selbst, den Franzosen zurückzugeben, ist gleichgültig, da das eine ebenso infam und niederträchtig wäre, als das andere.

[1]) Ravenna, Bologna, Ferrara, Provinzen des ehemaligen Kirchenstaates (—1797).

In Deutschland war aber eine wenigstens ebensogroße Infamie schon früher geschehen. Bei dem ersten Vorrücken der Franzosen, im März, war Rastatt für neutral erklärt worden. Wie die Franzosen nachher wieder weichen mußten und es auch einleuchtend war, daß kein Friede mehr zustande kommen könne, erhielten die französischen Gesandten Befehl, abzureisen. Diese höchst trotzigen und groben Kerle lachten dazu und blieben, unstreitig, um jetzt hinter der österreichischen Armee zu spionieren. Wie aber die Neutralität aufgekündigt war, reiseten sie kurz vor Ablauf derselben in der Nacht ab. Kaum vor den Toren von Rastatt angekommen, wurden sie von österreichischen Husaren angehalten und, nachdem sie sich genannt, niedergehauen, für tot liegen gelassen und ihre sämtlichen Briefschaften geraubt, sonst aber weder Geld noch Effekten. Zwei kamen mit dem Leben davon, einer war tot.

Die übrigen Gesandten in Rastatt, namentlich der preußische, erhoben den größten Lärm über solche unerhörte Verletzung des Völkerrechts, — von österreichischer Seite aber geschah gar nichts. Man gab zu verstehen, es könnten Räuber oder gar in österreichische Uniformen verkleidete Emissarien einer andern Partei in Frankreich gewesen sein. Nur der Erzherzog Karl, der die Armee in Deutschland kommandierte, rechtfertigte sich öffentlich, auch war niemand, der einem so edelgesinnten Prinzen die geringste Mitwissenschaft zutrauen konnte. Aber weder der Kaiser noch sein Kabinett gaben einen Laut von sich, noch verfolgten sie irgend eine Spur des Verbrechens. Später wurde alles auf den Sündenbock, Thugut, geschoben, aber wenn er sich vielleicht auch unterstehen mochte, eine solche Schandtat ohne Vorwissen seines Herrn zu begehen, so war doch dieser Herr, der Kaiser, kein Strohwisch, sondern ein Mensch, der, wenn auch keine Ehre, doch soviel Tugend und Pflichtgefühl im Leibe haben mußte, daß er solches Verbrechen verfolgen und bestrafen, solchen Schandfleck auf seinem eigenen Namen und Regentenpflicht abwaschen mußte. Er ließ ihn aber ruhig sitzen, ebensogut wie alle übrigen schon erwähnten und noch zu erwähnenden Schandflecke.[1]) — Man bedenke hierbei, daß dies derselbe

[1]) Diese Beurteilung Franz' I. wie der österreichischen Politik überhaupt ist für Marwitz sehr charakteristisch; auch hierin zeigt er sich als Träger der Friderizianischen Tradition und einen Vorläufer Bismarcks in den 50er Jahren. —

Kaiser Franz ist, den man jetzt als das Muster eines braven Mannes und eines guten Regenten preiset!

In Deutschland nun hatte Erzherzog Karl ebenfalls mit zwei Siegen, bei Stockach[1]) und Zürich angefangen, die er eigentlich der Dummheit seiner Gegner verdankte. Nachher stand er, während der Siege Suwarows, den ganzen Sommer hindurch untätig an der Limmat Masséna[2]) gegenüber. Der Erzherzog ist zwar sein Leben hindurch nur dann unternehmend gewesen, wenn ihm sozusagen das Feuer schon unter den Nägeln brannte, aber dieses Zaudern, dieser gänzliche Mangel an Ämulation neben Suwarow wäre zu unbegreiflich und muß dem Wiener Kabinett und Hofkriegsrat zugeschrieben werden, welches der Erzherzog in seinem Werke über diesen Krieg auch zu verstehen gibt.[3]) Vermutlich wollte es wieder Arbeit und Menschenverlust den Russen allein auflegen, und von Deutschland aus keine Fortschritte machen, um den deutschen Fürsten nicht Gelegenheit zu geben, noch größere Ansprüche zu machen als in Rastatt. Sie wollten Frieden machen, Italien behalten und um die schwer zu erobernden Länder auf dem linken Rhein-Ufer sich gar nicht bekümmern. Die nächsten Ereignisse bestätigen diese Ansicht. Welchen Eindruck das Ganze auf den redlichgesinnten und höchst reizbaren Kaiser Paul machen mußte, läßt sich denken. Wie immer blieb auch hier die Strafe der Selbstsucht nicht aus, und das endliche Resultat war: Auflösung der Allianz, und für Österreich gänzlicher Verlust alles dessen, was dieser glänzende Feldzug ihm erworben hatte.

Denn nachdem der Sommer also verflossen und die Franzosen einige Mannschaften bei Mainz zu versammeln anfingen, fingierte man in Wien große Besorgnis und daß sie dem Erzherzog im

---

Über den Rastatter Gesandtenmord (28. April 1799) gibt es eine sehr umfangreiche, über die Wichtigkeit der Frage weit hinausgehende Kontroversliteratur; am wertvollsten Hüffer, Der Rastatter Gesandtenmord, 1896. Die österreichische Regierung scheint an dem Morde durch Szekler Husaren nicht direkt schuld zu sein, wollte sich aber der Papiere der französischen Gesandten bemächtigen. — Übrigens kam nur einer der drei Gesandten mit dem Leben davon.

[1]) Nordwestlich vom Bodensee.

[2]) André Masséna, französischer Marschall, Herzog von Rivoli (1758—1817), besonders ausgezeichnet bei Rivoli, Aspern und Eßling.

[3]) (Anonym) Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. Mit Karten und Plänen, 2 Teile, o. J. Wien, Anton Strauß.

Rücken operieren könnten, daraus aber die Notwendigkeit, ebenfalls eine Armee gegen Mainz aufzustellen.

Da nun zu derselben Zeit eine Verstärkung von 20000 Russen unter Korssakow[1]) im Anmarsch war, so wurde diese gegen Zürich gesendet. Der Erzherzog sollte bei deren Ankunft mit dem größten Teile der Österreicher gen Mainz rücken und Suwarow mit seinen Russen über den Gotthard ebenfalls in die Schweiz einbrechen und Masséna im Rücken angreifen. So wurde ein förmliches chassez-croisez im Angesicht des Feindes angeordnet und alle Russen, die schon in der Ebene unbehilflich waren, in die Hochgebirge der Alpen gesendet, — sie, die in ihrem Vaterlande kaum Hügel gesehen und bestiegen hatten. Diesem für einen Tanzsaal passenden Projekt fehlte nur, daß der Feind sich, wie ein bloßer Zuschauer, ruhig verhalten hätte.

In Italien blieben die Österreicher auch ohne Suwarow stark genug, wie denn ihr Feldherr, Melas[2]), die Franzosen schlug und bis über den Var trieb. Das Natürlichste war, Korssakow ebenfalls nach Italien und unter Suwarow zu stellen, wo denn der Krieg bald sein Ende erreicht hätte. Suwarow sollte aber fort, damit er kein Land seinem rechtmäßigen Herren zurückgebe! Die Anstalten zu dieser gänzlichen Umkehr der Verhältnisse und zu dem Marsch über die Hochalpen waren so schwierig, daß die Franzosen davon Nachricht und den Österreichern den Paß über den Gotthard schon abgenommen hatten, als Suwarow am Fuße desselben erschien. Er mußte sich also hindurch *schlagen*, und wie er in Altorf am Vierwaldstätter See erschien, den er überschiffen sollte, hatten die Franzosen die Schiffe hinweggeführt; so steckte er im engen Tale der Reuß, zwischen den höchsten Bergen Europas, ohne Lebensmittel, den Gotthard hinter sich schon wieder vom Feinde besetzt!

Bei Zürich hatte der Erzherzog Karl nicht früher abmarschieren wollen, als bis Suwarow eingetroffen sei. Als aber Korssakow

[1]) Alexander Iwanowitsch Rimskoi Korssákow (1753—1840), russischer General, am 25. September 1799 von Masséna bei Zürich geschlagen, später Generalgouverneur von Litauen.

[2]) Michael Freiherr v. Melas, österreichischer Feldmarschall (1729—1806), am 14. Juni 1800 bei Marengo geschlagen. Vgl. u. S. 162.

sich höchst impertinent gegen ihn benahm, ließ er ihn, seinem Verlangen gemäß, im Stich, zog gen Mannheim, und nur 20000 Österreicher blieben in der Schweiz. So war das Chassez-croisez in zierlichster Aufführung begriffen, als Masséna aus seinem Sommerschlaf erwachte. Er fiel zuerst über die Österreicher her und schlug sie, dann kam die Reihe an Korssakow. Der glaubte, wenn er nur feststände, müßten die Franzosen laufen; sie schossen ihm aber den größten Teil seiner Leute tot, bis Korssakow mit den Überbleibseln doch davonlaufen mußte.

Dies geschah in den Tagen, wie eben Suwarow über den Gotthard zog. Aus seiner Klemme am Vierwaldstätter See marschierte er nun über die hohen Berge gegen Glarus[1]). Er schlug die Franzosen, die ihn von vorn und im Rücken angriffen, ungeachtet er seine Kanonen und Pferde schon meist hatte im Stich lassen müssen. In Glarus erfuhr er die Niederlage der Österreicher und Korssakows und die Unmöglichkeit, weiter vorzudringen. Es blieb ihm also nichts übrig, als auf einem unwegsamen Fußsteige, den in der Jahreszeit kein Jäger mehr betrat, in Schnee und Eis in das Sernf-Tal und von da nach Chur in Graubünden zu ziehen, wo er mit dem dritten Teil seines Heeres, ohne Pferde, Gerät, Geschütz, Munition, fast ohne Bekleidung, ausgehungert und erschöpft ankam. Alles dies und zwei Drittel seiner Mannschaft hatte er gegen den Feind, das meiste jedoch durch Hunger und Kälte verloren. Sein Zug ist der erstaunlichste Kriegszug im Hochgebirge, den die Geschichte kennt, gegen den Hannibals und Bonapartes Züge über die Alpen wie anmutige Promenaden verschwinden. Die Franzosen faßten nun wieder festen Fuß in Schwaben, Suwarow zog das Rhein-Tal hinunter zu der österreichischen Hauptarmee, die der Erzherzog, von seiner Promenade nach Mannheim zurückgekehrt, wieder kommandierte, und kurz darauf weit zurück in die Winterquartiere.

Da die Landung in Nordholland ebenso schlecht abgelaufen, mehrere tausend Russen dabei gefangen waren, und der Herzog von York[2]), der die Expedition kommandierte, nur vermöge einer

[1]) Im Manuskript steht Glaris; das ist eine Verwechselung.

[2]) Frederick Herzog von York, der zweite Sohn Georgs III. (1763—1827). Er wurde 1793 bei Hondsschoote (o. S. 76) geschlagen und kapitulierte 1799 bei Alkmaar.

Kapitulation seine ungehinderte Einschiffung wieder bewerkstelligen konnte, so ergrimmte der Kaiser Paul gegen seine Alliierten (mit Recht) und zog seine Truppen ganz zurück.

In Berlin triumphierte die Partei der Schwächlichen und pries laut den verständigen Monarchen, dessen Weisheit seinem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten gewußt hätte! Es sollte sich aber bald zeigen, daß ein großer Staat beinahe niemals, wenn Krieg an seinen Grenzen ist, mit stiller Neutralität weise handelt. Er wird dabei allemal bald von der einen, bald von der andern Seite kompromittiert, verfällt in eine falsche Stellung und wird bald von beiden Parteien mißachtet.

Der Gang des Krieges den Sommer hindurch, der Geldmangel, die persönliche Schlechtigkeit der Gewalthaber, hatten das französische Direktorium weniger verhaßt, als von Grund aus verächtlich gemacht. Bonaparte erhielt in Ägypten, wo er eben durch gigantische Projekte soweit gekommen war, seine Armee auf die Hälfte heruntergebracht zu haben, und wo ihm also eben kein Glück blühete, Nachricht davon, und von dem Verluste Italiens. Alsbald desertierte er von seiner Armee, nahm seine besten Generale mit, erschien in Frankreich als Sieger und Gebieter, als die einzige Hoffnung des Landes — und bald hatte er das Direktorium gestürzt und sich der Regierung bemächtigt (November 1799), die er einige Jahre unter dem Titel eines Konsuls, dann eines Kaisers führte. Er brachte bald Leben hinein und Armeen auf die Beine. Ihm mußte es für Preußen als notwendig erscheinen, in eine enge Allianz mit Frankreich zu treten. In der Tat hatte Preußen Österreich und Rußland so von sich abwendig gemacht, daß es von diesen Mächten bei der künftigen Pazifikation keine Rücksichten, viel weniger Unterstützung zu hoffen hatte; — ebensowenig konnte dies von seiten der deutschen Fürsten der Fall sein, denn die Entschädigungen, die Preußen verlangte, sollten ja in Deutschland gegeben, also deutschen Fürsten oder Korporationen genommen werden! — Und da Preußen diese Entschädigungen nur ansprechen konnte infolge seines Traktates mit Frankreich, so war ja klar, daß es entweder an Frankreich halten, oder jenen Ansprüchen entsagen mußte!

Überdies konnte man erwarten, daß der nächste Feldzug für Frankreich glücklich ausfallen würde. Die Russen und der Eroberer

von Italien waren fort, die Schlacht von Zürich hatte den Franzosen die ganze Schweiz gegeben und sie wieder nach Deutschland gebracht, — und jetzt stand nicht mehr ein zwiespaltiges, unsinniges Direktorium, sondern Bonaparte an der Spitze! Er schickte mithin alsbald einen vertrauten Adjutanten, Duroc[1]), nach Berlin, und heuchelte in seinem Schreiben und in Reden eine große Verehrung für Preußen. Duroc tat desgleichen, und da er gut aufgenommen wurde, so säumte er nicht, mit seinem Auftrag auf eine Offensiv- und Defensivallianz hervorzutreten. Die Sache war so natürlich und folgte so notwendig aus dem, was Preußen in dem letzten Jahre getan oder vielmehr unterlassen hatte, daß er an der Annahme seines Vorschlages nicht zweifelte. Der König aber wollte zwar gern in Ruhe bleiben, und sich um nichts bekümmern, hoffend, daß ihm die Rosinen endlich von selbst in den Mund fallen würden, aber sich, um diese zu pflücken, mit einem Abenteurer, wie Bonaparte, gegen rechtmäßige Fürsten und Verwandte zu verbinden, — das war seinem brandenburgischen Magen zu unverdaulich! Freundschaft und Neutralität wurden versichert, die Allianz abgelehnt. — Bonaparte konnte die Dummheit nicht begreifen, den Zweck zu wollen, ohne die Mittel anzuwenden. Hier lag der Anfang seiner Mißachtung gegen den König, die sich in der Folge, wie dieser immer bei demselben inkonsequenten Betragen verblieb, in förmlichen Haß und Verachtung verwandelte.

Man wird nicht glauben, ich selbst sei der Meinung, der König hätte sich mit Bonaparten verbünden sollen. Der würde ihm zwar im Anfang allerhand zugewendet, aber es ihm auch bald wieder abgenommen haben! Ich glaube, daß es noch immer besser war, die vergangenen Fehler zu bereuen und jetzt noch Österreich zu Hilfe zu kommen, — zwar ein gewagtes Spiel, aber doch ehrenvoll! — Ich meine nur, daß derjenige, der *aus Überzeugung* während des Krieges von 1799 stillsaß, auch durch dieselbe Überzeugung notwendig dahin geführt werden mußte, sich 1800 mit Frankreich zu alliieren. Wer aber nach gar keinen sittlichen Gründen handelt, nach gar keiner Überzeugung, sondern in seinem Eigen-

[1]) Gérard Christophe Michel Duroc, General und Diplomat, Herzog von Friaul, grand-maréchal du palais, geb. 1772, Vertrauter Napoleons, fiel 1813.

sinn sich einbildet, allein der Ruhe pflegen zu können, wenn die ganze Welt um ihn her in Aufruhr ist, der ist .... und wird früh oder spät die Folgen seines kurzsichtigen Egoismus empfinden.

Bonaparte brachte bald wieder Soldaten auf die Beine, verstärkte die Armee in Deutschland, deren Kommando er Moreau gab, und spielte nun ein Strategem, welches ihm vollkommen gelang und noch nie dagewesen ist, solange die Welt ihre Geschichte hat.

Er zog einige Bataillone bei Dijon zusammen und sprengte aus, hier werde eine Reserve-Armee von 30000 Mann formiert, mit dieser werde er über Genf und den Großen St. Bernhard in Italien einbrechen und so Melas, der Masséna in Genua blockierte, in den Rücken kommen. Das Projekt schien abenteuerlich, doch suchten alle Mächte hinter die Wahrheit zu kommen, namentlich Österreich und England. Napoleon täuschte ihre Emissare, marschierte wirklich am festgesetzten Tage auf Genf, überschritt den St. Bernhard und war in Mailand, bevor Melas noch glauben wollte, daß er wirklich eine Armee habe, mit der er marschieren könne! Napoleon hatte im ganzen 50000 Mann. Es kam bei Marengo, dicht vor Alessandria, zur Schlacht, in welcher die Franzosen den Rücken nach Österreich, die Österreicher nach Frankreich hatten. Bonaparte war, wie es finster ward, so komplett geschlagen, daß der achtzigjährige[1]) Melas ermüdet nach Alessandria zurückritt und seinem Generalquartiermeister Zach die Verfolgung überließ. Eine glückliche Attacke des Generals Kellermann[2]), wobei Zach gefangen wurde, die Nacht, Verwirrung, Mangel an Befehl, verwandelten den Sieg der Österreicher in eine Niederlage, der am anderen Tage eine Kapitulation folgte, vermöge welcher die Österreicher alle Eroberungen Suwarows samt allen Festungen herausgaben und die österreichische Armee bis hinter die Etsch *eskortiert* wurde. Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen folgten. Ersterer wurde gegen Ende des Jahres 1800 noch einmal aufgehoben, und Moreau erfocht in Bayern den Sieg bei Hohenlinden — eine Renkontre im Walde

[1]) Vgl. o. S. 158, Anm. 2. Melas war also 71 Jahr alt.

[2]) Dieser führte die Reiter auf dem rechten Flügel. Der eigentliche Sieger von Marengo (14. Juni 1800) war Desaix. Vgl. *Fournier*, Napoleon I, Bd. I², S. 243—46, 309 f.

bei Schneegestöber, die durch die Geistesgegenwart und Tapferkeit des Generals Richepanse[1]) entschieden wurde.

Es folgten Friedensunterhandlungen in Luneville, die mit den Einrichtungen in Deutschland, dem sogenannten Reichsdeputationsrezeß[2]), bis zum 15. Februar 1803 dauerten. Napoleon machte sich immer furchtbarer, das Werk in Deutschland rückte nicht vorwärts wegen der Mißhelligkeiten zwischen Österreich und Preußen, und Bayern gab zuerst das Beispiel, sich direkt an Bonaparte zu wenden. Die andern Fürsten folgten — Preußen fehlte auch nicht, und so ward er vollständig der Schiedsrichter. Er verteilte Deutschland wie es ihm gefiel; wer am besten schmeichelte und kroch, dabei seine Kreaturen, namentlich Talleyrand, am reichlichsten bestach, der erhielt viel — bis zu denen herab, die sich nicht erniedrigten und daher nichts erhielten. Bayern erhielt verhältnismäßig am meisten, Preußen bekam einen Teil von Münster, Paderborn, Hildesheim, das Eichsfeld mit Erfurt und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar.[3])

So schien der Sturm für uns vorübergegangen, allein wir hatten uns selbst verlassen und dem Bösen Macht über uns gegeben, die er denn auch bald an uns zu üben anfing. — —

Für uns war der Tod des Kaisers Paul[4]) (am 24. März 1801) ein Glück; denn wenn er am Leben blieb, war es unvermeidlich, daß wir von ihm mit Krieg überzogen wurden. Er hatte sich nämlich 1800 von der Koalition zurückgezogen und dagegen mit Bonaparte, den er bewunderte und der ihm listig entgegenkam, einen Freundschaftsbund geschlossen. Mit den Engländern war er wegen des Visitierens neutraler Schiffe in offenem Streit, und von Bonaparte wurde er angeregt, Preußen dahin zu bringen, daß es sich endlich an sie beide anschließen müsse. Er verlangte also zuerst dessen Beitritt zur bewaffneten See-Neutralität, bei welcher Preußen

[1]) Antoine Richepanse, 1770—1803, schon 1796 Brigadechef, 1799 Divisionsgeneral, 1803 gegen das aufrührerische Guadeloupe, wo er am gelben Fieber starb.

[2]) Heute „Reichsdeputationshauptschluß" genannt. — [3]) Außerdem noch einige Abteien Herford, Quedlinburg, Essen usw., die Marwitz übergeht.

[4]) Marwitz fügt hier eine sehr ausführliche und anschauliche Schilderung der Ermordung Pauls I. ein, die in der Hauptsache auf eine Erzählung Alexanders I. zurückgeht, aus Raumgründen aber hier fortbleiben muß; ich habe sie in der Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. vom 25. November 1906 veröffentlicht.

kürzlich gewesen, aber sich jetzt nicht entschließen konnte, sich mit England zu verfeinden. Auf erhaltene abschlägliche Antwort versammelte Paul eine Armee an der preußischen Grenze und befahl nun geradezu dem Könige, Hannover zu besetzen, um die Engländer von Deutschland auszuschließen. Diese Depesche, vom Tage vor seinem Tode datiert, war kaum in Berlin abgegeben, wo sie unser Kabinett in die größte Verlegenheit versetzte, als auch die Nachricht von Pauls Tode eintraf. — So hatte der König noch einmal das Glück, aus einer der vielen Verlegenheiten zu kommen, welche seine Obstination, untätig zu bleiben, während um ihn herum alles in Unruhe war, ihm immer von neuem bereitete. —

Ich selbst hatte zwar von früher Jugend an die richtige Einsicht von den Weltbegebenheiten bekommen; das Gefühl für Recht, Pflicht und Ordnung war mir viel zu sehr zur andern Natur geworden, und ich war den Weltbegebenheiten (etwa seit der Hinrichtung Ludwigs XVI.) viel zu aufmerksam gefolgt, als daß ich jemals ein falsches Urteil über sie hätte haben oder mich von den Nützlichkeitstheorien hätte blenden oder durch die von Lügen verdeckte Bosheit der einen und Schlechtigkeit der andern hätte blenden lassen können, — aber die vollständige Einsicht der Folgen aller dieser Dinge für die Welt und für unser Vaterland insbesondere, die überhaupt nur von der Erfahrung gegeben wird, — die hatte ich freilich nicht. — Ich hatte einen solchen hohen Begriff von der preußischen Armee, daß es mir nicht einfiel, das Elend, welches Süddeutschland, Holland, Italien usw. traf, könne auch über uns hereinbrechen und unsere Armee könne geschlagen werden, wie die Österreicher. Ich glaubte vielmehr, und das ganze Land teilte meinen Irrtum, daß, wenn es einmal soweit käme, die Franzosen laufen müßten wie bei Roßbach, oder wenigstens wie bei Pirmasens und Kaiserslautern. Daß wir doch in den letzten Feldzügen nicht mehr ausgerichtet, schob ich einzig und allein auf die mangelnde Treue der Österreicher und auf die Hemmnisse, die sie uns in den Weg gelegt hatten und meinte, wenn wir nur allein daständen auf dem Schlachtfelde, könne es nicht fehlen. — Den Österreichern wünschte ich zwar immer Sieg, weil sie Deutsche waren und das Recht (im allgemeinen) auf ihrer Seite hatten, — allein da ich beinahe jedesmal in meinen Hoffnungen getäuscht

war, so faßte ich die schlechteste Idee von der Verfassung ihrer Armee, von ihrem Mute und von ihren Anführern.

Da nun mit dem Frieden von Luneville die Waffenruhe allgemein hergestellt war, meine Majorennität herannahete und ich durch den Umgang mit Irene höhere Ansprüche hatte machen lernen, so begann der Friedensdienst, die täglich sich wiederholende „Waffenübung", das „Kommandowort" ohne naheliegenden Zweck mir höchst lästig zu werden. —

Meine ältere Schwester Wilhelmine war Hofdame bei der verwitweten Königin[1]) und fing mit dem Jahre 1797 an, sehr zu kränkeln. Sie litt an häufigen Ohnmachten und Krämpfen. Meine Mutter, sehr erschrocken darüber, tat alles mögliche, um sie wiederherzustellen, konnte sich aber nicht entschließen, die Tochter aus Gesellschaften oder aus ihrem Dienst bei Hofe zurückzuziehen. Ihr Dienst bei Hofe war einerseits sehr leicht, andererseits ihr höchst verderblich. Im Winter, wenn die Königin in Berlin war, sah sie ihre Damen beinahe nicht. Den Sommer bis in den späten Herbst brachte sie in Freienwalde zu. Sie hatte drei alte und zwei junge Hofdamen, die nicht auf dem Schloß, sondern bei ihren Müttern wohnten; nun hatte sie während des Sommers, wo immer Gesellschaft und einige Vergnügungen im Freienwalder Bade waren, immer ein paar von den alten, sowie aber das Wetter schlecht wurde, die beiden jungen Hofdamen bei sich. Diese waren denn den ganzen Tag in ihren Zimmern, und abends um sechs Uhr wurden sie zum Tee gerufen. Hier mußten sie mit der Königin, der es allenthalben zu heiß war, bis elf oder halb zwölf bei offenen Fenstern oder gar in rund herum offenen Gartenhäusern sitzen, bis spät in den November hinein, — ja, wenn es schon fror. Die daraus folgenden beständigen Erkältungen stürzten die Gesundheit meiner Schwester ganz und gar, und von 1801 an ging sie dem Tode sichtbar entgegen. Seit 1802 mußte meine Schwester immer zu Hause bleiben. Man wandte noch ein sehr starkes Mittel an, aber die Krämpfe wurden immer häufiger, und bald deklarierte sich die Schwindsucht.

Meine Mutter war noch immer voll Hoffnung. Endlich,

[1]) Über diese vgl. o. S. 112 f.

am 10. April 1803, wurde ich nach Hause gerufen und fand die Arme in einem sehr schlechten Zustand. Der schon gerufene Dr. Heim[1]) kam und tat eben nichts. Ich fragte ihn daher: „Quid judicas de sorore?“ Er antwortete: „Mors instat.“ Ich fragte noch: „Nulla spes?“ und er: „Nulla.“[2]) Nun wurde die Mutter natürlich aufmerksam und wollte wissen, was er gesagt? Ich wich anfänglich aus, wie aber schon die Konvulsionen des Todes sich einstellten, sagte ich es ihr. Meine Schwester hatte noch eine Stunde lang einen sehr schweren Tod; sie ruht neben meiner Lieblingsschwester Amélie, die, unter allen meinen Geschwistern mir besonders befreundet, im Februar 1797, im achtzehnten Jahre, an den Folgen einer Erkältung ganz plötzlich gestorben war. Dies war der Anfang von alle den meist plötzlichen Todesfällen gewesen, durch welche ich nach und nach alles verlieren sollte, was mir irgend auf Erden lieb geworden war.

Nun waren beide Schwestern dahin, mit denen ich aufgewachsen war. Meine beiden kleinen Brüder wurden Ende 1801 oder Anfang 1802 von Küstrin, wo sie in Pension waren, nach Berlin genommen. Der ältere, Alexander, wohnte nun bei uns im Hause und besuchte das Graue Kloster, für den jüngern, Eberhard, nahm meine Mutter das Versprechen des Königs[3]) in Anspruch, wo er denn auch, elf Jahr alt, in die école militaire aufgenommen und auf königliche Kosten erzogen wurde. Da der General Rüchel[4]) Direktor der Erziehungsanstalten war, so machte ich bei dieser Gelegenheit seine nähere Bekanntschaft, welche in der Zukunft auf meine Stellung in der Armee von Einfluß war.

Ich beschäftigte mich nun viel mit meinen Brüdern und half dem jüngern in seinen Studien, — der ältere[5]) hatte es nicht nötig. Nur habe ich mir vielleicht vorzuwerfen, daß ich ihn im Sommer 1802 zu oft allein gelassen und dadurch vielleicht dazu beigetragen

---

[1]) Ernst Ludwig Heim, berühmter Arzt (1747—1834), der auch der Königin Luise in ihren letzten Tagen zur Seite gestanden hat.

[2]) „Was denken Sie über die Schwester?“ „Der Tod steht bevor.“ „Keine Hoffnung?“ „Keine.“ — [3]) Vgl. o. S. 72.

[4]) Ernst Friedrich Wilhelm v. Rüchel (1754—1823), zeichnete sich 1793 bei Kaiserslautern aus, erschien zu spät bei Jena (14. Oktober 1806). Genauere Mitteilungen über ihn u. Kap. VII. — [5]) Alexander (1787—1814).

habe, daß er sich in der Folge zu sehr in die Gesellschaft der Gelehrten und anstrebenden Jünglinge warf, welches ihm viel Weh bereitet hat. Auch meinen jüngeren Schwestern gab ich um diese Zeit in der Arithmetik Unterricht.

Zu Anfang des Jahres 1799 war ich infolge einiger zu großen Anstrengungen und starker Erkältungen in eine schleichende Krankheit verfallen, die eine förmliche Auszehrung wurde. Ich laborierte den ganzen Winter an immer zunehmender Mattigkeit und konnte mich nicht einmal anziehen, ohne dazwischen auszuruhen. Wenn ich zehn Schritt im Zimmer ging, war der Atem weg. Dies dauerte bis zum Frühjahr, ohne daß ich Exerzierzeit und Revue mitmachen konnte. Zur Spezialrevue quälte ich mich heraus, ungeachtet ich Erlaubnis hatte, wegzubleiben, es bekam mir aber sehr schlecht. Wie das Wetter besser wurde, wurde mir Eselsmilch verordnet, welche ich den ganzen Sommer hindurch gebrauchte und dadurch vollkommen hergestellt wurde, ohne daß ich bis jetzt je wieder den mindesten Anstoß an Brust und Lunge gehabt hätte.

Während die Krankheit am heftigsten war, genoß ich der sorgfältigsten und liebevollsten Pflege, und ich bekam ordentlich einen Zustand von Angst, wenn ich daran dachte, ohne solche Pflege schwer krank zu sein und halb einsam sterben zu müssen.

Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise.

Um den Faden der künftigen Erzählung unserer Unglücksperiode nicht zu unterbrechen, will ich hier noch etwas vom Könige und der Königin beibringen.

Mit dem Könige war ich von meiner frühesten Jugend an bekannt. Sein Bruder, der Prinz Louis[1]), stand von 1791 bis 94 bei den Gensdarmen. Der damalige Kronprinz kam täglich mit ihm auf Parade. — Es wurden damals allerhand Spiele zu Pferde getrieben, an denen beide teilnahmen, z. B. Exerzieren von lauter Offizieren, so daß sie einen oder zwei Züge formierten und ein Rittmeister (Löschbrandt) das Ganze führte; oder Jagd im Tiergarten. Ein ehemaliger Gensdarmenoffizier, Rothkirch, ein gewaltiger Reiter (wie es keinen mehr gibt) machte den Hirsch,

[1]) Friedrich Ludwig Karl (1778—1796); über ihn vgl. o. S. 109 ff., 122.

verbarg sich im Walde, die anderen waren Jäger und Hunde. Er wurde parforcemäßig lanciert[1]), und dann gejagt, d. h. er sollte gegriffen werden, welches aber fast niemals gelang. Es wurde auch (zu Fuß) Ball gespielt, beim Hofjäger, wozu die beiden Parteien in besondere Farben gekleidet waren. Hieran nahm zwar der Prinz Louis teil, der Kronprinz blieb aber immer Zuschauer, — entweder konnte er sich zum Laufen auf seine Beine, die damals gewaltig dünn waren, nicht verlassen, oder er wollte nicht mit dem Ball geworfen werden.

Hierdurch war denn eine ordentliche Bekanntschaft entstanden. Wenngleich die Spiele aufhörten, seit beide verheiratet, und der Prinz Louis selbst ein Regiment bekommen hatte, so unterhielt sich der Kronprinz, vorzüglich die letzte Zeit vor seiner Thronbesteigung, sehr viel mit mir. Wie im Herbst 1796 die Kaiserin Katharina gestorben war und Paul seine Regierung mit lauter den Russen unangenehmen Neuerungen anfing, und namentlich die Armee in altpreußische Montierungen zwängte, war auch einmal eine Unterredung darüber. Es war im Winter 1797 auf einem Ball bei dem schon damals sehr kranken König. Ich fuhr heraus: „Gleich nach seiner Thronbesteigung hat ein König doch wohl mehr zu tun, als Montierungen zu ändern!" Der Kronprinz sah mich halb betroffen an, ging weg und sprach nie wieder über Ernsthaftes mit mir, außer einmal in Memel.[2]) Ein halbes Jahr später war er König und änderte sogleich alle Uniformen auf höchst unzweckmäßige Weise.[3]) Er hat mir in seinem Leben immer Gnade erwiesen, meine Dienste immer anerkannt, einige Mal auf die schmeichelhafteste Weise; — ich würde höchst undankbar sein, wenn ich sein persönliches Betragen gegen mich nicht mit vollkommener Zufriedenheit und mit dem größten Dank anerkennen wollte; aber er hat immer eine Art von Scheu behalten, ich möchte irgend eine Wahrheit grade herausjagen.

---

[1]) D. h. seine Fährte mit Hunden solange verfolgt, bis man ihn auffagte.

[2]) Vgl. u. Kap. 6 am Schluß; außerdem ein Gespräch in Pillau (u. Kap. 7).

[3]) Auch Friedrich Wilhelm II. hatte alle Uniformen und zum Teil die Formationen der Fridericianischen Infanterie geändert. Vielleicht erklärt sich zum Teil daher der Unwille des Kronprinzen. — Friedrich Wilhelm III. änderte gleichfalls nur die Uniformen der Infanterie (—1806).

Ich glaube, daß er, wenn diese Unterredung nicht gewesen wäre, mich auf irgend eine Art seiner Person näher gebracht hätte; aber so wie die Begebenheiten und seine Regierung sich gewendet haben, kann ich es nur als ein großes Glück preisen, daß diese Unterredung es verhindert hat.

Gleich nach seinem Regierungsantritt wollte der König regieren wie Friedrich der Große, d. h. mit seinen Kabinettsräten alles allein besorgen. Derart war die Regierung seines Vaters zwar auch gewesen, allein dieser hatte das meiste dem Bischoffwerder oder dem Wöllner überlassen. Jetzt waren solche Günstlinge nicht da, und es lag in der Natur der Sache, daß dem jungen Könige die Last sehr schwer werden und daß täglich Dinge vorkommen mußten, die ihm durchaus fremd waren. Wer weiß, ob er sich nicht durchgearbeitet hätte? Aber zu seinem Unglück bekam er die Masern, die Geschäfte mußten ausgesetzt werden, und da die bösen Folgen, welche diese Krankheit so leicht für die Augen haben kann, auch sehr willkommen waren, so wurde ein Vierteljahr lang soviel wie gar nichts getan. Zu seinem Erstaunen sah er, daß der Staat nicht zusammenstürzte. Ihm selbst wurden gar keine nachteilige Folgen dieser Versäumnis merkbar, und so ließ denn der anfängliche Eifer ganz und gar nach. Es war zwar und ist bis auf den heutigen Tag noch täglich um acht Uhr morgens Vortrag, aber in Zivilsachen meist ohne Entscheidung und ohne lebendige Teilnahme. So gewöhnte er sich, sich als neben seinem Reiche und ohne eigentliche Verantwortung dastehend zu betrachten. Diese schiebt er in Gedanken denen zu, die die Geschäfte in Händen haben, tadelt, was geschieht, prophezeit, daß es schlecht ablaufen werde (meist mit Recht), denkt aber nicht daran, daß er derjenige ist, der es nicht genehmigen und besser machen sollte. — Ich habe zu erwähnen vergessen, daß ich am 7. März 1797 Sekondeleutnant, und da das lang stockende Avancement endlich in Gang kam, infolge des Verfalls des Regiments, wo jeder abging, der zu Hause nur einigermaßen fortkonnte, am 13. März 1802 Premierleutnant geworden war. Dieser Verfall des Regiments kam zu den anderen Gründen hinzu, die mich bewogen, den Abschied zu nehmen. —

Seine Gemahlin, die Königin, behandelte er eigentlich ziemlich schlecht. Sie war nur auf Äußerlichkeiten erzogen, hatte aber die

größte Begierde, sich zu unterrichten. Sie nahm Lehrer an oder ließ Gelehrte zu sich kommen, konnte aber selten die Zeit so abmessen, daß er nicht dazwischen kam, und sobald dies geschah, wie beinahe immer, so mußten sie fort. Sie spielte Klavier und sang sehr hübsch, — wenn er dies hörte, kam er sogleich mit einer Trommel herein und schlug Reveille, so daß sie aufhören mußte.[1]) Wenn sie ein vernünftiges Buch lesen wollte, so sagte er: es sei dummes Zeug. Kurz, sie durfte nichts tun, als jeden Augenblick zu seiner Unterhaltung bereit sein. Wenn er krank war, welches glücklicherweise nicht oft der Fall war, wich sie nicht einen Augenblick von seinem Bett. Dagegen beförderte er eben das, was an ihr zu tadeln war, nämlich ihre Eitelkeit. Sie war sich ihrer Schönheit bewußt, war nichts weniger als gleichgültig gegen Bewunderung und liebte den Putz mehr als nötig war. Dessen ungeachtet konnte sie ihm nie modisch und elegant genug gekleidet sein. Die Moden waren aber damals die während der Revolution aufgekommene sogenannte „griechische Kleidung". Die Frauenzimmer hatten nur ein Hemde und ein möglichst dünnes Kleid an, in welchem alle ihre Formen sichtbar waren. Wenige trugen noch einen engen und dünnen Rock darunter, und nur diese waren es, die von Brust und Armen nicht alles zeigten, was nur irgend zu zeigen möglich war. Die Königin ging, wie man weiß, in dieser Mode voran. Doch muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß bei alle denjenigen, die sich nicht so sehr entblößten, die Kleidung gesunder und schöner war, als die jetzige.

Ohne alle Schnürleiber waren die Frauenzimmer der Zeit so grade gewachsen, wie ein Licht und zugleich gesund; trotz des ganz leichten Anzuges waren Erkältungen weniger häufig wie jetzt, und was sie von ihrer Person unverhüllt oder wenig verhüllt zeigten, war wenigstens das, was bei Weibern angenehm zu schauen ist. Jetzt [1835] stecken sie in festen, langleibigen Schnürleibern, in vielen und weiten Röcken und in Kleidern, die auf der Brust ganz glatt sitzen und hoch hinauf gehen, auf den Schultern aber und hinten bis auf den halben Rücken hinunter ausgeschnitten sind. Zum Überfluß sitzen an diesen Kleidern noch kolossal weite Ärmel, wie ein Paar Pauken

[1]) [?]. Diese Angabe widerspricht dem, was man sonst weiß. Der König ließ sich sogar öfters von ihr vorsingen. (Gütige Mitteilung von Herrn Geheimrat Bailleu.)

anzuschauen. Durch die engen Schnürleiber und die gepreßte Brust wird jetzt alles krank, was nur einen Winter hindurch getanzt hat, und diejenigen, die von Jugend auf so gegangen, sind fast sämtlich schief gewachsen. Mit den nackten Schultern und Rücken frieren sie beständig und erkälten sich trotz der dreißig Ellen Zeug, die ihnen auf dem Leib hängen. Endlich zeigen sie nicht, was hübsch an ihnen ist, sondern das Häßlichste auf die häßlichste Art. Ein paar bloße Schulterblätter und die Schultern selbst, vorn alles glatt, gibt allen ein krummes und knöchernes Ansehen, und sie müssen die Schultern, um noch krümmer zu scheinen, auch nach vorn drehen, weil sie sonst riskieren, daß das Kleid ihnen herunterrutscht. Damals war, bei allen übrigen Blößen, die Schulter selbst und die Knochen des Schulterblattes immer bedeckt.

Wenn nun gleich, wie erwähnt, die Königin nicht gut behandelt wurde und alles, was in die Welt hinein geschrieben ist von dieser so glücklichen und musterhaften Ehe, auf weiter nichts gegründet ist, als auf den bloßen äußern Schein, daß man König und Königin beständig zusammen sah, so war doch auf der andern Seite die bloße Art, wie sie miteinander lebten und daß sie nie von seiner Seite kommen durfte, wieder ein großes Glück für die Königin. . . . . .[1])

Bei allem dem stand die Königin doch wieder hoch über ihrem Gemahl. Sie hatte ein wahres preußisches Herz und wahre Regentenehre. Alles, was groß und edel war, zog sie an. Ihn aber stieß es ab, alles, womit er ohne Widerwillen zu tun haben mochte, mußte etwas Mediocres an sich haben. Es fehlte ihm keineswegs am Gefühl seiner persönlichen Würde, — seiner Person hat er nie das mindeste bieten lassen; aber die . . . . . , das Gefühl dessen,

[1]) Marwitz' Angaben über die Königin Luise (vgl. S. 110 f., 259 ff., 309 ff., 404 ff., 483 f.) gehen z. T. auf seine zweite Gattin, Gräfin Moltke, zurück, die zwölf Jahre Hofdame der Königin war und dieser persönlich nahe stand. Aber der etwas bitterliche Ton, die Neigung zu schonungsloser Kritik und zur Übertreibung, sind natürlich subjektive Beigabe des Verfassers. Der Leser wird sich hüten, alle diese Angaben, deren Quellenwert unbestreitbar ist, und besonders die Urteile, absolut zu nehmen und sich stets das Bild des Autors mit seinen mancherlei Härten, aber auch seinem rücksichtslosen Wahrheitsdrang vor Augen halten. — Ein ähnlicher kritischer Maßstab ist natürlich an Marwitz' Urteile über Friedrich Wilhelm III. anzulegen.

was er als Landesherr tun oder meiden mußte, diese hat er nie gehabt.

Da er nicht nur alles, was Repräsentation heißt, sondern sogar alles Eingehen in die Bedürfnisse seiner Diener und Untertanen haßte, so war sie ihm höchst bequem. Sie mußte ihm das alles abnehmen, ohne doch sich in irgend etwas mischen zu dürfen. Sie hielt die Cour in Berlin mit unbeschreiblicher Anmut und Würde, sie hielt die Höflichkeitsgespräche mit den Gesandten und vornehmen Personen. Er schlenderte dabei umher und war sehr froh, sich dabei in genitivo[1]) setzen zu können, welches er sein Lebelang, oft zum Schaden seines Landes, so gehalten hat. Auf allen seinen Revuereisen, wobei jährlich wenigstens eine in den entferntesten Provinzen, mußte sie ihn begleiten. Nicht genug, auf alle Exerzierplätze mußte sie mit hinaus, in Hitze und Kälte, in Staub und Regen, und wenn sie erschöpft zu Hause kam, mußte sie sich sogleich in den größten Staat werfen und die Generale, die Behörden und die Menge der Fremden, die nirgends fehlte, empfangen und unterhalten, wobei er hinterdrein fistulierte.[2]) Dann ging es wieder vierzig bis fünfzig Meilen weiter. Gingen die Reisen etwa ins Ansbachische oder nach Westfalen, so waren die deutschen Fürsten entweder an Ort und Stelle gegenwärtig, oder sie wurden unterwegens besucht, und auch hier mußte sie die ganze Last der Repräsentation, der Erwiderungen auf erhaltene Huldigungen und Ehrenbezeugungen allein auf sich nehmen, sie mochte nun ermüdet oder unwohl sein oder nicht. Alles dieses tat und ertrug sie mit immer gleicher Heiterkeit, man hätte schwören müssen, sie sei die glücklichste Frau von der Welt, ungeachtet sie im Privatzirkel beständig kontrariiert, auch tüchtig übers Maul [!] gefahren wurde.

Sie war auch tapfer, wie wir dies in der Folge noch näher sehen werden. Der Dr. Brown[3]) hat mir erzählt, daß sie die einzige Frau gewesen, die er so standhaft bei der Niederkunft gesehen hat. —

---

[1]) Genitiv = zweiter Fall. Also wohl etwa: die zweite Rolle spielen zu können.

[2]) Anspielung auf das näselnde Organ Friedrich Wilhelms III. Vgl. über dessen Stimme Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., I, 2, S. 8 f. — [3]) Leibarzt des Königs.

Meine erste Verheiratung (1803—1804).

Nachdem ich Irene verloren, lebte ich den Sommer 1801 traurig und einsam. Ich hatte Ursach genug, mein ganzes Leben hindurch zu trauern, allein, wie schon gesagt, Jugendkraft und Lebensmut regten mich auf. Ich war noch nicht alt genug, um den Gram durch Arbeit allein zu töten, denn ihm ganz zu erliegen, wäre damals und immer gegen meine Natur gewesen. Eine gewaltige Leere war in mir, ein Leben ohne Liebe war nicht zu ertragen; — genug, es mochten erst vier oder fünf Monat verflossen sein, als ich wieder an Irenens Bitte dachte, — eine recht gute, sanfte und junge Frau zu nehmen.

Meine Vermögensumstände waren mir mit meiner Majorennität bekannt geworden; es hatte sich gefunden, daß ich unter den damaligen Umständen jährlich über 1500 Taler zu disponieren hatte; — an Unglücksfälle dachte ich nicht, wohl aber hatte ich mich, in jenen Jahren, wo die Landwirtschaft eben anfing zu florieren, auf Arthur Youngs[1]) und Thaers[2]) Schriften geworfen und zweifelte nicht an einer Verbesserung des Ertrages in infinitum, wenn ich die Pacht aufhöbe und die Bewirtschaftung des Gutes selbst übernähme. Mithin waren alle Bedenklichkeiten mit einem Male verschwunden, die ich bisher gegen das Heiraten gehabt hatte.

Gute und junge Mädchen gab es in Masse, und da ich bei allen beliebt war, auch von allen Müttern wegen meiner guten Conduite gern gesehen wurde, so hatte ich das Aussuchen unter Dutzenden. Ich will damit nicht prahlen, denn am Ende bekömmt jeder junge Mann, der nicht wegen seiner Lebensart verrufen oder entsetzlich dumm ist, so daß er es nicht anzufangen weiß, jedesmal das Mädchen, was er verlangt, sobald sie nur nicht schon einen andern

---

[1]) Von dem englischen politischen und landwirtschaftlichen Schriftsteller Arthur Young (1741—1821) finden sich in der Friedersdorfer Bibliothek: Annalen des Ackerbaus, 8 Bände, 1790. Über Young: Dictionary of Nat. Biography LXIII. 357 ff.

[2]) Von Thaers älteren Schriften besaß Marwitz: Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft, 1798—1804, 6 Bände. Kenntnis der englischen Landwirtschaft, 4 Bände, 1801. Von den späteren: Grundsätze der rationellen Landwirtschaft, 4 Bände, 1809 usw. Die englische Landwirtschaft mit ihren verbesserten Methoden (Norfolker Fruchtwechsel) hat damals auf die deutsche stark eingewirkt.

im Kopf hat, oder zu den kalten Selbstsüchtigen gehört, die die Heirat nur wie eine Versorgung mit des Mannes Gelde betrachten.

Also Gegenstände zur Wahl waren im Überflusse da, wie stand es aber mit der Sanftmut? Ich täuschte mich nicht etwa in dem Grade, daß ich geglaubt hätte, eine zweite Irene zu finden, ich hoffte aber auf eine, die ihr so ähnlich sei, wie möglich. Ich hatte das überschwengliche und unverdiente Glück, mehr zu finden, als ich hoffen durfte, aber, weil ich das frühere nicht mit der Dankbarkeit und Demut erkannt hatte, wie ich gesollt, sollte ich das neue nur kurze Zeit genießen.

Zwei Mädchen waren es, wie ich glaube gleich gut und sanft, auf die ich meine Augen richtete, die eine reich, schön und von schwacher Gesundheit, die andere arm, höchst anmutig und von blühender Gesundheit. — Die erste trat eben aus den Kinderjahren, war aber so steif erzogen und so gefängnisartig eingeschlossen, daß sie zwar durch eine Unterhandlung mit den Eltern, nicht aber durch eine vorläufige Bekanntschaft mit ihr selbst zu gewinnen war. — Ich abstrahierte also sehr bald von ihr, denn ich hätte sozusagen die Katze im Sacke gekauft.

Mit der andern war ich schon einigermaßen bekannt, mehr mit ihrer älteren Schwester,[1]) welche mit ihrer Mutter schon alle Gesellschaften besuchte. Sie selbst war achtzehn Jahr alt und war bisher noch zu Hause geblieben. Es war Caroline Franziska (nach englischer Abkürzung Fanny) Gräfin Brühl, geboren den 23. März 1783. Also war sie sechs Jahr jünger als ich.

Ihr Vater war Carl Adolph Reichsgraf v. Brühl, Königl. Preuß. General der Kavallerie. Er war Gouverneur des Königs[2]) und des Prinzen Louis gewesen, ein Mann, der allenthalben im höchsten Ansehen stand. Er war der zweite Sohn des bekannten sächsischen Premierministers Heinrich Grafen v. Brühl[3]), und seiner Gemahlin, Marie Anne Antonie Gräfin Kollowrath. Ihre Mutter

[1]) Comtesse Marie v. Brühl, spätere Frau v. Clausewitz, 1779—1836. Vgl. Karl Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl, 2 Bände, Berlin, 1878. — Eine Auswahl aus Marwitz' Briefen an Frau v. Clausewitz soll im 2. Bande veröffentlicht werden.

[2]) Friedrich Wilhelms III.

[3]) 1700—1768, seit 1738 Premierminister, der bekannte Todfeind Friedrichs d. Gr.

war Sophia Gomm, Tochter des englischen Kaufmanns und Konsuls William Gomm zu Petersburg. Carl Adolph hatte, ungefähr zwanzig Jahr alt, den Siebenjährigen Krieg unter den im französischen Sold errichteten sächsischen Truppen mitgemacht, war nach dem Frieden im sächsischen Dienst geblieben, war als solcher bald General geworden und wurde bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II., der ihn im Bayernkrieg kennen gelernt, samt zweien Brüdern und mit Bischoffwerder in preußischen Dienst genommen.

Da der Minister Brühl das polnische Indigenat erhalten, so waren auch seine Söhne naturalisiert. Der älteste war polnischer General-Feldzeugmeister, Starost und Majoratsherr der lausitzischen Standesherrschaft Pförten[1]), die sein Sohn jetzt besitzt. Carl Adolph hatte die Starostei Zips[2]) erhalten, von der gegen mich behauptet wurde, daß sie jährlich 100000 Dukaten eingebracht habe. Sowie er sie aber ein halbes Jahr besessen, hatte sie Österreich weggenommen. Es war der alte Streit zwischen Polen und Ungarn wegen der Grafschaft Zips. — Da er nun außerdem nichts besaß als eine Rente auf Pförten, so war er oft in Warschau und in Petersburg gewesen, um Entschädigung zu sollicitieren, welches ihm aber nicht gelungen war. In letzterem Orte hatte er nun Miß Sophia Gomm kennen gelernt und sie geheiratet. Sie war vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahr jünger als er und ihr Vater sehr reich. Allein kurz vor der Hochzeit hatte er mit einem Male Bankerott gemacht, welches aber die Heirat nicht verhinderte, so daß Brühl statt einer sehr reichen, nun eine blutarme, aber eine schöne und geistreiche Frau hatte, die vornehm erzogen war.

Da er Gouverneur des damaligen Kronprinzen war, wohnte er bis zu dessen Verheiratung, also von 1787 bis 1793, mit seiner ganzen Familie in dessen Palais (da, wo der König noch jetzt wohnt), und zwar oben, — der Prinz wohnte unten. Die Gräfin Brühl hielt dort Haus, empfing alle Abend, und da die Prinzen oft bei ihr waren, so war sie einigermaßen wie des nachherigen Königs Haus- und Pflegemutter. Sie hatte beinahe den höchsten

[1]) Östlich von Kottbus, südlich von Guben.

[2]) Im nördlichen Ungarn, an der galizischen Grenze. Ihre Besetzung durch Österreich (1770) war bekanntlich der Vorwand zur ersten Teilung Polens.

Rang in Berlin, durch die Anciennität ihres Mannes, galt für ein Muster strenger, edler und vornehmer Zucht und Sitte und gab bald hierin den Ton in Berlin an. Wen sie tadelte, der behielt etwas auf sich sitzen, wen sie passieren ließ oder gar lobte, der wurde für etwas Besonderes angesehen, und in der Tat konnte man ihr darin trauen, wenn nicht Egoismus ins Spiel kam. Nichts war ihr mehr zuwider, als auch nur die leiseste Spur von Gemeinheit, schlechtem Ton oder Unsitte, wenn sie sichtbar wurde. Daher wurde sie auch sehr gefürchtet. Sie war stolz auf ihren Rang, auf die Familie ihres Mannes und sogar auf den Adel. Wenn nun auch bisweilen hinter ihrem Rücken gemunkelt wurde, daß dies höchst lächerlich sei, da sie selbst nicht von Adel wäre, ja nicht einmal als Kaufmannstochter am Hofe würde erscheinen können, wenn sie nicht mit einemmal aus Sachsen erschienen und im Palais installiert gewesen wäre, so wagte es doch niemand, dies lautwerden zu lassen.

Späterhin, nach den Revolutionskriegen, wo ihr Bruder in Westindien gedient, erzählte sie gern, daß dieser seines Wohlverhaltens wegen Baronet oder, wie die Engländer es ausdrücken, Sir William geworden sei, wodurch er denn die erste Stufe des britischen Adels erstiegen hatte.[1])

Ihre Töchter waren ohne Zweifel die wohlerzogensten und sittsamsten Mädchen in Berlin. Die ältere ging schon seit mehreren Jahren mit der Mutter aus. Die jüngere blieb noch zu Hause und hatte mit niemand Umgang als mit den sehr wohlerzogenen Töchtern des englischen Doktors Brown. Da die Mutter sich mit keinen jungen Leuten abgab, wenn es nicht Engländer waren, so war sie ihnen auch nicht bekannt. Mir selbst hatte sie früherhin in ihrem Stolz eine Zeitlang gar nicht gedankt, wenn ich sie in Gesellschaft oder sonst gegrüßt, worauf ich auch die Partie ergriffen hatte, sie nicht mehr zu grüßen. Gesprochen hatte ich sie noch niemals. Wie sie nun die älteste Tochter brachte und wollte, daß sie bekannt werden und Tänzer finden sollte (es war etwa 1798) fand sie nötig, sich herabzustimmen. Dazu ergriff sie mit mir die Ge-

[1]) Ein Bürgerlicher wird Mr. (Mister) genannt, also Mr. Gomm. Nun aber hatte er das Recht, sich Sir zu nennen und seinen Taufnamen vorzusetzen, also Sir William Gomm. [v. M.]

Gemalt von einem unbekannten Meister.

Fanny.

(Franziska von der Marwitz, geb. Gräfin Brühl.)

legenheit, wie ich einen jüngeren Kameraden, der eben Offizier geworden, in der Gesellschaft den Damen, alten und jungen, vorstellte. Ich überging sie dabei. Sie aber redete mich an, lobte mich wegen meiner Höflichkeit, da jetzt schon junge Leute anfingen, zu erscheinen, ohne sich vorstellen zu lassen, und fragte: ob ich ihn ihr nicht auch vorstellen wolle? — Ich, der ich beim Anfang des Gesprächs nichts weniger erwartet hatte, als daß es auf Lob hinauslaufen würde, erwiderte: daß ich es gewiß schon getan haben würde, wenn ich nicht geglaubt hätte, ihr lästig zu fallen, holte den Kameraden herbei und stellte ihn vor. Hierauf entspann sich ein Gespräch; — von da an grüßte ich sie wieder, sie dankte immer, sie redete mich öfter an, ich versuchte nach und nach dasselbe, und so war ich bei Mutter und Tochter wohl angeschrieben.

Nach einigen Jahren bekam ich auch bei einzelnen Gelegenheiten bisweilen die jüngere zu sehen, und diese war es, die ich erwählte, nachdem ich kurze Zeit zuvor auch eingeladen worden war, die Gräfin in ihrer Wohnung zu besuchen, wohin kein einziger junger Offizier oder überhaupt Einheimischer den Fuß setzen konnte.

Meine Erwählte[1]) war höchst anmutig und reizend, das Bild der Unschuld und Sittsamkeit, schüchtern, wenn sie bekannter wurde aber lebhaft und unterhaltend, von schöner, jungfräulicher Gestalt, blühender Gesichtsfarbe, dunkelblauen, seelenvollen Augen, aus welchen einiger Mutwille hindurchblickte, auch das Erröten der Unschuld fehlte nicht.

Überhaupt war es damals noch nicht von den Wangen der Mädchen verbannt, wie jetzt, wo ich eine Mutter gekannt habe, die nicht eher ruhete, als bis keine Schamröte mehr den Wangen ihrer Töchter etwas anhaben konnte! Wo sie es wahrnahm, foppte sie so lange und so wiederholt, bis die Mädchen sich so fassen lernten, daß auch das Äußerste ihnen nicht unbekannt und unerwartet schien! Damals glaubte man hingegen, das leichte Erröten bei kleinen, keineswegs schuldvollen, sondern ganz unschuldigen Veranlassungen, sei ein Merkmal jungfräulicher Einfachheit, Eingezogenheit und Häuslichkeit.

Ich sah sie nun öfter und tat Blicke in die unschuldigste aller

[1]) Vgl. ihr diesem Bande beigegebenes Bildnis.

Seelen, die jemals auf Erden gewandelt haben. Wir wurden bekannter, und sie faßte Zutrauen zu mir. Am 31. Dezember 1801 faßte ich meinen Entschluß, am 2. Januar sprach ich mit ihrem Vater.

Der war mir gewogen und ich hatte nicht zu fürchten, daß er sie mir abschlagen würde. Er fragte: ob ich denn eine Frau ernähren könne? sie sei arm, er könne ihr nichts mitgeben. Ich erwiderte, mir sei bekannt, daß er nicht reich sei, ich sei es auch nicht, — ich hätte so und so viel und hoffte, damit auf dem Lande einfach leben zu können, wenn er ihr nur soviel geben wolle, wie sie für ihre eigene Person, Bekleidung und Bedienung gebrauche, damit ich nicht in den Fall käme, sie darin beschränken zu müssen. Er meinte, er werde mit seiner Frau sprechen und soviel würde sich wohl finden. Ich wartete das Resultat ab, und nach einigen Tagen eröffnete mir diese ihre Zufriedenheit, aber ich müsse ihre Tochter von ihr selbst erhalten, und da müsse sie mir sagen, daß diese noch nie an Heiraten gedacht, überhaupt nur wenig Männer gesehen und immer wie ein Kind behandelt worden sei, dabei sei sie so schüchtern und zugleich eigensinnig, daß sie es für ein wahres Kunststück halten würde, ihr Jawort zu erhalten.

Das wußte ich nun schon alles, bis auf den Eigensinn, und erwiderte, wenn sie mir nur erlaube, ihr Haus öfter zu besuchen, so würde ich wohl bald merken, ob ich in ihrer Gunst Fortschritte mache, und wenn dies nicht der Fall sei, es ihr, der Mutter, aufrichtig gestehen und mich zurückziehen. Damit war sie zufrieden und gab mir die Erlaubnis, so oft zu kommen, wie ich wollte.

Ich kam demnach oft, zuletzt beinahe täglich. Es wäre ganz gegen meine Natur gewesen, wenn ich irgendwie sie hätte attackieren sollen, sei es mit Liebesversicherungen, sei es mit Unglücksklagen oder dergleichen Narrenspossen, davon fiel nicht ein Wort, so wenig wie früher bei Irenen. Es fiel mir gar nicht ein, etwas anderes zu suchen, als die Übereinstimmung unserer Gedanken und Gefühle, und damit ging es ganz ruhig und langsam vorwärts.

Wenige Tage nach der Übereinkunft mit den Eltern, war ich in der damaligen Königlichen Italienischen Oper.[1]) Beide junge

[1]) Vgl. o. S. 65, Anm. 1.

Gräfinnen Brühl waren zufällig in einer Loge dicht über dem Stehplatz der Subalternoffiziere im Parterre. — Bald sah ich die ältere in Ohnmacht fallen und herausgebracht werden. Des anderen Tages war sie wieder ganz wohl, und erst nach zehn Jahren bin ich durch Zufall hinter das Geheimnis gekommen. Früherhin hatte nämlich die Mutter diese älteste Tochter immer mit mir aufgezogen und darüber gescherzt, daß ich sie gewiß heiraten wolle. Da sie eine wohlerzogene, konversable und mit allen Kenntnissen wohlausgerüstete Person war, so hatte ich mich schon seit ein paar Jahren viel mit ihr unterhalten, und die Mutter hatte dies gern gesehen und befördert, vielleicht eben deswegen mich sogar eingeladen, und da ich nun in der letzten Zeit öfter kam, so mochte die Tochter selbst dem wohl Glauben geschenkt haben. An die jüngere Schwester hatte niemand gedacht. Wie ich mich aber für diese erklärt hatte, hatte die Mutter in ihrer Freude alles, was sie vorher gesagt, mit einem Male vergessen und hatte unerwartet zu der älteren gesagt: „Mais savez-Vous donc, Marie, que Marwitz a demandé Fanny en mariage?“ und hatte fortgefahren, davon zu reden, wie man die kleine Widerspenstige (wofür man sie hielt) bezähmen wolle. Dies hatte denn doch auf die arme Schwester einen unangenehmen Eindruck gemacht, und wie sie mich nun hier das erstemal wiedergesehen und ich hinaufgegrüßt, wo sie denn wußte, daß es hauptsächlich ihrer Schwester galt, hatte es sie dermaßen ergriffen, daß sie in Ohnmacht fiel. Ich ahnete nicht das geringste davon, sie hat sich nie das mindeste merken lassen, blieb so unbefangen mit mir, wie zuvor, hat sich später (Dezember 1810) verheiratet, zwanzig Jahr lang eine der glücklichsten Ehen geführt und ist jetzt Witwe.[1])

Die Mutter verliebte sich nun förmlich in mich, wie eine jede Mutter in den Liebhaber ihrer Tochter. Sie hätte am liebsten gesehen, wenn uns beiden die Köpfe vor Liebe rund herumgegangen wären. Nur wenn ich ihr sagte, daß sie für diesen Fall ihre Tochter weniger gut und weniger klösterlich hätte erziehen müssen und sie nicht so lange wie ein Kind halten, — sie selbst hätte den

[1]) Sie ward Januar 1836 von den Ärzten hingerichtet. [v. M.] (Sie kam schwer krank nach Dresden in das Haus eines berühmten Arztes und starb dort gleich nach ihrer Ankunft. Vgl. Schwartz, a. a. O. II, 456.)

stärksten Riegel vorgeschoben, daß ihr die Liebe nicht so schnell zu Kopf steigen könne, — beruhigte sie sich wieder, fing aber immer wieder von neuem an.

Ich kam denn auch bald dahinter, was es mit der sogenannten Widerspenstigkeit und dem Eigensinn für eine Bewandtnis hatte.

Zuerst war sie ein Kind von sieben Monaten, mit vieler Mühe und Sorgfalt am Leben erhalten. Obzwar später zu einem blühenden Aussehen und guter Gesundheit gelangt, hatte sie doch eine große Reizbarkeit behalten; wenn irgend etwas im Gemüt sie affizierte, so war sie gleich überwältigt, und jede Krankheit griff sie schnell an, wie leider ihr frühes Ende bewiesen hat. Sodann war zwar ihr Vater ein überaus sanfter und gütiger Mann, die Mutter aber war lebhaft, aufbrausend und durch und durch Egoist. Sie wollte an ihren Töchtern ganz etwas Besonderes und wahre Phänomene erziehen, vorzüglich an dieser, weil sie viel schöner war als ihre Schwester. Die Schwester war überaus bildsam, von eisernem Fleiß und ohne alles Talent;[1]) sie lernte alles und war in jedem Augenblick so, wie die Mutter es verlangte. Fanny lebte in sich hinein, war viel weniger fleißig, aus beiden Ursachen weniger bildsam, hatte aber weit mehr Talent zu allem, was sie ergriff. Was jene mit vieler Mühe sich aneignete, hatte sie im Fluge weg, so in Sprachen (sie waren ganz englisch erzogen), in der Geschichte, worin sie beide Meister waren, im Zeichnen und vorzüglich in der Musik. Marie brachte es mit dem größten Fleiß zu vieler Fertigkeit ohne alles Gehör, Fanny spielte alles, was sie hörte, ohne so große Übung in Schwierigkeiten wie die Schwester und sang außerdem mit einem Wohllaut, wie ich ihn nie gehört und der mir noch vor der Seele steht.

Wenn sie nun in diesem Augenblick dies, im andern jenes tun, sich so anziehen, so stehen und gehen sollte, jetzt dies lernen oder üben sollte, so fehlte sie oft, beachtete dies oder jenes nicht und ward immer gescholten. Wenn dies nun stark kam, so warf sie es nieder, sie wurde entweder krank oder sank auch wohl bewußtlos hin. Das sollte dann ihr Eigensinn sein und Widerspenstigkeit, wenn sie sich nicht in jedem Augen-

[1]) Doch hat sie die Werke von Clausewitz herausgegeben. Vgl. ihr schönes Vorwort zu der Schrift „Vom Kriege" (1832).

blick gängeln ließ. — Ich glaube nicht, daß sie in ihrem Leben je heftig geworden ist, — ich habe es nie, nicht einmal eine Aufwallung gesehen. Das Hofmeistern bei Einzelheiten war bei ihr auch gar nicht nötig, ihr liebenswürdiger Charakter führte sie immer den rechten Weg; — alles, was sie anhatte, stand ihr gut; jede ihrer Bewegungen war Grazie; was sie lernen oder üben wollte (oder auch sollte, wie ich die Erfahrung gemacht), das hatte sie im Augenblick weg; zu allem hatte sie Geschick, — aber zu einer willenlosen Maschine paßte sie nicht, und die hätte sie sein müssen, wenn sie die Mutter in jedem Augenblick hätte befriedigen sollen.

Es dauerte also gar nicht lange, so war ich ihr Verteidiger bei der Mutter, und wenn diese dann endlich unter vier Augen mit innerer Freude meine Verteidigung gelten ließ und, auf die andere Seite umschlagend, mein Glück pries und meinte, sie wisse noch gar nicht, ob ich denn dessen auch würdig sei? so wußte sie nicht, wie sie bekehrt war, wenn ich erwiderte: ich erkenne diese Verbindung zwar für ein Glück, und für ein großes, aber ich dächte auch nicht so schlecht von mir selber, um mich dessen unwürdig zu halten. Wenn dies der Fall wäre, würde ich zurücktreten. Da ich mich aber vollkommen dessen würdig fühle, so würde ich auch streben, es ihnen allen zu beweisen.

Ich will indessen durch das Gesagte die Gräfin Brühl nicht herabsetzen. Ich habe vielmehr ihr und dem langen Umgang mit ihrem Hause viel zu verdanken. Dort habe ich erst den feinen Ton, die zarte Sitte und das bis an die äußerste Grenze gehende Schicklichkeitsgefühl kennen gelernt.

Mit meiner Zukünftigen wurde ich also den Winter hindurch immer vertrauter, aber wie ein Bruder, dem man seine Gedanken mitteilt, seinen Rat empfängt, seinem Schutze gern vertraut; aber von Liebe sah ich keine Spur in ihr Herz dringen, nämlich von der, die einem ausschließlichen Gegenstande gewidmet wird und im Grunde auf den Unterschied der Geschlechter gegründet ist. Im allgemeinen liebte sie mich offenbar schon mehr, als irgend einen andern Menschen, wenn sie es sich oder gar mir hätte gestehen sollen, wäre sie aber in Entsetzen geraten.

Im Frühjahr fügte es sich, daß ihrer Schwester erlaubt wurde,

mit einer verheirateten Freundin aufs Land zu reisen (es war wohl veranstaltet). Ich war schon mehreremal mit ihr und mit ihrem Vater spazieren geritten, dies geschahe jetzt öfter, vorzüglich nach ihrem Gute Groß-Ziethen hin, zwei Meilen [südlich] von Berlin, nach Mittenwalde zu. So wie zu allem, hatte sie auch hierzu, was sie eben erst zu üben angefangen, das größte Geschick. Ich habe nie ein Frauenzimmer so elegant, so sicher zu Pferde sitzen und es so ruhig führen gesehen, wie sie. Das eigentlich der Schwester gehörige Pferd, welches sie ritt, war ein ruhiges, aber ungeschicktes Tier. Ich hatte einen englischen Braunen, den ich zwei Jahre früher von einem Garde-Korps-Offizier, Perponcher, (einem Holländer, jetzt dort General, der ältere Bruder Gesandter in Berlin) gekauft hatte, weil er ihn seiner Unruhe wegen nicht reiten konnte. — Jetzt war er vollkommen im Gehorsam. Ich dressierte ihn zum Damenpferd, so daß er trabte (und zwar wie ein Vogel) wenn man die Zügel nachließ, galoppierte, und zwar im ruhigsten, bequemsten Galopp, wenn man den kleinen Finger nur um eines Viertelzolles Breite in der Richtung der Schulter hob, und auf den leisesten Anzug oder auch auf ein ganz leises „Brr." augenblicklich stand. Das war nun ein ganz anderes Pferd als der vorige, sie ritt ihn mit dem größten Vergnügen, und der Perponcher ist bis an ihren Tod ihr Liebling geblieben.[1])

Es dauerte aber nicht lange, so wurde die Mutter wieder ungeduldig und fragte: wie weit ich mit ihr sei? ob sie mich nehmen wolle oder nicht? Ich erwiderte, daß ich zwar nicht zweifelte, daß es geschehen würde, aber wann es gesagt werden würde, das könne ich gar nicht sagen, um so weniger, da ich sie noch niemals unter vier Augen gesehen, also noch nie etwas mit ihr gesprochen hätte, was nicht andere zugleich mit gehört hätten, oder wenigstens hätten hören können. Dies war ihr einleuchtend, und sie ließ mich nun täglich allein mit ihr, erst kürzere, dann längere Zeit, zuletzt wohl halbe Stunden lang. Ungeachtet ich ihr nun meine Zuneigung deutlich merken ließ, so blieb Fanny doch immer ganz unbefangen, sah mich immer mit gleicher Freundlichkeit, aber ebenso ohne Spur von Verlegenheit als von Satisfaktion, die Mutter mochte

[1]) Er hat mir bis 1811 gedient und liegt hier im Garten begraben. [v. M.]

kommen oder gehen. Ich war keineswegs so unbefangen, denn ihr liebenswürdiges Gemüt, ihr kindlicher und doch wahrhaft gebildeter Geist schloß sich immer mehr auf, sie war auch lustig, und der anmutigste Scherz und Mutwillen kam zutage, der schon aus ihren Augen leuchtete, der aber bis jetzt beinahe ganz verborgen geblieben war; auf der anderen Seite sah ich aber, daß sie gar nichts weiter erwartete oder befürchtete. Sie zweifelte offenbar nicht daran, daß ich ihr mehr zugetan sei, wie jeder andere, kam aber gar nicht darauf, daß ich auch wohl das Gleiche von ihr prätendieren möchte. Der Zufall, auf den ich gehofft und den ich täglich herbeizuführen strebte, ließ mich also völlig im Stich.

Zugleich wurde die Mutter, und zwar mit Recht, wieder unruhig. Ich selbst fühlte, daß ein Ende werden müsse und daß ich bei einem in dem Grade unbefangenen Kinde nun endlich doch mit der Tür ins Haus platzen müsse. Die Schwierigkeit war, sie nicht einzuschüchtern, sondern es so zu halten, daß sie ruhig bis ans Ende hören mußte. — Ich ging eines Tages (es war wieder um die Mitte des Mai) mit dem festen Vorsatz hin, daß es heute zum Spruch kommen solle und sagte dies der Mutter, die uns auch bald allein ließ. Ich fing ganz ruhig von meinen eigenen Verhältnissen an zu reden, führte diese auf sie hinüber, und wie sie nun aufmerksam und verlegen wurde, sagte ich meine Absicht ruhig, freundlich und ohne alle Emphase.

Kaum war das Wort heraus, so lag sie in Ohnmacht, zum Glück stand ein Stuhl nicht weit, wohin ich sie brachte; sie kam zwar wieder zu sich, schlug aber kein Auge in die Höhe. Die Mutter kam und führte sie fort. — Wie ich ihr nachher erzählte, wie alles zugegangen, rief sie: „elle ne Vous veut donc pas?“ und wie ich erwiderte: „que justement je commençais à avoir la certitude qu'elle me prendrait“, — wurde das weitere auf morgen verschoben.

Des anderen Tages sagte die Mutter, sie könne aus dem Kinde nicht klug werden, sie sei ganz ruhig, schäme sich aber hereinzukommen, worauf ich sie bat, ihr zu sagen: nach dem, was sie nun wisse, käme es darauf an, ob ich meine Besuche fortsetzen oder wegbleiben solle. Das letztere verstehe sich von selbst, sobald sie das Gegenteil nicht selbst erlaube, weil meine täglichen Be-

ſuche ſchon viele Aufmerkſamkeit erregten. Alſo möge ſie mir ſelbſt die Erlaubnis mündlich geben, wiederzukommen, wenn ſie mich nicht gänzlich zurückweiſen wolle. — Die Mutter billigte das, und einen Augenblick darauf öffnete ſie der Tochter die Tür; — dieſe trat lächelnd und ſehr freundlich herein, gab mir die Hand und bat mich um Vergebung, daß ſie ſich geſtern ſo dumm aufgeführt. Dies ſah die Mutter noch, ſchloß die Tür und ließ uns allein. — Ich brauchte mir nun gar keine Gewalt mehr anzutun und konnte mit Reden frei herausgehen (verſteht ſich in den genaueſten Schranken). Sie war äußerſt freundlich und zutraulich, wenn ich ihr gleich die Hände küßte. Wie die Mutter zurückkehrte, forderte ich Fanny auf, ihr ſelbſt zu ſagen, daß ſie mich nicht abweiſe, ſondern mir ausdrücklich erlaube, ihr Haus ferner, wie bisher, zu beſuchen. Sie tat es, wenngleich nun aufs äußerſte ſchüchtern. Ich winkte der Mutter, damit zufrieden zu ſein, die gar zu gern ſogleich herausgebracht hätte: „Ja! ich will dich heiraten.“ Dies wäre aber offenbar für jetzt zu viel verlangt geweſen, — ſie wäre wieder in Ohnmacht gefallen.

Aus dem Erzählten kann man ſehen, wieviel ich der Mutter verdankte, mit einer andern, die weniger von mir eingenommen geweſen wäre, konnte ich nicht und kein anderer zum Ziele kommen, ſie wäre gleich eingeſchüchtert geweſen, und um die Angſt loszuwerden, hätte man den Liebhaber fortweiſen müſſen. Ich habe ihr dies nie vergeſſen, ihr habe ich zwei glückliche Jahre und deren Erinnerung fürs ganze Leben zu danken.

Die Sache ging nun ungefähr wieder wie vorher, nur etwas lebhafter. Endlich, nach der Revue, wo ich einen großen Beweis ihrer Zuneigung erhielt, aber ganz in ihrer Art — war ich auf einige Tage nach Friedersdorf gereiſet und kehrte früher zurück, als ich angekündigt. Es war ſchon zehn Uhr abends, da ich aber wußte, daß ſie bis um elf aufblieben, ging ich noch hin. Die Vorſtube war dunkel, die Flügeltüren nach der erleuchteten ſtanden aber auf, ſo daß ich ſah, ohne geſehen zu werden. Sie ſaß mit der Mutter allein, der alte Vater war ſchon zu Bett. Sie war im Reitkleide, halb liegend auf dem Sopha, Wolken auf der Stirn. Mutter und Tochter ſchauten hin, wer aus der Dunkelheit heraustreten würde, und wie ſie mich ſah, flog ein Strahl von Freude

über ihr holdes Gesicht, zugleich fuhr sie schnell mit den Beinen vom Sopha herunter. Ich erfuhr, daß sie Kopfschmerzen habe und sehr verstimmt sei. Sie ward aber ganz heiter, und ehe ich ging, waren auch die Kopfschmerzen weg.

Des anderen Tages sagte die Mutter: „Oui, à présent il est sûr qu'elle Vous aime! Je l'ai vu, au moment où Vous êtes entré, toute sa physionomie a changé, elle devint rayonnante! Je Vous assure qu'elle était maussade toute la journée. Mais alors il faut aussi qu'elle finisse. Il en est temps à la fin!" Ich erwiderte, „que je ne demandais pas mieux." Und nun erzählte sie, daß dessen ungeachtet, wenn sie mich lobe, sie nie ein Wort aus ihr herausbringen könne. Dies sei noch heute geschehen. Ich erwiderte, es möge wohl an dem zu vielen Lobe liegen, sie möge mich lieber tadeln. „Vous voilà donc bien sûr de Votre affaire? Mais nous verrons!" sagte sie.

Aber das half ebensowenig; sie ließ die Mutter ebenso nach Belieben tadeln, wie sie früher in ihr Lob nicht eingestimmt hatte, während sie mit mir im besten Verhältnis war. Das ist die wahre Liebe, die mit der Liebe selbst zufrieden ist und von andern nichts verlangt, weder Hülfe, noch Tadel, noch Lob. Ich weiß aber, daß sie selig in ihrem Herzen war, wenn sie Gutes von mir hörte.

Da nun die Mutter in einer Art von Verzweiflung war, und das letzte denn freilich doch auch heraus mußte, so bat ich sie: nur morgen in unserer beider Gegenwart loszubrechen und zu erklären, daß Fanny entweder förmlich in die Heirat willigen oder ich ihr Haus gänzlich verlassen solle. Es geschah. — Fanny sah sehr ungläubig aus, ohne Zweifel, weil sie wohl wußte, wie günstig ihre Mutter eigentlich für mich gesinnt sei. Ich aber nahm das Wort, bat, daß man ihr bis morgen Zeit lassen und mir erlauben solle, mir ihre Antwort selber zu holen. Dies ward natürlicherweise erlaubt, und ich ging, nachdem ich ihr in der Mutter Gegenwart die Hand geküßt, das heißt, nach ihrer Art, sie ungeheuer kompromittiert hatte. Des anderen Tages wurden wir allein gelassen, ich stellte ihr vor, daß ihre Mutter doch ganz recht habe, die Sache nun endlich auf eine oder die andere Art beendigen zu wollen, die sonst nicht fehlen könne, ein gewaltiges Gerede zu verursachen. Ich könne nicht glauben, daß sie nach der freund-

lichen Art, wie sie mich immer und auch in der letzten Zeit behandelt, sich nun von mir lossagen würde; wenn sie aber doch einige Furcht habe, in mir den nicht zu finden, den sie erwarten könne, so wäre sie es sich selbst und auch mir schuldig, es jetzt zu sagen und mich nicht ferner zu täuschen.

Ich sah recht gut, daß sie in gar keinem Zweifel stand und schon mein war, aber es herauszusagen, dazu fehlte noch immer der Entschluß. — Indem war auch die ungeduldige Mutter schon wieder da. — Ich wiederholte also ungefähr das nämliche, hinzufügend, daß, wenn es ihr zu schwer würde, „Ja" zu sagen, so solle sie mir die Hand reichen als die Meinige, wenn sie es nicht täte, würde ich es für „Nein" annehmen und mich für immer entfernen. Ich reichte meine Hand hin, und sie schlug ohne alles Zögern ein, welches denn die Mutter, die dem Frieden immer noch nicht getraut hatte und ganz starr über meine Keckheit gewesen war, so erfreute, daß sie mich umarmte und die Tochter aufforderte, es ebenfalls zu tun, welches ich als ihr nunmehriger Bräutigam und meiner ihr gezeigten Treue wegen (wie sie es nannte) wohl verdiene. — Ich kam diesem Befehl nunmehr, wie sich von selbst versteht, zuvor und küßte sie höchst bescheidentlich und im Herzen froh, daß dieses erstemal vor der Mutter und auf ihr Geheiß geschehen, also jeder Skrupel für die Folge überwunden war. Dies geschah in den letzten Tagen des Juni 1802.

Nun wurde denn bald mit der Mutter über die Hochzeit deliberiert. Da ich doch den Abschied nehmen und mich zu Hause niederlassen wollte (und mußte, denn in Berlin eine Haushaltung zu führen, war ich lange nicht reich genug), so war es natürlicher, damit den Anfang zu machen. Alsdann war ich frei und konnte tun, was ich wollte. Umgekehrt hätte ich bei dem Könige um den Konsens zur Heirat einkommen müssen, ganz unnützerweise, da das Abschiedsgesuch doch nachfolgen mußte. So wurde es also beschlossen, und die Heirat sollte erst dann deklariert werden, wenn ich den Abschied haben würde. Fordern wollte ich ihn sogleich. Der Vater gab seinen Segen, freundlich und gütig, wie er immer war; aber in betreff der Einrichtungen zur Heirat war er sehr kühl und so, als wenn das noch lange Zeit habe. Es zeigte sich bald, daß er eben damals in der größten Geldverlegenheit war.

Ich reisete also, es war in den ersten Tagen des Juli, zu meiner Mutter, die in Friedersdorf war, und tat ihr meinen Entschluß kund. Ich blieb zwei Tage dort und ritt den vierten Tag nach Freienwalde, wo unser Chef, der General Elsner, das Bad gebrauchte und bat ihn, mich zum Abschied einzugeben, welches damals zu jeder Zeit und von jedem Regiment direkt an den König geschehen konnte. Ich hatte Relais bis nach Berlin stehen, um bei guter Zeit dort zu sein, konnte es dem General Elsner aber nicht abschlagen, mit ihm auf dem Brunnen an der Table d'hôte zu essen. Wie wir bei der Suppe waren, kam der damalige Kammerherr der Königin, v. Buch[1]) (jetzt Oberzeremonienmeister, der aber nie auch nur die kleinste Zeremonie hat zustande bringen können) von Berlin gereiset und setzte sich zu uns. Elsner fragte sogleich: was gibt es Neues in Berlin? „Weiter nichts, als daß der General Graf Brühl gestern gestorben ist!"

Ich erstarrte und durfte mir schicklicherweise hier nicht merken lassen, wie nahe es mich anging. Vor meinem Geiste stand gleich die Zerstörung der ganzen Familie, deren Seele er war. Seine Kinder liebten ihn unbeschreiblich, seine Frau verehrte ihn wie einen Heiligen und beide hatten recht. Letztere vorzüglich, deren beweglichem und heftigem Temperament er eine durchaus notwendige Linderung gewährte, dermaßen, daß sie nie aufgehört hat, ihn zu betrauern und zu beweinen, bis sie dreißig Jahre später, in ihrem zweiundsiebzigsten Jahre, den Verstand verloren hat.

Er war den Abend vor meiner Abreise, nachdem er spazierengeritten, unwohl und ging zu Bett. Er litt überhaupt an der Leber. Die Krankheit hatte sich indessen verschlimmert und am dritten Tage den Tod nach sich gezogen. Dies war der dritte Todesfall naher Angehörigen.

Essen konnte ich nicht, ungeachtet ich schon fünf Meilen zu Pferde gemacht, — nahm bald einen Vorwand und ritt mit drei bereitstehenden untergelegten Pferden die sieben Meilen in sieben Viertelstunden nach Berlin.

Im Trauerhause angekommen, führte man mich in das Zimmer meiner Braut (wo ich noch nicht gewesen), sie war in einem ent-

[1]) Georg Carl Vollrath v. Buch, geb. 1767, zugleich Präsident der General-Ordens-Kommission.

ſetzlich aufgelöſeten Zuſtand und fiel mir in die Arme. Dies, die Erſchütterung, die es mir ſelbſt gemacht, die Erhitzung vom ſcharfen Ritt, die Nahrungsloſigkeit griffen mich ſelbſt ſo an, daß ich beinahe umgeſunken wäre, und nur durch eine Taſſe Kamillentee (wie ein Weib!), die erſte, die ich in meinem Leben getrunken, erſt wieder Beſinnung und ſoviel Faſſung gewann, als notwendig war. Meine Braut verlor auch außer der Mutter am meiſten; mit dieſer würde ſie ohne den immer temperierenden Vater, der ſie beſſer verſtand, ſchlimme Zeiten gehabt haben. Ich trat nun an deſſen Stelle und ward ihre Stütze.

Die nachfolgende Szene mit der Mutter war entſetzlich und erneuerte ſich, wenigſtens ein halbes Jahr lang, täglich mit derſelben Heftigkeit. — Nachher viele Jahre lang milder. Nach und nach kam der Vermögenszuſtand zum Vorſchein. Er beſaß 2000 Taler jährlich aus dem Majorate Pförten und das Gut Groß-Ziethen, welches er für 60000 Taler (mit 20000 Talern Schulden) gekauft hatte, welches ihm aber bei ſchlechter Bewirtſchaftung gar nichts einbrachte. Der Beſitz dieſes Gutes entſprang aus einer geringen Entſchädigung, welche der verſtorbene König ihm für die ſchon erwähnte Staroſtei Zips durch Güter in Polen gewährt hatte. Er war von allen drei teilenden Mächten am wenigſten dazu verbunden geweſen, denn er hatte das wenigſte, Rußland aber das meiſte von Polen bekommen, und Öſterreich beſaß die verlorene Staroſtei jetzt ſelbſt.

Dieſe geſchenkten polniſchen Güter waren von einer eingezogenen Staroſtei. Die ehemaligen Nießbraucher oder Anwärter waren dann zum Grafen Brühl mit Lamenten gekommen, und er war viel zu gutmütig, als daß er ſie hätte abweiſen können. Er überließ ihnen die Güter für 40000 Taler, die er in dem ſchon erwähnten Groß-Ziethen wieder anlegte. Er hatte auch noch ſein Traktament, welches als ein General ohne Regiment 5 bis 6000 Taler[1]) betrug. Da er alſo, mit der Rente aus Pförten, 7 bis 8000 Taler jährlich einnahm, ſo war er eigentlich in ſehr guten

[1]) Ein Kavallerie-Regiment brachte damals 4000 bis 5000 Taler, ein Dragoner-Regiment von 10 Eskadrons ſogar 6000 Taler ein. War alſo ein General der Kavallerie Chef eines ſolchen, ſo hatte er 11 oder 12000 Taler jährlich. Ein Rittmeiſter mit einer Eskadron hatte von 1800 bis 2000 Taler. [D. M.]

Umständen. Er war aber so gutmütig im Verschenken und Verborgen (meist an unwürdige Polacken) und seine Frau war eine so schlechte Wirtin, daß er immer in Not war. Bei seinem Ableben war beinahe nichts da. Gleich nach demselben lief eine noch an ihn gerichtete Bewilligung des Königs ein, daß ihm ein Haus in Berlin gebaut werden sollte, sobald er eine Baustelle dazu nachweisen würde. Diese hatte man nicht, und der Bau würde auch vorderhand der Verlegenheit nicht abgeholfen haben. Zwei Jahr später wurde diese Baufreiheit für 20 000 Taler verkauft und auch das Gut Ziethen für denselben Preis, den es gekostet, losgeschlagen.

Wie der Graf Brühl in unsern Dienst getreten war, war ihm sein Gehalt auf Lebenszeit und ebenso seiner Witwe nach seinem Tode, als Pension, zugesichert worden. Jetzt suchte sie darum nach, ward aber abgewiesen und bekam nur 2000 Taler jährlich. Dies ist zwar eine sehr hübsche Pension, und die Generalswitwen könnten sich sehr gratulieren, wenn sie, eine jede, so viel bekämen (jetzt bekommen sie gar nichts[1])) — aber 5000 oder 6000 waren versprochen, und wenn irgend einer, so mußte doch wohl der König der Witwe seines Erziehers Wort halten! Er tat es nicht. —

So war denn der Frohsinn auf lange Zeit aus diesem Hause verscheucht. Während der tiefen Trauer konnte an die Hochzeit nicht gedacht werden, sie wurde verschoben; und wie nun der Herbst herankam, hatte ich selbst nicht Lust, eine junge Frau mit der Einsamkeit eines Winters auf dem Lande ihren neuen Stand beginnen zu lassen. So verzog sich die Sache bis zum Frühjahr 1803.

Meinen Abschied erhielt ich am 9. August 1802 und hatte dem vorigen zufolge einen höchst glücklichen Brautstand von einem ganzen Jahre, ja wenn man die Zeit vor der stillschweigenden Einwilligung hinzurechnet, von beinahe anderthalb Jahren. Wir sahen uns viel allein. Ich ging mit meiner Braut täglich spazieren in dem großen Garten des Hauses, fuhr oder ritt auch mit ihr in den letzten Wochen, oder las der ganzen Familie des Abends vor (ich las nämlich recht gut). Das Haus, wo sie wohnten, war das große Haus in der Friedrichsstraße an der Weidendammer Brücke, worin jetzt die Chirurgische Militär-

[1]) Außer den Unterstützungen aus der Witwenpensionskasse.

Akademie ist;[1]) der Garten begriff alle jetzt dort befindlichen Holzplätze in sich.

Ich war auch den Herbst und im Winter oft abwesend, indem ich mich mit Ernst auf das Studium der Landwirtschaft legte und alle Wirtschaften besuchte, wo ich glaubte, lernen zu können.[2]) Das Praktische, was in Friedersdorf gewöhnlich war, kannte ich von Jugend an, aber ich wollte, es sollte besser werden, was mir denn auch im Laufe der Zeit gelungen ist, und daher mußte ich sehen, was andere Leute besser machten. Ich mußte auch alle Vorbereitungen zur Übernahme einer so großen Wirtschaft und zu meinem eigenen Haushalte machen.

Wenn ich dann zurückkehrte, war immer große Freude, aber immer mehr innerlich und aus den Augen strahlend, als sich durch Worte zu erkennen gebend. Bisweilen brach auch wohl der Mutwille aus, oder eine kleine Entfremdung, — diese doch gewöhnlich nur, wenn die Mutter eine Kleinigkeit verdorben hatte und auf mich rekurrierte, nämlich etwa, daß sie sich Bewegung machen, sich wärmer anziehen sollte beim Ausgehen und dergleichen Futilitäten, die sie nicht wollte. Es war nicht möglich, solchem durchaus liebenswürdigen Wesen irgend etwas übelzunehmen, ich brauchte mich aber nur zu stellen, als ob ich es täte, oder z. B. zu sagen: wenn sie sich nicht vor Erkältung in acht nehmen wolle, würde ich es auch nicht tun und dann in bitterer Kälte leicht gekleidet umherzugehen, bis ich ganz erfroren zurückkam, so tat sie gleich, mit der liebenswürdigsten Grazie, mit der anmutigsten Beschämung, sich selbst anklagend, alles was ich wollte. Ihre Schüchternheit blieb, denn ungeachtet ich sie mit Bescheidenheit viel küßte, so geschah es doch erst am 31. Dezember, wie ich ihr sagte, daß es nun ein Jahr her sei, daß ich meinen Entschluß gefaßt, — daß sie es ganz leise erwiderte.

Der Tod meiner Schwester[3]) verzögerte unsere Verbindung nur wenig, weil sie nicht mehr aufzuschieben war, weil ich das Gut übernehmen mußte. Ungefähr vierzehn Tage vor der Heirat, etwa um die Zeit des ersten Aufgebots, kam ich von einer kleinen Reise nach Hause zurück. Sie empfing mich ungemein liebreich und ver-

[1]) Die „Pepiniere", nördlich benachbart dem heutigen Stadtbahnhof „Friedrichstraße". — [2]) Vgl. u. Kap. IV, S. 202 ff. — [3]) Wilhelmine, vgl. o. S. 165 f.

schämt und begann mit unendlicher Anmut eine Selbstanklage: „Wir wären nun unserer Verbindung so nahe (noch nie hatte sie davon gesprochen), da hätte sie sich denn recht ernstlich geprüft und gefunden, daß sie sich nicht immer so gegen mich betragen hätte, wie ich es verdiene, — sie hätte meine Liebe zwar immer erkannt, aber nicht so erwidert, wie ich es verdient hätte, indem sie meinen Wünschen nicht immer nachgelebt hätte. Aber von nun an solle ihr ganzes Leben dem gewidmet sein, allem zuvorzukommen, was ich gern hätte, oder wenigstens ihm sogleich zu folgen."

Zu dem innigsten Dank für solche Güte konnte ich sobald nicht kommen, ich mußte sie erst beruhigen und versichern, daß ich vollkommen und durchaus zufrieden sei, sie gar nicht anders zu sehen wünsche, als bisher und daß, wenn sie nur immer ihrem zarten und liebenswürdigen Herzen folgen wolle, so würde sie gewiß niemals fehl gehen, ich würde vollkommen glücklich sein, und auch die kleinen Launen würden verschwinden, die nicht aus ihrem Herzen kämen, sondern von einer Behandlung herrührten, die ich mich hüten würde, nachzuahmen.

Und sie hielt Wort. Am 12. Mai 1803 war unsere Verbindung. Ihre Mutter, Schwester und übrigen Verwandten waren besorgt und neugierig, wie sie sich benehmen würde. Sie vermeinten, sie würde weinen, nicht zum Altar wollen, zittern und beben und dergleichen, — und wenn ich erwiderte, davon würden sie nichts zu sehen bekommen, glaubten sie mir nicht, und meine Schwiegermutter sagte: „il est vrai que Vous l'avez déjà comme dans Votre poche, mais pour demain Vous ne la connaissez pas!"

Indessen erschien sie anmutig und reizvoll, ohne alle Verlegenheit, in ihrem Myrthenkranz, trat ohne irgend ein Zagen an den Altar und antwortete ein lautes und deutliches „Ja!". Lustig oder rauschend war übrigens die Hochzeit nicht, da beide Familien in Trauer waren. — Am andern Tage reisten wir nach Friedersdorf ab, wo wir bei guter Zeit ankamen. — Nun lebten wir einen höchst glücklichen Sommer und Herbst, aber nicht untätig. Trübe Stunden oder Verstimmungen kamen nie vor, Fanny hatte aber auch an mir, von jener Erklärung vor der Hochzeit an, den zärtlichsten und aufmerksamsten Liebhaber,[1]) der es nun, bei der genauen Be-

[1]) Vgl. die beiden Briefe Fannys an ihre Mutter im 2. Band.

kanntschaft und da alles Fremde geschwunden war, auch an Lobpreisungen ihrer Güte und Schönheit nicht fehlen ließ. — Gegen Ende Februar erwartete Fanny ihre Niederkunft, und obgleich sie sehr wohl war, wollte ich doch dazu lieber nach Berlin gehen. Wir reiseten also in den ersten Tagen des Januar dahin ab und wohnten bei der Schwiegermutter.

Ich hatte auch einen Freund, den einzigen, den ich in meinem arbeitsvollen Leben gehabt. Es war ein Graf Schwerin aus Wolfshagen.[1]) Er stand bei den Ziethenschen Husaren (jetzt brandenburgische) in Berlin. Wie dieses Regiment im Jahre 1795 aus dem Kriege am Rhein zurückkam, wo es sich ausgezeichnet hatte, suchte ich die Bekanntschaft dieser Offiziere, um vom Kriege und vorzüglich vom leichten und Vorpostendienst genaue Begriffe zu bekommen. Schwerin nun, der auch zwei Brüder in unserm (dem Gensdarmen-)Regiment hatte, wurde sehr krank und blieb es über ein Jahr. Ich besuchte ihn oft, und daher unsere Freundschaft. Er wurde nicht ganz wiederhergestellt und nahm ungefähr mit mir zugleich den Abschied, um seinen schon sehr alten Vater in der Administration sehr weitläuftiger Güter zu unterstützen. Kaum war er aus Berlin und in die freie Landluft, so blühete er wieder auf. — Er war ein sehr schöner, großer Mann, wenige Jahre älter als ich, und hatte mich diesen Sommer (1803) in Friedersdorf besucht, wo ich ihm landwirtschaftlichen Rat gab. Ihm war diese Sache nämlich viel neuer als mir.

Ungefähr vierzehn Tage vor der Niederkunft meiner Frau (ich ging grade mit ihr beim Opernhause vorbei, nach den Linden hin) erhielt ich die Nachricht, daß er am 11. Februar gestorben war. Dies war der vierte plötzliche Todesfall, der mich nahe berührte. Ich war erschüttert, aber meine holde Frau machte alles wieder gut. Ihre Liebe zu mir wuchs täglich, vorzüglich, da ich in Berlin Unannehmlichkeiten ihretwegen mit ihren Verwandten hatte. Bald nachher geschahe es, daß ich mit ihr zum letzten Male in eine Abendgesellschaft ging. Es war überhaupt nur einigemal geschehen. Sie war so anmutig und liebreizend, ungeachtet ihres schon sehr beschwerlichen Zustandes, daß alle Männer, die sie früher nur

[1]) Nordwestlich von Prenzlau in der Uckermark.

gesehen, sie wie belagert hielten. Wie wir nun ziemlich früh nach Hause fuhren und schon in der Friedrichstraße nicht weit von unserer Wohnung waren und ich ihr irgend etwas Angenehmes sagte, erwiderte sie, innigst gerührt: „Ach, mein lieber Herr![1]) (so nannte sie mich und „Ihr", anfangs bisweilen aus Scherz, dann aus Zärtlichkeit), Ihr seid doch der Beste, von allen Menschen, die ich kenne! — Ich habe Euch auch so lieb, daß ich es gar nicht sagen kann! Und ich weiß gar nicht, was am Ende daraus werden soll, denn es wird alle Tage ärger damit!" Und damit fiel sie mir um den Hals und küßte mich recht herzinniglich. Dies war ihr erstes Geständnis mit Worten rein heraus. In welches Entzücken ich dadurch versetzt wurde, läßt sich nicht beschreiben,

„ich schwamm in Wonne,
„die überwallend mir vom Auge floß!"

Am 26. Februar abends (1804) sang sie noch zum letztenmal an ihrem Klavier mit ihrer reinen, klaren, seelenvollen Stimme. —

Um einhalb ein Uhr, morgens, den 28. Februar, war eine Tochter da, gesund, die Mutter auch, alles war froh und ich voller Seligkeit. Wie ist es möglich, daß Mann und Frau je aufhören können, sich zu lieben, wenn ein Kind da ist, das Bild ihres Innern, ihrer Liebe, der Vereinigung ihrer Seelen? — Es war ein Schaltjahr. Wenn meine Tochter vierundzwanzig Stunden später geboren wurde, so hätte sie den 29. Februar zum Geburtstage gehabt.

Es ging mit meiner Frau und mit ihrer Genesung aufs allerbeste. Wie sie wieder aufstand, war sie schöner, als je, sie war gewachsen und wäre nun eine große, schön gewachsene Person gewesen. In den wenigen Tagen, die sie nun noch lebte, kam viel Besuch von allen möglichen Tanten und Verwandten, und dies soll ihr geschadet haben. Einmal war ich unvorsichtig genug, einige unzufriedene Worte wegen einer geringen Unordnung fallen zu lassen. Ich sah, daß es sie alterierte und habe mir nachher viele Vorwürfe deshalb gemacht. Aber sie fuhr fort, sich sehr wohl zu befinden.

Den 12. März, zwei Tage nach dem Geburtstage der Königin,

[1]) In ihren (englischen) Briefen an ihre Mutter nennt Fanny ihn: „my dear Lord and Master".

wurde ihr zu Ehren von einigen reichen Leuten, die sich zusammengetan, ein maskierter Ball im Komödienhause[1]) gegeben. Fanny wünschte sehr, daß ich hingehen möchte. Ich tat es also. Dergleichen Maskenzüge waren schon öfters gegeben worden, gewöhnlich im Opernhause, wo denn die Königin, die Prinzessinnen, die Prinzen und vornehmen Herren und Damen in einer Quadrille vereinigt waren, die einen Umzug hielt und mit einem Tanz endigte. Vor zwei Jahren (man fing nun an, die Passion des Antiken zu bekommen) war bei dem Prinzen Ferdinand eine solche Quadrille mit Pantomime gewesen, Minerva nämlich (die Königin), welche die Bildsäulen des Daedalus (Prinz Louis Ferdinand) belebt. Hier hatte Fanny, als Atalante, aller Augen auf sich gezogen. Ich sehe sie noch vor Augen. — Sie war also neugierig, was diesmal passieren würde.

Das Fest war äußerst brillant, aber wohl tausend Personen gegenwärtig, also öffentlich, und daher war es höchst unschicklich, daß die Königin und alle Prinzessinnen öffentlich auftraten und pantomimierten; — es geschah gradezu auf dem Theater. Es war Statira (die Königin), die mit den persischen Frauen die Gnade des Alexander (Prinz Louis) anflehete und in dem Maße erhielt, daß Alexander die Statira und jeder Mazedonier eine Perserin heiratet! Die mitagierenden und tanzenden Mazedonier, Perser, Parther, Medier, Griechen usw. mit ihren Damen waren wenigstens hundert, alles im höchsten Glanze. Es waren auch noch mehrere andere sehr hübsche Quadrillen, aber anständiger, weil sie ohne Liebespantomimen waren.

Hier habe ich auch die berühmte, oder eigentlich berüchtigte Frau v. Staël gesehen, ein großes, dickes, höchst impertinentes Mensch. Es waren erhöhete Sitze für die Prinzessinnen angebracht, um die Quadrillen besser sehen zu können. Sie schritt aus der Menge keck hinauf und setzte sich zwischen sie. Ob dies nach ihren Begriffen gute Lebensart war, oder ob sie von einer Sorte zu sein glaubte, lasse ich dahingestellt sein.

Den andern Tag mußte ich viel erzählen. Es unterhielt sie sehr. Sie war noch immer wohl, daher lebte ich in der größten Sicherheit und Zufriedenheit.

[1]) 1802 erbaut, 1817 abgebrannt, an Stelle des jetzigen Schauspielhauses.

Ich war nun über zwei Monat in Berlin und hatte schon länger aus meiner Korrespondenz ersehen, daß es in der Friedersdorfschen Wirtschaft darunter und darüber ging. Meine Gegenwart war also höchst nötig. Ich hatte aber nicht eher reisen wollen, als bis die schlimmen Tage nach der Niederkunft vorüber sein würden. Dies war nun seit vier Tagen der Fall und überdies gar keine Spur von Krankheit, viel weniger von Gefahr, vorhanden gewesen. Ich reisete also den 14. März früh, um den 17. oder 18. zurückzukehren. Wie ich den Morgen zu ihr hineinkam, hatte sie eine üble Nacht und einige Schmerzen im Leibe gehabt. Man sagte mir aber, daß dies schon durch die gewöhnlichen dagegen angewendeten Mittel gehoben sei. Ich reisete also unbesorgt. In Friedersdorf brachte ich zwei Abende in den Rechnungen und den ganzen Tag des 15. auf dem Felde, in Scheunen und Ställen zu.

Den 16. März, noch früher, als ich aufzustehen pflegte, klopfte es an die Tür meines Schlafzimmers, und im Erwachen höre ich die Stimme meines Bedienten, der mich ruft. Es dauerte einen Augenblick, bevor mir aufs Herz schoß, daß ich diesen in Berlin gelassen hatte. Ich rief, indem ich aufsprang: „Mein Gott, wie kommst Du hierher?"

„Ja, die Gnädige Frau ist sehr schlecht, ich bin hergeschickt!" Und wie ich herauskam und fragte und sagte, daß ich gleich fort wollte:

„Ja, wenn wir sie nur noch finden werden!"

Bebend rief ich: „Was, Du glaubst, daß sie sterben wird? oder gar schon gestorben ist?"

„Ach, solche Schmerzen die ganzen beiden Tage und die Nacht! Gestern Abend um sechs Uhr war es auf dem Letzten, da mußte ich fort!"

Der Schwerenöter hatte sich also eben nicht übereilt, — es war beinahe sechs Uhr morgens. Ich war vernichtet, lief gleich nach dem Stall, spannte selbst an, jagte fort, in Müncheberg nahm ich Kurierpferde, in Vogelsdorf wieder, und so trieb ich vorwärts in der unbeschreiblichsten Seelenangst. Wie ward mir, als ich das Chausseehaus in Dalwitz erblickte und meinen Vetter Carl Brühl[1])

[1]) Vetter seiner Frau (1772—1837). Vgl. die Briefe an ihn im 2. Band.

(jetzigen Generalintendant der Museen, Sohn von Moritz Brühl) mit meinem Bruder Alexander stehen sah, die nun auf mich zugingen. Alle Zweifel, alle Hoffnungen waren in dem Augenblick gewaltsam niedergeschlagen, und ich erfuhr denn auch gleich, daß sie diesen Morgen bald nach Mitternacht verschieden sei!

Wer hat das gefühlt, wenn einem so mit einem Schlage das halbe Leben, die Hälfte der Seele mit einem einzigen gewaltsamen Riß genommen wird?

Wir jagten weiter. Es mochte zwölf Uhr sein, wie ich im Hause ankam. Ich stürzte dieselbe Treppe hinauf, die ich ein Jahr zuvor in unserm Brautstande so oft und noch das letztemal vor wenigen Wochen mit ihr, nach jener Szene im Wagen, heraufgewandelt war. Oben an der Tür stand der General Tauentzien,[1]) der wenige Häuser von dort wohnte und eben die Katastrophe erfahren hatte. Wie er an meinem hastigen Fragen merkte, daß ich von der Reise kam, umfaßte er mich und wollte mich (nach einer Art von Beruhigung, die viele Leute für heilsam halten) nicht hineinlassen. Es entstand eine Art von Kampf, da ich aber stärker war, warf ich ihn in die Ecke, stürzte hinein, eilte in das Totenzimmer und verschloß die Türen.

Da lag sie in ihrem Bett, — ach, schon entstellt! wie anders als vor zwei Tagen! — Was sollen hier Worte? Die drücken nichts aus. — Ich saß hier vier Stunden bei ihrem Leichnam, trotz öfteren Klopfens an der Tür. — Endlich rief meine Mutter. Ich machte auf. Sie hatte mein armes sechzehntägiges Kind! —

Es wurde am 18. getauft und hatte Sophie heißen sollen, ein Name, auf den ich großen Wert legte. Jetzt nannte ich es nach der Seeligen, Caroline Franziska. Wie konnte ich ein neugebornes Kind warten und pflegen lassen? es wäre offenbar verwahrloset worden, da ich gar nichts davon verstand und es gemieteten Weibern hätte überlassen müssen. Ich nahm es also, gleich nachdem es getauft, und übergab es der Großmutter, als ein Vermächtnis ihrer verstorbenen Tochter, welches sie freudig aufnahm.

Wie sehr der Schmerz dem Menschen den Kopf einnehmen kann, davon gab ich den Tag ein Beispiel. Ich hatte den Unglücks-

[1]) Bogislaw Graf Tauentzien v. Wittenberg, zuletzt General der Infanterie, 1760—1824, der bekannte General aus den Befreiungskriegen, Gegner der Reformer.

tag des 16. März so ausschließend in Gedanken, daß, als der Prediger fragte: an welchem Tage das Kind geboren sei? ich „am 16. März" erwiderte. Der Prediger (Molière) sah mich verwundert an, und meine Schwiegermutter sagte betrübt: „Nein, es ist den 28. Februar geboren." Ich stritt so lange, versichernd, dieser Tag sei mir so ins Gedächtnis gegraben, daß ich ihn in Ewigkeit nicht vergessen könnte, bis der Prediger sagte: „Das wäre vorgestern und wäre ja der Todestag der Mutter, und das Kind wird älter sein." — Nun erst erwachte ich aus einer Art von Dumpfheit und brach in Tränen aus.

Gleich nach der Taufe wurde die Leiche nach Friedersdorf gebracht. Ich reisete voran mit Carl Brühl und meinem Bruder Alexander. Den 19. ging ich ihr mit der ganzen Gemeine entgegen, bis an die kleine Heide, und wir erwarteten sie. Es war meine Absicht, den Sarg noch einmal öffnen zu lassen, um zu sehen, ob durch den Transport nicht Schaden geschehen sei. Allein, ich konnte es nicht über mich gewinnen, — sie war schon gestern sehr entstellt. Wir folgten dem Sarge und setzten ihn in dem Gewölbe bei, mit ihm mein alles! An der Wand desselben, außerhalb, setzte ich ihr einen Denkstein, grade neben ihm, innerhalb, ruht sie.[1]) —

An dem Tage bekam ich zuerst ein Nervenzucken in den Armen und durch den ganzen Körper, welches sich mein Leben hindurch wiederholt hat, so oft mir große Widerwärtigkeiten zustießen oder wichtige Begebenheiten bevorstehen. Diesem Zucken folgt Abspannung und Mattigkeit, und jetzt in meinem Alter hat es in den letzten Jahren so zugenommen, daß es mich bei den kleinsten Unannehmlichkeiten befällt. Ich hatte die besten Zähne von der Welt. Ich verlor zwei davon und seitdem alle zehn Jahr einen. Meine Haare wurden weiß und sind es vorn über dem Backenbart geblieben; die übrigen fielen in ihre natürliche Farbe zurück. —

Ich habe die Geschichte meiner Liebe und kurzen Ehe deswegen so weitläuftig erzählt, nicht nur, weil es mein einziger Genuß ist, in der Vergangenheit zu leben und die glücklichen Tage

[1]) Die Inschrift des Grabsteins an der Außenseite der Kirche enthält außer Namen und Lebensalter die Worte: „Hier liegt mein Glück . . . Sie war die Freude aller, die sie kannten."

meiner Jugend mir vor dem Geiste wieder vorüberzuführen, sondern auch, um meine Nachkommen durch mein Beispiel darauf aufmerksam zu machen, worin das Glück der Liebe und der Ehe besteht, und was man in letzterer eigentlich suchen soll. Darum will ich noch einiges hinzufügen. Wenigen wird es beschieden sein, zweimal so geliebt zu werden, mehreren, die Liebe länger zu genießen, als mir beschieden war.

Wen habe ich nun mehr geliebt, Irene oder Fanny? Welche verdiente es am meisten? Welche steht in meiner Erinnerung voran?

Diese Fragen werden mir zu beantworten sehr schwer. Unschuld, Anmut, Sanftmut, jungfräuliche Sittsamkeit, daß die reine Seele aus allem herausblickte, was sie taten, — das hatten beide vollkommen miteinander gemein; allein die moralische Uneigennützigkeit, die große Harmonie aller Gefühle mit dem Ideale der Großmut, diese hatte Irene voraus, — Fanny hatte dem nur ihr überaus kindliches Gemüt entgegenzusetzen. Irene stand also offenbar schon da, wo Fanny erst hinlebte, mithin *verdiente* erstere offenbar mehr geliebt zu werden. Ob ich sie aber mehr geliebt, vermag ich nicht zu entscheiden. Das weiß ich aber, daß ich keine weniger geliebt habe, als die andere. — Irene war ein Geschenk des Himmels und war mein, unverdient und unerwartet, — Fanny hatte ich mir aber *erworben*; dies mag es sein, was diese in meinen Augen bis zu jener emporgehoben hat, wie denn der Mensch immer dasjenige mehr zu schätzen weiß, was er mit Mühe erstrebt hat, als was ihm geschenkt wird. Fannys Liebe hatte ich vollkommen verdient, in unserm gegenseitigen Verhältnis stand ich in nichts gegen ihr zurück, aber wie weit stand ich in dieser Beziehung unter Irenen? — Sie war sogar während dieser Zeit und noch lange nachher aus meinem innern Bewußtsein, nicht aus dem Gedächtnis, entschwunden, und erst in späterer Zeit, wie ich so liebebedürftig war, unter allen Schlechtigkeiten der Menschen, bei so vielen undankbaren Arbeiten und Plagen, da trat erst ihr edles Bild wieder vor meine Seele.

Wenn ich also so lange Jahre ausschließlich nur an Fanny dachte, und nur sie betrauerte, so muß ich es mir aus dem Gesagten, aus dem größeren *Recht*, was ich an Fanny hatte, erklären. Dazu kam auch, daß sie nicht nur von Gott her, durch

den Bund der Seelen, sondern auch der irdischen Ordnung nach, in aller Form Rechtens, die Meinige, daß sie meine Frau war.

Welche einsame Zeit habe ich nach ihrem Tode erlebt! und in welcher Trauer! „Lamenta et lacrymas cito, dolorem et tristitiam tarde posui, nam feminis lugere honestum, viris meminisse.“[1]) Kein Strahl der Freude oder der Beruhigung kam in mein Herz. Der jugendliche Mut, der mich nach Irenens Verlust, schneller als ich gesollt, emporrichtete, war vollständig gebrochen. Weil ich die erste Liebe, die ich nicht verdient hatte, nicht so zu schätzen gewußt, wie ich gesollt, darum wurde mir auch die andere entrissen, die ich vollkommen verdient hatte. Dreißig Jahre lang habe ich nun schon meine Strafe getragen, mit vielem Schmerz, nicht ohne Tränen, aber, Gott weiß es, ohne Murren, denn ich habe sie verdient.

Wieviele schlaflose Nächte habe ich zugebracht, wie oft in solchen, im ersten Jahre, Gott gebeten, sie mir noch einmal, als ein Zeichen seiner Gnade, erscheinen zu lassen, um ein Wort des Trostes aus ihrem Munde zu vernehmen! — Da geschah es einmal, in einer dunkeln Nacht, daß ich in halber Vernichtung und im heißen Flehen bis lange nach Mitternacht lag. Plötzlich schien es mir, als würde das Zimmer hell. — Ich fuhr empor und sah gegen den der Öffnung meines Gardinenbettes gegenüberstehenden Kamin eine Helle sich entwickeln und größer werden, ich starrte im Schrecken der freudigsten Erwartung hin, — da sah ich, daß es der Mond war, der durch die Fensterladen und durch das vor denselben befindliche Laub der Bäume mit seinem täuschenden

[1]) Nach Tacitus Germania Kap. 27: „Klagen und Tränen habe ich bald, Schmerz und Trauer erst spät abgelegt; denn Frauen ziemt Trauern, Männern Erinnerung.“ — Eine Aufzeichnung, die Marwitz nicht lange nach dem Tode seiner ersten Gattin, am 24. Juni 1804 machte, lautet: „In diesem halben Jahre wurde mein häusliches Glück mir genommen, meine Zufriedenheit auf immer gestört und mein sonst heiterer Blick in die Zukunft in das stumpfsinnige Vorwärtswandeln eines Lasttiers verwandelt. Der mir ewig schreckliche 16. März entriß mir nach 10 Monaten der glücklichsten Verbindung meine holde Gefährtin .... Ich stehe allein in der Welt, nur 27 Jahr alt, aber mit dem Blick eines Greises. Es ist niemand mehr, an dem mein Herz hinge, — ich habe sie alle überlebt. An ihrer Seite hoffte ich eine frohe schöne Zukunft. Sie ist dahin! — Ich werde hinfüro nur für meine Brüder arbeiten, die mir folgen sollen und bald in dem Alter sind, daß sie meiner nicht mehr bedürfen werden. Vielleicht tut mir Gott alsdann die Gnade, mich von hier zu nehmen.“

Lichte spielte! Ich war allein und bin es geblieben, bis auf den heutigen Tag.

In jenem Leben, — wir haben keine himmlischen Worte, um von himmlischen Dingen zu reden, also muß ich mit irdischen Worten so reden, als wenn es dort auch irdisch zuginge — in jenem Leben weiß ich nicht, ob Irene nicht auf einer so hohen Stufe über mir stehen wird, daß ich nur werde zu ihr hinaufblicken können. Aber wie sie mein Stern und meine Leuchte in diesem Leben gewesen ist (um nur eines zu sagen, wie hätte ich jemals Fanny erwerben können, wenn der Strahl ihrer Liebe nicht schon in meiner Brust gelegen hätte?) — ebenso wird sie mein Stern in jenem Leben sein; an ihr werde ich mich zu Gott emporrichten. — Fanny dagegen, die ist ganz mein und bleibt mein, sie ist gewiß auch dort neben mir, sie ist meine Gefährtin. Wenn ich zu jenem himmlischen Tor eingehen werde, dann wird sie dastehn und mich einführen, dann werden wir vollkommener lieben, und auch ich werde liebenswerter sein. Ach — und meine drei vorangegangenen Söhne[1]) (werde ich den vierten und letzten hier behalten?), deren hat sie sich gewiß schon angenommen, die werden bei ihr stehen und auch mich empfangen und meine Brüder, die in den Schlachten fielen, — alle werden da und aller Schmerz wird vergessen sein.

Wie kann ich mich, nach allem, was ich verloren, nach allem, was ich erlebt habe, über die Reizbarkeit wundern, der ich jetzt unterworfen bin? .....

---

[1]) Rudolf, Konrad, Gebhardt, gest. 1811, 1813, 1833), von der zweiten Gattin, Gräfin Charlotte Moltke. Über diese vgl. u. Kap. VI am Schluß, Kap. IX Anfang und die Briefe an sie im 2. Band (1813/15).

Kapitel 4.

Auf dem Lande. Die Rüstung von 1805. (1804—1806.)

Marwitz als Landwirt. — Reisen und Jagd. — Kalamitäten. — Die Hoffnungen auf eine Rettung Europas. — Marwitz tritt wieder in Dienst. — Oberst Massenbach. — Bittere Enttäuschung, Fehler der preußischen Politik. — Brand von Friedersdorf.

Als ich mich auf die Landwirtschaft warf, hatte ich zu große Vorstellungen von der möglichen Steigerung der Kulturfähigkeit der Landgüter. Ich nahm zwar von den vielfältigen Verbesserungsprojekten, die damals an der Tagesordnung waren, keines leichtsinnig an, aber ich warf doch nach und nach die ganze bisherige Wirtschaft über den Haufen. Ich kann auch nicht sagen, daß ich hierbei bedeutende Mißgriffe machte, oder daß mir irgend eine Veränderung oder Verbesserung fehlgeschlagen hätte: es geschah vielmehr das Gegenteil; es prosperierte, grünte und blühete alles. Aber der Reinertrag stieg nicht in dem gehofften Maße, wenngleich der Bruttoertrag immer weit höher war, als bisher. Alle Verbesserungen ziehen nämlich erhöhete Ausgaben nach sich, und so wird der höhere Ertrag dergestalt wieder durch die vermehrten Ausgaben verzehrt. — In der Zeit, die ich verlebte, kamen noch die politischen und staatsbürgerlichen Revolutionen hinzu, so daß ich aus der beständigen Sorge und Anstrengung für meine Familie nicht herausgekommen bin. Ich hatte Friedersdorf[1]) mit 90000 Taler Schulden übernommen und hatte meine Mutter und vier Geschwister zu versorgen. Da meine Frau während ihrer kurzen Ehe noch nicht einen Groschen von ihrer Erbschaft vom Vater bekommen hatte, so war ich im Frühjahr 1804 schon in einer ganz

[1]) Das Gut ist etwas mehr als 2700 Morgen groß, von denen fast die Hälfte im Oberbruch, die andere Hälfte, gleichfalls trefflicher Boden, auf dem hohen Bruchrande liegt.

bedrängten Lage, in der ich mich nur durch selbständigen Fleiß, Ordnung und Versagung jeder, auch der kleinsten Erholung aufrecht erhalten konnte.

Schon im Herbste 1802, wie ich mich allenthalben in Landwirtschaften umsah, hatte ich die Bekanntschaft einer sehr merkwürdigen Frau in unserer Nachbarschaft gemacht. Sie war die einzige Tochter des Generals v. Lestwitz, der in der Schlacht von Torgau,[1]) nachdem der Flügel des Königs geschlagen und beinahe aufgerieben war, schon in der späten Dämmerung mit einigen tausend gesammelten Leuten wieder auf den Feind losrückte, und hier nicht nur glücklicherweise mit dem Ziethenschen Flügel der Armee zusammenstieß, sondern dem auch der zweite Glücksfall begegnete, daß er hier gerade den König antraf, der ebenfalls mit gesammelten Leuten wieder vorgerückt war. Der König sagte: „Lestwitz, das werde ich Ihm nie vergessen!" und er hielt Wort. Denn bald nach dem Frieden, wie der Markgraf Carl[2]) gestorben war, und dessen Domänenamt Friedland[3]) an die Krone zurückfiel, schenkte er dem General Lestwitz die Hälfte desselben (die andere Hälfte, Quilitz, dem damaligen Obersten v. Prittwitz, der ihn in der Schlacht von Kunersdorf aus der unvermeidlich drohenden Gefangenschaft befreit hatte, meinem bereits erwähnten Chef im Regiment Gensdarmes). Lestwitz kaufte noch das angrenzende Rittergut Cunersdorf bei Wriezen dazu und baute sich dort ein Wohnhaus. Wie der König dies erfuhr, sagte er: „Warum baut Er sich denn da ein Haus, hinten in der Ecke? Warum nicht in Friedland?" Lestwitz erwiderte: „Da ich keine Söhne habe, so weiß ich nicht, ob Ew. Majestät nach meinem Tode meiner Tochter das geschenkte Amt, welches doch ursprünglich ein Lehn der Krone war, lassen werden; da soll sie doch wenigstens in Cunersdorf ein Haus haben." Der König erwiderte: „Wie kann Er glauben, daß ich Seiner Tochter nehmen werde, was ich Ihm geschenkt habe?" Indessen war das Haus schon fertig oder doch zu weit gediehen, genug — Cunersdorf blieb der Wohnsitz.

Diese Tochter nun hatte einen Herrn v. Borcke geheiratet,

[1]) 3. Nov. 1760, Sieg Friedrichs d. Gr. über die Österreicher unter Daun.

[2]) Carl von Brandenburg-Schwedt, Herrenmeister des Johanniterordens (gest. 1768). Vgl. zu dem Folgenden auch Fontane, Wanderungen II, 170 ff.

[3]) Zwischen Wriezen und Seelow. — Quilitz jetzt Neu-Hardenberg.

der Gesandter in Dresden und später in Stockholm war, aber sie verließ ihn schon nach wenigen Monaten, kehrte zu ihren Eltern zurück und gebar eine Tochter. Nach dem Tode ihrer Eltern gestattete Friedrich Wilhelm II., daß sie wie ihre Tochter sich Frau und Frl. v. Friedland nannten. Sie lebte nunmehr in Berlin, war wegen ihrer scharfen Zunge gefürchtet, bekümmerte sich nicht um ihre Güter und spielte sehr viel mit Karten. Plötzlich blieben ihre Einnahmen aus. Sie reisete nach Cunersdorf, um Ordnung zu stiften und Geld zu holen, fand aber alles in solcher Unordnung, daß sie schnell den Entschluß faßte, dort zu bleiben und selbst zu regieren. Sie führte ihn mit beispielloser Ausdauer und Geschick aus. Wie ich sie kennen lernte, war sie ungefähr zwölf Jahre dort. Es waren sechs große Wirtschaften, die sie selbst leitete; Unterbeamte hatte sie keine anderen, als Bauern, die sie selbst dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendsten Zustande, sondern sie hatte ihre Wälder aus sumpfigen Niederungen auf bisher öde Berge versetzt, diese Niederungen aber in Wiesen verwandelt, und so in allen Stücken. Sie lebte ganz allein.

Ein solches Phänomen war natürlicherweise weit und breit verschrieen. Man sagte, sie ritte auf den Feldern umher (das war wahr) und hätte beständig die Peitsche in der Hand, womit sie die Bauern zur Arbeit triebe — das war erlogen. Ich war neugierig auf diese Bekanntschaft. Ich fand eine kleine, häßliche, wenig über vierzig Jahr alte, rasche, kluge, erfahrene und sehr gewandte Person, zu meinem Erstaunen eine wahre Mutter ihrer Untertanen und Untergebenen. Wo sie sich sehen ließ, und das war den ganzen Tag bald hier bald da, redete sie freundlich mit ihnen, und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen mußte alles, was sie auch gern taten. Als Ehefrau mag sie nicht angenehm gewesen sein.

Von ihr habe ich das meiste in der Landwirtschaft gelernt, ungefähr alles, was ich nicht schon aus der Kindheit wußte und nachher aus der Erfahrung erwarb. Ich war den Herbst 1802 und den folgenden Winter gewiß fünf oder sechs mal, jedesmal auf mehrere Tage, bei ihr. Den Tag über ritt, ging oder fuhr ich mit ihr umher, und die schon langen Abende saß ich mit ihr allein beim Tee (sie konnte ein Dutzend Tassen trinken). Sie war aber

nicht bloß eine Landwirtin, sondern eine höchst geistreiche, belesene und in allen, auch öffentlichen Dingen gut unterrichtete Frau, obwohl sie Cunersdorf fast nie verließ. Sie lernte auch meine Braut einmal in Berlin kennen und hatte ein sichtbares Wohlgefallen an ihr. Es war aber das letzte Mal, daß ich sie sah; denn wenige Tage darauf brach in einem ihrer Dörfer Feuer aus, sie eilte in der Nacht hin, erkältete sich und starb.

Es war auch für mich ein Verlust, dieses Rates zu entbehren. Sie hatte mir die nötigen Wirtschaftsbeamten verschafft, da ich auf Johannis 1803 das Gut übernahm, mir die Rechnungsbücher einrichten lassen, kurz, sich als meine wahre Freundin bewiesen. Ihre Tochter, die mit dem Landrat v. Itzenplitz[1]) im Havellande verheiratet war, hat der Mutter Freundschaft, wie sie schrieb „als ein Vermächtnis", auf mich übertragen; sie war ihrer Mutter ähnlich, und sowohl an ihr als an ihrem Mann fand ich eine hülfreiche Freundschaft, die sich dreißig Jahr lang erhalten hat. Wie das Jahr darauf meine Frau gestorben war, waren sie die einzigen, die sich beeiferten, mich, nach meiner Empfindung sogar zu viel, zu trösten. Ich habe es ihnen nie vergessen, wenngleich in den Zeiten, die bald folgten, unsere Gesinnungen sehr divergierten.[2])

Der Verlust, den ich im März 1804 erlitten, war vielleicht mit daran Ursache, daß ich das ganze Jahr 1804—05 mit dem größten Eifer (um nur zu arbeiten zu haben) meiner Ökonomie wahrnahm. Zur Übernahme des Gutes hatte meine Mutter mir das nötige Geld vorgeschossen, wobei ich die erste Gelegenheit hatte, die Verderbnis unserer Justizpersonen kennen zu lernen. — Der Ackerbau des bisher verpachteten Gutes wurde mir in so schlechtem Stande überliefert, daß ich im ersten Jahre ein Minus an Wirtschaftsertrag hatte, statt der 6500 Taler, die die Pacht betragen. Die Frau v. Friedland hatte mir geraten, Raps zu bauen, ein damals hier ganz unbekanntes Gewächs. Ich reisete zu dem Ende im Herbst 1804 ins Magdeburgische und Dessauische, um die dortigen Wirtschaften und die Behandlung des Rapses kennen zu lernen. In

[1]) Peter Ludwig Friedrich (1815 Graf) v. Itzenplitz, auf Behnitz im Havellande, † 1834. — [2]) Itzenplitz suchte durch möglichstes Entgegenkommen 1807 ff. die Forderungen der Franzosen zu verringern. Vgl. v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg 1806—8, 2 Bde. und 1809/10; dazu u. Kap. 8.

Dessau sah ich meine gute Tante Lattorff, die Schwester meines Vaters, zum letztenmal gesund. Sie war eine sehr lustige[1]) und angenehme Frau und, solange mein Vater lebte, beinahe jeden Sommer in Friedersdorf gewesen. Sie war eine solche eingefleischte Preußin und die Größe unseres Landes und unseres Königshauses ihr so ins innerste Leben verwachsen, daß, als die Schlacht von Jena verloren ging und die Franzosen nach Dessau kamen, sie von Stund' an tiefsinnig wurde und es bis an ihren drei Jahre später erfolgten Tod geblieben ist.

Von Dessau zurückkehrend, vermied ich Berlin — es war mir ein Todesort — und fuhr von Treuenbrietzen auf Köpenick. Hier kam ich durch Groß-Ziethen, in welcher anderen Stimmung, als wenn ich zwei Jahre früher mit meiner Braut dort war!

In Dessau war ich schon einmal gewesen, und zwar im Herbst 1800 zur Parforcejagd, die mein Vater immer geliebt und von der er oft erzählt hatte. Der Hof war im Jagdschlosse Oranienbaum[2]), ich ward, en vertu meiner Verwandtschaft, — meine Tante war Oberhofmeisterin der Fürstin — dorthin eingeladen und wohnte und speisete auf dem Schlosse. Der alte Fürst (im Rheinbunde Herzog) ward mir sehr gewogen und blieb es bis an sein Ende. An der Jagd selbst konnte ich kein anderes Vergnügen finden, als das des Reitens. Wenn man vom Reiten reden will, so muß man auch dergleichen mitgemacht haben, aber nicht hinten, in dem großen Haufen, unter Leuten, die mit der Gegend bekannt sind, sondern vorn an den Hunden, bei den Piqueurs[3]), da kann man sehen, was ein gutes Pferd und ein dreister Reiter ist. Die Jagd bestand damals aus hundert Parforcehunden, wobei vier Piqueurs waren, deren vornehmster nach dortigem Ausdruck „die Jagd kommandierte"; alles, auch jeder Fremde, mußte ihm gehorchen. Ich hatte drei Pferde mit. Eins, ein langbeiniges, sonst ruhiges Tier, war gar nicht zu gebrauchen; denn sowie es die hundert Hunde hörte, die in einem fort bellen, wurde es rasend und lief unlenksam gegen alle Bäume. Ein zweites, ein Polack, bequem und von großer Ausdauer, war ein Jagdpferd, wie jeder Piqueur es auch hatte,

[1]) Es sind noch einige recht drollige Briefe von ihr (meist in französischer Sprache) vorhanden. — [2]) Südöstlich der Stadt Dessau.

[3]) Vorreiter bei der Parforcejagd, welche die Hunde führen, meist 8—4.

aber das dritte, der schon erwähnte Perponcher, setzte sie alle in Erstaunen. Wenn wir im hohen Holze oder auf den Wiesen waren, die übrigen Pferde schon außer Atem, und die Hunde sollten gestoppt werden, wo sie denn manchmal nur mit Mühe bis zur Spitze derselben gelangen konnten, — war ich immer in einem Augenblick da, — die Kerls sagten: „ja, wenn wir solche Pferde hätten, wollten wir wohl reiten!"

Es geht dort nämlich in solchem Stangenholz, wo man etwa zwanzig Schritt weit vor sich hindurchblicken kann, immer in voller Karriere. Aber wo dickes Unterholz ist, so daß man gar nicht vor sich sehen kann, da gaben mir die Kerls doch etwas auf zu raten. Es sind dort große Gestelle, die sich kreuzen, durch den Wald gehauen. In diesen kann man nun ganz bequem gestreckten Galopp oder Karriere reiten, wenn auch Hirsch und Hunde daneben im Dickicht sind. Wenn sich diese nun aber seitwärts abwenden und das Quergestell noch weit vor einem ist, so besinnt sich so ein Piqueur nicht einen Augenblick, sondern stürzt sich im gestreckten Galopp in den Dickicht hinein, der ihm über den Kopf und hinter ihm zusammenschlägt, so daß er in demselben Augenblick verschwunden ist. Ich habe es mehrere Male versucht und den Kerlen nicht nachgeben wollen, ich stürzte mich hinterher, — aber es dauerte immer höchstens vierzig bis fünfzig Schritt, so saß ich fest, mußte abwenden, das Tempo verkürzen, und damit war mir denn mein Piqueur auch aus den Augen! — Ich mußte mich dann bis zu einem Gestell durcharbeiten und hatte große Umwege zu jagen, um nur wieder an die Jagd zu kommen.

Andere Reisen als die beiden erwähnten und eine militärische Dienstreise nach Hamburg (um einen Transport englischer Pferde abzuholen, Herbst 1798)[1]) hatte ich bis zu meinem siebenundzwanzigsten Jahre noch nicht gemacht, sondern unsere Gegend nie verlassen; bald aber sollte ich anders in der Welt umhergestoßen werden, eben wie ich überzeugt war, ich würde mein Leben still in Friedersdorf zubringen. —

Der Graf Podewils, mein Nachbar in Gusow, war Deputierter

[1]) Marwitz schildert bei dieser Gelegenheit zurückgreifend die alte freie Reichsstadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Dieser Exkurs hat hier fortbleiben müssen; er ist in der Sonntagsbeilage Nr. I zur Voss. Ztg. vom 6. Jan. 1907 abgedruckt.

für die Ritterschaft im Deichverbande des Oderbruchs. Er war alt und wünschte mich an seiner Stelle zu sehen, wozu ich bereit war. Ich hatte schon im Herbst 1803 mit ihm den Deich- und Grabenschauen beigewohnt und mich von der Verfassung und den Lokalitäten unterrichtet, insoweit sie mir noch nicht bekannt waren. Er starb im Frühjahr 1804, vergiftet, wenngleich in einem Zustande, wo schon an seinem Aufkommen gezweifelt wurde. Er war nämlich als Witwer während seiner Krankheit den Bedienten preisgegeben; von zwei Arzneien, deren eine zum Einnehmen, die andere zum Einreiben bestimmt war, gab ihm sein Jäger in der Dummheit die letztere innerlich, worauf der Tod in wenigen Stunden erfolgte. In jenem Posten ward ich sein Nachfolger.

Der Deichverband ist eine vom Landesherrn autorisierte oder eigentlich von ihm gebotene Assoziation derer Interessenten, die Grundstücke im Oderbruch besitzen, — der Landesherr selbst ist Interessent wegen seiner dortigen Domänen. Die Deichoffizianten, nämlich zwei Deichhauptleute, vier Deichinspektoren und die nötigen Dammmeister an den Oderdämmen und Grabenmeister in der Niederung, stehen im Dienst der Interessenten und werden von ihnen salariert, sowie die Strom- und Sicherungsbauten auf gemeinschaftliche Kosten ausgeführt werden. Die Dämme sind verteilt, und jeder Interessent hat seine bestimmte Dammstrecke zu unterhalten. Ungeachtet jeder von ihnen das Recht hat, den Deichschauen beizuwohnen, sein Urteil abzugeben und die Rechnungen zu revidieren, so wurde doch mehrerer Ordnung wegen ein permanenter Deputierter von ihnen erwählt, der in ihrer aller Namen fungierte; dies war ich jetzt, und ebenso sendete der König einen für seine Domänen. Ich entdeckte bald manchen Mißbrauch, eine Masse von kleinen Profiten und Bedrückungen, die sich die Unterbedienten erlaubten, und stellte sie ab. Ich revidierte die Rechnungen streng und fand auch hier manche Ungenauigkeit — die beiden Deichhauptleute waren alte, ehrliche und in ihrem Fach wohlerfahrene Leute, welche der Ordnung nicht widerstrebten, sobald sie nur sahen, daß sie mit Ernst gefordert wurde, und es kam mehr Leben in die Sache.

Die Kurmärkische Kammer, als landespolizeiliche Oberaufsichtsbehörde, unterstützte mich aufs beste, die Behörden waren damals noch nicht von der Regierungswut, alles selbst und vom

grünen Tische aus durch Aktenschreiben leiten zu wollen, besessen. Es war also alles gut. — Als ich nun aber meinen Mandanten Bericht erstattete, ihnen die Rechnungen vorlegte und ein Zirkular schrieb, worin ich in einigen Punkten um ihre Entscheidung fragte, geschah, was allemal geschieht, wenn viele gefragt werden. Zuerst war das Zirkular bei noch nicht dreißig Interessenten ein halbes Jahr lang unterwegens — und wie es endlich, viel zu spät für die gestellten Fragen, zurückkam, hatte jeder eine andere Meinung, und die Dummen unter ihnen, hocherfreut, nun etwas von einer Sache erfahren zu haben, die sie zwar nahe anging, um die sie sich aber nie bekümmert hatten, fielen auf die größten, oft mißverstandenen Kleinigkeiten — kurz, ich hätte ein Bureau von Räten und Sekretären anstellen müssen, wenn ich alle tolle Forderungen hätte befriedigen sollen; dennoch wäre das eigentliche praktische Geschäft augenblicklich so in Stockung geraten, daß man mir höheren Orts alsbald das Handwerk hätte legen und den Interessenten das Mitsprechen hätte verbieten müssen.

Ich mußte mich also gleich auf die Hinterbeine setzen und erklärte: 1. den Faulen, daß ich ihnen hinführo keine Mitteilung mehr machen würde, da sie selbige zur allgemeinen Störung so lange bei sich aufhielten. Sie könnten sich zu mir bemühen, wenn sie etwas erfahren wollten. 2. Den Anmaßenden, daß ich sie nicht um Dinge befragt hätte, die mir vermöge meiner von ihnen erteilten Vollmacht allein zu besorgen und zu entscheiden zuständen. 3. Den Dummen, daß ich nicht so viele Schreiber besolden könnte, um ihnen alle ihre Irrtümer aufzuklären, noch ihrentwegen die ganze Verwaltung ins Stocken bringen dürfe. Wenn sie auf die Deichschau kommen wollten, könnten sie mit eigenen Augen sehen, wie es eigentlich zugehe. Damit waren sie denn auch zufrieden, und wie sie nur nicht mehr gefragt wurden, blieben sie still und ließen die Sache gehen, gut oder schlecht, das war ihnen gleichgültig; aber das Mitreden hatten sie nicht lassen können, sobald ich ihnen die Gelegenheit gegeben hatte. —

Die Hauptveränderungen, die ich in meiner Wirtschaft vorgenommen, bestanden in der Einführung eines starken Kartoffelbaues, des Kleebaues, der Stallfütterung, der Vermehrung der Schäferei und dem schon erwähnten Rapsbau. Der Kartoffelbau

und der Klee fingen um diese Zeit schon an, im Oberbruche eingeführt zu werden, die Stallfütterung aber und der Raps waren etwas so durchaus Neues, daß man in der Gegend glaubte, ich sei toll geworden: man hielt den gelb blühenden Raps für Hederich! Er war hier auch nicht zu verkaufen, und ich habe ihn mehrere Jahre lang nach Belzig in Sachsen fahren müssen. Jetzt ist im Frühjahr von den hiesigen Anhöhen der größte Teil des Bruches gelb blühend zu sehen, eine solche Menge von Ölmühlen entstanden, daß manche aus Mangel an Beschäftigung oder Gewinn wieder eingeht.

Ich fing auch an, die Wiesen zu beackern, dabei sie zu düngen und dann nach drei Jahren selbige mit angeblich besseren Gräsern besäet wieder zur Wiese niederzulegen, wie solches in Büchern gelehrt und in Cunersdorf und Friedland geübt wurde. Allein in einer Reihe von Jahren überzeugte ich mich, daß, wie überhaupt die Kunst des Menschen dem nie gleichkommen kann, was Gott geschaffen, so auch keine künstlich erzeugten Gräser der natürlichen, durch das Ackern zerstörten Grasnarbe jemals gleichkommen. Man kann Wiesen verbessern durch Überdüngen, Überwässern, durch Befahren mit Erde, aber niemals durch gründliches Ackern, wobei die Grasnarbe zerstört wird; — höchstens darf man sie mit untergepflügtem Mist *einmal* ackern, und dabei *eine* Haferernte nehmen. Nachher aber muß man das Gras (mit eingesäetem Klee) wieder aus der nicht zerstörten, sondern nur umgeklappten Grasnarbe wachsen lassen. Auf diese Weise kann man unebene Wiesen ebenen, Unkraut zerstören, und den Graswuchs auf einige Jahre verbessern. Es gehört aber ein Überfluß an Mist dazu.

Ich bin daher späterhin von meiner Wiesenbeackerung wieder abgegangen und habe die hohen Stellen in selbigen in permanenten Acker verwandelt, das aber, was sich zu Wiesen eignete, der Natur überlassen. — In der Zeit, wovon ich rede (1804/05) baute ich auch den Anfang eines Vorwerks in den Wiesen,[1]) um den Dünger dort zu gewinnen, da man ihn sonst bis eine halbe Meile weit hätte fahren müssen. Es ist eine Wohnung nebst Stall und kleinem Scheunenraum unter einem Dach. Noch eine Scheune sollte nachfolgen. Ich habe aber in den dreißig seitdem verflossenen Jahren noch nicht genug erübrigen können, um sie zu bauen. —

[1]) Im Oberbruch, jetzt ausgebaut, „das Vorwerk" genannt.

Wenn nun gleich das Wirtschaftsjahr 1804/05 eine genügende Einnahme lieferte, so war sie doch nicht hinreichend, um die Einrichtungen, den Verlust und die Unglücksfälle des vorigen Jahres zu decken; ich hatte bereits 20 000 Taler Schulden gemacht,[1]) es war also Zeit, daß der erwartete Gewinn der guten Wirtschaft sich zeigte. Da meine Ökonomie sichtlich gewann und die Einnahmen in allen Zweigen vorwärts gingen, war es verzeihlich, wenn ich, mich hierauf stützend, dieselbe mehr zu erweitern suchte.

Die Ochsenmastung wurde damals mit größerem Gewinn als jetzt im Oberbruche getrieben. Der schon sehr ins Große getriebene Futtergewächsbau ließ mich hoffen, daß ich den Vorteil, den die meisten großen Pächter und selbst die Bauern des Oberbruchs durch Mastung von polnischen Ochsen sich bereiteten, auch würde genießen können. Vorzüglich ihretwegen hatte ich den großen Kartoffelbau angefangen. Ich hatte Kartoffeln und Heu für hundert Ochsen, da die Schäferei damals nur 1500 stark war; es kam nie vor, daß man weniger als zwanzig Taler an einem mager gekauften und fett verkauften polnischen Ochsen gewann, oft waren es dreißig bis vierzig Taler. Diese polnischen, eigentlich podolischen wilden Ochsen kamen damals in großen Herden aus Podolien und der Moldau auf die Märkte in Warschau, Namslau und Brieg getrieben, wo sie von den Schlächtern oder Landwirten gekauft wurden. Dieser Industriezweig hat seit dem Grenzzoll[2]) ganz aufgehört.

Nachdem ich also an 100 Morgen mit Kartoffeln bestellt hatte, negoziierte ich von meiner Mutter ein Kapital von 7000 Talern. Ich schickte damit in Begleitung von zwei Schlächtern, mit denen bereits ein Kontrakt hierüber geschlossen war, im Sommer 1805 einen meiner Leute auf den großen Markt nach Warschau und ließ hundert solcher Ochsen für 5000 Taler kaufen. Die Schlächter prellten dabei den dummen Kerl, den ich mitgeschickt, wenigstens um 1000 Taler.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft, am 11. Oktober,[3]) fror

---

[1]) Sämtlich bei seiner Mutter; fast alle durch Übernahme von Friedersdorf entstanden. — [2]) Nach dem Zollgesetz von 1818 (in Kraft seit 1. Januar 1819).

[3]) In der Handschrift steht Ende September; das richtige Datum nach gleichzeitigen Aufzeichnungen. Derartige kleine, nicht seltene Irrtümer beweisen, daß Marwitz seine Lebensnachrichten zum großen Teil aus dem Gedächtnis geschrieben hat.

es so stark, daß ein großer Teil der Kartoffeln, deren Ernte eben im Gange war, in der Erde erfror. Es war der früheste Frost, den ich je erlebt habe. Dieser Frost hielt drei Wochen lang an, und vor Ende des Oktobers waren die noch vollständig belaubten Bäume dick mit Schnee befallen, ja brachen unter seiner Last, während er auf der Erde zwei Fuß hoch lag. Das Vieh, welches noch hätte auf den Wiesen gehen sollen, mußte eingestallt werden und die Futterung beginnen. Die Kartoffeln, die noch gut zu sein schienen, hatte man eiligst in die Keller gebracht, und als die Witterung wieder gelinde ward, verfaulten sie sämtlich. Der Esel von Inspektor, den ich für diesen von mir vorhergesehenen Fall vollkommen instruiert hatte, schickte einen Brief, während ich bei der Armee stand, und fragte mich wegen der fatalen Ochsen um Verhaltungsbefehle! In solch hochwichtigem Moment, wo ich und so viele Tausende mit Ungeduld auf den Augenblick harrten, gegen den Feind zu ziehen! Ich schalt den Racker, wie er es verdiente: er solle die Ochsen nach und nach verkaufen, nach Maßgabe, wie das Futter alle würde. Da er abermals anfragte, blieb mir nichts übrig, als mich an den Herrn v. Itzenplitz zu wenden. Mit seiner gewohnten Bereitwilligkeit untersuchte dieser, ließ die Ochsen nach Berlin treiben, ging selbst auf den Markt und verschaffte mir den Einkaufspreis. Ich kam also mit einem blauen Auge davon; das Futter war aber verloren, mein Viehstand sehr reduziert und der erwartete Gewinn, auf den ich bestimmt gerechnet hatte, um so mannigfaltige Barausgaben und Reparaturen decken zu können, war mir entgangen.

Zu diesen Verlusten kamen die großen Opfer, die meine Anwesenheit bei der Armee im Winter 1805/06 mir kostete, und endlich der Brand des Friedersdorfer Gehöftes[1]), wobei die ganze Ernte verloren ging.

Napoleons Politik und Feldzüge 1801—1805.

Unterdessen hatte sich aber das Schicksal von Europa mit raschen Schritten seiner schrecklichen Entwickelung genähert. Seit dem Frieden von Luneville (1801) hatte ein bis dahin nie erhörter

[1]) Vgl. u. am Schluß dieses Kapitels.

Zustand in Europa geherrscht. Alle Mächte glaubten, es sei Frieden, ein großer Teil der Völker bedurfte der Ruhe und rechnete darauf, aber Bonaparte führte unter diesem Scheine des Friedens durch fortwährende gewaltsame Handlungen einen unausgesetzten Krieg gegen seine Nachbaren. In dem gedachten Frieden, Art. 11, waren die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik ausdrücklich mit einbegriffen: es hieß in demselben wörtlich: „Die kontrahierenden Teile garantieren sich gegenseitig die Unabhängigkeit der besagten Republiken 2c. 2c."

Dessenungeachtet hielt Bonaparte beständig Truppen in Holland. Nicht nur mußten sie von den Holländern (oder, wie der sogenannte Staat damals hieß, Batavern) besoldet, equipiert und ausgerüstet werden, sondern sobald 20 000 Mann solchergestalt instand gesetzt waren, wurden sie abgelöset und durch andere ersetzt, denen alles mangelte. Dann ging die Ausrüstung von neuem los. Außerdem mußte das Land eine Kontribution nach der andern zahlen. Er regierte darin unumschränkt. — Die Schweiz revolutionierte er, setzte nach einer von ihm dorthin geschickten Verfassung eine ihm ergebene Regierung ein, und zwang sie, ihn zum Regenten (Médiateur) anzunehmen. Das Wallis aber riß er ganz und gar los und vereinigte es mit Frankreich. Die sogenannte Cisalpinische Republik mußte ihn ebenfalls erst zum Präsidenten annehmen; nachher machte er ein Königreich Italien daraus und sich zum König. Genua, oder die sogenannte Ligurische Republik, verschlang er ganz und gar und vereinigte sie mit Frankreich. Dies alles tat er, ohne mit seinen deutschen Nachbarn irgend eine Rücksprache genommen zu haben, ohne Entschuldigung, und umklammerte so Deutschland mit immer wachsender, unumschränkter Macht.

Die zu Luneville paziszierenden Staaten, also vornehmlich Österreich und das Deutsche Reich, hatten durch den gedachten Artikel nicht nur die Befugnis, sondern sogar die Verpflichtung, sich der Unterdrückung dieser Freistaaten zu widersetzen. Sie ließen sich aber alles gefallen. Jedoch Bonaparten war es noch nicht genug. Er vereinigte das ganze Piemont mit Frankreich. Dies Land hätte, da im Luneviller Frieden nichts darüber bestimmt war, seinem rechtmäßigen Besitzer, dem Könige von Sardinien, zurückgegeben

werden müssen. Dasselbe geschah mit Parma und Piacenza, vermöge eines Traktats mit dem ihm untertänigen Spanien, welches über diese Länder gar nicht zu verfügen hatte; vielmehr mußten sie, nach den früheren Traktaten, nach dem Aussterben des regierenden Hauses (einer Seitenlinie der spanischen Bourbons) an Österreich zurückfallen. Nach diesem sonderbaren Vertrag mit Spanien aber sollten sie nach dem Absterben des Herzogs Bonaparte gehören, der dafür das abgetretene Toskana in ein Königreich Etrurien für den Erbprinzen von Parma umschuf. Kaum war dies stipuliert, so starb der Herzog auf wunderbar schnelle Weise, Bonaparte nahm die Herzogtümer, schickte den jungen Prinzen in sein neues Königreich und behielt auch dieses mit seinen Truppen besetzt. Außerdem hielt er beständig eine Armee in Neapel, bemächtigte sich der kleinen Republik Lucca und verschenkte sie an einen Marqueur (Kellner beim Billard) namens Bacciocchi, der seine (Bonapartens) Schwester geheiratet hatte.

Dies waren Vergrößerungsmaßregeln der ungerechtesten Art, eine Unterdrückung der Nachbarn und Freunde an Deutschlands Grenzen, die so drohend für die Zukunft waren, daß jeder das Recht hatte, sich ihnen zu widersetzen, der nicht die Maxime „tua res agitur, paries dum proximus ardet“[1]) mit unerhörter Schwachheit aus den Augen setzen wollte. Aber noch nicht genug!

Er ließ eine Armee in Deutschland einbrechen und besetzte das Kurfürstentum Hannover, unter dem Vorwande, daß er mit England in Krieg und dessen König zugleich Kurfürst von Hannover sei. Der Frieden von Luneville war aber mit dem Deutschen Reiche — und also auch mit Hannover — geschlossen, und Hannover hatte in keiner Art an dem Kriege der Engländer teilgenommen, wie es denn auch ganz abgesondert verwaltet wurde. Bonaparte hatte also kein Recht, den Frieden mit dem Deutschen Reich zu brechen. Er bemächtigte sich auch mehrerer zu Deutschland gehöriger Rhein-Inseln. Er hob den englischen Gesandten in Hamburg auf und die Gesandten in München und Stuttgart entgingen nur mit Mühe (auf deutschem Boden!) seinen Häschern. Endlich brach er von Straßburg her auf deutschen Grund und Boden ein,

[1]) „Es handelt sich um deine Sache, wenn das Haus des Nachbarn brennt!“

entführte von Ettenheim im Badischen einen Sprößling desjenigen königlichen Hauses, dem er selbst als Untertan zum Gehorsam verpflichtet war, den Herzog von Enghien[1]), den letzten Nachkommen des Hauses Condé, der dort ruhig als Privatmann lebte, schleppte ihn nach Paris und ließ ihn erschießen.

Zu den erwähnten Friedensbrüchen, Gewalttaten und Treulosigkeiten kamen also noch diese offenbaren Verletzungen des Völkerrechts hinzu. Es handelte sich also für jeden Deutschen nur darum, ob er bis zu der letzten und unausbleiblichen Katastrophe, die auch sein Vaterland und ihn selbst in Sklaverei herabstürzen mußte, noch ein schmachvolles Leben in einem schlechten Schlupfwinkel fortführen, oder alle seine Kräfte gegen diesen Wortbrüchigen, diesen Treulosen, diesen Räuber, diesen Mörder noch einmal anstrengen wolle.

Ich selbst fühlte dies so tief, daß ich mit der größten Ungeduld erwartete, was die deutschen Fürsten und unser König tun würden, um alsbald auch vom Leder zu ziehen und mitzugehen. In der Tat, was schwatzt man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? Der war gar nicht edel. 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden, die übrigens ein jeder, der nur etwas weiter blickte, als über seine Nasenspitze hinaus, ganz deutlich herannahen sah! Wie nachher zur gerechten Strafe ein jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen war, und wie zum Überfluß Gott in seinem ungeheuren Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, also die Gefahr weit geringer war, wie 1805 und eine Masse von materiellen Anreizungen hinzugetreten, — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu haben! Es war eine Rache bei günstiger Gelegenheit und weiter nichts.

Indessen war 1805 die rechte Gesinnung nur bei sehr wenigen

---

[1]) Louis Antoine Henry de Bourbon, Herzog von Enghien (1772—1804), den Napoleon unter Bruch des Völkerrechts aufheben, nach Paris bringen, von einem Kriegsgericht verurteilen und in der Nacht vom 20./21. März 1804 erschießen ließ, um den Bourbons einen Schrecken einzujagen. Vgl. Fournier, Napoleon I., Bd. II², S. 43 ff., 388 f. Sein Bild bei Lenz, Napoleon (1905) S. 116.

zu finden, am wenigsten bei den deutschen Fürsten. Friedrich Wilhelm dem Gerechten fiel es gar nicht ein, sich aus seiner Seelenruhe stören zu lassen und der Ungerechtigkeit, die um ihn her geübt wurde, zu steuern, ja, wie Rußland die Franzosen aus Hannover vertreiben wollte, schützte er sie und ließ eine Armee an die russische Grenze rücken. Österreich, erschöpft, sah ebenfalls dem allen leidend zu, bis der der Zeit nach letzte Streich geschah, das Königreich Italien errichtet, Wallis, Piemont und Genua einverleibt waren. Dies berührte denn doch seine Grenzen zu nahe, und es fing an, zu rüsten. Rußland, schon im Jahr 1799 wegen der sardinischen Besitzungen mit Österreich unzufrieden, hatte nicht aufgehört, die Rückgabe von Piemont an dieses Haus zu reklamieren. Der Mord des Herzogs von Enghien hatte die Entfremdung gesteigert, und wie nun Bonaparte den Trotz soweit trieb, daß er während der Unterhandlung darüber Piemont definitiv mit Frankreich vereinigte und zugleich über die einzig mögliche Entschädigung in Italien, über Toskana, verfügte, erfolgte der Bruch, und der russische Gesandte wurde von Paris abberufen. Natürlich führte dies zu einer Allianz zwischen Österreich und Rußland.

Mit England war Bonaparte schon seit drei Jahren wieder im Kriege. England sollte nach dem Frieden von Amiens Malta und mehrere eroberte Kolonien herausgeben. Mit Malta wurde so lange gezögert, bis Bonaparte seinerseits die schon öfters genannten Länder geräumt haben würde. Dieser aber, gewohnt, keine Friedensbedingung und kein Versprechen zu halten, von seinen Gegnern aber beides aufs strengste zu verlangen, tobte so unanständig, mißhandelte den König von England, seine Minister und die englische Nation so arg in seinen Journalen und betrug sich in öffentlicher Audienz so roh gegen den englischen Gesandten, Lord Withworth, daß Krieg die Folge war. Der Ruin des eben wieder auflebenden französischen Handels war die erste Wirkung, und da beide Gegner zur letzten Entscheidung sich nicht erreichen konnten, so bereitete sich Bonaparte zu einer Landung in England.

Man hat lange behauptet, daß es nie seine wahre Absicht, sondern nur ein Blendwerk gewesen sei, um England zu großen Bewaffnungen zu zwingen, dadurch Unzufriedenheit zu erregen und seine Armee zu disziplinieren; aber seit Mathieu Dumas in seinem Précis

des événements militaires[1]) die ganze Korrespondenz Bonapartes mit seinen Ministern und Admiralen hat drucken lassen, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß es Ernst war.[2]) Er ließ in den kleinen Häfen am Kanal eine Unzahl von kleinen Böten bauen, auf denen er 50000 Mann einschiffen konnte. An eben diesen Orten versammelte er seine Armee an den Küsten. Sie stand dort zwei Jahre lang in prächtigen, wohlversehenen Hüttenlagern, wurde beständig exerziert, lebte nur als Soldat und wurde unablässig im Einschiffen und Ausschiffen geübt, so daß jeder einzelne ganz genau seinen Platz und was er zu tun hatte, kannte. Zudem sahen sie die englische Küste und die feindlichen Schiffe, die die Rüstungen bewachten, beständig vor Augen, und der ihnen schon inwohnende Haß steigerte sich je länger je mehr. In diesem langen soldatischen Zusammenleben wurde auch die in den langen Kriegen verloren gegangene Disziplin, soldatische Haltung und Manövrierordnung wieder dermaßen hergestellt, daß, wer die Armeen gesehen hat, die in diesem Lager von Boulogne, in Holland, in Hannover und in Italien gebildet waren, eingestehen wird, daß es die formidabelsten waren, die ein so gewaltiger Kriegsheld wie er jemals in der Hand gehabt, und daß, nachdem er sie verbraucht, seine Armeen von 1812, 13 und 14 mit diesen nicht zu vergleichen waren. Nur die von 1815, aus den früheren Festungsgarnisonen und Gefangenen gebildet, konnte ihr einigermaßen an die Seite gesetzt werden.

Zu gleicher Zeit ließ er in holländischen, französischen, italienischen und spanischen Häfen Kriegsschiffe bauen und alte ausrüsten, mit solcher Energie, daß er zu Anfang des Jahres 1805 über fünfzig Linienschiffe und die nötigen Fregatten und kleineren Schiffe hatte. Gegenüber war ganz England auf den Beinen, über 150000 Mann Miliz unter den Waffen und die ganze Küste mit einer Art Türme besetzt, welche die Engländer Martello-Türme nennen und die noch stehen.[3]) Die Engländer hatten überdies eine starke Flotte im Kanal und blockierten alle jene Häfen. Plötzlich brach eine von

[1]) Précis des événements militaires, ou Essai historique sur les campagnes de 1779 à 1814, Paris 1816—26, 19 Bände mit Atlas.

[2]) Dieses Urteil ist auch durch die neuere Forschung bestätigt worden. Im Herbst 1804 wurde das Projekt aufgegeben, im Frühjahr 1805 wieder aufgenommen.

[3]) Marwitz hatte sie im Herbst 1815 auf seiner Reise nach England gesehen.

diesen kleinen französischen Flotten nach der andern aus ihren Häfen hervor. Alle wurden vom Glück begünstigt und entkamen den blockierenden Geschwadern. Einige segelten von den kleineren Häfen nach den größeren und versammelten sich dort, andere kamen glücklich aus dem Mittelländischen Meer bis nach Brest, andere segelten nach Ostindien, die stärkste Flotte aber nach Westindien. Dabei unterließ Bonaparte nicht, sobald er sie auf hoher See wußte, sogleich durch den Moniteur bekanntzumachen, mit welcher großen Macht sie ausgerüstet seien und welche englische Kolonie sie angreifen sollten. Die Engländer verfolgten sie; aber die nach Ostindien segelnde Flotte hatte Befehl, umzukehren, sobald die Engländer in Bewegung sein würden, — sie tat es und kam glücklich nach Brest. Die westindische Flotte insultierte einige englische Inseln, war glücklich genug, dem Admiral Nelson, der hinterher war, nicht zu begegnen, kehrte dann gleichfalls ihrer Ordre gemäß zur gehörigen Zeit nach Europa zurück, während Nelson sie vergeblich bei einer Insel nach der andern suchte. Diese Flotte unter dem Admiral Villeneuve[1]) sollte zu einer bestimmten Zeit, die er auch einhielt, wieder vor Ferrol[2]) sein, die dortige Blockade mit seiner Übermacht brechen und die kleine spanische Flotte mitnehmen, dasselbe dann mit Cadix tun und die große spanische Flotte unter Gravina mitnehmen, dann die Blockade von Brest brechen, die dieser Macht unmöglich widerstehen konnte. Dann sollte er mit der dortigen französischen Hauptflotte im Kanal erscheinen und die Überfahrt vor sich gehen.

Alles ging nach Wunsch. Bonaparte reisete selbst nach Boulogne und ordnete alles zur Einschiffung. Aber wie groß war seine Wut, als er erfuhr, daß Villeneuve zwar in Cadix eingelaufen sei, um auf die schwerfälligen, noch nicht fertigen Spanier zu warten, dann aber, daß Nelson mit seiner ganzen Macht vor Cadix angekommen sei und die vereinigte Flotte blockiere! Er setzte sogleich Villeneuve ab, sendete einen andern Admiral hin und lud jenen vor ein Kriegsgericht. — So verschlagen und kräftig er auch diese Operation angeordnet hatte, so hatte ihn doch, wie ihm öfter geschah, seine Turbulenz verleitet, zu viel auf einmal anzufangen. Es war offen-

[1]) J. B. Silvestre Villeneuve, französischer Vizeadmiral (1763—1806).
[2]) Hafen im Nordwesten Spaniens (Galicien).

bar eine Tollheit, in demselben Augenblick die Hauptmächte des Kontinents mit der größten Frechheit gegen sich aufzureizen, wo er einen so weit aussehenden Hauptschlag gegen England ausführen wollte, der ihn doch notwendig eine Zeitlang von Frankreich und dem Kontinent abschneiden und isolieren mußte, — denn die englischen Flotten mußten notwendigerweise bald nach der Überfahrt im Kanal zusammentreffen und die französische, wenn nicht vernichten, doch in ihre Häfen zurücktreiben.

Beinahe gleichzeitig erhielt Bonaparte die Nachricht von dem Einmarsche der Österreicher in Bayern. Er besann sich nun keinen Augenblick, sondern gab sein Landungsprojekt auf und führte alle seine Armeen mit unglaublicher Schnelligkeit nach Deutschland.

Villeneuve unterdessen, sowie er seine Absetzung erfuhr, und gewiß, daß er in dem von Bonaparte eingesetzten Kriegsgericht keine gnädigen Richter finden würde, beschloß, lieber va banque zu spielen und entweder einen glänzenden Sieg zu erfechten oder unterzugehen. Noch ehe sein Nachfolger eintreffen konnte, verließ er mit der vereinigten französischen und spanischen Flotte Cadix und traf sogleich, beim Kap Trafalgar, auf Nelson. Es erfolgte die größte Seeschlacht, die noch gewesen;[1]) die weit stärkere verbündete Flotte wurde, mit Ausnahme weniger Schiffe, genommen oder in den Grund gebohrt, — freilich mit großem Verluste der Engländer, indem Nelson den Sieg mit seinem Leben bezahlte und viele Schiffe durch einen Sturm nach der Schlacht zu Grunde gingen. Aber nun war jede Landung in England, ehe nicht eine neue Flotte geschaffen und neue Seeleute gebildet waren, unmöglich gemacht. Auch stürzte sich Bonaparte jetzt in so viele Unternehmungen auf dem Kontinente, daß er dies Projekt nie wieder aufnahm; noch im Jahre 1815 habe ich alle diese kleinen Fahrzeuge in Boulogne und den übrigen Häfen liegen und faulen gesehen.[2])

[1]) Am 21. Oktober 1805.

[2]) Villeneuve, der in der Schlacht gefangen genommen wurde, kam 5 oder 6 Jahre später nach Frankreich zurück. Auf der Reise nach Paris aber, ich glaube in Rouen, wurde er in seinem Bette erdrosselt gefunden. Es wurde ausgesprengt, er habe sich selbst ums Leben gebracht; aber der Umstand, daß er dazu nicht erst nach Frankreich zu reisen brauchte, daß ferner das Wirtshaus voll verkleideter Gensdarmen war, die in derselben Nacht verschwanden, haben es wahrscheinlich gemacht, daß er auf Bonapartes Geheiß ermordet worden. [v. M.] (Tatsache ist,

Österreich hatte mit Rußland und England verabredet, daß ersteres bis an den Rhein rücken, die süddeutschen Fürsten mit fortreißen sollte, daß eine russische Armee ihm folgen, eine andere aber mit Engländern und Schweden vereint die Franzosen aus Hannover vertreiben sollte. Leider waren sowohl Anstalten als Führung von der allerschlechtesten Beschaffenheit. Mit der stärksten österreichischen Armee führte Erzherzog Karl den Krieg in Italien. In Deutschland waren nur 60000 Mann, und diese führte der General Mack[1]), ein Operationsmann auf dem Papiere, ein Kerl, der den Krieg wie eine tote Schachpartie betrachtete und sich einbildete, mit den und den Märschen und Stellungen könne man den Feind schlagen. Das eigentlich lebendige Element im Kriege, das tüchtig Daraufloschlagen, war ihm gänzlich unbekannt, so daß es unbegreiflich wäre, wie man einem solchen Menschen eine Armee gegen Bonaparte anvertrauen konnte, wenn nicht in diesem Zeitalter die Redensarten und die Schreiberei allgemein das Übergewicht über das Tun, den Charakter, über die Praxis gehabt hätten.[2]) — Mack also rückte in Bayern ein, der Meinung, daß er in einer Stellung bei Ulm, selbst wenn er dort still stände wie ein Pagode, ganz Süddeutschland beherrsche und daß Bonaparte, wenn er früher hinkäme als die Russen, ihm dort nichts anhaben könne.

Die süddeutschen Fürsten hatten aus den früheren Kriegen her

daß Villeneuve in der Nacht vom 21./22. April 1806, also genau 6 Monate nach der Schlacht, sich in Rennes durch sechs Messerstiche selbst ums Leben brachte. Die obige Version ist lehrreich, da sie den Haß der preußischen Patrioten gegen Napoleon zeigt.)

[1]) Karl Freiherr Mack v. Leiberich (1752—1828), in früheren Feldzügen verdient, 1805 Generalquartiermeister (Generalstabschef) des Kaisers.

[2]) Es gab damals mehrere militärische Schriftsteller, die über den Krieg schrieben, Feldherren beurteilten und Maximen, aus Hirngespinsten gewoben, aufstellten, die den Krieg nie gesehen, keinen Begriff von den wirklichen Lagen, in denen ein Feldherr sich befindet, hatten, und denen die Prämissen ganz unbekannt waren, aus denen sich Maximen über die Kriegführung herleiten lassen. Die alten Generale, erstaunt über die vielen gelehrten Worte und hineingemischten Dinge, an welche sie nie gedacht, fingen an zu glauben, hinter dieser Scheingelehrsamkeit müsse doch etwas stecken, und so geschah es, nicht bloß bei den Österreichern, daß sie sich Ratschlägen überließen, die sie früher nicht einmal würden angehört haben, — wenn sie nicht gar wie hier von solchen Maulhelden verdrängt wurden. [v. M.]

keine Veranlassung, Vertrauen in Österreich zu setzen. Sie waren jedesmal im Stich gelassen worden, wenn Österreich es vorteilhaft fand, Frieden zu schließen. Es wäre also vor allen Dingen notwendig gewesen, sich ihres Beistandes zu versichern. Sei es nun, daß man befürchtete, sie würden die etwa gemachten Anträge an Bonaparte verraten, oder daß man gar keinen Wert auf ihre Mitwirkung legte, genug, Mack rückte ohne irgendeine vorgängige Unterhandlung in Bayern ein und auf München los. Der Kurfürst verließ seine Hauptstadt und zog alle seine Truppen nach Regensburg. Nun folgten zwar einige Unterhandlungen, von Österreich sehr hochmütig geführt, aber der Kurfürst hielt die Sache hin, bis er sich mit Bonaparten verständigt hatte. Dieser, froh, einen solchen Vorwand zu finden, versprach ihm gleich zu Hülfe zu kommen, und da Mack unterdessen vorrückte und dieselbe Szene sich mit Württemberg erneuerte, so erklärte Bonaparte: „er komme, um die in ihrer Unabhängigkeit gefährdeten deutschen Fürsten zu schützen." Von den Russen war jetzt erst eine kleine Armee von 20000 Mann unter Kutusow[1]) in Galizien angekommen, deren Marsch beschleunigt wurde.

Preußen, welches schon früher den Franzosen den Durchmarsch durch seine westfälischen Provinzen gestattet hatte, hatte sich jetzt anheischig gemacht, zu verhüten, daß die Franzosen in Hannover angegriffen würden: d. h. auf deutsch, eine bedingte Allianz. Da nun ein russisches Korps unter Tolstoi, die Schweden unter ihrem König und ein englisches Korps, welches zur Einschiffung bereit stand, die Franzosen aus Hannover vertreiben und dann weiter operieren sollten, so trat der Fall der Allianz ein. Rußland verlangte den Durchmarsch, nicht nur für dieses Korps, sondern auch für die aus dem Norden kommenden Armeen von Buxhöwden und Bennigsen[2]), die Warschau und Gegend (damals preußisch) passieren mußten. Der König verweigerte es, machte einen großen Teil der Armee mobil und ließ sie an die russische Grenze rücken. Bonaparte brauchte nur den Dingen ihren natür-

[1]) Kutúsow, russ. Feldmarschall (1745—1813), in den Türkenkriegen ausgezeichnet, besiegt bei Austerlitz, Sieger von Smolensk (1812), daher Fürst Smolenskoj.

[2]) Über Bennigsen, einen geborenen Deutschen, aus dem bekannten hannöverischen Adelsgeschlecht, (1745—1826), genauere Mitteilungen u. Kap. 6.

lichen Lauf zu lassen, so hatte er an Preußen einen Alliierten, d. h. einen Untertan. Aber rücksichtslos wie er immer gewesen, und auf unsern moralischen Schwachsinn bauend, gab er dem Könige eine so derbe Ohrfeige, daß, wenn dieser etwas empfindlicher gewesen wäre, er augenblicklich 100000 Feinde mehr auf dem Hals gehabt hätte.

Sowie nämlich der Einmarsch in Bayern geschehen war, hob er seine Lager an den Seeküsten auf, ließ diese Truppen und alle aus dem Innern Frankreichs auf Wagen an den Rhein transportieren und gab sowohl der Armee in Holland, als der in Hannover unter Bernadotte auf einen bestimmten Tag ein Rendezvous mit allen jenen Truppen samt den Bayern und Württembergern in der Gegend von Ulm, wohin alles in forciertesten Märschen eilte. Während Mack in hochmütiger Sicherheit in seiner Normalposition zwischen Donau und Iller stand und an nichts weniger dachte, als daß die Franzosen früher da sein könnten, als die Russen, stand Bonaparte vor ihm, — Kutusow aber hatte noch einen Monat zu marschieren, ehe er herankommen konnte. Die Straße, welche Bernadotte zog, führte ihn grade durch das preußische Fürstentum Ansbach. Es war nichts leichter, als das kleine Ländchen zu umgehen, er hatte aber ausdrücklichen Befehl, grade hindurch zu gehen und sich an nichts zu kehren.

Wir hatten keine andern Truppen da, als den General Tauentzien[1]) mit seinem Infanterie-Regiment und einigen Schwadronen Husaren. Wie die Franzosen Quartier bestellten und die Zivilbehörden fruchtlos protestierten, rückte Tauentzien mit seinem Regiment an die Grenze und stellte sich quer über die Landstraße auf. Alsbald erschien auch Bernadotte mit seiner Kolonne.[2]) Es kam zur Unterredung, Tauentzien verlangte, er solle das preußische Gebiet meiden, Bernadotte erklärte, daß er es nicht dürfe, daß seine Tage gezählt seien und er sich auch nicht einen Augenblick aufhalten dürfe. Tauentzien berief sich auf die Neutralität, die jener nicht verletzen dürfe; Bernadotte auf die innige Freundschaft seines Kaisers mit dem Könige, welche gewiß schon deshalb übereingekommen wären; Tauentzien, daß er dies nicht wissen könne,

[1]) Vgl. o. S. 196, Anm. — [2]) 8. Oktober 1805.

seine Pflicht aber sei, seines Herren Land zu bewahren und seinen Truppen keinen Affront zufügen zu lassen; wenn jener also vorrücke, so werde er schießen, und sich bis auf den letzten Mann, wenn er gleich der bei weitem schwächere sei, wehren. Bernadotte erklärte, er werde nicht wieder schießen, aber mit dem Gewehr im Arm immer vorwärts marschieren, es möchten auch so viele Franzosen fallen, wie immer möglich; Tauentzien würde das Blutbad bei beiden Monarchen zu verantworten haben. Zugleich zeigte er ihm auf den Nebenwegen rechts und links französische Kolonnen, die schon auf preußischem Gebiete eine Strecke vorwärts gerückt waren und kommandierte an seiner Hauptkolonne: Marsch! — er selbst an der Spitze. Tauentzien hatte wirklich den festen Entschluß, sich mit seinem Regimente zu dévouiren, und er war der Mann, ihn auszuführen; aber jetzt sah er ein, daß er gegen die Nebenkolonnen, und überhaupt gegen 20000 Mann doch nichts effectuiren könne. Der angebliche Entschluß der Franzosen, sich nicht zu wehren, also den Vorwurf einer wilden Schlächterei auf die Preußen zu werfen, brauchte ihn zwar nicht verlegen zu machen; denn Bernadotte würde höchstens ein paar Salven ausgehalten haben — nachher aber würde sein Regiment ohne allen Nutzen niedergemacht worden sein. Er wich also, Bernadotte rückte ein, nahm Quartier und marschierte weiter.

Ungefähr mit Tauentziens Rapport gleichzeitig kam ein Schreiben des Napoleon in Berlin an, in welchem er die Impertinenz hatte, den Durchmarsch durch das Ansbachische als ein Recht in Anspruch zu nehmen, welches ihm durch den Baseler Frieden zustehe. Ansbach nämlich lag damals außerhalb der Demarkationslinie.[1]) Es war aber absurd, sich jetzt noch auf jenes temporäre Arrangement zu beziehen, nachdem der Luneviller Frieden alle Verhältnisse anders geordnet und die Demarkationslinie mit demselben ihrer Natur nach aufgehört hatte.

Diese doppelte Ohrfeige, diese offenbare Mißachtung war denn doch für des Königs brandenburgischen Magen zu unverdaulich. Es wurde dem französischen Gesandten am 14. Oktober erklärt, daß diese Begebenheit alle besonderen Verpflichtungen zerrisse, die

[1]) D. h. außerhalb des neutralen Gebiets.

Preußen mit Frankreich eingegangen sei; es werde sich künftig nur an die allgemeinen Traktaten und an das Völkerrecht halten. Man tat also so wenig wie möglich, ja man verschaffte sich eine augenblickliche Beruhigung, indem man den Russen jetzt den Durchmarsch öffnete. Ja es kamen sogar schon Vergrößerungsprojekte zum Vorschein, denn wir rückten mit unsern zunächststehenden Truppen in Hannover ein, welches von den Franzosen mit Ausnahme der Festung Hameln gänzlich verlassen war und kamen so den Russen, Schweden und Engländern zuvor. Nun waren wir zufrieden und schmeichelten uns, in gewohnter Ruhe fortleben zu können.

Die anderen Mächte hielten dies für unmöglich und zweifelten nicht, daß wir am Kriege Anteil nehmen würden, um unsere beleidigte Nationalehre zu rächen und Sicherheit für die Zukunft zu erfechten. Es kamen Anforderungen und Gesandte von allen Mächten. Der König, der um keinen Preis importuniert sein wollte, flüchtete förmlich vor ihnen nach seinem Privat-Landgute Paretz und ließ sich vor niemand sehen. Dies gab dem Minister Haugwitz und seinen Kreaturen, dem Kabinettssekretär Lombard[1]) usw. erwünschte Gelegenheit, mit dem französischen Gesandten wieder anzuknüpfen.

In der Tat waren die nun folgenden Begebenheiten wohl geeignet, einen Schwachen, der nur den nächsten Augenblick bedenkt, von der Teilnahme abzuschrecken. — Bonaparte, dessen Truppen alle zur bestimmten Zeit eingetroffen waren, ging in Macks Rücken über die Donau, besetzte die Übergangspunkte und nahm die, welche die Österreicher besetzt hatten. Ja, er verlor aus Prahlerei noch vierzehn Tage, um mit dem Kurfürsten in dessen Hauptstadt einzuziehen. Alsdann kehrte er um, schloß den immer unbeweglich stehenbleibenden Mack in Ulm ein und nahm die ganze österreichische Armee auf schmählichste Weise gefangen. Nur der Erzherzog Ferdinand[2]) schlug sich mit der Kavallerie durch und entkam, von Murat

[1]) Johann Wilhelm Lombard, preuß. Geh. Kabinettsrat (1767—1812), ein Hauptträger des Systems der Kabinettsregierung in Preußen, deshalb, zum Teil mit Unrecht, viel befehdet. Vgl. über ihn Hüffer, Allg. Dtsche. Biogr. 19, 141 ff.

[2]) Ferdinand Karl Joseph von Este, österr. Feldmarschall, (1781—1850), später Generalgouverneur von Galizien.

verfolgt, nördlich der Donau nach Böhmen. — Nun wendete Bonaparte wieder um und zog mit seinem Heere, wie ein Reisender in einer Postkalesche, die große Straße immer hinunter nach Wien. Er holte bald den Kutusow ein, der eben an der bayrischen Grenze angekommen, nun auch umgekehrt war. Die Franzosen wurden einigemal für ihr präsumptuoses Nachdringen von den felsenfest stehenden Russen bestraft, aber diese vermochten sich weder vor dem Feinde zu bewegen noch von dem Terrain zu profitieren. Daher erreichten die Franzosen, die beides sehr gut verstanden, am Ende dennoch ihren Zweck. —

Ich selbst hatte unsern Marsch gegen die Russen für ein politisches Blendwerk gehalten, doch war es Ernst. Ich glaubte also, jene ersten Rüstungen gälten den Franzosen und wartete nur auf Gewißheit. Am 16. Oktober kam mein Vetter Carl Brühl[1]) aus Berlin in Friedersdorf an, brachte die Zeitung mit, in welcher die Aggression in Ansbach mit den stärksten Farben geschildert war (welches nur mit offizieller Billigung geschehen konnte) und erzählte von allen kriegerischen Anstalten, die gemacht würden.

Es war, als wenn ein Schlag von elektrischem Feuer durch mein seit anderthalb Jahren dumpf hinstrebendes Gemüt und Körper fuhr. Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß wir in größter Eil' sogleich losmarschieren würden. Es war, als fürchtete ich zu spät zu kommen, um auch meinerseits die Schmach des Vaterlandes zu rächen. Es war handgreiflich, daß so ein Augenblick unsern schon seit einiger Zeit wankenden Nationalruhm wieder zu befestigen, und bei der immer mehr zunehmenden Macht unserer Nachbaren Selbständigkeit zu gewinnen, nie wieder vorkommen würde, auch daß der alles verschlingende Tiger, wenn er mit den andern fertig sein, uns ebenfalls verschlingen würde. Ich zweifelte daher nicht, daß der König die Gefahr seiner Lage und die Notwendigkeit, seine verletzte Ehre wieder herzustellen, so gut wie ich einsehen würde; ich glaubte, daß er alles aufbieten müsse, um den großen Kampf mit einiger Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg beginnen zu können. Da ich es für die Schuldigkeit eines jeden Untertans hielt, nach seinen Kräften dazu mitzuwirken, schrieb ich

[1]) Vgl. o. S. 195 f.

sogleich voll Jugendfeuer an den König,[1]) bat um Anstellung bei den leichten Truppen oder bei der Adjutantur, und um die Erlaubnis, nach erkämpftem Frieden wieder nach Hause gehen zu dürfen. Ich hoffte aber einen ehrenvollen Tod zu finden.

Ich konnte die Antwort nicht erwarten und war am 20. schon in Potsdam. Dies war derselbe Tag, wo der starke Schnee fiel, Frost und aller durch ihn verursachte Schaden war schon einige Tage vorher. In Potsdam waren aber zu meinem Entsetzen viele Gemüter, die das Stillsitzen für vorteilhafter(!) hielten. Ich konnte die Antwort nicht bekommen, denn mein Brief war eben heute erst angekommen, und der König steckte in seinem Schlupfwinkel Paretz. Die Posten gingen damals noch nicht so kuriermäßig. Ich reisete nach Hause, voller Ungeduld. — Auf einer Deichbesichtigungsreise erhielt ich die vom 24. datierte Antwort des Königs. Ich war Rittmeister (diese Charge hatte er mit eigener Hand hinzugefügt)[2]) und Adjutant des Fürsten Hohenlohe, zu dem ich mich zu verfügen hatte. Die Nachricht war beigefügt, daß er am 3. November in Dresden eintreffe. Da hierdurch alsdann die Grenze schon überschritten und, meiner Meinung nach, der Krieg schon deklariert war, so war ich voller Hoffnung.

Ich war am 30. wieder in Berlin. Ungeachtet der Kaiser von Rußland in der Zwischenzeit angekommen war, um den vielen Winkelzügen durch seine Anwesenheit ein Ende zu machen, sprach doch schon alles vom Frieden, die Ruhe ging ihnen über alles. Es war, als ob man sich in fremde Angelegenheiten mischen sollte, die einen gar nichts angingen. Zu sehen waren aber nur kriegerische Anstalten. Bespannte Artillerie mit eingekleideten Knechten, die ihre neuen Pferde einfuhr (sie war nämlich damals im Frieden nicht bespannt, und wurde bei Manövern mit Mietspferden gefahren), eingekleidete Bäckerei mit ihren Fuhrwerken und Backöfen, die sich ebenfalls übten, alle Proviant- und Munitionswagen der Regimenter, die sich übten, lange Züge von Packpferden, mit denen das gleichmäßige Packen (um die Pferde nicht zu drücken) geübt

[1]) Vgl. den Brief im 2. Band. Da der Brief vom 15. Oktober datiert ist, wird oben statt 16. Oktober etwa 14. zu setzen sein.

[2]) Im Regiment wäre ich damals, wenn ich fortgedient hätte, nur Stabs-Rittmeister [ohne Eskadron] gewesen. [v. M.]

wurde, zu gleichem Zweck die königlichen Maultiere mit ihrem spanischen Ajustement[1]), endlich alle Straßen voll eingekommener Beurlaubten und Rekruten.

Alle diese Anstalten wurden hier zum letzten Male gesehen; denn 1806 kam man mit ihnen nicht mehr zustande. Ich sahe vollkommen ein, daß, wenn die Sachen so ständen, wie die Freunde der Ruhe meinten, ich einen dummen Streich gemacht, indem ich die Ordnung meiner Angelegenheiten, die Einrichtungskosten, die Kosten des Aufenthalts bei der Armee aufs Spiel gestellt und die unvermeidlichen Verluste in meiner Wirtschaft nutzlos geopfert hätte. Aber ich konnte solche Erbärmlichkeit nicht glauben und wollte lieber deren Opfer werden, als meine Pflicht gegen mein Vaterland nicht erfüllen. — Am 31. Oktober war ich wieder in Potsdam und meldete mich beim König. Er war außerordentlich gnädig, wie er es seit jener Unterredung über den Kaiser Paul[2]) noch nicht gewesen, und ich sah wohl, daß meine Bereitwilligkeit mir angerechnet wurde.

Außer dem Kaiser Alexander war auch der Erzherzog Anton[3]) (Deutschmeister) dort. Es schien alles einverstanden zu sein, und doch erreichten beide ihren Zweck nicht. Nachdem ich mich in Berlin mit allem und vorzüglich mit Pferden versehen hatte, nahm ich Abschied von allem, was mir auf der Welt noch wert war und von meiner kleinen Tochter und kam den 6. November noch einmal nach Friedersdorf zurück. Ich hinterließ mein Gut und also mein Vermögen einem Wirtschaftsverwalter, der sich unter meiner Leitung brauchbar erwiesen hatte, instruierte ihn genau, vorzüglich wegen der fatalen Ochsen, sorgte soviel wie möglich für die Ordnung nach meinem Tode, wo das Gut an meine Brüder fiel, reisete am 9. früh ab und war den 10. gegen Mittag in Dresden.[4])

Der Fürst Hohenlohe, General der Infanterie, ein schöner, imposanter, im besten Sinne stolzer, sehr höflicher Mann, kommandierte hier die Armee, welche aus 38 preußischen, 19 sächsischen

[1]) Putz, Geschirr. — [2]) 1797, vgl. o. S. 168.

[3]) Anton Victor Joseph, geb. 1779, Koadjutor des Hoch- und Deutschmeisters, später Großmeister des Deutschen Ordens, dritter Bruder Kaiser Franz' II.

[4]) Auf der Reise lernte ich eine besondere Art Bespannung für Ochsenpflüge kennen, die ich nachher in Friedersdorf eingeführt und mit gutem Nutzen gebraucht habe. [v. M.]

Bataillonen, und 40 preußischen, 20 sächsischen Schwadronen, mit 92 Geschützen bestand, das Bataillon zu 700 Mann, die Schwadron zu 120 Mann, zusammen mehr als 48 000 Mann. Die Hälfte der preußischen Macht war aber noch zurück, weil diese Regimenter erst von ihrem Marsch nach der russischen Grenze zurückkehrten. Es standen also hier ungefähr 28 000 Mann, die jeden Tag in Böhmen einrücken konnten. Aber ebensogut wie diese aus Oberschlesien usw. hier schon eingetroffen waren, konnten die brandenburgischen, pommerschen und magdeburgischen Regimenter, welche ihre Garnisonen nicht verlassen hatten, zur selben Zeit etwa bei Leipzig stehen. Es konnten also zirka 60 000 Mann schon jetzt in Böhmen einrücken, und da die Schlacht von Austerlitz erst drei Wochen später stattfand, als alle entfernten Regimenter schon bei Erfurt waren, so konnten wir mit beinahe 100 000 Mann bei dieser Schlacht gegenwärtig sein und den Franzosen ein früheres Leipzig bereiten, *wenn* wir danach geführt wurden.

In Dresden sahe alles nach Krieg aus, alle Truppen hatten die größte Lust daran, auch die Sachsen waren bereitwillig in ihrer Allianz, und ebenso hatte alles das höchste Vertrauen zu dem Fürsten Hohenlohe, der als der unternehmendste Feldherr aus den Feldzügen am Rhein bekannt war. Er war damals achtundfünfzig Jahr alt und noch vollkommen rüstig, von einer edlen, hochherzigen Gesinnung und vollkommen geeignet, eine preußische Armee zusammenzuhalten und zu führen. So wie durch ihn die Allianz mit Sachsen geschlossen und ihm die sächsische Armee anvertraut war, so war es in Hessen durch den General Rüchel geschehen.

Rüchel war eigentlich eine Karikatur von Hohenlohe. Der Stolz des letzteren war bei Rüchel Hochmut, dessen Edelmut war hier Prahlerei, dessen imposante Ruhe turbulente Heftigkeit, und seine Leutseligkeit war bei Rüchel zwar noch zutraulicher, aber ebenso veränderlich, wie bei Hohenlohe feststehend. Beide hatten großes Vertrauen in ihre eigne Kraft, aber bei Rüchel artete sie in Geringschätzung seiner Gegner aus. Rüchel hielt sich für einen großen Strategen und bedurfte keines Rates, auch nahm er ihn schwer an, höchstens im Geheim von Geprüften. Hohenlohe hatte ein schwaches Gesicht und die Schwäche, es nicht gestehen zu wollen, daher fürchtete er immer Bewegungen des Feindes, die er nicht

gewahr werden möchte und ließ sich immer gern avertieren. Auch hatte er einen geheimen Respekt vor der neueren Kriegskunst, ohne es zu gestehen, und glaubte deshalb immer einen Gelehrten[1]) neben sich haben zu müssen. Rüchel hatte Respekt vor nichts und glaubte, wo er käme, müßte alles weichen. So stand er, etwas später, mit den Hessen bei Frankfurt am Main und hatte den Marschall Augereau[2]) mit einer sogenannten Reserve-Armee (die aber nur auf dem Papier existierte) vor sich. Diesen brüskierte und chikanierte er fortwährend und kompromittierte (den Umständen nach, die eintraten) den König und den Kurfürsten von Hessen nicht wenig gegen Napoleon.

Wie ich nach Dresden kam, war unsere Armee schon im vollen Marsche nach Erfurt, zu Hohenlohes größtem Verdrusse, der geraden Weges in Böhmen einrücken wollte. Was dieser Seitenmarsch von dreißig Meilen bedeuten und wohin er uns führen sollte, habe ich nie begreifen können.

Der Kaiser Alexander war, wie erwähnt, bald nach dem 20. Oktober in Berlin angekommen, dem Könige sehr unangenehm, weil er nun aus seinem Schlupfwinkel heraus mußte und sich nicht so fern von ihm halten konnte, als von Gesandten. Diese und der Kaiser selbst taten alles mögliche, um den König zum Beitritt zur Allianz zu bewegen. Aber da weder Sorge für die Zukunft noch Ehre imstande waren, die Liebe zur Ruhe zu überwinden, so waren alle Bemühungen so gut wie fruchtlos. Nur zu halben Maßregeln hatten sie hingerissen, deren Folgen denn das lang' verachtete Gewitter in seiner furchtbarsten Gewalt über unsere Häupter herabstürzten.

Zuerst verlangten wir englische Subsidien; sie wurden gewährt. Alsdann behaupteten wir, wir könnten unsere Armeen nicht vor dem 15. Dezember versammelt haben, weil sie an der entgegengesetzten Grenze der Monarchie ständen; und endlich versprachen wir: wenn Napoleon sich bis dahin nicht befriedigend erklärt hätte, dann wollten wir mit losschlagen. Wir prostituierten uns mit dieser Erklärung so sehr vor den anderen Mächten, daß sie, uns-

[1]) Marwitz denkt an Massenbach, vgl. u. S 233 ff.

[2]) Pierre François Charles Augereau, Pair und Marschall von Frankreich (1757—1816), ging 1814 zu Ludwig XVIII. über.

besondere die Russen, uns nur mit der tiefsten Verachtung mehr ansahen. Nur Friedrich Wilhelm konnte in diesem Seitenweg ein Ruhekissen erblicken, um die augenblickliche Importunität sich vom Halse zu schaffen. An den Erfolg glaubte er offenbar nicht, denn er war nichts weniger als dumm. Ebensowenig hoffte ihn sein Minister Haugwitz. Aber dessen schändlicher Nebengedanke war, daß in den zwischenliegenden sechs Wochen der Krieg mit Österreich sich entscheiden, dieser Traktat also sich von selbst auflösen und man nachher vielleicht im Trüben fischen würde. Dies die Ursache, warum alle Gutunterrichteten und Ehrlosen bei uns an die Fortdauer des Friedens glaubten. — Ein Traktat mit Rußland nach diesen Grundlagen ward am 3. November geschlossen, also in den Tagen, wo ich mich bereitete, alles zu verlassen, um das zu erfechten, was nach diesem Traktat schon nicht mehr zu erreichen war. Haugwitz selbst war bestimmt, mit Bonaparte zu unterhandeln; er war klug genug, seine Abreise zu verzögern und kam erst in den letzten Tagen des Novembers in Wien an.

Der Kaiser blieb bis zum 10. in Berlin und kam den 11. abends spät in Dresden an. Ich sah ihn den 12. fast den ganzen Tag. Am Abend hatte er eine lange Unterredung mit dem Fürsten Hohenlohe, nach deren Beendigung wir Adjutanten ihm durch den Fürsten selbst vorgestellt wurden. Der Kaiser sagte: „Le meilleur compliment qu'on puisse leur faire, c'est qu'ils sont auprès de Votre Altesse," — ein sehr artiges Kompliment, wie ich denn überhaupt keinen regierenden Herren gesehen habe, der jedermann so einzunehmen verstand, wie den Kaiser Alexander. Der Fürst Hohenlohe mußte ihm sehr angesprochen haben, denn er verlieh ihm den vornehmsten der russischen Orden, den Andreas-Orden, mit welchem auch jetzt noch sparsam umgegangen wird. — Am 13. gegen Mittag war noch Cour beim Kaiser, von wo aus er in den Wagen stieg, um grade durch Böhmen nach Olmütz zu gehen, wo die russische Armee sich mit den Überbleibseln der österreichischen vereinigen sollte. —

Zu Mittag aß Hohenlohe beim Kurfürsten[1]; außer dem ältesten Adjutanten war ich noch eingeladen. Meinem Range nach war dies

[1]) Friedrich August III. (dem Gerechten), geb. 1750, regierte 1763—1768 unter Vormundschaft, 1768—1806 als Kurfürst, 1806—27 als König Friedrich August I.

eine große Ausnahme von der Hofetikette, da von der sächsischen Armee nur Obersten mit dem Kurfürsten speisen konnten. Es wurde mir, wie ich einigermaßen erstaunte, zu verstehen gegeben, daß es in Betracht meiner Verwandtschaft mit der Familie Brühl geschehe. Überhaupt, wie gewiß man auch eingestehen muß, daß die Preußen so feindselige Politik des Ministers Brühl[1]) unmoralisch und auch für Sachsen verderblich gewesen ist, so ist es doch falsch, daß seine Ziviladministration verhaßt gewesen sei. Wäre dies der Fall, so könnte unmöglich eine nur auf Heirat beruhende Verwandtschaft im ganzen Lande zur Empfehlung gereichen; und dennoch — überall, wo ich davon etwas vernehmen ließ, wurde ich konsideriert. Wie wir zu Tische gingen, kam der sächsische steife Zeremonienmeister und sagte dem Fürsten, er möchte sich neben die Kurfürstin[2]) setzen, — der aber erwiderte: „Monsieur! Je saurai bien trouver ma place!" und setzte sich neben sie. Neben der Prinzessin Marianne[3]) saß ich. Sie war einige vierzig Jahr alt und fing sogleich mit mir ein Gespräch an, welches die ganze Tafel über nicht abriß. Da sie geistreich genug war, hielt ich denn auch mit Antworten nicht zurück, und sie geriet oft genug ins Lachen. Dies machte den neben ihr sitzenden Kurfürsten aufmerksam, und er erfuhr dann, was ich gesagt. Öfters lachte er mit, daß ihm der Bauch schütterte, und sogar hinter ihm weg wollte die Prinzessin Auguste[4]) wissen: wovon die Rede sei; so daß ich nachher hörte, noch nie sei diese immer zeremoniös ruhige Tafel so heiter und lebhaft gewesen. Diese Auguste, damals noch nicht zwanzig Jahr, war sehr häßlich, mit einem fetten, bloßen Nacken voller roten Pusteln, — zu häßlich sogar für Napoleon, dem man sie vier Jahre später, wie er eine Prinzessin zur Frau suchte, vorschlug.

Noch während der Tafel öffnete sich die Tür und herein trat, in seinem vollen Staat, aber mit Kot besprützt und schweißbedeckt, der russische Hofmarschall Graf Narischkin, bat

[1]) Vgl. o. S. 174, Anm. 3.

[2]) Maria Amalia Auguste, Tochter des Herzogs Friedrich von Pfalz-Zweibrücken, (1752—1828).

[3]) Geb. 1760, Tochter des Prinzen Franz Xaver August (1730—1806), vermählt 1793 mit Pauluzzo Altieri.

[4]) Einzige Tochter des Kurfürsten, geb. 1782, also damals 23 Jahre alt, blieb unvermählt.

um Verzeihung, daß er es wage, so und ungemeldet hereinzutreten, näherte sich aber zugleich dem Kurfürsten und ersuchte, ihn im Auftrag des Kaisers allein sprechen zu dürfen. Der Kurfürst entfernte sich mit ihm, kehrte in kurzer Zeit zurück und ließ den Grafen Narischkin an der Tafel Platz nehmen. — Nachher erfuhr man, daß, wie der Kaiser in Pirna angekommen, daselbst Alarm gewesen sei, die Franzosen hätten ganz Böhmen überschwemmt und ständen nahe an der Grenze. Ungeachtet dies ganz unmöglich war, konnte doch eine kleinere Abteilung dort umherschweifen, und es war möglich, daß der Kaiser ihr grade in die Hände reisete. Er war also bei Pirna über die Elbe gesetzt und hatte seinen Weg über Bautzen und durch Schlesien genommen. Dies zu melden war Narischkin abgeschickt.

Ich war in meinem Adjutantenposten durchaus ohne alle Geschäfte. Es waren zwei ältere Adjutanten, die schon lange beim Fürsten waren, der Major v. Pirch[1]) (der wegen seines Wohlverhaltens in den Freiheitskriegen bekannte, noch jetzt in Berlin lebende Generalleutnant v. Pirch I) und der Major v. Röder[2]) (der nachher als General der Kavallerie in Posen kommandierte und vor kurzem gestorben ist). Außerdem hatte der Fürst noch zwei andere Offiziere in sein Hauptquartier genommen, den Major v. Loucey, einen Emigrierten, beinahe fünfzig Jahr alt, und den Hauptmann v. Blumenstein, ebenfalls ein Emigrierter und ehemaliger Ingenieuroffizier. Er war beim Ausbruch der Revolution blutjung gewesen, denn er war ungefähr in meinem Alter (d. h. achtundzwanzig Jahr). — Loucey hatte schon unter Ludwig XV. unter den Mousquetaires der Maison du Roi gedient und war ein Mann von Kriegserfahrung, von Ehre und zugleich von richtiger politischer Einsicht. Man hat ihn nie so gebraucht, wie er zu brauchen war. Er lebt noch als pensionierter General im hohen Alter in Breslau. Er sowohl wie Blumenstein hatten seit der Revolution ihrem Vaterlande vollständig abgesagt und waren leiden-

[1]) George Dubislaw Ludwig v. Pirch (1763—1838), seit 1797 Adjutant Hohenlohes, 1813 Brigadechef, 1816 pensioniert.

[2]) Friedrich Erhardt v. Röder, geb. 1768, schon 1799 Major und Inspektionsadjutant bei Hohenlohe, 1808—11 Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., 1813 Generalmajor, später General der Kavallerie, gest. 1834.

schaftliche Preußen. Letzterer, obgleich er im Wesen und Charakter von Grund aus ein Franzose war, lebhaft, geistreich, unterrichtet, behauptete, Blumenstein sei sein richtiger Name. Andere wollten wissen, er heiße eigentlich Rochefleur. Genug, er war zugleich ein Projektenmacher — er war es gewesen, der den Überfall des Bergschlosses Bitsch[1]) ausgedacht hatte, der so unglücklich ablief. Er mußte immer etwas Neues haben, welches er auch eingestand: „Ick kann nick sitzen ruhick, meine Kopfen iß wie ein Dreibenhausen." (Treibhaus.) Bei alledem war es ein exzellenter Kamerad.[2])

Wie mir bei dieser absoluten Geschäftslosigkeit nach drei Jahren sehr geschäftigen Lebens, und während meine wirklichen Geschäfte zu meinem größten pekuniären Schaden gänzlich ruheten, zu Mute sein mußte, läßt sich denken. Ich ging schon am dritten Tage meiner Anwesenheit zum Fürsten und bat ihn, mich zu beschäftigen. Er erwiderte, seine Geschäfte würden alle recht gut besorgt, und er habe keine für mich. Zugleich ließ er sich in ein ausführliches Gespräch über unsere Lage ein, in welchem er zwar

[1]) In Lothringen, östlich von Saargemünd. (Am 16. November 1793 hatten 1600 Preußen unter Oberst v. Wartensleben einen verunglückten Überfall versucht.)

[2]) Bei Reorganisierung unserer Armee 1808 wurde er zur Artillerie versetzt und war Kommandant in Glatz, wo er mit Geschützen und allerhand Maschinen eine Menge Proben machte und viele Widersacher erweckte, wo ihm denn die unsinnigsten Projekte angedichtet wurden. Er erzählte: „Die thumen Teif konnte nick bekreif, was möcklick iß, und was unmöcklick. Wenn sie sick haben einkebild ein absurdité, die man von mir kelogen, so habe ick ihnen keantwort: „„Ja, meine Herr, das iß wahr, daß werd' ick zu seiner Szeit auch lassen einrickten, aber vorher werde ick noch nehmen Schäferberg und ihn setzen in Asengrund!"" — — Und die Kanaillen waren so thum und klaubten es wahrhaftick!" — Und dann lachte er sich halbtot. Der Schäferberg ist nämlich eine ansehnliche Höhe und der Hasengrund ein Tal, beide der Festung Glatz (wenigstens damals) nachteilig. Im Jahr 1813 kommandierte er als Oberst die Blockade von Glogau, und wenn die Franzosen parlamentieren wollten (was denn auch mit der Übergabe der Festung endigte), obstinierte er sich, kein Französisch verstehen zu wollen, sondern sie mußten einen Dolmetscher mitbringen. Er sagte: „Ick bin ein Deutschen! Ick verstehe der verfluchten Kerlen ihre Sprake nick. Wollen sie mit einem deutschen Offizieren reden, können Deutsch lernen! Müssen wir wohl Französch lernen, wenn nach Frankreich kommen!" — Späterhin wurde ihm der Artillerie-Dienst verleidet; er nahm den Abschied, kaufte sich ein kleines Gut bei Breslau und machte eine Spekulation mit einer neuen Art von Ziegelsteinen, die mißglückt ist, so daß es ihm jetzt schlecht gehen soll. [v. M.]

nicht verhehlte, daß der Marsch nach Erfurt zweckwidrig und ihm höchst widerwärtig sei, aber doch die feste Überzeugung aussprach, daß wir noch zur Zeit den Österreichern zu Hilfe kommen würden. Überhaupt zeigte er, solange ich ihn gekannt habe, ein sichtbares Bestreben, die Fehler unseres Kabinetts zu verschleiern, unsere Schlechtigkeiten zu verdecken, und die schlechten Nachrichten, die fortwährend einliefen, zu verheimlichen — offenbar, um den Geist seiner Armee zu erhalten. Denn er war viel zu edel und ritterlich gesinnt, als daß er irgend teil an den schlechten Streichen hätte nehmen oder Entschuldigung dafür im Herzen hegen können, und viel zu einsichtsvoll, als daß er sie nicht gleich hätte durchschauen sollen. Er wollte sie aber nicht mehr kund werden lassen, als durchaus unvermeidlich war; daher kam es, daß wir immer gute — falsche — Nachrichten bei der Armee hatten. In der letzten Zeit, und vorzüglich 1806 durchschaute ich ihn; für diesmal aber ward ich vollkommen getäuscht. — Ich brachte denn an, daß ich nur um des Vaterlandes willen in den Dienst gegangen sei, erzählte das Notwendige von meiner ganzen Lage und bat, daß, wenn die Geschäfte sich mehren würden, er mich nicht vergessen möchte. Er sagte dann in seinem pathetischen Tone: „Sie können wohl denken, daß die Adjutanten mir lieber sind, die ich mir selbst aussuche, als die mir der König schickt! Aber wer einen solchen Zweck hat, wird mir immer willkommen sein!"

Dadurch wurde mir erst ersichtlich, daß meine Ankunft sehr unangenehm gewesen war. Auch begriff ich nun, warum die alten Adjutanten des Fürsten mich so überaus kalt behandelten und mich von der Seite anblickten. Vielleicht fürchteten sie gar, ich möchte ein ins Hauptquartier geschickter Berlinischer Spion sein. Das alles dauerte aber nur kurze Zeit; der Fürst ward mir sehr gewogen [1]) und die Adjutanten mir befreundet.

Nicht lange vorher hatte ich in Berlin den Chef des Generalstabes des Fürsten Hohenlohe, Oberst Massenbach [2]), kennen

[1]) Vgl. Hohenlohes Briefe an Marwitz im 2. Band.

[2]) Christian Karl August Ludwig v. Massenbach, 1758 in Schmalkalden geboren, anfangs in württembergischem, seit 1782 in preußischem Dienst, 1817 zu vierzehnjähriger Festungsstrafe verurteilt (angeblich wegen versuchten Verrats militärischer Geheimnisse), aber schon 1826 begnadigt, 1827 gestorben.

gelernt. Er hatte auch mir, wie beinahe jedermann, durch seine Miene eines tiefen Denkers, durch seine wirklichen theoretischen Kenntnisse und durch sein dreistes Absprechen imponiert. Bei meiner Ankunft im Hauptquartier hoffte ich einen wahren Preußen und einen Mann zu finden, von dem ich lernen könnte. Ich ging also, wie ich mich bei ihm meldete, recht froh zu ihm. „Was wollen Sie hier?" schrie er mich an, „Krieg führen? Es wird kein Krieg! — Gegen die Russen mußten wir Krieg führen, aber hier nicht! Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg oder der König müßte toll geworden sein!" — Ich erstarrte über diese mir damals ganz neue Sprache und erwiderte: „Wenn das Tollsein hieße, ein ganz gewöhnliches Ehrgefühl zu haben, so hoffte ich, der König wäre schon toll, und alle seine Untertanen würden so toll sein, ihm zu helfen. Jeder Handwerker dürfe sein Hausrecht brauchen, und sollte der König nicht sein Land-Recht ebensogut verteidigen?" — „Ehre!" rief er, „Ehre ist ein Hirngespinst, die kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden. — Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg!" Ich fiel gewaltig von meiner Höhe herunter, den Chef des Generalstabes so reden zu hören, und dachte abermals: „Darum hättest Du alles, was Du hast, im Stiche gelassen?"[1])

Massenbach ist es großenteils, dem der preußische Staat seinen Fall und die Armee ihre Schande und ihre Zerstreuung zu danken haben. Er war ein Mann nicht ohne Genie, aber so exzentrisch in seinen Ideen, daß er beständig von einem Extrem zum andern hingerissen wurde und deshalb selbst in seinen Grundsätzen als der wankelmütigste Mensch von der Welt angesehen werden konnte. Talent zur Ausführung mangelte ihm gänzlich, und schon dadurch war er ganz untauglich zum Soldaten. Mir ist es wahrscheinlich, daß er sich überstudiert hatte; denn ohne diese Voraussetzung ist so eine Erscheinung psychologisch gar nicht zu erklären. — Ein

[1]) Die nachfolgende Charakteristik Massenbachs ist aus dem bisher zum größten Teil nicht veröffentlichten militärischen Tagebuche von 1806 genommen, da sie hier ihre passendste Stelle zu finden schien. Sie ist geschrieben Ende Dezember 1806 (in Königsberg). — Interessante Mitteilungen über Massenbach auch bei Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., Bd. I², S. 246 ff.

Enthusiast, vielleicht anfangs für das Gute, hatte er wohl nicht sobald eine große Idee von andern aufgefaßt, als er über derselben zu brüten anfing und durch den Kleinigkeitsgeist, der ihn sowie jeden andern während einer zwanzigjährigen Dienstzeit umgab, auf der andern Seite so abgestoßen wurde, daß er mit demselben gar nichts mehr zu schaffen haben wollte, sondern zu glauben anfing, wenn die große Idee nur einmal da und ausgesprochen sei, so sei sie auch schon ausgeführt. Er fing also an, die Wirklichkeit ganz beiseite zu setzen und sich unvorsichtig seinen großen Ideen ganz zu überlassen. Mit diesen verstieg er sich nun immer weiter; außer der Kriegskunst verarbeitete er Politik, Staats-, kunst, Staatswirtschaft und Moral durcheinander, daß es eine Lust war. Er fing an, sich in die Schriftstellerei zu werfen. Wer aber seine Schriften[1]) gelesen, und noch mehr, wer sie ihn selbst hat vortragen hören, wird bald innegeworden sein, daß alle seine Gedanken höchst verworren und unverdaut waren. Man findet in allen, und vorzüglich in seinen Lobreden[2]), mit denen er eine Zeitlang sehr freigebig war, nichts als einen Gallimathias durcheinandergeworfener, teils richtiger, teils falscher, ungeordneter Ideen und einen Schwulst und Bombast im Vortrage, der die Lesung dieser Schriften um so unerträglicher macht, da er nicht einmal mit einer korrekten Sprache vorgetragen ist.

Wenig bemerkt und wenig gebraucht, muß ihn das Brüten über eigne Ideen und vielleicht ein kleiner Zirkel noch kleinerer Geister, der ihn bewundert haben mag, dahin gebracht haben, daß er sich für das erste Licht der Welt hielt — wenigstens sind ohne diese Voraussetzung die Schritte, die er in den letzten Zeiten getan hat, nicht zu erklären, viel weniger zu entschuldigen. Er fing an sich vorzudrängen, und in den letzten Zeiten, wo die kritische Lage von Europa einen jeden, selbst wider seinen Willen, zum Politiker machte, seine aben-

[1]) Vgl. von Massenbachs späteren Schriften besonders die Historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794 (—1806), 2 Teile, Amsterdam 1809 — die wichtigste seiner zahlreichen Verteidigungsschriften. Über deren Einwirkung auf die historische Tradition M. Lehmann, Scharnhorst I, 533 ff.

[2]) Auf Zieten, Ferdinand von Braunschweig (den Feldherrn des Siebenjährigen Krieges), Prinz Heinrich, Marc Aurel und Sully.

teuerlichen Grundsätze laut zu predigen. Jedes Mittel, sie zu verbreiten, war ihm gleich, allenthalben suchte er Proselyten zu machen, und bestürmte die Regierer des Staats mit mündlichen Vorträgen, Briefen und mémoires, die niemand von ihm verlangt hatte. Alles dieses wäre zu verzeihen gewesen, wenn seine Grundsätze selbst nur rein, konsequent und fest gewesen wären. Aber so ist sein Wankelmut fast ebenso merkwürdig, wie sein sogenannter Enthusiasmus oder vielmehr seine Tollheit. — Es konnte nicht fehlen, daß die Ereignisse in der wirklichen Welt den Spekulationen seiner Studierstube oft widersprechen mußten. Statt daß ihm dieses die Nichtigkeit derselben, die Falschheit seiner Ansichten und Prophezeiungen und überhaupt seine Unkenntnis der Politik hätte vor Augen legen sollen, tat es vielmehr die entgegengesetzte Wirkung und gab ihm eine unglückliche und durch die Folgen verderbliche Leichtigkeit, sein System den Umständen anzupassen, oder vielmehr augenblicklich ein neues zu erfinden, welches er jedesmal sogleich wieder mit demselben Eifer und demselben Geschrei verteidigte, wie alle vorhergehenden.

Die Begebenheiten der Zeit wurden durch Bonaparte gelenkt; dieser war es also, der jede seiner Berechnungen täuschte, und hieraus entstand eine unwillkürliche Verehrung und Anbetung dieses Helden, dessen Handlungen seine eigenen so mühsam zutage gebrachten Spekulationen weit überflogen, wenn er gleich viel zu sehr von sich eingenommen war, als daß er es sich hätte gestehen sollen.

Bei dieser Art zu sein hatte er noch obenein einen starken, saft- und blutvollen Körper, der ihm bei weniger Bewegung — wie er denn z. B. ein so elender Reuter[1]) ist, daß er fast herunterfällt, sowie das Pferd nur aus dem Schritt kömmt, weshalb er auch fast nie reitet, sondern immer, zum Skandal der Armee, im Wagen saß — das Blut immer so nach dem Kopfe trieb, daß er ganz verwirrt wurde. Bei vieler Bewegung war es noch ärger; alsdann stöhnte er und zeigte gelehrt, daß der Geist vom Körper abhängig sei und er nicht denken könne, wenn er müde

[1]) Ein fast unverzeihlicher Fehler für einen Offizier von einiger Bedeutung, dessen Dienst es erfordern kann, sich schnell an einen Ort zu begeben. Reiten zu können ist für einen Offizier ein eben so großes vorläufiges Erfordernis, wie für einen Rechenmeister Zahlen schreiben zu können. [v. M.]

sei, — deshalb müsse er erst ausschlafen.[1]) Alsdann war er kapabel, in den wichtigsten Augenblicken sich zu Bett zu legen, einzuschließen und keinen vor sich zu lassen.[2]) Nächst einer unverzeihlichen Nachlässigkeit im Dienst beweiset dies eine ebenso große Eigenliebe, wie das Ausposaunen seiner Projekte; denn bei nur ganz geringen Einsichten hätte er sich doch fragen müssen: was denn daraus werden solle, wenn die ganze Armee sich hinlegen und ein jeder erst ausschlafen wolle, wenn er denken solle? — Hierzu kam noch eine grenzenlose Grobheit, die alles von ihm abwendig, ihn in der ganzen Armee verhaßt machte. Er selbst sagte, indem er von der Dummheit unserer Regierer sprach, diese Menschen gäbe er auf und gegen sie müsse man sackgrob sein; er selbst wolle nur für die Armee arbeiten, und wenn er den Beifall dieser erlangen könne, wolle er zufrieden sein. Welche Selbsttäuschung! Wie konnte er sich nur einbilden, daß diese ihm den mindesten Beifall zollen werde, da er im Ganzen nicht für sie sorgte und jeden einzelnen durch Grobheit sich zum Feinde machte! Wenn er seine großen Pläne ausgebrütet und einige allgemeine Anordnungen zur Ausführung getroffen hatte, so schien er zu glauben, nun müsse auch ein jeder schon davon unterrichtet sein, wenigstens fertigte er alle Anfragen mit wahrhaft bestialischer Grobheit ab.

Es fehlte ihm aber, wie schon gesagt, ganz und gar an Talent zur Ausführung irgend einer Sache. Über den allgewaltigen Planen übersah er ganz und gar das einzelne. Vielleicht glaubte er auch, es gehöre zum großen Mann, sich darum nicht zu bekümmern. Während unsere ganze Armee durch die Sucht nach Kleinigkeiten und nach Kleinlichem ins Verderben gestürzt wurde, sündigte er auf die entgegengesetzte Art. Er war nicht imstande, eine Marschroute zu machen, ohne die ganze Armee durcheinander zu werfen,

[1]) Vgl. Marwitz' offiziellen Bericht an die Immediatuntersuchungskommission für den Krieg 1806/07 in dem Generalstabswerk: „1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (E. S. Mittler u. Sohn, 1906) S. 217. In diesem Bericht hat Marwitz bei der Charakteristik Massenbachs sein Tagebuch benutzt.

[2]) Dies hat er namentlich in Burg [21 Oktober 1806] getan, wo ein großer Teil der Armee zerstreut hinkam und von Augenblick zu Augenblick Anfragen an den Generalquartiermeister kamen: wo dieser und wo jener hin solle? Er hat niemand vorgelassen. [v. M.]

— und während er die ganze Welt regieren wollte, wurde das Fach, dem er vorstand, aufs jämmerlichste versehen. Als 1805 der Rückmarsch angetreten werden sollte, vergaß er, daß dieser durch die Länder so vieler kleiner Fürsten gehen mußte, und indem Kursachsen der Quartiere und Verpflegung wegen requiriert wurde, war an keinen von jenen etwas ergangen, bis er einige Tage vor dem Aufbruch daran erinnert wurde. Da wir ferner beständig mit den Sachsen marschierten, die ihren Generalstab für sich hatten, der auch beständig sehr höflich sich nach uns richtete und bei uns alle Augenblick die Marschrouten und Direktionen geändert wurden, so vergaß er fast jedesmal, jene damit bekanntzumachen, wodurch beständig Unordnungen entstanden, und wir z. B. gleich zu Anfang des Feldzuges von 1806 in die sächsischen Quartiere und in die der Hauptarmee fielen, was er Kleinigkeiten nannte.

Von anderen Konfusionen geben meine Tagebücher Zeugnis. — Auf dem Marsch von Magdeburg durch die Mark bin ich selbst Ohrenzeuge gewesen, daß er dem Fürsten deklarierte: „Eine aus so vielen kleinen Teilen bestehende Armee mit Ordnung in drei Kolonnen nach Stettin zu führen, sei eine Aufgabe, die seine Kräfte weit überstiege.“ Statt den ganzen Generalstab aller Armeen, der damals bei uns war, dazu in Tätigkeit zu setzen, schloß er sich ein und schlief aus. — In Magdeburg brachte ich ihm selbst den Befehl vom Fürsten: „Die Offiziere vom Generalstab sollten aus der vollgepfropften Stadt die Regimenter herausführen und am Tor in die vorgeschriebene Marschordnung bringen,“ — ein Geschäft, das auch ohne diesen Befehl ganz eigen für den Generalstab gehörte. — „Das sind Kleinigkeiten“, schrie er mir zu, „mit denen mich der Fürst plagt; ich werde gar nicht mehr zu ihm gehen, und mich überhaupt um gar nichts mehr bekümmern.“ — Es unterblieb.

Nach dem bisher Gesagten (wovon ich jedes Wort beweisen kann) wird es ganz unglaublich scheinen, wie so ein Mensch, toll im Kopf, körperlich unbeholfen, weichlich, konfus und grob, eine Art von Ruf erlangen und einen Feldherrn wie den Fürsten Hohenlohe ganz beherrschen konnte. — Er hatte aber im Äußern und in seiner Art zu reden etwas, das im ersten Augenblick täuschen konnte. Auffallend nachlässig im Anzuge, schlich er mit der Miene eines Denkers, die Hand gegen den Kopf gelegt, umher.

Sagte jemand etwas, so blickte er ihn aufmerksam und fest mit großen, sprechenden Augen an und schlug gewöhnlich mit einer sehr dezidiert ausgesprochenen Sentenz, da selten jemand seiner Meinung war, den vorgetragenen Satz nieder. Dies verfehlte nie, ihm ein Ansehen von Superiorität zu geben. Kam es zum Streit, so hatte er einige logische Kunstgriffe, die ihm gewöhnlich das letzte Wort verschafften. Entweder ließ er seinen Gegner gar nicht zu Worte kommen, und spann seinen eigenen Satz durch alle Relationen und Modalitäten, oder er ließ ihn auch ausreden, schüttelte den Kopf und fing nun mit einer gelehrt klingenden Sentenz an, worauf er fortfuhr, *seine* Ansicht darzulegen, ohne sich im mindesten auf das einzulassen, was der Gegner gesagt hatte; — wodurch denn die Zuhörer dieses zu vergessen und bloß an das zu denken pflegen, was *zuletzt* gesagt worden ist.

Hierdurch und durch die lange Gewohnheit — er hatte schon die drei Feldzüge am Rhein als Quartiermeister bei ihm gemacht, — hatte sich Massenbach eine Art von Ansehen bei dem Fürsten Hohenlohe erworben. Dieser, ein braver, freier, offner Soldat, hatte sich, indem er sich auf seine wohlbewährte Praxis verließ, in den letzten Jahren wenig um das Gelehrte der Kriegskunst bekümmert, während teils die glücklichen Feldzüge der Franzosen wirklich neue Ansichten eröffnet hatten, teils auch, hierdurch veranlaßt, neue Systeme hervorgetreten waren, die ebenso oft die Sache verwirren, wie aufklären. — Wenn nun Massenbach in gelehrt verwirrten Ausdrücken von Operationen sprach, so geschah es, daß der Fürst — sei es, daß ihm diese Ausdrücke und dadurch die Dinge selbst fremd waren, sei es, daß das zunehmende Alter und das bisherige ununterbrochene Kriegsglück Bonapartes ihm jene Zuversicht raubten, die er doch sonst noch immer öffentlich sehen ließ, — ihm gewöhnlich schweigend zuhörte, bisweilen Recht gab, noch öfter aber am andern Tage diese Dinge befahl oder darüber sprach, als wenn dies *seine eignen* Ideen wären. Dabei versicherte er jedesmal mit unbegreiflicher Selbsttäuschung, daß Massenbach keinen Einfluß auf ihn habe, und setzte sehr richtig auseinander, *warum* er keinen auf ihn haben *könne*, da er gar zu wankelmütig in seinen Grundsätzen und verkehrt in seinen politischen Meinungen sei. —

Es ist also leicht einzusehen, daß Massenbach, wozu ihm sein Posten, den er aber nie hätte bekleiden sollen, auch nach dem Fürsten das nächste Recht gab, *eigentlich die Armee führte*, und daß durch seinen Wankelmut, seine Reden, die Querstriche, die dann doch bisweilen kamen, wenn dieser einmal seiner eignen Meinung folgte, — und endlich die verwirrenden Befehle aus dem Hauptquartier des Königs, die alle hiesigen Anstalten mit einem Male über den Haufen warfen und gewöhnlich zu spät kamen — die ganze Führung der Armee nichts als ein Gemisch von Ungewißheit und Verwirrung war, von dem man schwerlich in der Geschichte des preußischen Heeres schon ein Beispiel aufzuweisen hat. Das hat endlich die Vernichtung desselben herbeigeführt.

Bevor wir sie erzählen, müssen wir hier noch einiges über *Massenbachs politische* und staatsbürgerliche *Grundsätze* sagen. Preußen, und vorzüglich die neu acquirierten Teile desselben, war die Provinz, die seiner Aufsicht in Friedenszeiten anvertraut war. Hier übte er also die Zöglinge seiner Brigade, und für diese Provinz entwarf er die Pläne zu Feldzügen und zur Verteidigung, wie es sein Dienst mit sich brachte. Ganz natürlich waren diese alle gegen Rußland gerichtet. Er machte sich in seinem an Hypothesen fruchtbaren Geist seiner Meinung nach recht firm darin, und glaubte sich auf alle Fälle vorbereitet. Nebenbei zeigten ihm seine politischen Spekulationen die ungeheure Ausdehnung und Macht Rußlands als ein Schreckbild, was dereinst dem preußischen Staat gefährlich werden könne, und sei es, um ihm bei Zeiten die Lust und Mittel dazu zu benehmen, sei es in der Hoffnung, selbst kriegerischen Ruhm zu erwerben — genug, er wünschte, seit Bonaparte so zu rasen anfing, nichts eifriger, als einen Krieg mit Rußland in Verbindung mit diesem. — In Verbindung mit diesem! — Weil sein kleiner Geist, von diesem größeren erdrückt, ihn, wenn nicht einsehen, so doch gewiß fühlen ließ, daß er *gegen diesen* nie etwas ausrichten werde, und es schweigend begriff, daß unter oder wie er sich schmeichelte *mit* diesem Starken er eher eine Rolle werde spielen können, zu der er überdies alle seine Projekte und Feldzugspläne verwenden konnte.

Deshalb war er außer sich vor Freuden, da es im Herbst 1805 den Anschein hatte, als würden wir mit Frankreich gegen

Rußland ziehen. Sein Feuer und seine Tätigkeit überstieg alle Grenzen, er schien ein anderer Mensch geworden zu sein. Aber kaum war durch die Verletzung unserer Neutralität unserm Kabinett die Binde von den Augen gefallen, und kaum folgten wir für einen Augenblick unserm wahren Interesse, dadurch, daß wir unsere Heere gegen Frankreich wandten, so war seine Tätigkeit hin; er lief wie ein Verzweifelter im Zimmer umher und betrug sich, solange er bei der Armee war, wie einer, der den Verstand verloren hat. Vielleicht war sein damaliger Kleinmut auch teilweise mit dadurch erzeugt, daß er nun auf einem Schauplatz erscheinen sollte, der ihm ganz fremd war. Bald darauf auf Befehl des Königs vom Fürsten Hohenlohe aus Erfurt nach Berlin geschickt, zu nichts anderem, als des Fürsten Meinung dort zu sagen, war er, zu Ende des Jahrs 1805, da die Niederlage der Österreicher und Russen viele so kleinmütig machte, einer der Hauptanstifter des sogenannten Friedens und unserer National-Schande.

Aber auch diesmal täuschte Bonaparte, von dem er sich heldenmütige Großmut, zärtliche Freundschaft für uns und eine goldene Zeit für Europa versprach, seine Spekulationen und Erwartungen. Die Eingriffe in die deutsche Freiheit und die Beleidigungen Preußens gingen immer vorwärts, wir wurden zum Kriege gezwungen, und er selbst sah dies ein. Er weinte, bereute seine Taten, schrieb neue Memoires und Lobreden, und vorzüglich Entschuldigungsbriefe an alle, die im vorigen Jahr mit ihm verschiedener Meinung gewesen waren, in denen er sich selbst anklagte, aber seine Fehler durch übermenschliche Tätigkeit wieder gut zu machen versprach. — Wie es mit dieser übermenschlichen Tätigkeit beschaffen war, werden wir noch sehen, und wie lange diese neuen politischen Grundsätze vorhielten, hat die Kapitulation von Prenzlau gezeigt.

Massenbach war also ein durch Überspannung der Ideen verrückter, moralisch und physisch unbrauchbarer, wegen der Art, wie er seine augenblicklichen Ansichten zu promulgieren und die damit verbundenen Zwecke zu erreichen suchte, höchst gefährlicher und selbst in seinen Grundsätzen verderbter Mensch. Jeder Soldat ist ein ehrloser Mensch, der in dem Augenblick, da er gegen den Feind steht, noch an etwas anderes, als an

seine militärische Schuldigkeit denken und durch irgendeine politische Ansicht von der genauesten Erfüllung derselben nur um ein Haarbreit abgehalten werden kann.[1]) — —

Nach der Abreise des russischen Kaisers blieben wir nur einen Tag noch in Dresden, der Fürst reisete mit Pirch, ich allein am 15. früh über Meißen, Leipzig, Weimar nach Erfurt, wo ich den 16. November abends eintraf. — Hier fanden sich nach und nach die Regimenter ein, aus denen unsere Armee zusammengesetzt war. Auch der Prinz Louis von Preußen (Sohn des Prinzen Ferdinand)[2]) und der Herzog von Weimar[3]) trafen ein. Ersterer sollte die Avantgarde, letzterer die Reserve kommandieren. Die Truppen waren in sehr verschiedenem Zustande, zum Teil vorzüglich, zum Teil mittelmäßig. Einzelne Regimenter, namentlich südpreußische, hatten sehr viele Deserteurs — auch wurden von den österreichischen Werbern manche weggeholt — andere gar keine. Die Pferde hatten zum Teil sehr gelitten. Erst am 7. Dezember war alles zusammen, bis auf die Towarczys[4]), die aber nicht mehr abgewartet werden sollten.

Am 5. war die Ordre de bataille ausgegeben. Das Gros sollte bestehen aus 4 preußischen Infanterie-Brigaden zu 5 Bataillons, 3 sächsischen Brigaden (zusammen 14 Bataillons) und 15 preußischen, 12 sächsischen Eskadrons, die Reserve aus 7 preußischen, 4 sächsischen Bataillons, 10 preußischen, 4 sächsischen Eskadrons; ein Seitendetachement des rechten Flügels aus 5½ preußischen Bataillons, 2 Jäger-Kompagnien, 15 preußischen Eskadrons; ein Seitendetachement des linken Flügels aus 5 preußischen Bataillons, 2 Jäger-Kompagnien, 10 preußischen, 4 sächsischen Eskadrons;

[1]) Bis hierher die Einschaltung aus dem Tagebuch 1806/07. Vgl. mit dieser temperamentvollen, aber auf eigenster Anschauung beruhenden, höchst wertvollen Charakteristik die gedämpftere, abstraktere, gleichfalls tief eindringende von Clausewitz a. a. O. X, 448ff.

[2]) Der Prinz hieß eigentlich nur Louis, nannte sich aber, zur Unterscheidung von dem (oben S. 167 erwähnten) Bruder des Königs, Louis Ferdinand. Vgl. seine Charakteristik u. S. 288 ff.

[3]) Karl August, der Freund und Mäcen Goethes (1757—1828).

[4]) Towárczys waren eine in Rußland und Polen aus dem kleinen Adel hervorgegangene höhere Klasse des Soldatenstandes, aus der man in Preußen 1800 eine mit Lanzen bewaffnete Reitertruppe bildete, die aber erst 1807 ins Gefecht kam und später in Ulanen umgewandelt wurde.

zusammen: Infanterie: 37½ preuß. Bataillons, 4 Jäger-Kompagnien, 18 sächsische Bataillons; Kavallerie: 50 preußische Eskadrons, 20 sächsische Eskadrons. Dazu Artillerie: 3 reitende, 7 Fuß-Batterien preußischer Artillerie, 4 Fuß-Batterien sächsischer Artillerie. Außerdem sollten die Bataillonsstücke in Batterien zusammengezogen und ein Artillerie-Offizier dazu kommandiert werden. Diese Batterien wurden Brigade-Batterien, die alten Batterien Divisions-Batterien genannt. Die Zahl der preußischen Geschütze betrug 138. Die dritten Glieder sollten zurückgezogen werden, und hinter jedem Regiment, ebenfalls auf zwei Glieder gestellt, ein Reserve-Bataillon formieren.[1])

Aber schon am 9. kam eine neue Armee-Einteilung, und die Ordre, links abzumarschieren bis in die Gegend von Gera (d. h. dahin, woher wir eben gekommen waren). Wir mußten infolge der neuen Einteilung 20 000 Mann, nämlich 25 Bataillons und 20[2]) Schwadronen preußischer Truppen, zur Armee des Herzogs von Braunschweig abgeben, der nach Erfurt rücken wollte, darunter fast alle leichte Truppen. Wir blieben also nur noch 28 000 Mann stark, über die Hälfte Sachsen.

Der Seitenmarsch zeigte die größte Unentschlossenheit und konnte nichts anderes bedeuten, als daß aus dem Kriege nichts werden würde. Es sah aus, als wenn wir zu unserer Selbstergötzung uns dahin stellten und gegen den Napoleon die Zunge herausblökten, des festen Vorsatzes, sie wieder hereinzuziehen, sobald er sich nach uns umsehen würde. Was sollte denn eine Postierung hinter dem Thüringer Wald und bis an die Saale bedeuten, während Napoleon in Mähren stand? Wir hatten über 30 Meilen umsonst marschiert, im bösen Wetter und Wegen viele Kranke bekommen und viele Pferde verloren.

Napoleon hatte Wien genommen und war von da den nach Mähren zurückweichenden Russen gefolgt. Diese und die entkommenen und einige aus Ungarn vorgerückte Österreicher hatten sich mit der bei Olmütz angekommenen russischen Haupt-Armee vereinigt. Kutusow nahm das Kommando, Napoleon stand bei Brünn. Hier erschien Haugwitz, wie erwähnt, in den letzten Tagen

[1]) Alle diese Zahlenangaben beruhen auf Tagebuchaufzeichnungen. — [2]) Nach dem gleichzeitigen Tagebuch 30 Schwadronen und gleich darauf 26 000 Mann.

des November. Napoleon war viel zu klug, als daß er sich jetzt hätte mit ihm einlassen sollen. Er war eines nahen Sieges ziemlich gewiß und ebenso gewiß, daß in diesem Fall der König von Preußen den starken Entschluß, es dann mit ihm noch aufzunehmen, nicht fassen würde. In jedem Fall war es vorteilhaft für ihn, uns in den Augen von ganz Europa verächtlich zu machen. Er wies also Haugwitz nach Wien zu seinem Minister Talleyrand, unter dem Vorwand, daß hier Krieg sei und er keine Zeit zur Diplomatik habe. Ein preußischer Minister, der Ehre im Leibe gehabt hätte, wäre nicht nach Wien gegangen, sondern hätte seinen Auftrag schriftlich kurz ausgerichtet und, wenn er vierundzwanzig Stunden ohne Antwort blieb, nach Hause oder nach Olmütz hinübergegangen. Haugwitz aber kannte seinen Herrn zu genau, er wußte, daß der Ausgang, wo er nichts zu tun brauchte, ihm immer der angenehmste sein würde — er ging also nach Wien. Talleyrand gab vor, keine Instruktionen zu haben, und es geschahe nichts.

Unterdessen war der 15. Dezember, wo wir unsern Beitritt zur Allianz erklären sollten, nicht fern, und es sollte doch ausgemacht werden, was wir alsdann mit der Armee anfangen sollten. Der Herzog von Braunschweig war in Berlin, und am 1. Dezember wurde der Fürst Hohenlohe zu einer Konferenz dahin eingeladen. Er konnte aber die Armee, der es an so vielem fehlte und bei der wegen der Subsistenz in so mancher kleinen Fürsten Lande so viel einzurichten war, ohne den größten Schaden nicht verlassen; er entschuldigte sich daher und sendete den Obersten Massenbach, „der von seinen Ansichten vollkommen unterrichtet sei". Er ließ diesen sein Ehrenwort darauf geben, daß er sie getreulich und nicht etwa seine eigenen vortragen wolle. Massenbach ging mit Kurierpferden.

Welches nun genau die Instruktion des Fürsten gewesen, ist mir unbekannt geblieben, aber da er schon von Dresden aus in Böhmen hatte einrücken wollen, so sind sie ohne Zweifel auf näheres Heranrücken an den Feind gegangen. Daß aber Massenbach sein Ehrenwort gebrochen und statt des Fürsten Ansichten seine eigenen, d. h. für den Augenblick Temporisieren, vorgetragen hat, das weiß ich genau. Das Chassé de côté nach Gera und die

Verkleinerung der Hohenloheschen Armee waren das Resultat der Konferenz. Das übrige, der Entschluß, was getan werden solle, wurde bis zur Rückkehr des Haugwitz verschoben.

Unterdessen wurde auf dem Kriegstheater der Zwist entschieden. Es hätte von den beiden Kaisern, die sich bei der Armee befanden, abgehangen, die russische Reserve unter Bennigsen, die in Schlesien angekommen war, bei Olmütz abzuwarten und so dem Feinde weit überlegen zu sein; aber die Anstalten zur Verpflegung waren österreichischerseits so schlecht getroffen, daß der Mangel ebenso sehr wie die Überzeugung ihrer Unüberwindlichkeit auf seiten der Russen zum Angriff trieben.[1])

Ungeachtet die vereinigte Armee wenigstens zu fünf Sechsteln aus Russen bestand und ihr General auch das Oberkommando führte, folgte man doch den Entwürfen des österreichischen Generalstabes, weil man ihm mehr zutraute und er mit diesem Terrain vollkommen vertraut war. Statt nun die starke Seite der Russen, ihre unerschütterliche Tapferkeit und ihr Feststehen auf dem eingenommenen Posten in Wirksamkeit zu setzen, nahm vielmehr der Österreicher ihre schwächste Seite, die Manövrierfähigkeit, in Anspruch und leitete die Schlacht nach einer Disposition ein, die Friedrich mit seiner beweglichen Armee gegen den unbeweglichen Daun nicht einmal anzuwenden gewagt hätte! Die in Evolutionen höchst ungeschickten Russen sollten in fünf getrennten Kolonnen den rechten Flügel der äußerst gewandten Franzosen umfassen. Dabei wußte man nicht einmal genau, wo dieser Flügel stand, und in der Tat stand er auch nicht da, wo man es voraussetzte. Ferner mußten diese Kolonnen sämtlich Dörfer passieren, die an einem Bach lagen, also Défilées bildeten, und nachher vor denselben, unter dem feindlichen Feuer, sich entwickeln, — endlich aber sollten zwei Kolonnen, vorher getrennt, dasselbe Dorf passieren und sich nachher, während des Aufmarsches, wieder trennen.

Was nicht ausbleiben konnte, geschah. Napoleon hatte diese

[1]) Marwitz' Schlachtenschilderungen liegen in der Regel besondere kriegsgeschichtliche Studien zugrunde. In seinem Nachlaß finden sich auch: „Bemerkungen zu der Schlacht von Austerlitz. 1807" (mit Planskizzen), im Anschluß an die anonyme Schrift von Stutterheim, Die Schlacht bei Austerlitz, von einem Militär, Augenzeugen des 2. Dezember 1805. 1806.

Dörfer besetzt. Seine Macht stand aber viel weiter rechts (d. h. vor dem rechten, refüsierten[1]) Flügel der Russen), und da nun die äußerste Kolonne, die den weitesten Weg zu machen hatte, früher aufbrach und eine Stunde Zeit gebrauchte, um das hartnäckig verteidigte Dorf zu nehmen, so war auch die Aufmerksamkeit des Feindes zeitig genug nach diesem Flügel hingezogen. Indessen débouchierte diese Kolonne und fand jenseit weiter keinen Feind vor sich; die zweite war mit dem Angriff ihres Dorfes beschäftigt, und die dritte und vierte kreuzten sich in dem ihrigen dermaßen, daß sie nicht hindurchkonnten. In dem Augenblick brach Napoleon los, dem die Umgehung nichts schadete, weil sie weit über seinen Flügel hinaus stattfand, ging da, wohin die fünfte Kolonne dirigiert war, mit Macht vor und besetzte die Anhöhen von Pratzen. Er nahm dadurch alle diejenigen, welche die Dörfer noch nicht passiert hatten, in Flanke und Rücken; die, welche die Dörfer schon hinter sich hatten, hatten freies Feld, aber keinen Feind vor sich, und die fünfte Kolonne war viel zu schwach, um jenen Punkt wieder zu erobern. Die andern Kolonnen kehrten zwar um, verwirrten sich wieder und setzten viel Blut daran, um jene Höhen wieder zu nehmen, aber die Ordnung und Disziplin der Franzosen und die Verstärkungen, die Napoleon immer auf diesen Punkt dirigierte, siegten über diese regellosen Angriffe. Alle diese Truppen wurden zersprengt, gefangen genommen oder getötet. — Alle Anstrengungen der russischen Reserve, die nun den rechten Flügel bildete, gegen den linken französischen waren ebenfalls vergeblich, und dies waren die einzigen Truppen, die das Schlachtfeld in Ordnung verließen.

Dies war die Schlacht von **Austerlitz**, die am 2. Dezember 1805 geschlagen wurde.[2])

[1]) Militärtechnischer Ausdruck: zurückgezogenen Flügel.

[2]) So oft freilich das eigene Ungeschick durch erlogenes Geschrei über Verräterei verdeckt werden soll und obgleich bei dieser Schlacht nie von Verrätern gesprochen worden, so glaube ich doch, daß es deren im österreichischen Hauptquartier gegeben hat, die dem Napoleon den österreichischen Schlachtplan verrieten. Denn er sagte Tags vorher in einer Proklamation an seine Armee: „Die Feinde werden marschieren, um unsere Flanke zu gewinnen, dabei aber die ihrige uns preisgeben. Wir werden auf selbige fallen und die Schlacht gewinnen." Es ist fast unmöglich, daß eine bloße Prahlerei so buchstäblich bei Feind und Freund eintreffen sollte.

Der Kaiser Alexander verirrte sich, da die Schlacht bis in die Dämmerung dauerte, so daß er nicht mehr wußte, wo er war, und die Nacht mit seinem Leibarzt, Dr. Willie, einem Engländer, der allein bei ihm geblieben war, in einer einsamen Bauernhütte zubrachte, ungewiß, ob er nicht am Morgen sich in der Gewalt der Feinde befinden würde. Das erste, was sich da seinen Blicken zeigte, waren ein paar Kosaken, die ihn zur Armee zurückbrachten.

Der Kaiser von Österreich verlangte eine Unterredung mit Bonaparten, die stattfand, und in welcher dieser ihm den Frieden unter der Bedingung großer Abtretungen und des Rückmarsches der russischen Armee bis über ihre Grenze bewilligte. Es ist nicht abzusehen, was dem Kaiser Franz anders zu tun übrig blieb. Seine Armee in Deutschland existierte nur noch dem Namen nach. In Italien hatte zwar der Erzherzog Karl Masséna geschlagen und war jetzt auf dem Zuge nach Deutschland, aber es war auch natürlich, daß Masséna hinterher kam und so Napoleons Macht noch vermehrte. Was er von Preußen zu erwarten habe, hatte dessen Betragen sattsam gezeigt. Er mußte sich also unter die Schmach beugen.[1])

Die edelmütige Bereitwilligkeit des Kaisers Alexander ward aber durch die Art und Weise, wie Franz jetzt gegen ihn verfuhr, mit Undank belohnt. Diese beiden Kaiser hatten sich nicht wieder zusammengefunden, sahen sich auch jetzt nicht wieder, sondern Franz zeigte dem Alexander bloß den geschlossenen Frieden an, bat ihn, beizutreten und vor allem zu machen, daß er fortkomme, damit Bonaparte nicht böse werde. Alexander verwarf den Frieden, nahm die Bedingung des Rückmarsches an, weil er nicht anders konnte,

---

Hat er aber wirklich die österreichische Disposition nicht gekannt, so ist die Schlacht von Austerlitz die schönste, die er je geliefert, und die Benutzung des Augenblicks mit solcher Schnelligkeit, Präzision und Gewalt wahrhaft bewundernswürdig. [v. M.] — Vgl. hierzu Fontane, Schach von Wuthenow, S. 79 f., der die Ansicht von einer Bestechung österr. Offiziere dem Prinzen Louis Ferdinand in den Mund legt.

[1]) Das Tagebuch von 1805 zeigt, wie anders damals die Patrioten in der Erregung des Augenblicks und vor näherer Kenntnis der Tatsachen dachten: Erzherzog Karl solle den Waffenstillstand nicht beachten, seinen Bruder für regierungsunfähig erklären, den Krieg mit Hilfe der Ungarn auf eigene Hand führen, kurz „so handeln, wie es seine Ehre und seine Pflicht gegen sein Vaterland fordern". (29. Dez.)

und reiſete nach Rußland zurück.[1]) Zuvor ſchrieb er aber an den König von Preußen, überließ ihm die ruſſiſchen Armeen in Schleſien und in Hannover, welche nicht in der Konvention für die Armee, die bei Auſterlitz gefochten, begriffen waren, zur beliebigen Dispoſition und verſicherte, daß er ihm alle Verſtärkungen zuführen werde, die er bedürfen möchte. Zu Empfangnahme der Befehle des Königs — ſo konnte man es wirklich nennen — ſendete er ſeinen Bruder, den Großfürſten Conſtantin, nach Berlin.

Wenn nun gleich unſere Lage ſeit einem Monat durch unſere Unentſchloſſenheit ſich bedeutend verſchlimmert hatte, ſo war ſie doch immer noch vorteilhaft genug, denn die Engländer, Schweden und Sachſen ſtanden uns ebenfalls zu Gebote. Die Botſchaft des Kaiſers mochte ungefähr den 7. oder 8. Dezember in Berlin angekommen ſein; die Ruſſen und Engländer waren damals in Hannover, die Schweden im Lauenburgiſchen angekommen; der Termin des 15. rückte heran, unſer künftiges Verhältnis zu Rußland und Schweden hing von unſerer Entſchließung ab, und vom Grafen Haugwitz waren gar keine Nachrichten. Man war alſo in Berlin in der peinigendſten Unruhe.

Nachdem Bonaparte ſein Verhältnis zu Öſterreich geordnet, kam er nach Wien zurück. Haugwitz hatte offenbar nichts weniger im Sinn, als jetzt noch von Bonaparten irgend etwas durch Kriegsdrohungen erzwingen zu wollen, doch verſuchte er es, einen Teil ſeiner Botſchaft vorzutragen; aber Bonaparte hatte nun nichts mehr zu ſchonen, warf Haugwitz unſere Unentſchloſſenheit, zweifelhafte Freundſchaft und Feigheit vor, überhäufte ihn mit Schmähungen — ja er warf ihm in dieſer Konferenz ſeinen Hut an den Kopf! Haugwitz erzählte dies letztere damals ſelbſt und rühmte ſich, daß er ſich dadurch nicht habe irre machen laſſen! Von Bedingungen, die Bonaparte zu erfüllen hätte, war nicht mehr die Rede, ſondern von denen, nach welchen er uns für den Augenblick wollte Verzeihung angedeihen laſſen. Da wir ihm in

[1]) In dem Tagebuche meint Marwitz: „Durch dieſe ſeinem Verdruß zu verzeihende Einwilligung nach Hauſe zu gehn, beging der Kaiſer einen großen Fehler. Er mußte den Waffenſtillſtand nicht eingehen, ſich ins Preußiſche zurückziehen, mit dem Erzherzog Karl in Verbindung ſetzen, und ſo uns und die Öſterreicher zu unſerm eignen Vorteil zwingen.“ (25. Dez.)

Ansbach die Zähne gewiesen, so war die erste Bedingung, daß wir diese Provinz, das Stammland unseres regierenden Hauses, verlieren sollten. Damit er auch im Norden einen freien Eintritt in Deutschland habe, sollten wir ferner den Teil von Kleve, den wir noch besaßen, mit der Festung Wesel abtreten, endlich aber die Engländer, Russen und Schweden aus Hannover entfernen und dieses Land in Besitz nehmen. Es war keineswegs seine Absicht, uns dieses zu überlassen, er wollte nur uns mit unsern Alliierten entzweien und war nicht verlegen um künftige Vorwände, wenn er es uns wieder abnehmen wollte. Haugwitz, der seinen Herrn kannte, schloß einen förmlichen Traktat über diese Punkte ab, wobei er die Ratifikation des Königs vorbehielt, und so reisete er vergnügt nach Berlin zurück, wo er den 22. Dezember eintraf. Dem Könige war es allerdings sehr angenehm, ohne Krieg davonzukommen; aber drei Provinzen abzutreten, wollte gar nicht schmecken. Solange das Haus Hohenzollern regierte, hatte es noch niemals an Ländern etwas verloren oder weggegeben.[1]) Auch war es sehr unangenehm, unserm Alliierten, dem König von England, sein Stammland ohne Grund noch Ursach' wegzunehmen! Er suchte davon loszukommen, und Haugwitz mußte bald darauf wieder nach Paris abreisen, wohin Napoleon zurückgekehrt war. —

Unterdessen waren wir am 15. Dezember (gerade an dem Tage, wo Haugwitz seinen schandbaren Traktat abschloß) nach Gera zurückgekommen. Hier verbrachte ich wie in Erfurt meine Zeit in vollkommener Untätigkeit und im Ärger über die Nachrichten, die einliefen.[2]) Gera ist reußisch. Alle Grafen und Fürsten dieses Namens kamen dorthin, und es gab täglich Gesellschaften bei ihnen für das Hauptquartier und die Truppen. Der Prinz Louis, der Herzog von Weimar und der kommandierende General der Sachsen, General der Kavallerie v. Zeschwitz, waren da.

---

[1]) Marwitz vergißt den Kreis Schwiebus 1694, Tauroggen 1793, Geldern, einen Teil von Kleve, Mörs, Lymers 1795.

[2]) Das Tagebuch gibt ein sehr lebendiges Bild davon, wie von Tag zu Tage teils die abenteuerlichsten und neue Hoffnungen erzeugenden, teils niederschlagende Gerüchte umliefen, die indes noch immer nicht die Wahrheit über die österreichisch-russische militärische und die preußische diplomatische Niederlage erreichten. Marwitz selbst hat in diesem Abschnitt sein Tagebuch benutzt.

Haugwitz konnte mit seinen Propositionen nichts ausrichten. Napoleon erklärte, daß er nehmen würde, was wir nicht freiwillig geben wollten, und wenn wir Hannover nicht in Besitz nehmen wollten, so würde er es sogleich selbst tun. (Er hatte 200000 Mann in Deutschland!) Das war nun freilich eine schlimme Alternative. Wir waren eben erst die Franzosen in diesem Lande (also an der Elbe und indem sie uns von unsern westfälischen Provinzen abschnitten) losgeworden. Sie waren uns schon damals höchst lästig gewesen, wo wir mit ihnen in bestem Vernehmen waren, und jetzt waren wir in schlechtem und konnten uns gefaßt machen, daß es von Tag zu Tage immer schlechter werden würde, da die Achtung verschwunden war. Der König entschloß sich also, „dies Land bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens in Verwahrung und Administration zu nehmen". Dieser Ausdruck steht wörtlich in der an den englischen Gesandten in Berlin gerichteten Note vom 26. und in der Proklamation an die Hannoveraner vom 27. Januar 1806. Ein Truppenkorps unter dem Minister Grafen Schulenburg-Kehnert, der zugleich die Zivil-Administration übernahm, rückte ein, und mit den Engländern und Schweden, denen wir früher schon Sicherheit versprochen hatten, wurde wegen der Einschiffung Verabredung getroffen.

Die Engländer taten es, die Russen marschierten ab und schifften sich in Stettin ein, aber der hartnäckige König von Schweden[1]) zog seine Truppen nur über die Elbe, besetzte den auf dem rechten Ufer liegenden Teil des Herzogtums Lauenburg und erklärte, diesen werde er für den Kurfürsten von Hannover bewahren. Der Kurfürst aber protestierte durch seinen englischen Minister — es fiel grade in der kurzen Ministerperiode des als Oppositionsmann berühmten Fox[2]) — und ließ erklären, wenn Preußen auch Hannover hätte militärisch okkupieren wollen, um es nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen, sei doch keine Notwendigkeit gewesen, die Zivilregierung dieses Landes zu übernehmen; er erkläre also, daß er weder als König von England, noch als Kurfürst von Hannover an der Konvention teilnehme noch an deren Folgen gebunden sein wolle.

[1]) Gustav IV. Adolf (1792—1809), nach dem Verluste Finnlands entthront.

[2]) Charles James Fox (1749—1806), der Führer der Whigs, Gegner des jüngeren Pitt, 1783 und 1806 auf kurze Zeit Premierminister.

In unserem Hauptquartier wurde am 30. Januar das gütliche Arrangement mit Frankreich bekannt gemacht und der Armee förmlich proklamiert. Es erregte Staunen und Unwillen, ungeachtet die schmählichen Bedingungen noch nicht bekannt waren. Man wußte aber, daß Bayern, Württemberg und Baden schon seit den Unterhandlungen von Campo-Formio die gehorsamen Knechte Bonapartes (freilich nachdem Österreich sie förmlich dahin gestoßen hatte) und gierige Teilnehmer seiner Ungerechtigkeiten, jetzt wieder von ihm reichlich bedacht, ohne weiteres ihre schwächeren Reichs-Mitstände, die dort zahlreichen freien Reichsstädte, gefürsteten Grafen, Äbte, Reichsritterschaft und den deutschen Orden unterjochten und deren Eigentum in Besitz nahmen. Man munkelte auch schon von der Abtretung Ansbachs, man hielt es aber für unmöglich, sowohl die Abtretung, als daß, wenn sie auch nur verlangt worden, die Armee aufgelöset werden würde. Dies geschah aber, denn der Befehl zum Rückmarsch für den 8. Februar und die Aufhebung des Feldetats kam mit jener Bekanntmachung gleichzeitig nach Gera.

Was man sich bei dieser Auflösung gedacht, habe ich nie enträtseln können. Glaubte man wirklich, Bonaparte werde sich mit unserer unvollständigen Annahme seiner Bedingungen begnügen? der doch die Hoffnung eines fortdauernden geheimen Verkehrs mit England zum Grunde lag? — oder wollte man ihn zur Großmut anreizen, indem man in dem Augenblick schon entwaffnete, wo man mit ihm noch nicht einig war, und die französischen Truppen uns vom Rhein und Main her näher rückten?

Ich war empört, obgleich nur der geringste Teil unserer Schmach und Schande erst bekannt war. Zudem war der Zweck, um dessentwillen ich die Heimat verlassen, gänzlich verfehlt. Es blieb mir also weiter nichts übrig, als wieder dahin zu gehen, woher ich gekommen, und zu trachten, die Verluste zu ersetzen, die ich erlitten hatte. Ich schrieb um meinen Abschied. Der Fürst ging auf Urlaub in seine Staaten, wir übrigen zerstreuten uns ebenso wieder wie wir gekommen waren. Wir schieden nicht ohne Tränen voneinander, denn wir alle hatten uns lieben und viele hochschätzen lernen. Der Fürst hatte einen ernsten und edlen Geist im Hauptquartiere zu erregen, zu unterhalten und zu be-

leben gewußt, und er ward von allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeschätzt.[1])

Am 8. Februar gingen wir auseinander. Statt den geraden Weg über Leipzig zurückzureisen, ließ ich mich von meinen Kameraden, die nach Schlesien gingen, bereden, bis Dresden mit ihnen zu gehen, und unterwegs das berühmte Silberbergwerk von Freiberg zu besehen. Wir waren am 10. und 11. Februar dort. Ich war auf senkrechten, höchst unbequemen Leitern 840 Fuß tief unter der Erde, um in der reichsten aller Gruben Deutschlands „Bescheert's Glück" „an Ort" zu kommen, d. h. dahin, wo das Erz gebrochen wird. Dahin kroch man auf allen Vieren, und wenn ich gleich keinen Silberpalast erwartete, so glaubte ich doch, ich würde Silber zu sehen bekommen; aber mit nichten. Es war ein finsteres, enges Loch im braunen Felsen, von dem ein Bergmann Stücken abhieb, und wenn man diese bei der Lampe recht genau besah, so gewahrte man wohl einige in Stein eingesprengte Silberfädchen. Wir kamen nicht ohne Gefahr und so erschöpft wieder ans Tageslicht, daß wir kaum stehen und am anderen Tag nur mit Schmerzen unsere Beine gebrauchen konnten.[2])

---

[1]) Die letzten drei Sätze stammen aus dem gleichzeitigen Tagebuch. — Es kennzeichnet die damalige Stimmung, daß bei dem Abschiedsmahle der Offiziere des Hauptquartiers „des Ministers Hardenberg Gesundheit, des Mannes, der die Nationalschande nicht gewollt hatte, einstimmig ausgebracht wurde, dann mit vollem Getümmel ein Pereat dem Minister Haugwitz in Gesellschaft mit dem Schneider François Vogel (da einige von dem Kleinigkeitsgeist sprachen, der den Schnitt der Uniform zur Hauptsache beim Militär macht)." (Tagebuch, 7. Febr. 1806.) An einer andern Stelle des Tagebuchs (geschrieben Anfang März 1806) spricht Marwitz von „dem verehrungswerten Minister Hardenberg, dem einzigen, der für den Ruhm und das wahre Wohl des Staats stets gesprochen und dem von Rechtschaffenen, meist im stillen, aber auch öffentlich, wie von den Offizieren der Garde du Corps und Gensdarmen, so manche Huldigung dargebracht wird". Wie sehr hat sich später sein Urteil über Hardenberg geändert! Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte I, 280.

[2]) Ich traf hier in der Gesellschaft des Herzogs von Weimar, der ebenfalls nach Dresden ging, ein französisches Oberhaupt des Bergwesens, einen Mr. Héron de Villefosse. Es war unter den sächsischen Häuptern des Bergwesens bekannt und er selbst hatte es kein Hehl, daß er vor der französischen Okkupation von Hannover im Harz gewesen, sich mit den dortigen Bergwerken bekannt gemacht und nachher

Den 12. nachmittags ritten wir nach Dresden, und ich blieb drei Tage dort. Den Sachsen fehlte es damals noch an leichter Infanterie und reitender Artillerie. Hohenlohe hatte den Kurfürsten vermocht, welche errichten zu lassen. Eins unserer Füsilier-Bataillone, welches durchmarschierte, mußte vor dem Kurfürsten exerzieren. — Auf dieser Reise im weiten Bogen durch einen großen Teil von Sachsen, die ich sehr langsam und zu Pferde machte, hatte ich genug Gelegenheit, die Stimmung der Einwohner genau kennen zu lernen. Sie war derart, daß ich vor Scham die Augen nicht aufzuschlagen wagte, und jeden, der ein preußisches Herz im Busen trug, mußte dasselbe Gefühl der Entwürdigung befallen. Alles lobte die Klugheit des Königs von Preußen; es sei alles nur Schein und mit Bonaparte verabredet gewesen, um die Russen und Österreicher desto besser hinter das Licht zu führen! Der König von Preußen sei viel zu klug, um es mit den Franzosen zu verderben, nun es ans Teilen gehe, werde Bonaparte ihm gewiß dafür ein gutes Stück Land zur Belohnung schenken! Dann folgte aber gleich ein Kommentar zu dieser supponierten Klugheit im Bösen: „Ach Gott! wenn wir nur nicht preußisch werden! Glauben Sie wohl, daß Ihrem Könige die Lausitz, Sachsen (wo man sich eben befand) anstehen möchte? Er hätte doch wohl genug an Hannover, Mecklenburg und Schwedisch-Pommern?" — Dann kamen sie auf ihren eigenen Kurfürsten, tadelten ihn, daß er nicht ein Beispiel an unserem König nähme, und nicht von Hause aus durch genaue Verbindung mit Bonaparte sich sichergestellt und auch ein gutes Stück Land sich von ihm habe schenken lassen! Ja, ein Gastwirt nannte ihn deswegen sogar einen unverständigen Monarchen!

Am 16. und 17. Februar ging ich den nächsten Weg nach Berlin, wo ich die Antwort und Bewilligung meines Abschieds-

sie für Bonaparte administriert hatte. Er wollte sich in Freiberg niederlassen und alle Bergwerke des Erzgebirges genau perlustrieren. Die Sachsen schlossen daraus, daß er bestimmt sei, sobald Sachsen von den Franzosen besetzt sein würde, welches hiernach nahe bevorstehe, diese Bergwerke ebenso in Verwaltung zu nehmen, wie früher die vom Harz. Und in der Tat erschien er zu diesem Zweck acht Monat später. Da aber Sachsen von uns abfiel, so wendete er sich nach Berlin und nahm den Ertrag unserer Porzellanmanufaktur, unserer Salinen und unserer schlesischen Bergwerke zwei Jahre lang für seinen Herrn in Empfang. [v. M.]

gesuches in einer Kabinettsordre vom 6. vorfand, in welcher es hieß: „da es mir gelungen ist, den Frieden auf eine genugtuende Art zu erhalten", und übrigens lauter höchst gnädige Ausdrücke. Am 18. ging ich selbst zum König und meldete mich. Er sagte mir genau dasselbe Lob für mich und die Versicherung, daß der Frieden auf ehrenvolle Weise erhalten sei. Ich konnte das nicht begreifen. — Überhaupt muß ich bemerken, daß, wieviel ich auch noch von dieser Regierung tadelnd werde erzählen müssen, ich doch immer für meine Person aufs huldreichste, ja zuvorkommendste vom König behandelt worden bin. Ich müßte der undankbarste Mann von der Welt sein, wenn ich dies nicht mein Lebelang mit dem gerührtesten Dank erkennen wollte.[1])

In Berlin lautete es anders, als in Sachsen, und eigentlich noch viel dummer. Was nur irgend mit der schwachen Seite des Hofes, den Gelehrten, und dem sogenannten gebildeten Mittelstande zusammenhing, ergoß sich in Schmähungen über den Kaiser von Rußland, der wie ein Don Quixote Europa durchstreife, um Rekruten zu werben, der eigentlich selbst nichts tue und dennoch unsern König zu dem übereilten Schritt bewogen habe, sich wegen des ganz natürlichen und unbedeutenden Durchmarsches durch Ansbach empfindlich zu zeigen. Dann folgte das Lob unseres Ministeriums, das den König aus dieser schlimmen Lage so glücklich herausgezogen habe; es sei längst bekannt, daß den Franzosen nicht zu widerstehen sei; und wenn wir auch wirklich die Macht gehabt hätten, Frankreich zu vernichten, so würde dies eine höchst fehlerhafte Politik von uns gewesen sein, denn die Franzosen seien unsere natürlichen Alliierten, Österreich unser natürlicher Feind; daß Napoleon uns dafür erkenne, habe seine jetzige Großmut gezeigt. Mit koalisierten Truppen sei aber nichts auszurichten, das habe die Erfahrung gezeigt; die russische Armee habe an allem Mangel gelitten und sei großenteils nur auf dem Papier vorhanden gewesen; unsere eigene Armee sei in Sachsen auf dem Punkt gewesen, zu verhungern und sei mit dem höchsten Widerwillen in diesen Krieg gegangen. — Alles was man dagegen erwidern mochte, daß letzteres

[1]) Vgl. o. S. 168.

geradezu erlogen sei, und was man von Recht und von Ehre und von der drohenden Zukunft vorbringen mochte, glitt an diesem spiegelglatten Egoismus ab. Es blieb dabei, daß alles jetzt aufs beste eingerichtet wäre. Ja die Patrioten wurden beschuldigt, von England bestochen zu sein![1])

Der alte preußische Mut und die brandenburgische Rechtschaffenheit waren zwar auch in Berlin noch bei manchem zu finden, aber das waren Leute, die keinen Einfluß hatten. Ganz vorzüglich und mehr als man bei der Korruption der hohen Zivilbeamten, der obersten Militärbehörden und bei dem nachbetenden Haufen des vornehmen und geringen Pöbels hätte voraussetzen sollen, war dieser gute Geist noch in der Armee rege. Ich hatte Gelegenheit, viele Offiziere von mehreren Regimentern — alle von den vorwärts gestandenen Korps — zu sprechen und fand bei allen eine erstaunenswert richtige Ansicht der Dinge, einen hohen Patriotismus, ein warmes und tiefes Gefühl der uns angetanen Schmach und ein brennendes Verlangen, sich mit den Franzosen zu messen. Allgemein fand ich bei denselben hohe Achtung und unbegrenztes Vertrauen auf erprobte Heerführer, auf Hohenlohe, Rüchel, Blücher, große Hoffnung auf den Prinzen Louis. Überall ward mir bestätigt, was ich schon selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß derselbe gute Geist unter dem gemeinen Mann und derselbe Wunsch, sich mit den Franzosen zu messen, geherrscht habe.

Aber es dauerte nur wenige Tage, so wurde den zahlreichen Schlechten die Binde von den Augen gerissen. Vermutlich hatte Bonaparte mit seiner Antwort an Haugwitz solange gezögert, bis unsere Armee auseinandergegangen und auf den Friedensetat ge-

[1]) Es zeigte sich zu jener Zeit in merkwürdiger Weise, wie die Menschen glauben, was ihnen vorgeredet wird, sollte dessen Falschheit auch noch so einleuchtend sein. Seit 15 Jahren waren die Franzosen nicht müde geworden, zu sagen, daß die Engländer Europa tyrannisierten, daß sie es seien, die alle Kriege erregten, weil sie nur dadurch existieren könnten (!), und alle Revolutionen und Greueltaten auf Rechnung der Engländer zu schieben — und jetzt wurde es ihnen fast durchgängig geglaubt. — Als Napoleon ein Jahr vorher bei Annahme der Kaiserwurde feierlich deklariert hatte, „daß Frankreich von jetzt an allen Vergrößerungen entsage", hatten es diese kurzsichtigen Politiker auch geglaubt! [v. M.] — Der folgende Absatz stammt aus dem Tagebuch, geschrieben Anfang März 1806.

setzt worden war und nur dieses peremptorisch gefordert. Kaum war es geschehen, so rückten seine Armeen an die Grenze, eigenmächtige Einrichtungen im südlichen Deutschland folgten, zu denen Österreich ganz darniedergeschmettert stillschweigen mußte usw. Dann erklärte er seinen Willen, Preußen müsse sogleich Hannover definitiv in Besitz nehmen, den englischen Handel sperren und Cleve nebst Wesel, Ansbach und Neuchâtel abtreten. Mit diesem Befehl des Siegers traf Haugwitz in Berlin ein. Der König mochte sich sträuben, wie er wollte, — er hatte die Russen und Engländer wegkomplimentiert, seine eigene Armee, die Sachsen und die Hessen waren nach Entlassung der Beurlaubten in ihre Garnisonen zerstreut, oder auf dem Marsch dahin; — er mußte unterzeichnen.

An demselbigen Tage erhob sich ein gewaltiger Orkan und stürzte von den Zinnen des Zeughauses grade des Königs Fenstern gegenüber das Haupt der Bellona aufs Straßenpflaster hinab und zerschmetterte es. Diese merkwürdige Fügung — Zufall, wenn man durchaus will — erfüllte ganz Berlin mit Entsetzen, und man kann sagen, daß von dem Tage an eine andere Meinung aufzuleben begann, zwar nicht bei denen, die die auswärtigen Angelegenheiten leiteten, noch bei den Gelehrten, noch bei dem nichtswürdigen gebildeten Mittelstande, sondern bei den alten Anhängern des preußischen Ruhmes und der Ehre, und auch recht eigentlich im Volke.

Diese beiden Klassen nämlich hatten ruhig den Ereignissen zugesehen und sich um die Politik gar nicht bekümmert. Es fiel ihnen gar nicht ein, daß diese anders als aufs beste geleitet werden könne: so waren sie es von Friedrich II. her gewohnt. Aber wie nun der Schrecken durch die Stadt lief, sich aufs Land verbreitete und dabei ruchbar wurde, was eigentlich bisher getrieben worden und was noch ferner geschehen solle, — da erwachten sie, der Unwille über die verletzte Ehre und das Toben gegen die Franzosen brach aus. — Jene Gruppe auf dem Zeughause blieb beinahe zehn Jahre lang mit der hauptlosen Bellona stehen, und wurde erst nach den siegreichen Kriegen von 1813, 1814 und 1815 wiederhergestellt.

An demselben Tage speisete Haugwitz beim Könige. Alles, was nicht zu des Königs nächsten Umgebungen gehörte, mied

ihn ganz sichtbarlich, so daß er in unangenehmer Fassung verlassen dastand. Nun ging die Tür auf und der General Rüchel trat herein. Haugwitz wollte sich schnell in Vorteil setzen, ging ihm grade entgegen und bot ihm die Hand. Rüchel sah ihn nicht an, lenkte um ihn herum und ging mit seinem festen Tritt und mit emporgeworfenem Haupte durch den ganzen Saal auf eine wegen ihrer (damals sogenannten) russischen Gesinnung bekannte Hofdame[1]) zu und unterhielt sich mit ihr so angelegentlich, daß ihm nicht beizukommen war, bis König und Königin hereintraten. Nun ging es zu Tisch. Hierbei ist Sitte, daß König, Königin und alle Prinzen und Prinzessinnen auf der einen langen Seite des Tisches sitzen — allemal mit den Rücken gegen die Fenster —, neben ihnen und an den Ecken die Hofstaaten, die Gäste auf der andern langen Seite, wobei natürlich die vornehmsten in der Mitte, dem Könige grade gegenüber, sitzen. Dies waren an diesem Tage Haugwitz und Rüchel. Haugwitz nahm seinen Platz ein, neben ihm wurde ein Platz für Rüchel offengelassen. Der aber saß schon an der Ecke neben derselben Hofdame und redete so eifrig er nur konnte. Zufällig war auch für eine Person zu viel gedeckt, und nun blieb dieser Platz nicht am Ende, sondern dem Könige grade über leer. Dieser bemerkte natürlich die Ursach' und sagte laut: „Soll denn das bedeuten? General Rüchel! Setzen sich doch hierher!"[2]) Rüchel stand auf, verneigte sich tief und setzte sich wieder da, wo er war. Der König ward rot vor Ärger, Stuhl und Gedeck mußten fortgenommen werden und die Zunächstsitzenden zusammenrücken.

Um dieselbe Zeit war eine Bittschrift der Einwohner von Ansbach eingelaufen, welche baten, nicht an fremde Herrscher abgetreten zu werden. Sie erinnerten daran, daß sie die älteste

[1]) Marwitz' spätere Gattin, Gräfin Charlotte Moltke (1780—1848), die politisch interessierteste der Hofdamen der Königin Luise. Sie hat ihren Namen selbst in die Handschrift eingetragen, auf sie geht natürlich auch diese Erzählung zurück.

[2]) Über Friedrich Wilhelms III. Sprechweise bemerkt selbst sein heroisierender Biograph Eylert (I, XII): „Er liebte es, in Aphorismen ... zu reden, in welchen das nur eben jedesmal Nötige ausgesprochen wurde; ja Er war darin oft so kurz und knapp, daß Er nur andeutete und selbst die Verbindungswörter wegließ, und dadurch dann unverständlich wurde." Das beweisen auch alle sonstigen Aussprüche des Königs, die Marwitz berichtet.

Besitzung des Hauses Hohenzollern und gleichsam die Wiege seiner Größe seien, an die Gesinnung der Treue durch so viele Jahrhunderte, die sich nicht wie ein Kleid wechseln lasse, und baten, daß er sie nicht verstoßen möge. Sie fügten hinzu, daß sie zu jeder Aufopferung bereit seien, mit Gut und Blut. Als einem der ersten Monarchen der Welt sei ihm von der Vorsehung Macht und Gewalt dazu verliehen, die Ehre seiner Krone aufrecht zu erhalten und sich nicht vorschreiben zu lassen, über welche Völker sein Szepter gebieten solle. Sie schlossen mit den demütigsten Bitten und baten fußfällig, sie mit einem Wort des Trostes in ihrer grenzenlosen Bekümmernis zu beruhigen. — Dieses Wort wurde ihnen, ganz kurz, in der Art, daß der König versicherte, die Äußerungen ihrer Treue und Anhänglichkeit hätten ihn sehr gerührt und er werde es ihnen nie vergessen. Weiter nichts.

Vielleicht noch eher, als diese Antwort nach Ansbach kam, ward das Land von Bayern in Besitz genommen, und dies geschah früher, als die Übereinkunft mit Frankreich und die Abtretung des Landes publiziert worden waren. Ohne ausdrücklichen Befehl Napoleons würde Bayern sich dergleichen nie unterstanden haben, und es war eine schlechte Erwiderung der Wohltat, die Friedrich II. noch in seinem hohen Alter diesem Hause erwiesen hatte.[1]) Die Franzosen versäumten auch nicht, ganz Deutschland mit den gehässigsten Broschüren zu überschwemmen, das Unrecht, was dem armen Ansbach geschah (als ob sie daran unschuldig gewesen!), in das hellste Licht zu stellen und die unglaubliche Antwort herauszuheben, in welcher ein Fürst, wie noch nie, treue Untertanen abgefertigt habe!

Einen Monat später erschien eine ähnliche Bittschrift von der Grafschaft Mark. Bonaparte hatte seinen Schwager, General Murat[2]), zum Herzog von Cleve gemacht, welches nach kurzer Zeit zum Großherzogtum Berg vergrößert wurde, — und dieses neugebackene Herzoglein fing alsobald eine Art von Krieg mit Preußen

[1]) Marwitz meint die Stiftung des deutschen Fürstenbundes (1785), durch welchen der von Joseph II. beabsichtigte Eintausch Bayerns gegen die österr. Niederlande verhindert wurde.

[2]) Den berühmten Reitergeneral (1771—1815), 1800 mit Napoleons Schwester Caroline vermählt, 1808 König von Neapel, 1815 kriegsrechtlich erschossen.

an, indem es einige ehemalige Abteien, wo grade keine preußischen Truppen standen, militärisch besetzte. Dies setzte die Grafschaft Mark in Alarm. Mit der gewöhnlichen Ruhmredigkeit der Westfalen schrieben sie: „Sie wendeten sich ebenso an den König, wie ihre Voreltern sich an den Großen Kurfürsten gewendet hätten; dieser habe ihnen darauf die Versicherung gegeben, daß sie niemals sollten weder abgetreten noch verwechselt werden. Diese Besitzung sei diesem Hause immer die liebste gewesen.[1]) Sie hätten immer tapfer mitgekämpft, der preußische Ruhm sei der ihrige, sie wären ebenso gut wie die Hauptstadt Berlin und die fünf zur Kur gehörigen Marken. Sie wären des Königs erste und gehorsamste Untertanen und bäten, er möge ihnen dasselbe versichern, was früher der Große Kurfürst versichert habe." Sie erhielten keine Antwort; als sie aber im Juni dieselbe Vorstellung nochmals einschickten, erhielten sie eine sehr gnädige Antwort und die Zusicherung des Großen Kurfürsten wurde ihnen feierlich erneuert. Ein Jahr darauf wurden sie im Frieden zu Tilsit dennoch förmlich dem Napoleon abgetreten, was freilich nur im Drange der höchsten Not geschah.

Alle diese Schwächen, Doppelseitigkeiten und Nichtswürdigkeiten erschütterten das Gemüt der Königin aufs tiefste. Sie, die sich nie um die Politik bekümmert und nur ihren häuslichen Pflichten nachgegangen war, hatte wahrhafte Ehre im Leibe und das Gefühl, daß sie die Königin von Preußen sei! Sie konnte die Rüstung und den Marsch gegen Rußland nicht begreifen, wie aber die Verletzung unseres Gebietes in Ansbach geschah, da erwachte sie als Königin.[2]) Sie fing an mitzureden und zu treiben. Wie kurz darauf der Kaiser von Rußland mit seinem Feuereifer in Potsdam erschien, mit Umgebungen, ebenso jugendlich, gebildet, hoffnungsvoll, unternehmend wie er selbst und sich nun dies alles ihr vor Augen stellte — gegenüber ihrem Mann nebst seinen teils geistesschwachen, teils von egoistischen Ansichten und durch französische Sophistereien befangenen Umgebungen, wo er nur auf irgendwelche Art der gegenwärtigen Unannehmlichkeiten loszuwerden

[1]) NB. Sie war recht gut, aber warum die liebste? [v. M.]

[2]) Si licet magnis componere parva [wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf], so möchte ich sagen, es ging ihr wie mir. [v. M.]

strebte, — da will ich nicht in Abrede stellen, daß der Kaiser Alexander einen mächtigen Eindruck auf sie machte und sie sich unglücklich zu fühlen anfing. Der König und der Kaiser hatten schon drei oder vier Jahre früher miteinander Bekanntschaft gemacht. Auf einer Revuereise nach Preußen, im Sommer 1802 oder 1803, war der König mit der Königin bis Memel gegangen, und dahin war der Kaiser zum Besuch gekommen. Er war äußerst gebildet und galant und hatte der Königin, wie man es nennt, die Cour gemacht.[1]) Jetzt in Potsdam, wo er ernste Dinge vorhatte, war dies weniger der Fall, die Königin aber zuvorkommender und zutraulicher gewesen, immer in des Königs Gegenwart. Als nun all' unsere politischen Fehler hinzutraten, kam es mit der Königin zum Durchbruch, — sie bat, sie flehete, man sagt, sie habe sich dem Könige zu Füßen geworfen, wahrscheinlich bei Gelegenheit des Traktats wegen Hannover, — alles, damit er sich nicht mit der Schande beladen sollte, des Alliierten Eigentum von dessen Feinde zum Geschenk anzunehmen; aber vergebens: er wies sie hart zurück, holte einen Strickstrumpf, gab ihr den und sagte, dies sei ihr Geschäft, um andere solle sie sich nicht bekümmern. Es folgte eine kurze Zeit der Entfremdung und harter Behandlung von seiner Seite. Aber sie zeigte sich als eine gute Ehefrau, sie kroch zum Kreuz, bat um Verzeihung, wurde zu Gnaden angenommen, und von Stund' an verteidigte sie alle Maßregeln des Königs und trumpfte diejenigen tüchtig ab, mit denen sie früher wohl über unsere Politik gesprochen hatte.[2])

Von dem allen waren denn doch Gerüchte ins Publikum gekommen, nur nicht von der letzten Veränderung. Diese wurden von Napoleon auf alle Weise durch Verdrehungen und Lügen vermehrt. So war z. B. bei den Truppenmärschen in diesem Jahre das Regiment Bayreuth-Dragoner nach Berlin gekommen; dessen Chef, der alte General Kalckreuth[3]), hatte gebeten, daß sein Regiment den Namen der Königin führen dürfe. Es war bewilligt worden, und ist dies das jetzige Kürassier-Regiment „Königin". Sie hatte sich

[1]) Juni 1802. Vgl. das Tagebuch der Gräfin Voß, S. 244 f.: „Der Arme ist ganz begeistert und bezaubert von der Königin".

[2]) Offenbar auf Erzählungen der Gräfin Moltke beruhend.

[3]) Friedrich Adolf Graf von Kalckreuth, preuß. Feldmarschall, geb. 1737, gest. 1818 als Gouverneur von Berlin.

sehr darüber gefreut, hauptsächlich wohl, weil dies Gelegenheit gab, sich ein Reitkleid machen zu lassen von den Farben des Regiments, hellblau mit cramoisi-Kragen und silbernen Knöpfen, welches ihr sehr gut stand und in welchem sie dieses Jahr (statt sonst in dunkelblau) spazieren ritt. Wie das Regiment in seine Garnison zurückmarschierte, ritt sie auf Kalckreuths Bitte hinaus, und er ließ das Regiment vor ihr vorbeimarschieren. Diese harmlose Weiberfreude veränderten Napoleon und seine Gehülfen dahin, daß sie den Übungen der Truppen beiwohne, sie selbst exerziere, anrede und zum Haß gegen die Franzosen anfeuere. Ja, sie sollte mit in die Schlacht von Auerstedt geritten, die Truppen angefeuert und dann, wie die Schlacht verloren, im Schrecken davongejagt sein! Von allen diesen Lügen wurde in unserm Lande selbst von den Schlechten nur der kleinste Teil, von Vernünftigen und der Verhältnisse Kundigen nichts geglaubt; im Auslande das meiste, in Frankreich jedes Wort.

Das Frühjahr und den Sommer brachte der König wie noch jetzt in Charlottenburg zu. Der Garten war dem Publikum offen, welches aber damals noch nicht so in Masse und täglich faulenzend sich umhertrieb, wie jetzt. König und Königin gingen ebenfalls, er oft allein, sie, nur mit weniger Begleitung, darin spazieren; sie waren, nach einer in diese Zeit fallenden Verstimmung, einiger als je.

Von allen diesen Ereignissen hatte die Gesundheit der Königin sehr gelitten. Sie mußte nach Pyrmont ins Bad gehen, mit einer geringen, nichts weniger als königlichen Begleitung. Sie fand daselbst die neuvermählte damalige Erbprinzessin, jetzige Großherzogin von Weimar,[1]) des Kaisers Schwester, und beide vergnügten sich ihrem Alter gemäß, soviel sie konnten, mit Tanzen, Spazierritten und Fahrten; obgleich sie sich nicht in den Haufen der Badegäste mischten, war doch weder solche Schranke gezogen, daß nicht sehr viele Fremde in die nähere Umgebung der Königin gekommen wären, die in Berlin sehr weit in der Ferne hätten bleiben müssen. Franzosen waren auch bald da und suchten sich einzudrängen. Als ihnen

[1]) Maria Pawlowna (1786—1859), die spätere großherzige Förderin Wagners und Liszts, Gemahlin Karl Friedrichs, des Sohnes Karl Augusts, Schwester Kaiser Alexanders. — Über den Aufenthalt der Königin Luise in Pyrmont vgl. P. Bailleu, Hohenzollernjahrbuch 1898, S. 248 f.

dies nicht gelang, berichteten sie in ihrem Grimm die bösesten Dinge nach Paris. Daß, bei aller Lustigkeit, irgend etwas gegen den Anstand vorgefallen sein sollte, daran ist gar nicht zu denken. Die Erbprinzessin von Weimar war und ist noch ein Muster strenger Zucht und Sitte, und die Königin hatte selbst zu viel Gefühl ihrer Würde, als daß sie sich irgend etwas vergeben hätte. Auch der damalige General Blücher, welcher in Westfalen kommandierte, war anwesend und, obzwar schon über sechzig Jahr alt, doch der Anführer im Tanz wie im Reiten. Er ließ die Königin und ihre Damen zu Pferde förmliche Attacken machen und kommandierte dabei, zu ihrem größten Jubel. Die Franzosen versäumten nicht, zu verbreiten: er gebe ihr Unterricht in taktischen Evolutionen!

Wie die Königin zurückkam, zeigte sich Friedrich Wilhelm galant. Vor dem Schloß in Charlottenburg war ein großer, sandiger Platz, ein wahres Sandmeer. Er hatte chaussierte und eingefaßte Wege umherführen, die Zwischenräume aber in Rasenplätze verwandeln lassen, wie es noch jetzt ist, und worüber sie eine große Freude hatte. —

Ich werde auf die Begebenheiten, die den Ausbruch des Krieges von 1806 zur Folge hatten, ausführlich zurückkommen, und will daher von früheren Nebensachen nur folgende erwähnen: Wie Haugwitz in Wien und wie er nachher in Paris war, führte Hardenberg die Geschäfte. Demgemäß hatte er am 22. Dezember 1805 eine Note an das englische Ministerium erlassen, in welcher er sich auf den am 5. November in Potsdam abgeschlossenen Traktat berief; anfragte, ob die preußischen Truppen in Hannover im Notfall von den englischen unterstützt werden würden; daß wir in solchem Fall uns für die Sicherheit jener englischen Truppen verbürgten und die Franzosen nicht hereinlassen würden, wie denn auch die russischen Truppen ebenfalls zu unserer Disposition ständen; — der englische General möge sich mit dem preußischen besprechen und im Fall eines Angriffs von seiten der Franzosen wäre es nötig, daß der Befehl von *einem* ausgehe; dies würde in dem Fall der preußische General Graf Kalckreuth sein. Diese Note hatte in den englischen Zeitungen gestanden. Am 21. März, also wie Preußen sich eben zur definitiven Besitznahme von Hannover entschlossen hatte, d. h. wie unsere Doppelseitigkeit recht klar war,

ließ Napoleon diese Note im Moniteur abdrucken und fügte seine Bemerkungen hinzu: „Ob sie wahr, ob sie falsch sei? das müsse Hardenberg wissen. Er insultiere übrigens seinen König in selbiger, indem er voraussetze, dieser habe die Übereinkunft in Wien nur geschlossen, um die Mittel zu haben, besser zu betrügen.[1]) Diese Schande falle auf Hardenberg zurück und auf England, welches durch Veröffentlichung dieses ihn aufopfere, der doch um England zu dienen seinen König verraten und sein Gewissen verletzt habe. Es könne in Europa keinen vollständiger entehrten Mann geben, als Hardenberg — seine Schande falle indessen nicht auf die Nation zurück, da Hardenberg ein Ausländer und kein Soldat sei. Wenn er es wäre, so würde er wissen, daß die Soldaten des großen Friedrich sich schlügen, um ihre Politik aufrecht zu erhalten; sie wären aber weder Verräter noch Meineidige."

Gewiß konnte man nicht pöbelhafter und verfänglicher reden. Diese Schimpfreden gingen direkt auf den König, in dessen Namen und Auftrag Hardenberg natürlich gehandelt hatte; er antwortete also sogleich in der Berliner Zeitung, und zwar, was man für unglaublich halten möchte, mit ausdrücklicher Erlaubnis des Königs: „Er habe die Note auf Befehl des Königs geschrieben, wie denn auch unseren Ministern das Gegenteil nicht gestattet sei. Am 22. Dezember hätte weder der König noch irgend jemand in Berlin gewußt, was Haugwitz am 15. in Wien getan, da dieser jede Benachrichtigung darüber seinem mündlichen Bericht vorbehalten habe, und erst am 25. Dezember mit einem Definitivtraktat, wonach die den Engländern vorgeschlagene Übereinkunft habe wegfallen müssen, in Berlin angekommen sei." Hinzugefügt war, daß, obzwar nicht Soldat, er doch sehr wohl imstande sei, seinen König und dessen Rechte, die Ehre, Würde und Sicherheit des Staats mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Übrigens könnten weder Bulletins noch Aufsätze eines Zeitungsschreibers ihn je entehren.

Hierdurch war Hardenberg allerdings ganz ex nexu[2]), aber, wenn er gleich zu verstehen gab, daß Haugwitz in Wien

[1]) Indem er nämlich versprochen, Hannover zu besetzen und sich doch mit den Engländern für den Notfall gegen Frankreich habe verbünden wollen. [v. M.]

[2]) Aus der Schlinge.

ohne Vorwissen des Königs gehandelt habe, so blieb doch der Schimpf um so mehr auf diesem sitzen, da es ja in seinem Willen beruhte, ob er den Definitivtraktat, den Haugwitz, ohne irgend eine Benachrichtigung vorauszusenden, in der Tasche behielt, genehmigen wollte! Ein König aber kann seine Ehre noch weniger preisgeben, als ein Minister, und es würde ganz unbegreiflich sein, wie er die Einrückung dieser Erklärung in die Berliner Zeitung hätte erlauben können, wenn er seine Person nicht immer von seiner Regentenpflicht getrennt hätte. Er stand nie in der Mitte seines Reiches, sondern gleichsam immer daneben, als ob er nur etwa eines oder das andere in seinem Staate nebenher zu besorgen habe, ohne moralische Verantwortlichkeit und ohne im mindesten dadurch jemals beteiligt zu werden. Wie er aber einem Manne, der seine Ehre so preisgegeben, um die eigene zu retten, wie Hardenberg es getan, jemals wieder sein Vertrauen schenken, eigentlich es ihm niemals entziehen konnte, bleibt ein Problem.

Hardenbergs Lage war freilich abscheulich, er scheint sie aber in ihrem eigentlichen Umfange nicht gefühlt zu haben. Übrigens brachte diese Keckheit gegen Napoleon, von der es noch kein Beispiel gegeben, Hardenberg großen Ruhm; — denn daß der Zeitungsschreiber Napoleon selbst war, war bekannt und zum Überfluß durch den Beisatz: „Bulletin" handgreiflich gemacht; denn in diesem Kriege hatte er seine ersten berüchtigten „Armee-Bulletins" herausgegeben. Er trug es ihm auch nach und weigerte sich im folgenden Jahr, den Frieden von Tilsit früher zu schließen, als Hardenberg verabschiedet wäre. Ich selbst wurde dadurch geblendet und hielt damals Hardenberg für einen tüchtigen Kerl.[1]) —

Am 21. Februar 1806 war ich wieder in Friedersdorf auf dem alten Fleck, bei dem Grabe meiner Fanny, nachdem ich drei Monate, Hoffnungen, Zeit und Geld verschwendet und nichts als Täuschungen gefunden hatte. Ich war in meiner stillen Hoffnung getäuscht worden, mein Leben für das Vaterland zu lassen. Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft war dahingeschwunden, ich sahe deutlich seinen herannahenden Fall und den Koloß sich heranwälzen, der binnen kurzem es verschlingen oder zerschmettern

[1]) Vgl. o. S. 252, Anm. 1.

sollte! Dergleichen Anschauungen machen ein durch Unglück schon geläutertes Gemüt noch reifer und führen es dem Ziele näher, wo denn endlich die Wahrheit unverhüllt vor die Seele tritt, daß alle weltlichen Bestrebungen durchaus eitel und der Mensch nur für jenes Leben geschaffen ist. Dennoch soll keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu tun, sie möge leicht oder schwer, angenehm oder widerwärtig, Ehre verheißend oder durchaus undankbar sein.

Die Schicksale der Welt und der Völker werden allein von Gottes allmächtiger Hand und nicht durch Menschen geleitet; bisweilen verhängt er Begebenheiten, oft fürchterliche, oft unscheinbare in ihrem Beginn, bisweilen freudige, die der Welt eine andere Gestalt geben; bisweilen bedient er sich aber auch der Menschen als seiner Werkzeuge dazu. Ein solcher Mensch ist aber alsdann auch weiter nichts als ein blindes Werkzeug in seiner Hand; er kömmt dazu, er weiß nicht wie, die Begebenheiten drängen ihn vorwärts und auf einen Platz oder in eine Stellung, von der er früher nicht einmal geträumt, und wie sehr er sich dann auch seiner selbst und seiner Zwecke bewußt werden mag, so reihen sich doch die Begebenheiten und Zufälle wie von selbst seinen Taten und Zwecken an. Nur solchen auserwählten Menschen ist es vergönnt, Resultate für die gesamte Menschheit hinter sich zu lassen. — Andere werden dahin gedrängt, wie sehr sie sich auch sträuben, wie sehr sie auch vor jeder persönlichen Wirksamkeit zurückschrecken. Ein Beispiel davon ist König Friedrich Wilhelm III. Nie hat es einen Menschen gegeben, der weniger geneigt gewesen wäre, aus sich heraus zu wirken, aber dennoch — was wir auch von seiner Passivität gegen alles, was ihn nicht direkt persönlich betraf, beibringen mögen — dennoch ist er derjenige gewesen, der außer dem Kaiser Alexander das meiste beigetragen hat, den europäischen Weltverhältnissen von den Pyrenäen und Alpen bis zur Ostsee diejenige Gestaltung zu geben, in der sie sich jetzt befinden.

Nie ist es aber geschehen, daß einer in freiwilligem Bestreben, sei es im Guten, sei es im Bösen, in jene großen Verhältnisse einzugreifen, jemals etwas Namhaftes hervorgebracht hätte. Der eine wird zwar manches Gute im Einzelnen, der andere des Bösen weit mehr veranlassen, sie werden sich daran abarbeiten, Undank oder

Fluch ernten, aber etwas Dauerndes werden sie nicht hinter sich lassen. Dazu waren sie nicht berufen, der gerechte Lohn wartet ihrer, nicht hier, sondern dort, nicht im Erfolg ihrer Taten, sondern im Lohn ihrer Absichten und ihrer redlichen oder verwerflichen Arbeit. —

Meine Abwesenheit hatte auf meine Vermögensumstände sehr nachteilig gewirkt. Meine Ausrüstung und der Aufenthalt im Hauptquartier hatte mich 2300 Taler gekostet. In Friedersdorf fand ich alles weit schlechter noch, als ich vorausgesetzt hatte. Mein Mosjö Inspektor, der in meiner beständigen Gegenwart ganz brauchbar gewesen war, hatte sich auf die faule Haut gelegt und um die Wirtschaft gar nicht bekümmert. Er hatte, ungeachtet die Mastung fehlgeschlagen war und es an Geld fehlte, das Korn nicht verfahren, und es lag für 8000 Taler Frucht auf dem Boden.[1]) Den Mist, den er ausgefahren, hatte er einen halben Fuß dick auf einen Fleck gefahren, so daß, wie nun der Überrest ausgefahren wurde, nicht die Hälfte des Landes gedüngt werden konnte. Dies gab natürlich einen Rückschlag auf mehrere Jahre. Das Vieh war im schlechtesten Stande, und so war es in allen Stücken. Bald nach meiner Rückkehr trat die Saatzeit ein, diese und die viele rückständige Arbeit machten es durchaus unmöglich, damals an Verfahren des Korns zu denken. Sechzig Wispel Gerste wurden verhandelt, der Käufer drang auf schnelle Ablieferung; ich bedung mir aber noch eine Woche Frist aus, um die Saatzeit der großen Gerste[2]) zu vollenden. Dies war am Sonnabend vor Pfingsten beendigt, und den Tag nach Pfingsten sollte die Ablieferung beginnen.

Der Brand von Friedersdorf, Pfingsten 1806.

Am Morgen des Pfingstsonntages, am 25. Mai 1806, lag ich im Bett und schlief. Es war, wie ich nachher sah, morgens kurz nach drei Uhr. Ich erwachte von einem Geräusch, als wenn das Feuer in einem Windofen bei starkem Zuge brennt. In meinem Wohnzimmer daneben war ein solcher Ofen, den man gewöhnlich des Morgens im anstoßenden Schlafzimmer ziehen hörte. Ich dachte:

[1]) Der Wispel Roggen galt damals, nach Marwitz' Angabe, 90—94 Taler, der Wispel Gerste 62½ Taler. — [2]) Einer Art langer Sommergerste.

ist die Nacht schon vorbei, daß der schon einheizt? Plötzlich aber fiel mir ein, daß nicht mehr eingeheizt werde! — Ich sah mich also um und erblicke flackerndes Feuer durch die Fensterladen. — Ich reiße das Fenster auf, und entgegen schlägt mir eine ungeheure Flamme durch die Akazienbäume hindurch. Ich laufe, nachdem ich das Fenster wieder geschlossen, nach dem Wohnzimmer, welches nach der andern Fronte des Hauses hinaus lag (beides Eckzimmer), und ebensolche Flamme schlägt mir auch hier, durch die Kastanienbäume, entgegen. Das ganze Gehöft stand in lichten Flammen.

Aus meinem Wohnzimmer waren meine Kleider zum Reinigen mit fortgenommen, und wie ich das Fenster geöffnet, sehe ich meinen (verheirateten) Bedienten, der auf der mir zugekehrten Seite des Wirtschaftshofs wohnte, stillschweigend seine paar miserablen Effekten aus dem brennenden Nebenhause tragen. Das ganze Dorf lag im tiefen Schlafe. Ich rufe: „Ewald!" — „Was befehlen der Herr Rittmeister?" — „Schlingel, meine Kleider! Was läßt du mich schlafen, wenn alles brennt?" — Er kam. Ich war schnell in den Kleidern, befahl ihm, Kutscher und Reitknecht zu wecken und die Spritze herauszuziehen, und lief selbst, den Küster zu wecken, der auch alsbald Sturm läutete, um auf dem Amte[1]) alles in Bewegung zu bringen.

Hier (auf dem Wirtschaftshofe) war eben Lärm geworden, und die Leute fingen an, bestürzt, aus dem Hause und aus den Ställen herauszukommen. Ich befehle dem Inspektor, alle Pferde vor Wasserwagen zu spannen und sogleich Wasser in Menge fahren zu lassen, kehre zurück, und finde meinen alten Schlingel wieder bei seinem Gerät, und sich um die Spritze nicht bekümmernd! — Ich reiße das Tor der Wagenremise auf, ziehe einen Wagen heraus, und bin beim zweiten, als der Reitknecht gelaufen kommt und lamentiert, daß er die Pferde nicht aus dem Stall bringen könne, da die Tür schon brenne![2]) — Ich erwidere, die Vorderfronte brenne ja noch nicht, nur das Dach ganz oben. Er solle ein paar Fächer einschlagen und die Pferde vorn herausziehen.

[1]) Es liegt jenseits der Dorfstraße auf der dem alten Schloßhof (jetzigen Garten) entgegengesetzten Seite.

[2]) Sie war nämlich an der Giebelseite und daher von der Vorderfronte aus nicht zu sehen. [v. M.]

(Ich hatte aus dem Feldzug noch drei Reitpferde und außerdem zwei Wagenpferde.) — Und da die Wasserwagen nicht kamen, so gebiete ich dem Bedienten, der unterdessen wieder stand und das Maul aufsperrte, nun noch den letzten Wagen und dann die hintenstehende Spritze herauszuziehen, so daß sie da stehe, wenn ich zurückkehre, und laufe wieder nach dem Amte.

Hier finde ich sämtliche Pferde vor die Pflüge gespannt, und im Begriff auf das Feld zu ziehen! Ich denke, der Inspektor ist rasend geworden, wie er mir vorträgt, in der Saatzeit wären die Pflüge doch das Wichtigste, und diese wolle er retten. — Ich schreie: „Ausgespannt! Hier brennt es noch lange nicht, sondern auf dem Schloß! Der Knecht, der zuerst mit einem Wagen und zwei vollen Wassertienen da ist, bekömmt einen Taler, die andern jeder acht Groschen, der letzte nichts!" — Nun kam Leben hinein.

Ich zurück, finde den Bedienten auf seinen nun geretteten Tonnen und Brettern sitzen, die Spritze nicht heraus, den Reitknecht eben anfangend, gegen ein Fach in der Wand mit der Axt zu schlagen, den Kutscher verdutzt dastehend und gar nichts tun. Also war nun die Zeit des Spaßens vorbei, — dem Bedienten mit dem Stock das Leder solange gegerbt, bis die Spritze (jetzt in größter Schnelligkeit) heraus war, — dann gegen den Kutscher, der aber nun schon, wegen des auch ihm bevorstehenden Schicksals, eine Axt gefunden hatte, und wie ich nun um die Ecke sehe, in das Feuermeer des brennenden Hofes (lauter Strohdächer) hinein, sehe ich die Stalltür offen, und die Stiele und Riegel des Fachwerks zwischen den Steinen nur mäßig brennen. Ein schneller Einsturz der Decke war gar nicht einmal zu befürchten, weil dieses Gebäude ein Ziegeldach hatte und der Heuboden über dem Stall beinahe leer war. Ich sehe ferner die Pferde, losgemacht, ganz ruhig in einer Ecke des Stalles zusammenstehen, und erfahre, daß diese Schafsköpfe, statt sie herauszuführen, sie losgemacht und wie eine Herde Schweine mit der Peitsche zur brennenden Tür haben heraustreiben wollen, wo denn die Pferde, solcher Behandlung ungewohnt, wild geworden, und allenthalben lieber hingelaufen waren, als durchs Feuer. — Ich gehe also in den Stall, fasse das beste der Pferde (die Camilla, die bald darauf in der Schlacht von Jena unter mir erschossen wurde) mit der einen Hand bei der Nase,

mit der andern am Ohr und führe sie zum größten Erstaunen dieser verdutzten Stallleute hinaus. In wenigen Augenblicken waren sämtliche Pferde ins Freie, und auch alle Stallgeräte wurden mit Bequemlichkeit gerettet, ungeachtet wenigstens eine Viertelstunde im dumpfen Staunen verloren gegangen war.

Unterdessen sehe ich das Dorf lebendig werden, die Knechte kommen mit Wasser, die Bauern spannen vor die Wasserkufen, die zur Spritze gehören, und der Schulze erscheint. — Da fällt mir eine Geschichte des vorigen Tages ein. Eine Zigeunerfamilie war erschienen, mit Wagen und Pferden, und mit einer Konzession zum Handel mit unechtem Porzellan. Das Haupt war ein beurlaubter großmächtiger Unteroffizier vom Regiment Katte-Dragoner. (Es gab damals, nicht ganz selten, noch Zigeuner in der Armee.) Sie baten, die Festtage hier im Kruge zubringen zu dürfen. Ich hätte es gern verweigert, dies war aber nicht möglich, weil ihnen die Konzession ein Recht gab, umherzureisen. Ich machte also zur Bedingung, daß daraus keine Versammlung von mehreren ihrer Nation entstehen sollte, welches sie versprachen. Da ich ihnen aber nicht traute, so ging ich noch nach dem Krug und befahl dem Krüger, auf ihr Treiben achtzugeben und zu melden, sobald er sie umherschleichen und spionieren sähe; — da aber der Krüger ein alter Träumer war und sein Nachbar ein recht ordentlicher Bauer, grade mit einer großen Reparatur seines Wohnhauses den ganzen Tag auf der Dorfstraße beschäftigt war, so trug ich diesem dasselbe auf, hinzufügend, sie kämen gewiß nur um zu stehlen, oder Feuer anzulegen. Man könne nicht wissen, ob die vielen Brände in der Gegend nicht von solchem Gesindel herrührten, und er selbst würde doch auch seine Effekten oder Gebäude nicht gern verlieren! „Ach! det wollen wer doch nich hoffen," sprach er, „det Volk boogt (taugt) gar nischt. Na, ick werde uffpassen!"

Ich trage also dem Schulzen auf, nachzusehen, ob diese Kerls und Weiber alle noch da sind, und was sie machen? Er kömmt zurück und sagt: „Sie spannen an und wollen davonfahren." Ich erwidere, er soll das nicht leiden, sie sollen still zusammenbleiben, und er soll Wache dabeistellen und ihren Wagen visitieren. Aber ehe der Schulze noch das erstemal zurück war, und wie ich die Spritze in Gang gebracht und die exponierten Fenster und den Giebel des Schlosses

gehörig benetzen und den Giebel des brennenden Gebäudes soviel wie möglich löschen lasse, fliegt ein großer Feuerklumpen (wahrscheinlich eine Speckseite) aus dem Schornstein des brennenden Hauses vor meinen Augen höher als Schloß und Kirchturm empor, und vom Winde getrieben, über selbige und den dortigen Teil des Gartens hinweg, und in dem Augenblick steht auch das hinter der Kirche liegende Bauergehöft in Flammen. Ich hin, finde alles auf den Beinen und mit Retten beschäftigt, aber es erscheint noch keine fremde Spritze. — Ich schicke vor das Dorf, um die erste, die erscheinen wird, dorthin zu führen, und wie ich nach dem Schloß zurückkehre, erblicke ich aus den Fenstern des obersten Stockes Betten, Stühle und Tische herunterfliegen, letztere natürlich zerbrochen zur Erde kommend, und dienstbare Geister in Masse, die sie forttragen. — Also zuerst diese mit dem Stock zurückgetrieben, sie müssen alles wieder ins Schloß zurücktragen! — Es soll nichts gerettet werden! Es soll alles mit dem Schloß verbrennen!

Dann hinauf. Es war eine alte fatale Haushälterin, mit Namen „die Mamsell Niesenern", welche auf diese Weise ihrer unverständigen Angst Luft machte, und da ihr nicht zu trauen war, daß sie nicht im nächsten Augenblick ebenso wieder anfange, so ergriff ich sogleich das wirksamste Mittel, nämlich, sie in ihrer Wohnstube samt dem Dienstmädchen einzusperren, ihr überlassend, ihre eigenen Sachen entweder einzupacken oder aus dem Fenster zu werfen. — Ich steckte den Schlüssel in die Tasche, unter dem sicheren Versprechen, sie herauszulassen, sobald das Schloß brennen würde. Dann schloß ich ebenso beide Haustüren vorn und hinten.

Wie ich heraustrat, höre ich ein Zetergeschrei aus dem brennenden Bauergehöft her, und erkenne die gellende Gewaltstimme einer Magd, „die schreierige Dörte" genannt. Wie ich hinkomme, wird sie eben zur brennenden Haustür hinausgestoßen. Sie hatte sich bei ihren Effekten verweilt und nun nicht den Mut gehabt, durch die brennende Tür hinauszutreten. In demselben Hause war die alte, blinde Großmutter des Kossäten in einem Hinterstübchen vergessen worden. Vorn schoß eben das Dach herunter, man konnte nicht mehr hinein. Hinten war dasselbe zu befürchten und dort keine Tür. Durch das kleine Fenster sah man die alte Frau sitzen und beten. Derselbe Bauer, der neben dem Kruge sein

Haus baute, Preuße hieß er, stieg beherzt hinein und schob die alte, dicke, ganz unbehülfliche Frau glücklich zu dem Fenster hinaus. Kaum war er ihr gefolgt, so stürzte auch hier das Dach herunter.

Inzwischen stand aber das Nebengehöft, welches dicht an die Amtsscheunen stieß, auch schon in vollen Flammen, das vom Winde getriebene brennende Stroh regnete auf das Dach der langen Amtsscheune. Es war augenscheinlich, daß dieses ganze Gehöft augenblicklich in Brand geraten würde. Ehe nun Wasser hierher geschafft wurde und Dachleitern angelegt, stand ich und sah in den Feuerregen. Mit einem Male höre ich etwas über mir knarren. Es war die Wetterfahne des Turms. Der Wind hatte sich in einem Moment umgesetzt und trieb nun die Flamme nach der entgegengesetzten Seite. In dem Augenblick kam auch die erste fremde Spritze hereingerasselt. (Alles, was ich bisher erzählt habe, geschah sicherlich in Zeit einer einzigen Viertelstunde.) Ich brachte die Spritze an, und da es nun Zeit war, auf dem Amte einzupacken, so gehe ich, um zu sehen, wie weit sie damit sind. — Der Inspektor sitzt in der Stube und tut nichts und hat die Dienstjungen alle fortlaufen lassen. Die Wirtschafterin hat die Mägde zusammengehalten und die Kühe ausbinden lassen. Da nun hierbei ein junger zweijähriger Bulle mit dem alten zum erstenmal zusammenkommt, so stoßen sie sich, und sie steht dabei, lacht sich halbtot und freut sich herzinniglich, wie ihr lieber kleiner Aal sich tapfer gegen den alten Kriegsrat wehrt! — Ich mache dem Spaß ein Ende, lasse die Kühe aufs Feld treiben, und instruiere, was sie zuerst und was zuletzt einpacken soll, fahre ihr einen Wagen vor die Thür zum Aufpacken, nehme aber die Pferde wieder fort, damit sie nicht im ersten Schreck, wenn es zu brennen anfängt, mit einer Kleinigkeit davonjagen. Zwischen dem massiven Amtshause und dem massiven Brauhause konnte man immer noch hinaus, wenn auch schon der ganze Hof gebrannt hätte.

Unterdessen waren schon mehr Spritzen angekommen, als man bei den beiden Brandstellen anbringen und mit Wasser versorgen konnte, wie dies bei allen Bränden der Fall ist. Die bei den Spritzen waren, fingen an, nach Branntwein zu schreien, und die zu Fuß herbeigelaufenen Zuschauer standen und taten nichts. Ich deklarierte, es würde nicht eher ein Tropfen Branntwein gegeben,

als bis das Feuer gelöscht sei. Nachher sollten sie so viel haben, daß sie sich sämtlich besaufen könnten. (Deshalb und aus Neugierde kommen sie nämlich, nur wenige, um wirklich zu helfen.) Bei vielen half es, andere erklärten: wenn sie keinen Branntwein bekämen, würden sie auch nicht löschen. Ich sagte, das stände bei ihnen, sie möchten nur wieder nach Hause fahren; ich aber würde diejenigen aufschreiben, die ihre Schuldigkeit nicht getan hätten, und sie melden; — dann könnten sie ihre Strafe erwarten, — die Spritze herfahren und nichts damit leisten, sei genau dasselbe, als ganz und gar zu Hause bleiben. Und sogleich fing ich an, die stillstehenden Spritzen aufzuschreiben. Augenblicklich waren sie alle bei der Arbeit.

Gegen die Maulaffen organisierte ich eine Wache und ließ sie weit vom Feuer zurücktreiben, und da zugleich gesagt wurde, daß, wer Wasser trüge, Branntwein bekommen würde, dieser Haufen aber nicht, so hatten binnen kurzem die meisten Eimer und trugen. Unter den Maulaffen befand sich auch der Seelowsche[1]) Bürgermeister, ein erzdummer Kerl, namens Okel, wenngleich ein studierter Jurist. — Zu diesem sprach ich: er wäre gewiß nicht aus müßiger Neugierde, sondern um wirklich zu helfen, hergekommen; dies könne nicht besser geschehen, als wenn er sich ein paar ordentliche Seelower nähme und im Garten und um die Gehöfte herumpatrouillierte, damit kein Unfug geschähe und nicht gestohlen würde. Ich suchte ihm vier Seelowsche Wirte aus, und er patrouillierte.

Auch war dazwischen der Schulze zurückgekommen, der Zigeuner-Unteroffizier mit ihm, in voller Montierung. Er hatte seinen Wagen nicht wollen visitieren und sich nicht aufhalten lassen. Er wollte sich aufs hohe Pferd setzen, aber ich dämpfte ihn gehörig, ließ ihn nun förmlich festnehmen und sein Fuhrwerk in Beschlag nehmen, auf welchem sich übrigens nichts weiter vorfand, als Porzellan. Ich schickte zum Gerichtshalter.

Wie ich nun wieder bei der Spritze zwischen Schloß und Stallgebäude stand, klopfte mir ein Bauer auf die Schulter, wies in die Höhe und sagte: „Det Schlott brennt ooch schon!" und wirklich brannte es oben aus dem Giebel zwischen den Dachsteinen heraus.

---

[1]) Seelow ist die nächste kleine Landstadt, 2—3 km nördlich von Friedersdorf.

— Nun war Ordnung vonnöten, wenn nicht alles demoliert und gestohlen werden sollte. Ich nahm zuerst ein paar zuverlässige Wächter, postierte sie mit Knüppeln an der Haustür, damit mir niemand nachfolge, und ging mit einem hier wohnenden Zimmergesellen, Hartmann, allein hinauf. Es war von der Hitze der Ziegel auf den Latten entstanden, da die Spritzen wohl nicht bis an die äußerste Spitze hinaufgereicht hatten. Hartmann erklärte: er würde es ganz allein ausgießen, wenn ihm nur Wasser hinaufgereicht würde. Ich sagte: ich würde es ihm verschaffen. Ich mußte nun die Mamsell Nieſenern aus ihrem Gefängnis entlassen, und während Hartmann sich Leitern heransetzte, ging ich wieder hinaus, wählte mir sechs handfeste Kerls von hier, wovon vier mit Knüppeln, und postierte einen auf dem untern Hausflur, einen auf dem obern, zwei auf dem Boden und zwei ohne Knüppel auf der Leiter, um die Wassereimer hinaufzureichen. Dann ging ich und rief: „wer mit einem Wassereimer käme, dürfe ins Schloß hinein, kein anderer!" — Da alles von Neugier brannte, so entstand gleich ein ganzer Zug, — aber wie erstaunten sie, als die Knüppelkerls keinen einzigen aus der Reihe treten oder stillstehen ließen, sondern jeder, so wie sein Eimer geleert war, desselben Weges wieder zurückwandern mußte! Noch ehe diese traurige Nachricht sich verbreiten konnte, war alles gelöscht, das Haus wurde wieder verschlossen und von außen bessere Sorge getragen, daß es von oben bis unten naß gehalten wurde.

Nach und nach brannte denn alles herunter, von dem Stallgebäude stand ein Teil der Wände, und von den beiden Bauergehöften ein kleiner Stall mitten in der Brandstelle. An selbigem stand ein Stock. Wie ich mich wunderte, daß dieses kleine Ding von Holz und Stroh mitten in den Flammen unversehrt geblieben, sagte man mir: „Ja, das macht der Stock!" — „Wieso?" — „Es kam ein alter Mann, sahe das Feuer an, murmelte einige Worte, setzte den Stock gegen den Stall, sprach: Laßt den Stock da stehen! — und ging fort." — Soviel war wahr, der Stock stand da, und der Stall war wunderbarerweise nicht mit verbrannt.

Dies sind die beiden Bauergehöfte, die jetzt außerhalb des Dorfes, jenseit der Schäferei, stehen; denn ich beabsichtigte gleich,

mein abgebranntes Wirtschaftsgehöft nicht wieder beim Schlosse, sondern auf deren Stelle neben dem Amte aufzubauen. Ich begann, um sie möglichst dauerhaft und wohlfeil wieder aufzurichten, eine Ziegelei anzulegen. Die folgenden Zeiten haben aber verursacht, daß es bis jetzt, in neunundzwanzig Jahren, nur zum kleinsten Teil ausgeführt worden ist. Immer ist das Getreide in Mieten gefahren worden. Dagegen ist der jetzige Garten am Schloß entstanden.

Zum Schluß kam dann ein altes Weib gelaufen, brachte ein Stück faules Holz, mit Schwefelfaden umwickelt, welcher schon gebrannt hatte, welches sie hinter den abgebrannten Gebäuden gefunden hatte. Sie war so blaß vor Schreck, als wenn davon noch das ganze Dorf brennen würde. — Ich dachte an meine Zigeuner. — Aber ungeachtet sich erwies, daß sie in Seelow gewesen und im Laden allerhand gekauft hatten, so wollte der Kaufmann sich doch durchaus nicht erinnern: ob Schwefelfaden dabei gewesen? natürlich aus Furcht vor den Zigeunern! und die Untersuchung der Justitiarii ergab auch nichts. — Ich mußte das Volk ziehen lassen.

Einige Tagelöhner erzählten: sie wären im Bruch fischen gewesen, und wie sie zurückgekommen und gegen den vordersten Berg gekommen wären (so nennen sie eine Erhöhung von vielleicht fünf Fuß, auf der Trift, etwa achthundert Schritt vom Dorfe) — hätten sie wie ein Licht gesehen (an der Außenseite der Scheune). Da habe einer zum andern gesagt: „Du! kiek mahl! — Da brennt wohl Geld!" und in dem Augenblick sei das Feuer aufgeschlagen. Sie seien nun aus Leibeskräften nach dem Dorfe gerannt. Wie sie aber ankamen, war ich schon auf dem Hofe! — Also ist bei dieser Schnelligkeit wohl gar kein Zweifel, daß es angezündet, und zwar mit großem Bedacht angezündet worden.

Die Helfer wurden nun entlassen und dem Versprechen gemäß sämtlich besoffen nach Hause geschickt. Den Schaden muß ich wenigstens auf 9 bis 10000 Taler rechnen.

Nachmittags kam, von Mitleid getrieben, Itzenplitz an. Da er mich zwei Jahre früher in meiner moralischen Vernichtung gesehen, so mochte er denken, daß dieses materielle Unglück mich ebenso rühren würde, denn er machte selbst ein so weinerliches

Gesicht, daß ich ihm in die Nase lachte. Er konnte diesen Gleichmut nicht begreifen, ich aber habe nie begreifen können, wie unverschuldeter Verlust des zeitlichen Gutes einen auch nur im allermindesten affizieren kann, sobald kein anderer darunter leidet. —

Nur drei Menschen haben mir selbständig geholfen, nachdem ich sie in Gang gebracht, der erwähnte Bauer Preuße, der Zimmermann Hartmann und ein Knecht namens Schöne. Diese zeigten Mut und Umsicht. Alles übrige aber, die ganze Menge, arbeitete zwar ordentlich auf bestimmten Befehl, aber dieser mußte erst da sein, und jeder an die ihm bestimmte Arbeit hingestellt. Alle, die mir nicht zu Gesicht kamen, standen, maulafften und redeten über das Feuer. So ist die Menge jederzeit. Sie wird durch Superiorität und Beispiel fortgetrieben. Aber jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt gar nichts und ist gar nicht zu gebrauchen. Vom Inspektor ist schon genug gesagt. Zum Überfluß, wie nun am folgenden Tage die Wirtschaftsverlegenheiten anfingen, verlangte er, statt auf Johannis, lieber gleich entlassen zu werden, damit er nur gar keine Mühe habe. Er hätte einen Tritt in den ..... verdient, ich ließ ihn aber mit Vergnügen laufen und besorgte alles selbst. Der Hofverwalter stand auch da wie ein Narre, ein kleiner Rechnungsführer lief hin und her wie ein Rebhuhn, und der Vorwerksverwalter blieb gar ruhig auf seinem Vorwerk sitzen!

Erfreulich war aber, wie am folgenden Tage einige Wagen mit Stroh und, wie ich glaube, mit anderthalb Wispel Korn in den Hof gefahren kamen und auf Befragen ein Brief vom Schulzen in Zechin abgegeben wurde. Zum Verständnis muß erwähnt werden, daß anderthalb Jahr früher (im Herbst 1804) das Dorf Zechin[1]) mit vollen Scheunen abbrannte. Ich war beim Feuer, rettete einige Gebäude, unterstützte viele mit Brotkorn und nahm zirka dreißig Stück Vieh von ihnen, natürlich unentgeltlich, in Winterfutter. Jetzt schickte mir diese Gemeine wieder ein Geschenk, und der Brief des Schulzen war so einfach, dankbar und rührend, „er komme", sagte er — ich erinnere mich des Ausdrucks — „mit der innigsten Bitte, diese kleine Gabe nicht zu verschmähen", daß ich es auch

[1]) Anderthalb Meilen nordöstlich von Friedersdorf.

ohne alles Bedenken annahm und ebenso herzlich dankte. Dies ist einer von den wenigen Zügen von Dankbarkeit, die mir in meinem öffentlichen Leben widerfahren, und ich führe ihn um so lieber an, als diese Tugend samt der Ehre und der Treue immer mehr aus der Welt verschwinden.

Die Feuerkassengelder waren durchaus unzureichend, um die abgebrannten Gebäude wieder aufzurichten. Daß sie vorrätig blieben, war aber ein wahres Glück; denn mit ihnen wurden die ersten Kontributionen an den Feind bezahlt, welches sonst ganz unmöglich gewesen wäre.[1])

[1]) Unterschrift: Friedersdorf, den 19. April 1835. v. der Marwitz.

Kapitel 5.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates: 1806.

Die Schmach des Frühjahrs. — Stiftung des Rheinbundes. — Eingabe der Prinzen. — Louis Ferdinand, Johannes Müller. — Entstehung des Krieges mit Frankreich. — — Fürst Hohenlohe. — Marwitz zum drittenmal in Dienst, durch die Kapitulation bei Prenzlau gefangen. — Aufenthalt in Strelitz. — Königin Luise in Stettin. — Friedrich Wilhelm III. in Magdeburg und Küstrin. — Fortsetzung des Krieges. — Knechtische Gesinnung der Städte gegen die Franzosen. — Die Freimaurer.

Während der Beschäftigungen zu Hause, von denen ich eben gesprochen, war ich öfters in Berlin, teils in Geschäften, teils um meine kleine, von meiner leidenschaftlichen Schwiegermutter arg verzogene Tochter zu sehen, und blieb also durch meine Verbindungen mit dem Hofe und jetzt wieder mit der Armee immer in unerfreulicher Kenntnis der Lage der Weltangelegenheiten.[1]) Die definitive Besitznahme Hannovers, in welche der König hatte einwilligen müssen, war nicht ohne eine neue Ohrfeige von seiten Bonapartes abgegangen. In dem ersten Haugwitzschen Traktat hatten wir für Ansbach von Bayern ein an Bayreuth grenzendes Äquivalent bekommen sollen; jetzt ward uns dieses gestrichen. Zugleich mußten wir unsere und die Hansestädte-Häfen dem englischen Handel sperren. Dies stürzte uns natürlich sogleich in einen Krieg mit England und mit Schweden, gegen welche beiden Mächte wir keine Mittel der Verteidigung besaßen.

Am 23. April brachte der Minister Fox[2]) eine Königliche Botschaft ins Parlament und hielt dabei eine sehr heftige Rede gegen

[1]) In dieser Zeit wollte Marwitz unter dem Titel „Fragmente aus dem Tagebuche eines preußischen Patrioten" (vgl. Bd. II) einen Auszug aus seinem während des Winters und Frühjahrs geführten Tagebuche drucken lassen. Aber kein Buchhändler hatte den Mut dazu, und einer vernichtete sogar das Manuskript. — [2]) Vgl. o. S. 250, Anm. 2.

Preußen: Bisher sei nur der König von England als Kurfürst von Hannover, jetzt aber sei die englische Nation selbst angegriffen. Er schilderte das Verfahren der preußischen Regierung, „wovon in den Jahrbüchern der schimpflichsten Regierungsepochen und verdorbensten Kabinette Europas, so wenig im Altertum als in neueren Zeiten, irgend ein Beispiel zu finden ist . . . Endlich unterzeichnete der König von Preußen einen Traktat, worin er Frankreich verschiedene seiner eigenen Provinzen abtrat und fremdes Eigentum zur Entschädigung erbat . . . Wir sehen eine Mischung von Unvorsichtigkeit und Dummheit (nämlich, zu entwaffnen und die englische und russische Hülfe zurückzuweisen[1]) und können heutzutage nicht ohne Verachtung und Bedauern jene große Macht ansehen, welche behauptet, daß sie ohne das Schwert zu ziehen in die herabwürdigende Notwendigkeit versetzt worden, Provinzen abzutreten, die man „die Wiege des Brandenburgischen Hauses" zu nennen pflegt . . . Ein braves und ergebenes Volk um ein Äquivalent zu verkaufen, heißt seine Schande vergrößern, statt sie zu vermindern, es ist die Quintessenz der elendesten Kriecherei in Verbindung mit der gehässigsten Raubsucht." Dann zeigte er unsere Ausflüchte und Lügen, beschönigt durch Hinweisung auf den offen bleibenden englischen Handel, endlich auch die Sperrung der Häfen. Dabei habe Preußen nichts gewonnen, es werde von Frankreich aufs verächtlichste behandelt: „Es wird grade mit der Achtung behandelt, die es verdient. Man sollte denken, daß Frankreich die Handhabung der öffentlichen Gerechtigkeit von ganz Europa über sich genommen und ein Vergnügen daran fände, Preußen wie einen Staat zu behandeln, mit dem keine Macht Traktaten haben könne . . . und man muß gestehen, daß es hierin recht hat." Er schloß damit, die Sperrung der preußischen Häfen für alle britischen Schiffe sei an und für sich schon eine Feindseligkeit und trug auf eine Dankadresse an den König an, die mit dem lärmendsten Beifall einstimmig votiert wurde.

Die englische Regierung ließ nun alle hierauf bezügliche Aktenstücke und diese Rede des Fox ins Deutsche übersetzen, und der englische Gesandte Jackson verteilte sie mit vollen Händen in Berlin.[2])

[1]) Zusatz von Marwitz. — [2]) Authentische Aktenstücke zur Geschichte des Bruchs zwischen Großbritannien und Preußen. 1806. 68 S. Kl. 8°. Fox' Rede unverkürzt S. 46ff.

Niemand konnte leugnen, daß jene Rede nichts anderes, denn die reine Wahrheit enthielt. Ihr aber, meine Nachkommen, wenn Eurem Vaterlande je ähnliches widerfährt — denn daß solcher Kelch der Schmach in solchem Maße je wieder über dasselbe ausgegossen werden sollte, wolle der gnädige Gott verhüten! — und Ihr entbrennet nicht im Zorn und opfert Euch nicht für das Vaterland, so rühmet Euch nicht, meine Nachkommen zu sein. Ich war nicht etwa zornig über das, was die Engländer sagten und taten, — sie hatten vollkommen recht; aber zornig und vernichtet über alles, was geschehen war und was noch täglich ferner geschah. Mir war, als wäre es meine eigene persönliche Schande.

Indessen erfolgte die eigentliche englische Kriegserklärung erst am 11. Juni, und auch dann sahen sie ein, daß wir sehr bald wider unsern Willen würden mit Frankreich brechen müssen. Sie fügten also unserm Handel auf der See nur unbedeutenden Schaden zu und sahen durch die Finger. Anders war es mit Schweden.

Schon am 12. Dezember 1805 hatte Napoleon die Kurfürsten von Bayern und Württemberg mit dem Königstitel verunziert. Im Preßburger Frieden hatte Österreich zugestehen müssen, kein Hindernis gegen das stellen zu wollen, was diese beiden Könige und der ebenfalls neue Großherzog von Baden vermöge ihrer jetzigen Unumschränktheit getan hätten und tun würden! Von dieser Unumschränktheit machten sie auch alsbald, von französischen Truppen beschützt, Gebrauch und unterwarfen sich den größten Teil ihrer süddeutschen Mitstände, Fürsten, Grafen, reichsfreie Ritter und Reichsstädte, darunter Augsburg, nachdem es noch vorher ohne Ursach' und sogar ohne Vorwand, eine starke Kontribution an Frankreich hatte zahlen müssen. Noch mehr hatte Frankfurt um dieselbe Zeit bezahlen müssen, und seine gerechten Klagen beim Reichstage blieben ohne Effekt.

Durch diese Gewalttaten — in der Tat unbeschränkte Unterwerfung mit trügerischer Belohnung durch Raub, die sie aber bald zehnfach wieder für Frankreich verwenden mußten — war in der Tat die deutsche Reichsverfassung schon über den Haufen geworfen. Auch säumte der König von Schweden nicht, dem Reichstage erklären zu lassen: „Er finde es unter seiner Würde, an dessen Beratungen (wegen Vorpommern) ferner teilzunehmen." —

Nun verlangte aber Napoleon (immer unter der Drohung, er werde es sonst selbst tun), wir sollten die Schweden aus dem, wie oben[1]) erwähnt, von ihnen besetzten Lauenburgischen vertreiben. Wir gehorchten, wie gewöhnlich, halb und versuchten Redensarten und Vorspiegelungen von Vorteil, welche aber an dem felsenfesten Sinn des Königs von Schweden scheiterten. Endlich ließen wir einige Truppen marschieren, er blieb bei seiner Weigerung, — von der anderen Seite drohete Bonaparte. Es mußte Ernst werden, so sehr wir uns auch sträubten. Der König von Schweden hatte weislich den größten Teil seiner Truppen nach Stralsund zurückgezogen, und nur einige Schwadronen unter dem Obersten Graf Löwenhjelm zurückgelassen, als hinreichend, die Neutralität zu behaupten. Nun glaubten wir, die Sache sei gemacht und schickten den General Geist gen. v. Beeren mit seinem Kürassier-Regimente hin. Sowie er über die Grenze rückte, stand Löwenhjelm (weit schwächer) am Schaalsee vor ihm aufmarschiert. Er hatte Befehl, in jedem Fall entweder das Lauenburgische zu bewahren oder die Feindseligkeiten zu provozieren, Beeren dagegen, in jedem Fall das Lauenburgische zu besetzen, die Feindseligkeiten aber aufs äußerste zu vermeiden. Demnach hatte jener die Gewißheit, seiner Instruktion nachkommen zu können, dieser die Unmöglichkeit, ohne Angriff zum Ziel zu gelangen, vor sich. Ein mehrstündiges Parlamentieren half natürlich nichts, und da Beeren die in ihrem Rechte sich befindenden Schweden nicht zusammenhauen wollte, schickte er Flanqueurs vor. Löwenhjelm auch, und nach langem Pistolenschießen wurde endlich unsererseits der Leutnant v. Stülpnagel durch die Lende schwer verwundet.[2]) Nun ließ Beeren zur Attacke blasen, Löwenhjelm hatte seinen Zweck erreicht, die Feindseligkeiten und der Angriff unsererseits waren offenbar. Er ging langsam zurück. Beeren folgte langsam und reisete so in das Land hinein und Löwenhjelm endlich über die Grenze hinaus.

Sogleich erfolgte die Kriegserklärung von seiten Schwedens, seine Schiffe liefen aus, blockierten alle unsere Häfen und nahmen

[1]) S. 250.

[2]) Dies ist der jetzige Oberst und Kommandeur von Königin-Kürassier. Er hat die Feldzüge von 1812—14 noch mit dieser bei jeder Strapaze wieder aufbrechenden Wunde gemacht. [v. M.]

alle unsere Kauffahrer auf der See und sogar die Fischer weg. Dagegen waren wir vollkommen wehrlos; wir erstaunten über die großen Verluste, denn wir hatten gar nicht gewußt, daß wir einen so bedeutenden Handel betrieben, der alsbald gänzlich darniederlag. Wir mußten nun eine kleine Armee unter dem General Kalckreuth an die Grenze von Schwedisch-Pommern rücken lassen. — Jenes kleine Gefecht oder Plänkelei im Lauenburgischen fand am Ufer eines kleinen Sees statt und hieß daher zu der Zeit spottweise „die Schlacht am Schaalsee".

Unterdessen hatte Napoleon fortgefahren, die Zerrissenheit Deutschlands und die Erbärmlichkeit seiner Fürsten zu benutzen, um das ganze Deutschland unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Teils der Neid wegen der schnellen Vergrößerung Bayerns, Württembergs und Badens, teils die Furcht vor einem gleichen Schicksal, wie es die von jenen unterjochten Fürsten betroffen, bewogen die sämtlichen noch übrig gebliebenen süddeutschen Fürsten samt Hessen-Darmstadt und Nassau, Gesandte nach Paris zu schicken, um womöglich an der allgemeinen Verwirrung zu profitieren oder wenigstens die Unterwerfung unter andere abzuwenden. Die norddeutschen Fürsten hielten sich noch frei. Diesen Gesandten ließ Bonaparte die Idee eines *Rheinischen Bundes* hinwerfen, *zu gegenseitigem Schutz*, wie dergleichen in der deutschen Geschichte schon vorgekommen war, diesmal aber natürlich unter Bonapartes Protektorat. Alle griffen begierig zu.

Unterdessen hatte Bonaparte Neapel erobert, den König vertrieben und seinen Bruder Joseph als König dort eingesetzt. Ebenso seinen Bruder Louis in Holland. Das uns entrissene Neuchâtel schenkte er an seinen General Berthier. Seinen Stiefsohn Beauharnais setzte er zum Vizekönig von Italien, der Erbprinz von Baden mußte seine Adoptiv-Nichte Stephanie Beauharnais heiraten, und seinem Schwager Murat, dem eben geschaffenen Herzog von Cleve, wurde ein neues Großherzogtum Berg komponiert, wogegen er unsere Festung Wesel an Frankreich abtrat. Murat entriß uns nun ohne weiteres die drei Abteien Essen, Werden und Elten, die niemals zu dem abgetretenen Cleve gehört hatten; unsere Vorstellungen dagegen blieben fruchtlos. Von Nassau ließ Bonaparte sich Cassel und Hochheim, von Baden Kehl abtreten und vereinigte

diese Orte sowie Wesel mit Frankreich. Zu allen diesen Usurpationen schwieg ganz Deutschland, denn 200 000 Franzosen standen noch am Main, Österreich und Preußen hatten entwaffnet.

Von den drei geistlichen Kurfürsten war seit dem Frieden von Luneville nur Mainz allein übrig geblieben. Dessen Stuhl hatte ein Herr v. Dalberg[1]) inne, ein Mann, der unter den Gelehrten einen großen Ruf als aufgeklärter Geistlicher und als Menschenfreund hatte. Man hätte hieraus allein schon schließen sollen, daß nicht viel an ihm sei; aber man glaubte in ganz Deutschland, er wäre ein Inbegriff aller Vortrefflichkeiten. Der große Haufen der sogenannten Gelehrten nämlich und der gebildete Mittelstand urteilen nach dem äußeren Schein, nach laxen Grundsätzen, mit denen jedermann ohne Mühe durchkommt, nach Redensarten, wie sie grade Mode sind und wie sie dem großen Haufen gefallen und ihm schmeicheln, auch wohl nach einer guten Tafel. Dieser Dalberg nun wendete sich ebenso wie alle andere deutsche Fürsten an Napoleon — das möchte hingehen. Aber so wie der, der sich dem Teufel naht, alsbald in dessen Schlingen fällt, so erging es auch ihm. Napoleon, der grade dabei war, allen seinen Verwandten fürstliche Unterkommen zu verschaffen, fing damit an, von ihm zu verlangen, daß er seinen (Napoleons) Mutterbruder, ebenfalls einen gemeinen Kerl, Fesch[2]) mit Namen, den aber der Papst schon zum Kardinal hatte machen müssen, zum Koadjutor in seinem Kurfürstentum ernenne. Dies war nach der Reichsverfassung ganz unmöglich; die Wahl stand dem Domkapitel zu Mainz zu, und wenn nicht von Wiederbesetzung des schon vakanten Stuhls, sondern von einem Koadjutor die Rede war, so mußte jenes Domkapitel vom Kaiser dazu veranlaßt werden. Nichtsdestoweniger ging mein Dalberg darauf ein, ernannte den Kerl frisch weg, und zeigte es mit Vorbeigehung des Kaisers dem Reichstage zu Regensburg an, dessen Vorsitzer und Dirigent als Primas von Deutschland dieser Fremde hierdurch dereinst werden

[1]) Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr v. Dalberg (1744—1817), seit 1802 letzter Kurfürst von Mainz und Erzkanzler des Reichs, 1806 Fürstprimas des Rheinbundes, 1810 Großherzog von Frankfurt.

[2]) Kardinal Joseph Fesch, Stiefbruder der Mutter Napoleons (1763—1839). Sein Briefwechsel mit Napoleon erschien 1855 in 3 Bänden.

sollte. Der eingeschüchterte Reichstag schwieg, aber dem gedemütigten Kaiser war dieser Eingriff in seine kaiserlichen Rechte und in die Reichsverfassung doch zu arg. Er erklärte sich in einem sehr starken Erlaß an den Reichstag dagegen, aber die schnell folgenden Begebenheiten stürzten auch diese Angelegenheit über den Haufen.

Diese Familie Dalberg war dadurch eine der angesehensten in Deutschland, daß sie von undenklicher Zeit her das Recht hatte, daß bei jeder Kaiserkrönung ein Dalberg vom Kaiser zum Ritter geschlagen werden mußte. Nur wenn kein Dalberg existierte, dem diese Ehre zuteil werden konnte, präsentierten sich Ritter aus andern Geschlechtern. Alsdann rief der kaiserliche Herold mit lauter Stimme: „Ist denn kein Dalberg da?" und erst wenn mit „Nein!" geantwortet worden, traten die andern zum Ritterschlag heran. Es hatten schon viele Dalberge in hohen geistlichen Würden gestanden. Dieser aber hatte als Kurfürst von Mainz die höchste Stufe erstiegen, die einem bloßen Edelmann in Deutschland zuteil werden konnte, und *er* legte die erste Hand an den Umsturz der Reichsverfassung; denn wie viel Unrecht auch schon geschehen war, so war doch noch niemals irgend einer durch fremdes Machtgebot zur höchsten Würde im Reiche gelangt! Niemals hatte sie ein Fremder innegehabt. Welcher Lohn dem Dalberg dafür wurde, werden wir sogleich vernehmen.

Während nun die Unterhandlungen wegen des Rheinbundes in Paris gepflogen wurden, hatte man uns unter den Fuß gegeben, daß Napoleon nichts dawider haben würde, wenn wir die übrigen Fürsten in einen *norddeutschen Bund* vereinigten. Das aber war nur geschehen, um uns desto mehr zu demütigen und herabzuwürdigen. Wir machten den Fürsten Eröffnungen darüber, aber das Vertrauen war verschwunden; sie zögerten, und was im vorigen Jahre (wenn damals das Reich schon so aufgelöset worden wäre) leicht war, war jetzt sehr schwierig, eigentlich unmöglich. Sie sahen Süddeutschland in Bonapartes Händen, sie sahen uns in gespannten Verhältnissen mit ihm; wenn diese zum Ausbruch kamen, so sollten *sie* mit uns Krieg führen gegen ihn, — und wenn wir uns dann wieder mit ihm vertrugen, wie eben erst vor wenigen Monaten geschehen war, was hatten sie sicherer zu erwarten, als daß es auf ihre Kosten geschehen würde? Sie hatten es ja soeben an Hannover

gesehen! Es war also eigentlich absurd, jetzt noch an die Möglichkeit eines solchen Bundes zu denken!

Aber kaum waren die ersten Eröffnungen unsererseits geschehen, so war auch schon (am 25. Juli) der Rheinbund geschlossen. Die ältere Linie unseres königlichen Hauses, die Fürsten von Hohenzollern, waren zuerst beigetreten! Im ganzen waren es sechzehn Staaten, drei größere, Bayern, Württemberg, Baden; zwei mittlere, das neue Großherzogtum Berg und Hessen-Darmstadt, vier kleine: Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, zwei Nassau; sechs ganz kleine Duodezfürsten wie Salm-Salm, Salm-Kirburg, Isenburg, Aremberg, Lichtenstein und der Graf v. der Leyen und endlich der Kur-Erzkanzler. Diese wurden alle souverän, und alles andere, was in ihrem Bereich kam, wurde ihnen untertan; ihre eigenen Vettern, z. B. Hessen-Homburg fiel unter Hessen-Darmstadt, der Fürst von Nassau-Oranien (Erbstatthalter, des Königs von Preußen Schwager) fiel unter seine Vettern usw. Wer nur niederträchtig genug war, sich nach Paris zu wenden, ward aufgenommen, und vorzüglich erstaunte man über die Keckheit jener Duodezfürsten, — eigentlich waren es sämtlich gefürstete Grafen —, von denen die meisten nicht mehr Land besaßen, als gewöhnliche Edelleute. Sie waren nun Souveräne, und weit größere oder ältere Häuser, z. B. Hohenlohe, Fürstenberg, Fugger, Öttingen, Waldburg, Wied, waren Untertanen. Die Niederträchtigkeit jener Elenden ließ alles hinter sich, was Preußen je getan hatte. Indem sie das Deutsche Reich zerstörten, machten sie folgende Worte der Goldenen Bulle, des Reichsgrundgesetzes, zur Wahrheit: „Omne regnum in se [ipsum] divisum desolabitur; nam principes eius facti sunt socii furum.“ [1])

Der Bund bestand eigentlich darin, daß die Bundesglieder tun mußten, was Napoleon befahl; dafür hatten sie die Erlaubnis, ihre Untertanen und unterjochten Mitstände so viel zu pressen als ihnen beliebte. Der erste Abtrünnige, der Kur-Erzkanzler, wurde verschiedentlich metamorphosiert, in einen Erzbischof von Regensburg, einen

[1]) „Jedes in sich zerspaltene Reich wird entvölkert werden, denn seine Fürsten sind Diebsgenossen geworden.“ Einleitungsworte der goldenen Bulle (1356); vgl. ihren Abdruck bei Otto Harnack, Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (1883) S. 203.

Großherzog von Frankfurt; zuletzt wurde er pensioniert und starb in Verachtung, wie recht war. Sein Neffe[1]) ließ sich in Frankreich naturalisieren und lebt dort als Duc de Dalberg und Pair de France! Das war das Ende des angesehenen Hauses Dalberg! — Die Schließung des Rheinbundes wurde, um den Hohn vollständig zu machen, dem Reichstage zu Regensburg durch den französischen Gesandten notifiziert. Alsbald legte der Kaiser Franz, der sich schon früher, in Voraussicht dessen, was da kommen könnte, zum Kaiser von Österreich deklariert hatte, seine Würde als Römisch-Deutscher Kaiser nieder.[2]) Das Reich war aufgelöset. Auch säumte der König von Schweden nicht, Schwedisch-Pommern mit Schweden zu vereinigen und die schwedische Verfassung dort einzuführen.

Alle diese Gewalttaten, die Mißachtung, in die wir verfallen waren, und der Schaden, den wir erlitten, erregten in Berlin und in der ganzen Provinz Brandenburg den höchsten Zorn. Dem Minister Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen, Hardenberg (den man für besser hielt) ein Ständchen gebracht, und der französische Gesandte Laforest behauptete, er sei insultiert worden. — Im Theater wurde um diese Zeit Wallensteins Lager zum ersten Male gegeben; alle Stellen, die sich auf Krieg bezogen, erhielten den wütendsten Applaus, und das Reiterlied am Schlusse wurde vom ganzen Hause mitgesungen. Das Stück wurde sehr oft wiederholt, immer öfter gefordert, und immer derselbe Enthusiasmus bei vollem Hause.

Da unterdessen in allen unsern öffentlichen Erlassen immer von den Segnungen des Friedens und von unserm Glück, daß der König ihn zu erhalten gewußt, geredet wurde, so bildete ich mir ein, er möchte glauben, daß sein Land wirklich so friedebursting sei, und zweifele, ob er auch in Gefahr die nötige Unterstützung finden würde. Diesen Wahn wollte ich ihm benehmen und entwarf eine Vorstellung der kurmärkischen Stände an den König[3]) (die ich auch heute noch gut und passend finde), in welcher wir ihm Gut und Blut anboten. Ich sendete sie durch den Landrat v. Itzen-

[1]) Emmerich Joseph Herzog von Dalberg, Diplomat, 1778—1833; er starb auf Schloß Hernsheim bei Worms, wo er die letzten Jahre gelebt hatte.

[2]) Am 6. August 1806. — [3]) Diese feurig-patriotische Eingabe (verfaßt etwa Mitte Juni 1806) wird im 2. Bande abgedruckt werden.

plitz an die eben versammelten Verordneten zum Biergelde, worunter beinahe alle Landräte befindlich waren, und hoffte, sie würden selbige oder ähnliches annehmen und in den Kreisen zirkulieren lassen. Aber ich täuschte mich. Teils war man von altersher gewohnt, daß unsere Könige alles aufs beste einrichteten und nie dergleichen Anerbietungen abgewartet hatten, teils meinten diese Herren, sie hätten hier nur mit der Rechnungsabnahme des Biergeldes zu tun, obgleich alle andere ständische Angelegenheiten immer in diesen Versammlungen zur Sprache kamen. Es wurde also nichts daraus.

Die Prinzen unsers königlichen Hauses, Heinrich[1]) und Wilhelm[2]) (Brüder des Königs), Louis und August (Söhne des Prinzen Ferdinand) nebst dem Prinzen von Oranien (Schwager des Königs, jetzigem König der Niederlande[3])), fühlten ebenfalls unsere Schande und taten sich mit den Generalen Rüchel und Schmettau, dem Minister Stein und den Obersten Phull[4]) und Scharnhorst[5]) zusammen, um dem Könige eine gemeinschaftliche Vorstellung zu überreichen. Heinrich stand als Oberst bei der Garde, Wilhelm als Major bei den Garde du Korps, Louis war Generalleutnant und hatte ein Regiment in Magdeburg. Rüchel, ebenfalls Generalleutnant, Chef des Regiments Garde und Gouverneur von Potsdam, hatte als Soldat und vortrefflicher Exerziermeister das ganze Vertrauen des Königs.

Die Vorstellung war von Johannes Müller verfaßt[6]) und soll etwas sehr stark gewesen sein, der preußische Namen sei ge-

[1]) Heinrich Friedrich Karl (1781—1846), 1806 Oberst, 1813 Generalleutnant; völlig energielos, lebte seit 1819 in Rom, wo er die letzten 20 Jahre seines Lebens, ein merkwürdiger Sonderling, im Bette lag.

[2]) Friedrich Wilhelm Karl (1783—1851), zeichnete sich 1813/15 aus, seit 1834 Generalgouverneur von Mainz, Vater des Prinzen Adalbert. — [3]) Wilhelm I. (1815—40).

[4]) Karl Ludwig August v. Phull (1757—1826), Sohn eines württembergischen Generals, 1781 im Generalstab Friedrichs d. Gr., 1806 Generalstabschef Friedrich Wilhelms III.; dann in russischen Diensten, wo er sich besonders 1812 Verdienste erwarb.

[5]) Scharnhorst gehörte nicht zu den Unterzeichnern, vgl. Lehmann, Scharnhorst I, 397 Anm. 1.

[6]) Johannes v. Müller, der berühmte Geschichtschreiber (1752—1809), (vgl. u. S. 290 ff.), später Minister des Königs Jérôme, war damals noch Feind Napoleons. Er hielt sich in Berlin auf, um die Geschichte Friedrichs d. Gr. zu schreiben. Seine öffentliche Vorlesung in der Berliner Akademie der Wissenschaft vom „30. Jänner 1806" „Über den Untergang der Freiheit der alten Völker" (auch als Manuskript gedruckt)

schändet, die Schmach falle auf sie zurück, sie müßten also reden, der König möge den Minister Haugwitz und die Kabinettsräte Beyme[1]) und Lombard entlassen, sich gegen Frankreich erklären usw. Diese Vorstellung wurde genehmigt, unterschrieben, und nun sollte noch deliberiert werden, auf welche Art sie zu überreichen sei? Wie sie nun an Rüchel kam und er die Unterschrift der Prinzen in Händen hatte, fügte er die seinige bei und fuhr in seiner gewöhnlichen raschen Art zu. Bei einer zweiten Deliberation konnten Bedenken vorkommen — es war höchst wahrscheinlich! —: also siegelte er das Ding ein und schickte seinen Adjutanten damit nach Charlottenburg. Dieser mußte die schon erwähnte enthusiasmierte[2]) Hofdame aufsuchen und sie bitten, diesen Brief der Königin zu geben. Sie tat es, die Königin gab ihn ab, und das Gewitter brach los; denn dies war eine Gelegenheit, wo Friedrich Wilhelm durch bloßes Neinsagen seine Autorität bewahren konnte, — und diese ließ er nie berühren. Des andern Tages war Heinrich nach Königsberg i. Pr., Wilhelm zu den Carabiniers nach Rathenow versetzt, Louis zu seinem Regimente geschickt und Rüchel verlor sein Gouvernement und bekam ein Regiment, ebenfalls in Königsberg.[3]) Sie mußten sämtlich an demselben Tage abreisen. Dem Prinzen August vielleicht wegen seiner Jugend[4]) und den übrigen vielleicht, weil sie dem Könige nicht so nahe standen, geschahe nichts.[5]) So hatte der König sich bei seinen Untertanen augenblicklich Ruhe verschafft, aber die wahre Ruhe nach außen hin war unwiederbringlich verloren!

hatte großes Aufsehen erregt. Sie schließt mit deutlicher Anspielung auf die Gegenwart: „Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, staunt Roms Überlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wozu er sich macht. Glücklich jede ältere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnisfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er geliebt."

[1]) Karl Friedrich (später Graf) v. Beyme (1765—1838) war neben Lombard der typische Vertreter der Kabinettsregierung; nach deren Sturz durch Stein 1808/10 und 1817/19 Justizminister. — Der Wortlaut der Eingabe bei Pertz, Stein I, 347 ff.

[2]) = „russisch gesinnte", vgl. o. S. 257, die Gräfin Moltke, Marwitz' zweite Gattin. — [3]) Rüchel war schon im August 1805 (als Auszeichnung) General-Inspekteur und Regimentschef in Königsberg geworden. — [4]) Er war 1779 geboren, also noch nicht 27 Jahre alt. Für Prinz August hatte Louis-Ferdinand unterzeichnet.

[5]) Auch Stein erhielt einen Verweis, vgl. M. Lehmann, Stein I, 418.

Ich hatte, wenn ich in Berlin war, auch den Prinzen Louis frequentiert, den ich im Hauptquartier zu Gera täglich gesehen hatte. In dieser Zeit mußte seine echt preußische Gesinnung und echte Soldatenehre jeden anziehen, der auch sonst seine Lebensweise aufs äußerste mißbilligte. Es war ein Herr, wie es sonst, und namentlich in Frankreich, mehrere gegeben hat, aber wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet, keiner wieder geboren werden wird. Er war groß, schön wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Schläger im Fechten, im Ringen und Voltigieren (was man jetzt Turnen nennt), dabei so außerordentlich stark, daß ich gesehen habe, wie er drei Finger in die Läufe von drei Infanterie-Musketen steckte und sie so mit einem Male aufhob! Hierbei ist zu bemerken, daß die damaligen Musketen um ein gutes Teil schwerer waren, als die jetzigen. Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments[1]), sei es zu Fuß, sei es zu Pferde (und nie auf einem andern als dem allerschönsten), so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ. Dieser Anschein war durch sein der Armee vorleuchtendes Betragen in den drei Feldzügen am Rhein vollkommen gerechtfertigt. Dabei hatte er mannigfaltige Kenntnisse und war ein Virtuose auf dem Klavier, wie es deren wenige gibt.[2])

[1]) Des Kontrastes wegen mit unsern jetzigen traurigen, auf kleinliche Weise verzierten Anzügen will ich doch diese Uniform beschreiben. Der Rock blau, mit roten Kragen, Rabatten und Aufschlägen. Auf den Rabatten acht goldene Schleifen mit losen Puscheln, zwei unter derselben vorn, zwei auf der Tasche, zwei hinten auf der Taille und drei auf dem schwedischen Aufschlag (Summa: zu beiden Seiten und hinten 32 goldne Schleifen). Der Rock vorn weggeschnitten und zugehakt, so daß ein großer Teil der weißen Weste sichtbar war, lose um den Hals, das Jabot [Spitze am Schlitz] des Hemdes unter der schwarzen Halsbinde sichtbar, weiße Unterkleider, im Dienst Stiefeln, in Gesellschaften immer Schuhe und seidene Strümpfe. Dazu der dreieckige Generalshut mit der drei Finger breiten bogenförmigen Tresse und die Straußfeder innerhalb der Krempen eingelegt. Ähnlich waren alle Uniformen der ganzen Armee. [v. M.]

[2]) Vgl. den Aufsatz von Otto Tschirch, Prinz Louis Ferdinand als Musiker. Sein Tod, seine Bestattung und sein Andenken. Hohenzollernjahrbuch 1906, S. 199—220. Über Louis-Ferdinand überhaupt: Paul Bailleu, Deutsche Rundschau XII (1885) S. 27—50, 208—229. Zu der oben erwähnten Eingabe der Prinzen S. 220 ff.

Er hatte die letzten Jahre den Kapellmeister Dussek in seinem Dienst, mit dem er immer à quatre mains spielte und der ihn auch in seinem letzten Feldzuge auf das Schlachtfeld von Saalfeld begleitete, wo der Prinz seinen Tod fand.

Bei allen diesen Eigenschaften war es kein Wunder, daß er der Liebling aller Frauen war, was er gehörig zu benutzen verstand. Bei den anständigen hatte er den besten Ton, wie er denn überhaupt ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter war; er kaptivierte sie alle, alt oder jung, und wenn unter den ersten auch die strengste Sittenrichterin war, die sich vermessen hatte, übel von ihm zu reden, so brauchte er sich nur an sie zu machen und in ein paar Unterredungen hatte er sie auf seine Seite gebracht. Alsdann hieß es: „C'est dommage, mais il est charmant." — Er war der höflichste Wirt. Wenn man bei ihm speisete, so ließ er Degen und Hut ablegen und ließ die Gäste, und wenn Leutnants dabei waren, voran ins Speisezimmer gehen, er der letzte.

Es lag Außerordentliches in ihm, und es wäre etwas Außerordentliches aus ihm geworden, wenn unser Krieg nicht durch den Frieden von Basel (wo er erst dreiundzwanzig Jahr alt war[1]) beendigt worden wäre. Aber er kam in seine Garnison, Magdeburg, zurück, und wenn er gleich sein Regiment in der besten Verfassung erhielt, so war doch diese Beschäftigung für seinen hochstrebenden Geist viel zu geringfügig und war bei den damaligen alten Soldaten jeden Tag in wenigen Stunden abgemacht. Da seine wiederholten Bitten, die Feldzüge bei der österreichischen und 1799 bei der russischen Armee mitmachen zu dürfen, ihm jederzeit abgeschlagen wurden — und der politischen Lage wegen, in die wir uns nun einmal gestürzt hatten, wohl abgeschlagen werden mußten — so verlebte er dreizehn[2]) Jahre eigentlich im Nichtstun und stürzte sich in Zerstreuungen. Er strengte sich an bei den ermüdendsten und gefährlichsten Jagden, bei den angreifendsten Ritten, und vergnügte sich dann mit Freunden, die zahlreich zuströmten — wie in solchen Fällen immer — an der Tafel und mit den Mädchen. Er gab viel mehr Geld aus, als er einnahm. Er hatte ein Kebsweib, die außerordentlich schön war, die Tochter eines wohlhabenden Fa-

[1]) Geb. 18. Nov. 1772, gefallen 10. Okt. 1806 bei Saalfeld.

[2]) Wohl verschrieben für zehn oder elf.

brikanten in Berlin, mit Namen Fromm. Von dieser hatte er zwei Kinder,[1]) welche seine Schwester, die Prinzessin Radziwill[2]), nach seinem Tode erziehen ließ. Wie er diese eine Zeitlang gehabt, fand sich noch eine Tochter eines Geheimen Rates in Berlin, mit Namen Cesar, ebenfalls schön, die bisher in sehr gutem Rufe gestanden hatte. So wie er sich aber nur an sie machte, war sie weg, und es kam dahin, daß sie gleich in sein Haus zog. In Berlin wurden diese beiden Mädchen nicht wieder gesehen, und was nach seinem Tode aus ihnen geworden ist, habe ich nicht erfahren.

Dies alles möchte noch hingehen, aber bei dieser allseitigen Anspannung seiner Kräfte ergab er sich dem Trunk. Im Jahr 1806 trank er nichts anderes als Champagner und fing damit an, sowie er aufstand, so daß er Vormittag gewiß schon mit sechs Bouteillen fertig war und den Tag über ein Dutzend nicht hinreichte [?]. Dabei war aber auch nicht die leiseste Spur von Trunkenheit jemals an ihm zu merken, noch war seine Körperschönheit und sein blühendes Aussehen im mindesten gewichen. Wahrscheinlich würden Krankheit und Schwäche ganz plötzlich hereingebrochen sein, wenn er länger gelebt hätte. Er setzte seine tours de force beständig fort und sprach am Nachmittage von den ernsthaftesten Dingen mit vollkommener Klarheit; aber er war in einer beständigen Unruhe, setzte ein ernsthaftes Gespräch nie fort, sondern brach ab, trieb etwas anderes, phantasierte auf dem Klavier, fing ein anderes wissenschaftliches Gespräch an, brach wieder ab, setzte sich zu Pferde, jagte umher usw. — Kurz, es war jammerschade um diesen Herrn; — er war geistig und körperlich begabt, wie man keinen gesehen, und ging durch die Zeitumstände zugrunde. Sein Ende war ruhmvoll und keineswegs leichtsinnig, wie Verräter behauptet haben, um die eigene Schande einigermaßen zu decken.[3])

Ich machte auch in diesem Jahre die Bekanntschaft des berühmten Johannes Müller[4]) und habe ihn viel gesehen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, also in Privatzirkeln und

[1]) Die Wildenbruchs.

[2]) Friederike Luise, Prinzessin von Preußen (1770—1836), Mutter der Elise Radziwill, Gemahlin des Fürsten Anton Radziwill.

[3]) Vgl. hiermit die im wesentlichen übereinstimmende Charakteristik von Clausewitz, Kriegsgesch. Einzelschr. X, 437 ff. — [4]) Vgl. o. S. 286. Seine Hauptwerke sind die Schweizergeschichte (zuerst 1780) und die 24 Bücher allgemeiner Geschichte (1810).

genau. Ich stelle sie hier zusammen, den als einen unsinnigen, liederlichen Tollkopf verschrieenen Prinzen Louis und den von allen, die Schreiben und Reden höher setzen als Charakter und Taten, hochgepriesenen Johannes Müller.

Es war ein kleines, grundhäßliches Kerlchen mit einem Spitzbauche und kleinen Beinchen, einem dicken Kopf, immer glühend vom vielen Fressen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopf herausstanden und beständig rot unterlaufen waren, mit einer heiseren und krächzenden, höchst unangenehmen Stimme, der sich im Französischen geläufig, im Deutschen aber nur mit Mühe ausdrückte. Er war nach Berlin als Historiograph berufen und wollte damit anfangen, die Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Er kam aber nicht dazu, teils weil er unaufhörlich mit Besuchen überlaufen wurde, teils weil er die Einladungen zu Mittagsmahlen nur zu gern annahm und dann gleich den ganzen Tag dabei verbrachte. Es war viel von ihm zu lernen und daher sein Umgang, trotz der widerwärtigen Erscheinung, interessant. Er lebte ganz in den politischen Händeln, die er richtig durchschaute, und schrieb Rezensionen für die Jenaische Literatur-Zeitung [1]), in dem Fach der Geschichte und Politik, in denen immer mehr von den damaligen Zeitläuften die Rede war, als von dem Buche, welches er rezensierte. Sie waren im besten Sinne gefaßt und gewaltig dreist, welches ihm großen Ruhm brachte. Sie sind noch jetzt interessant zu lesen und im Jahrgang 1806 Ths unterzeichnet. Dies und ein paar Vorlesungen in der Akademie ist alles, was er in dreiviertel Jahren hervorgebracht hat, die er in Berlin verlebte.[2])

Ich hatte seine Bekanntschaft durch meinen Bruder Alexander gemacht, der damals achtzehn Jahr alt in Halle studierte und mit den dortigen Professoren gleichsam „Herr Bruder" war. Er disputierte z. B. mit dem berühmten Philologen Wolf [3]) über lateinische und griechische Sprache und Verse, und Schleiermacher war sein spezieller Freund bis an sein Ende. Mein Bruder war in den

[1]) Sie erschien 1804—48 als Fortsetzerin und Rivalin der damals nach Halle verpflanzten Allgemeinen Literaturzeitung (Jena 1785 ff.).

[2]) Müller war 1804—06 in Berlin; er hat in diesen Jahren noch verschiedene andere Arbeiten verfaßt. — [3]) Friedrich August Wolf (1759—1824), dem Verfasser der Prolegomena zum Homer und Begründer der klassischen „Altertumswissenschaft".

Ferien in Berlin und hatte alsbald Bekanntschaft mit Johannes Müller gemacht, für den er, wie die ganze Jugend, den höchsten Enthusiasmus hegte, wegen seines Wissens und jener politischen Aufsätze. Johannes Müller aber bewies ihm viele Freundschaft und Zuneigung. Plötzlich verwandelte sich aber meines Bruders Enthusiasmus in die tiefste Verachtung, die er nicht verhehlte . . .[1]) Wie tief dieser bald nachher sank, — wie eine einzige Unterredung mit Napoleon ihn umstimmte, und er alsbald in die Dienste seines Bruders, des sogenannten Königs von Westfalen, trat, ist bekannt. Da habt Ihr sie nun nebeneinander, den verschrieenen Prinz Louis und den hochgepriesenen Johannes Müller! —

Unser Kabinett war noch bei den ersten, überall kühl aufgenommenen Eröffnungen wegen des projektierten Norddeutschen Bundes, als Napoleon mit seinem Rheinbunde fertig war. Sowie er durch die Entsagung der deutschen Kaiserwürde von seiten Österreichs und die Schüchternheit aller deutschen Fürsten gewiß war, daß ihm hier kein Hindernis entgegenstehe, warf er die Maske vollends ab. Er untersagte den Hanseestädten[2]) (welche ihrer merkantilen Verhältnisse wegen sich uns am geneigtesten gezeigt hatten), öffentlich, an dem Norddeutschen Bunde teilzunehmen. Er wendete den, uns bisher ganz ergebenen, aber seit den letzten Ereignissen auch mißtrauisch gewordenen Kurfürsten von Hessen davon ab, indem er ihm Fulda versprach. Dies war die letzte Besitzung des Prinzen von Oranien; er hatte sie nach dem Frieden von Luneville als Entschädigung erhalten. Er schlug Österreich vor, Polen wiederherzustellen, und versprach ihm Schlesien als Entschädigung für seine polnischen Provinzen; — ja er ließ sich im August mit England in Unterhandlungen ein und bot ihm als Preis des Friedens die Zurückgabe von Hannover an!

Wie er uns nun so ans Leder ging, daß wir zur Strafe unserer Nachgiebigkeit und Schlechtigkeit unsere damals großen Besitzungen in Polen, unsere schönste Provinz Schlesien, und den Preis unserer Knechtsgesinnung, Hannover, mit einem Male und um nichts und

[1]) Die Ursache des Bruches zwischen Johannes v. Müller und Alexander v. d. Marwitz, die auf des ersteren sittlichen Lebenswandel ein sehr übles Licht wirft, entzieht sich der Mitteilung. — [2]) Ältere Schreibart statt Hansestädten. Man erklärte die Hansestädte als die An-See-Städte, während „Hanse" bekanntlich der Bund bedeutet.

wieder nichts verlieren sollten, — also kleiner werden sollten als der Große Kurfürst am Schluß seiner Regierung (oder Friedrich II. beim Anfang der seinigen), gingen uns endlich die trüben Augen auf. — Unser Gesandter, Lucchesini[1]), kam als Kurier von Paris mit diesen charmanten Nachrichten, und nun blies die ganze Horde, die uns bisher in schimpflicher Untätigkeit zu erhalten gewußt hatte, weil sie Vergrößerung unseres Gebiets mit Vermehrung der Macht verwechselte, zuerst: Krieg! Wir ergriffen sogleich Maßregeln, aber wieder nur halbe. Wir rüsteten, schickten aber zugleich den borniertesten Kerl in unserer ganzen Diplomatie, den General Knobelsdorff[2]), mit Vorschlägen und Vorstellungen nach Paris.

Lucchesini war als ein junger, pfiffiger und in der Literatur wohl bewanderter Italiener nach Potsdam gekommen, in den letzten Lebensjahren Friedrichs II., wie des alten Helden literarische Freunde schon sämtlich tot waren, auch seine liebsten Verwandten, und wie er keine andere Unterhaltung mehr hatte, als mit seinem Vorleser, dem Abbé Bastiani, der ihm die Unterhaltung der früheren Jahre auch nicht einmal notdürftig ersetzen konnte. Der König fand Wohlgefallen an Lucchesini, machte ihn zum Kammerherrn und behielt ihn bei sich. Er mußte nun mit Bastiani jeden Abend auf zwei bis drei Stunden zum Könige kommen. Bekanntlich bestand dessen Unterhaltung immer in Dissertieren über philosophische, historische oder literarische Gegenstände. Lucchesini, den ich sehr wohl gekannt habe, hat mir erzählt, daß er, um immer in jeder Materie, die der König vorbringen möchte, in Bereitschaft zu sein und antworten zu können, mit den Bibliothekaren eine Art von Komplott gemacht habe. Sie meldeten ihm immer, welche Bücher der König sich von der Bibliothek habe holen lassen, und da er fast jedesmal von dem sprach, was ihn eben beschäftigt hatte, so nahmen Lucchesini und

[1]) Girolamo Lucchesini, ein geborener Italiener (1751—1825), 1780 Kammerherr Friedrichs d. Gr., seit 1787 zu diplomatischen Missionen verwandt, geschickter Unterhändler; 1790 schloß er die oben S. 80 erwähnte Allianz mit Polen ab. 1798 Gesandter in Wien und Staatsminister, 1800 (1802) Gesandter in Paris, Gegner Napoleons; besonders seine Berichte führten den Entschluß Preußens zum Kriege 1806 herbei; 1807 verabschiedet. Vgl. Bailleu, Allg. Dtsch. Biogr. XIX, 345 ff.

[2]) Friedrich Wilhelm v. Knobelsdorff (1752—1820), Militär und Diplomat, 1805 Generalmajor, seit Winter 1805/06 Gesandter in Paris, verhandelte 1813/14 mit dem König von Sachsen, gest. als Generalleutnant.

Bastiani sogleich dieselben Bücher vor, teilten sich darin, orientierten sich, und der von ihnen, in dessen Anteil der König alsdann fiel, antwortete. So waren sie immer gut gesattelt und der König mit ihnen zufrieden. Daß dieser niemals mit seinen wirklichen Freunden, nicht einmal mit Voltaire oder d'Argens oder Mylord Mareshal[1]), viel weniger mit diesen Lückenbüßern der Langenweile, von Staatssachen redete, ist bekannt. Nichtsdestoweniger glaubte Friedrich Wilhelm II., daß, wer bei seinem Oheim in einer Art von Gunst gestanden, auch in Geschäften brauchbar sein müsse, und brauchte Luccheſini als Diplomat. Während der polnischen Unruhen war er Gesandter in Warschau und prostituierte uns reichlich durch sein doppelzüngiges Benehmen. Unter dem jetzigen König wurde er Staatsminister und nach dem Frieden von Luneville Gesandter in Paris. Hier wollte dieser Kerl Napoleon durch Schmeicheleien gewinnen und überlisten! Er erreichte natürlich nichts weiter als sich ihm verächtlich zu machen und uns womöglich noch mehr zu prostituieren, als wir es ohnedies und ohne sein Zutun taten.

Knobelsdorff, der nun an seine Stelle kam, war früher Gesandter in Konstantinopel gewesen — wohl nur, weil er gut Französisch sprach und dort nichts zu tun war. Er war jetzt wenigstens seit 10 Jahren in Berlin ohne alle Geschäfte und war in diesen beiden Perioden seines Lebens jetzt langsam zum General heraufgerückt. Er war von der erbärmlichsten oder vielmehr von gar keiner Gesinnung, immer zum Nachgeben geneigt, deshalb von jedermann verachtet, und aus Schwäche und Nachbeterei dem französischen Interesse geneigt.

Wir rüsteten also wieder, im August, und bildeten uns ein, mit einem halben Schreckschuß davon kommen zu können! Friedrich II. hatte den Österreichern bisweilen imponiert, wenn er die Armee auf den Feldetat setzte. Dasselbe sollte nun auch Bonaparte imponieren, obgleich man bereits im vorigen Jahre die Erfahrung gemacht hatte, daß er dann nur zu einer desto gewaltigeren Ohrfeige ausholte. Anstatt nun mit dem Ganzen sogleich vorzugehen und die Nachbarn mit fortzureißen, marschierten anfangs nur die westpreußischen Regimenter nach der Oder, und zum Überfluß bewilligten wir den mecklenburgischen, anhältischen, schwarzburgischen Häusern, den sächsischen

[1]) Georg Keith, Bruder des Feldmarschalls, Marschall von Schottland (1685—1778).

Herzögen, Braunschweig, Lippe und zuletzt sogar Hessen die Neutralität! Es blieb nur Kursachsen übrig, das ohne allen Zweifel auch neutral geblieben sein würde, wenn der Fürst Hohenlohe nicht gewesen wäre.

Dieser war, wie ich vorher berichtet,[1]) gleich nach Auflösung seiner Armee von Gera aus im Februar nach seinem Fürstentum Öhringen gegangen. Dies war von den Franzosen besetzt, die ihn mit Schmeicheleien überhäuften, die er mannhaft zurückwies.[2]) Er hatte seine Erbschaftsangelegenheiten ungefähr beendet, als die Rheinbundsakte erschien, durch welche er und sein ganzes Haus zu Untertanen seines bisherigen Nachbarn und Mit-Reichsstandes, des Herzogs von Württemberg, herabgesetzt wurden, der denn auch nicht säumte, mit Hülfe derselben Franzosen, die eben noch so geschmeichelt hatten, das Land in Besitz zu nehmen. Nun war seines Bleibens nicht mehr im Reich. Er erklärte seinen noch minderjährigen Sohn für volljährig, trat ihm die Regierung ab, und da er nun nichts weiter mehr war als preußischer General, so reisete er ab.

Wie viele Menschen wären in der damaligen Zeit imstande gewesen, so zu handeln? Das Grab Preußens stand schon offen! Wie tief mußte der König diese Hingebung seines Feldherrn empfinden! — Er hatte übrigens schon mit ihm durch verkleidet nach Öhringen gesendete Feldjäger korrespondiert; zumeist vielleicht deswegen, weil der Herzog von Braunschweig es diesmal abgelehnt hatte, sich in die Politik und desfallsige Deliberationen einzulassen, — der König aber sein ganzes Leben hindurch niemals genug Ratgeber finden konnte, ohne je den Willen zu haben, ihrem Rate, wenn gehandelt werden mußte, zu folgen.

Die schlesischen und märkischen Regimenter waren nun auch mobil, und es kam vorzüglich darauf an, wie Sachsen sich erklären würde, mit dem noch gar keine ernste Negoziationen stattgefunden hatten, sondern nur matte Vorstellungen und Anfragen, nach unserer Art. Es ist gewiß, daß der Kurfürst und seine Minister am liebsten neutral geblieben wären, was man ihnen bei der Art, wie wir uns das Jahr vorher betragen hatten, auch nicht verdenken kann; ja es ist höchstwahrscheinlich, daß der Kurfürst persönlich sehr geneigt war, sich dem Rheinbunde anzuschließen, um mit einem Male aus

[1]) Vgl. o. S. 251. — [2]) Vgl. den Aufsatz über den Fürsten Hohenlohe im 2. Band.

der ungewissen Lage herauszutreten, in der er sich zwischen uns und Napoleon befand.

Es war also wahrscheinlich mit dem Könige verabredet, daß der Fürst Hohenlohe plötzlich und den Sachsen unerwartet, auf seiner Reise in den letzten Tagen des August in Dresden eintraf. Er machte durch sein Übergewicht der bisherigen Unentschlossenheit ein Ende und brachte den Kurfürsten dahin, daß er unserer Sache beitreten und seine Truppen (jedoch einige Bataillons weniger als im vorigen Jahr) zu uns stoßen lassen wollte. Charakteristisch aber war es, daß der Kurfürst (oder seine Minister) so erscheinen wollten, als seien sie von uns gezwungen oder doch überrumpelt worden. Daher gab der Fürst unseren Truppen, die seiner Ankunft harrend unter dem General Grawert[1]) bereits am Bober standen, Befehl, sogleich in die Lausitz und bis an die Elbe zu rücken, welches denn auch mit solcher Schnelligkeit geschah, daß nicht nur das Einrücken in die sächsischen Quartiere früher geschah, ehe irgend eine Benachrichtigung von Dresden aus dahin hatte gelangen können, sondern auch, daß das ganze Korps (an 20000 Mann) bereits am 10. September an der Elbe bei Dresden und Meißen stand.

Die sächsische Regierung hatte nun ihren Zweck erreicht, und Napoleon versäumte nicht, uns dieses Verfahren als einen Gewaltstreich und als eine Bedrückung unserer Nachbaren auszulegen, und sich anzustellen, als komme es ihm vorzüglich darauf an, diese guten Sachsen von uns, ihren Unterdrückern, zu befreien. Aber in Sachsen selbst machte die Sache einen sehr üblen Eindruck; die Mehrzahl, die natürlich von dem nichts wußte, was im Kabinett vorgefallen war, glaubte alles Ernstes, wir wollten ihren Kurfürsten zwingen, oder das Land in Besitz nehmen, wie Hannover, oder ihre Truppen entwaffnen. — Hohenlohe war unterdessen nach Berlin geeilt, wo er am 3. oder 4. September eintraf. Er ward vom König, wie er es verdiente, aufs allerhuldreichste aufgenommen. Er wohnte auf dem Schlosse, welches nie zuvor geschehen war, und zwar in den Zimmern Friedrichs II., die jetzt von der Kronprinzessin[2]) bewohnt werden.

[1]) Julius August Reinhold v. Grawert (1746—1821), wissenschaftlich gebildet, Anhänger der alten Schule, in den Rheinfeldzügen Generalstabschef, 1805 Generalleutnant. Bei Jena schwer verwundet (Vierzehnheiligen).

[2]) Elisabeth (von Bayern), Gemahlin Friedrich Wilhelms IV.

Alles drängte sich um den Mann, der seinen fürstlichen Besitz aufgeopfert hatte, um dem Rufe der Ehre und den Wünschen des preußischen Heeres zu folgen.

Der König genehmigte (zum Schein) alle seine Vorschläge. Sie gingen dahin, daß, wenn irgend aus diesem Kriege etwas Erträgliches herauskommen sollte, es nur dadurch geschehen könne, daß man ihn von unsern Grenzen fort und mitten in Deutschland hinein, womöglich an den Rhein spielte, um Österreich und vielleicht einigen andern deutschen Fürsten zur Teilnahme Zeit und Raum zu verschaffen. Er wollte also von Dresden aus durch das Vogtland an den Main dringen, den Franzosen in ihre dortigen Quartiere fallen, und so wenigstens durch die erste Überraschung Vorteile gewinnen.[1]) Während er sich selber diese Aufgabe stellte, wünschte er, daß die andere Armee, die sich jetzt bei Berlin sammelte, samt der der Generale Rüchel und Blücher in Hannover und Westfalen, jene durch Thüringen, diese durch Hessen in die Gegend von Fulda rücken sollte, um sich am Main mit ihm zu vereinigen, wenn er Glück gehabt, — ihn zu degagieren, wenn der Feind ihm überlegen wäre.

Dieser Plan war auf die gegenwärtige Stellung unserer Truppen, auf Napoleons Schnelligkeit und auf die kurze Zeit basiert, die in unserer verzweiflungsvollen Lage uns allein noch einen Schimmer von Hoffnung ließ. Er ward bald nach des Fürsten Ankunft in Berlin übergeben und ebenso bald in der Art genehmigt, wie man bei uns zu genehmigen pflegt, — nämlich das Kommando unserer dortigen Truppen und der Sachsen wurde ihm übertragen:

80	Bataillons	70	Eskadrons	Preußen
25	„	32	„	Sachsen
55	Bataillons	102	Eskadrons.	Dies betrug
55 Bataillons à 700 Mann		38 500 Mann		Infanterie
102 Eskadrons à 120 „		12 240 „		Kavallerie
		Summa:	50 740 Mann,	ohne die Artillerie.

[1]) „In die Quartiere fallen", so drückte man sich damals aus, ohne etwa in dem Wahn zu stehen, man werde alle einzelnen Quartiere in Franken, Bayern und Schwaben überfallen und wegnehmen. Man wußte recht gut, daß man nur einzelne wegfangen könnte, die übrigen aber zwingen würde, sich rückwärts zu konzentrieren, wobei man dann hoffen konnte, einzelne Teile noch zu schlagen, bevor sie sich zu einem Ganzen vereinigt hätten. [v. M.]

Er sollte nur alle Anstalten treffen, nach Hof vorrücken usw. Unterdessen wollte der König mit dem Herzog von Braunschweig konferieren, der die andere Armee kommandieren sollte. Hohenlohe war nun sehr froh. Er sah zwar Zögerungen von dorther voraus, hoffte aber mit dem Feind bald handgemein zu werden, und dadurch den Herzog mit vorwärts zu ziehen. —

Ich für meine Person saß ruhig in Friedersdorf. Von den Märschen, die unsere Truppen bereits gemacht, wußte ich so wenig als von dem, was in Dresden vorgefallen war. Ich erfuhr aber die Ankunft des Fürsten Hohenlohe in Berlin, und reisete hin, in keiner andern Absicht, als um ihm meine Aufwartung zu machen. Ich war den 8. September bei ihm und sehr verwundert, ihn so im Eifer und voller Geschäfte zu finden. Den Tag über sah und hörte ich denn doch anderwärts manches Kriegerische, konnte jedoch, nach der Erfahrung des vorigen Jahres, nicht glauben, daß es Ernst werden würde. Am 9. sagte mir der Fürst: „Wollen Sie nicht wieder mit mir ziehen? Es gibt Krieg!" Ich erwiderte, es möge wohl wieder nach Krieg aussehen, aber es würde gewiß wieder ein miserables Ende nehmen, wie im vorigen Jahr. „Nein! Diesmal ist es Ernst. Napoleon läßt uns nicht wieder heraus." „Dann wird es ein sehr blutiger Ernst werden." „Und dann wollten Sie nicht mit?" „Wenn es zum Letzten geht, werde ich nicht zu Hause bleiben, aber daß es so sei, will ich erst mit eigenen Augen sehen. Ich fürchte immer ein Blendwerk, wie das vom vorigen Jahr!"

Des folgenden Tages war ich früh wieder bei ihm, um mich zu beurlauben: ich wollte zurück nach Hause reisen. Er sprach: „Es ist kein Blendwerk. Ich gehe morgen ab, nach Dresden, die Armee ist da. Die Sachsen gehen mit. Ich breche gleich auf von dort an den Main. Der Herzog von Braunschweig sammelt seine Armee bei Halle. Glauben Sie das noch nicht? Wollen Sie noch zu Hause bleiben?" In dem Falle würde ich allerdings mitgehn, aber . . . „Schreiben Sie nur gleich an den König, ich esse zu Mittag bei ihm in Charlottenburg und nehme den Brief mit." Das mochte ich nicht, da ich schon zweimal den Abschied genommen hatte: „Der König müßte, wenn ich fortwährend bald Anstellung suche, bald den Abschied fordere, glauben, ich wüßte nicht, was ich wollte. Ist aber das Vaterland in Gefahr,

so braucht er nur zu befehlen und ich bin da." „Es ist in Gefahr. Sie haben aber recht, der König wird Sie ohne Gesuch wieder bei mir anstellen. Um 4 Uhr bin ich zurück; sei'n Sie dann hier." Und damit ging er. Ich stellte mich um 4 Uhr wieder ein: „Der König hat Sie wieder bei mir in Ihrem vorigen Posten angestellt. Morgen haben Sie den Brief!" Und wirklich war am andern Morgen, den 11., wie der Fürst nach Dresden abreisete, der Brief da. Ich war also wieder, halb wider meinen Willen, Soldat und mußte mich nun beeilen, nach Dresden zu kommen.

Ich eilte nach Hause; Equipierungsgegenstände hatte ich nicht anzuschaffen, da alles noch vorhanden war, aber desto mehr zu Hause zu ordnen. Der Wiederaufbau meiner abgebrannten Gebäude, der damit begonnen hatte, daß ich den hintern Flügel des Schlosses zum Waschhause unterkellern ließ, mußte nun dabei sein Bewenden behalten. Alles übrige blieb liegen, zehn Jahre lang, aber die Wirtschaft konnte ich nicht wieder in solche Verwirrung geraten lassen, wie im vorigen Jahr, wenn es meiner Mutter und meinen Geschwistern nicht an Lebensunterhalt fehlen sollte. Ich schrieb also schon von Berlin aus an meinen Bruder Alexander, der, wie erwähnt, seinen Studien auf der Universität Halle oblag: Er solle seine Studien sogleich aufgeben und an meiner Stelle die Verwaltung von Friedersdorf übernehmen; ich müsse wieder ins Feld. Er besann sich nicht einen Augenblick und war innerhalb acht Tagen da. Ich reisete den 22. September früh ab und war den 23. morgens 10 Uhr in Dresden. —

In der Zwischenzeit und auf der Reise hatte ich Muße genug, Betrachtungen anzustellen. Ich sah sehr wohl ein, daß es ein schwerer und blutiger Gang war, den wir zu gehen hatten. Der Unterschied unserer Lage mit der des vorigen Jahres war so total, daß der Enthusiasmus, der mich damals entzündete, zu der Resignation, meine Pflicht zu erfüllen, und den Fall des Vaterlandes nach Kräften entweder aufzuhalten oder zu rächen, herabgestimmt war.

Wie sehr wir von Alliierten entblößt und bei unsern Nachbaren in Mißachtung gefallen waren, brauche ich nicht zu wiederholen; aber auch in unserm Lande und in unserer Armee war die Stimmung eine ganz andere geworden. Wer damals nicht die richtige Einsicht von der Lage der Weltangelegenheiten hatte, und also nicht schon aus eigener Überzeugung in den Kampf ging, oder wer jene An-

gelegenheiten so gut wie ignorierte, der ging oder schwieg aus altem gewohnten Gehorsam. Nur einzelne Gelehrte oder gebildete Mittelleute machten die Ausnahme. Jetzt aber, wo des Königs Schwäche und sein Temporisieren offenbar worden, hatte jeder eine Meinung. Jene einzelne Gelehrte und Gebildete waren eine mächtige Partei geworden, alle Schlechten und alle Schwachen hatten sich ihnen angeschlossen; die Schlechten, die Teil am französischen Raube nehmen wollten, oder durch die Franzosen ihren Ehrgeiz zu befriedigen hofften, oder die eine goldne Zukunft durch französische zentralisierende Einrichtungen herbeizuführen hofften; die Schwachen aber, die immer lieber still sitzen als handeln, und vor der drohenden Gefahr die Augen verschließen, wenn sie nur hoffen können, einen Tag oder eine Stunde später aus der Seelenruhe ihrer Gemächlichkeit aufgerüttelt zu werden, dem Strauße ähnlich, der seinen Kopf verbirgt, wenn die Gefahr herannaht, einzig darauf bedacht, sie nicht zu sehen!

Um ebensoviel als diese Partei gewachsen, hatte sich die entgegenstehende vermindert. Derer, die einen guten Ausgang hofften und ihn mit allen ihren Kräften herbeizuführen strebten, waren nur äußerst wenige; es waren eigentlich nur die, die den Charakter des Königs und die Verwickelung der Verhältnisse nicht genau kannten. Die meisten hatten die innere Überzeugung, daß es doch wieder zu nichts kommen und der König am Ende dennoch nachgeben werde, wodurch denn Er und sein Land unbetrauert und ruhmlos in die Napoleonische Knechtschaft verfallen wären.[1]) Und in der Tat hätten sie recht gehabt, wenn nicht Napoleon selbst dem Könige jeden anderen Ausweg, als den des Kampfes, abgeschnitten hätte. Daß dieser Zwiespalt in den Meinungen und in der Stimmung sich auch in der Armee verbreitet hatte, erscheint nicht anders als höchst natürlich. Im ganzen kann man annehmen, daß alles, was in alten Provinzen in Garnison stand oder in der Nähe der Hauptstadt, oder unter Generalen von altem Schrot und Korne, kriegerisch gestimmt und also brauchbar war. Was aber in neuen Provinzen gestanden, sich mit den französischen Lügen familiarisiert, oder im

[1]) Vgl. über die Stimmung des preußischen Volkes 1806 Clausewitz a. a. O. X, 466 ff.; Höpfner, Krieg 1806/07 I², 181 f.; Häusser, Deutsche Geschichte II³, S. 712 ff.; Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. I⁶, S. 245 f.

Umgange mit dem gebildeten Mittelstande sich befleckt hatte, war unbrauchbar und unkriegerisch geworden. — Ich hatte im Winter schon Einquartierung von einem in Danzig garnisonierenden Regimente gehabt und war entsetzt gewesen über die Ideen und Ansichten, welche die Offiziere dieses Regiments zu erkennen gaben. Mit Napoleon wären sie lieber gezogen, aus falschem, wohlfeilen Ehrgeiz und aus Habsucht. Einer von diesen ist nachher länger als 20 Jahr Chef eines Departements im Kriegsministerio gewesen.

Das Schlimmste war, daß unser damaliges Kriegskollegium zu der Klasse derjenigen gehörte, welche den Marsch und die Mobilmachung der Armee nur für ein Blendwerk[1]) ansahen. Wer könnte mit ihnen rechten, da sie von den politischen Verwickelungen nichts erfuhren und der König niemals ein Wort mit ihnen sprach? Da nun im vorigen Jahr der Schatz erschöpft worden und es an Geld gebrach, so wollten sie sparen, und die ganze Ausrüstung wurde weit schlechter besorgt als im vorigen Jahr, ja sie war bis ins Unglaubliche mangelhaft. Um nur einen Punkt anzuführen, so waren bei der Hohenloheschen Armee gar keine Lazarettanstalten, bloß ein geringes sogenanntes fliegendes Feldlazarett; keine Munitionskolonnen; die Armee marschierte mit einer Chargierung, und die Reservemunition ging erst am Tage der Schlacht von Jena von Breslau ab! — Bei der Armee des Herzogs von Braunschweig fehlte dagegen wieder die Feldbäckerei, welche notwendig war, weil wir damals noch nicht plünderten.[2]) —

So stand es im Volke und in der Armee um die Zeit, wie ich in Dresden ankam. Die politischen Verhältnisse hatten sich aber für uns noch mehr verwickelt, für Napoleon dagegen hatten sie sich auf das befriedigendste entwickelt. Napoleon hatte gegen Knobelsdorff sogleich sein gewöhnliches Manöver gebraucht, nämlich auf die Beschuldigungen nicht zu antworten, die man gegen ihn vorbrachte, sondern mit neuen Beschuldigungen gegen seinen Gegner hervorzutreten. Knobelsdorff aber ging in die Falle und fing an, unsere Rüstungen zu entschuldigen.

Während dieses Notenwechsels hatte aber Bonaparte schon den Rheinbund aufgeboten. Dieser rüstete, und die französischen Armeen

[1]) d. h. nur für eine Demonstration gegen Napoleon. — [2]) = requirierten.

marschierten nach Mainz, die in Deutschland standen, rückten gegen den Rhein.

Nun wurde Knobelsdorff bestimmt vorgeschrieben, was er fordern sollte: 1) daß die französischen Armeen über den Rhein zurückgezogen werden sollten; 2) daß Napoleon der Errichtung des norddeutschen Bundes kein Hindernis mehr in den Weg lege; 3) daß Wesel wieder an Murat, 4) und von diesem die drei Abteien an Preußen zurückgegeben würden. Am 8. Oktober sollte die Antwort im Hauptquartier des Königs sein. Napoleon als ein guter Kämpe hielt die ihm gesetzte Frist pünktlich inne. Nicht bloß seine Antwort, sondern er selbst war am gesetzten Tage da. Als Knobelsdorff seine Vorschrift bekam, war Napoleon bereits zur Armee abgereist, und er konnte sie also nur dem Talleyrand einhändigen (am 1. Oktober), der sich begnügte zu erwidern, er werde dem Kaiser Bericht erstatten. Trotzdem ward der Anfang der Operationen noch um 14 Tage verzögert. —

So kam es zu dem unglücklichen Feldzuge. Meine Nachkommen werden aus meinem Tagebuche[1]) erkennen, daß ich niemals verzweifelt, sondern das Letzte gewagt haben würde, wenn ich etwas zu befehlen gehabt hätte. — Wäre die Schlacht von Jena ein Jahr früher vorgefallen, so hätte ich den Tod in ihr *gesucht*; jetzt, obgleich des Lebens nicht weniger überdrüssig, hatte ich es etwas mehr ertragen lernen und hielt mich an die Pflichten meines Postens. Auch vermied mich der Tod: das beweisen mein getötetes Pferd und mein mehrmals durchlöcherter Hut.[2])

[1]) Marwitz' Tagebücher (1805/15) sollen in einem schwächeren militärischen Nachtragsbande („Militärische Tagebücherund Schriften Fr. Aug. Ludw.'s v. d. Marwitz") veröffentlicht werden.

[2]) Marwitz' sehr ausführliche Schilderung des Feldzuges von 1806 — ein kleines Buch für sich — würde den Rahmen sprengen und muß aus Raumrücksichten hier wegbleiben; ich hoffe, sie im Auszug in dem Nachtragsband veröffentlichen zu können. Zum Ersatz sei auf seine Berichte an die Immediat-Untersuchungskommission in dem Generalstabswerk „1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse", 2. Aufl. 1906 (E. S. Mittler u. Sohn), S. 151—181 (Jena), 202—240 (Rückzug und Kapitulation von Prenzlau) verwiesen. Über Quellen usw. dieser Berichte vgl. meinen Aufsatz: „Nachträge zu Marwitz' Berichten . . ." in den Forsch. z. Brandenb.-Preuß. Geschichte Bd. XX S. 195—208. — Die wenigen hier eingeschalteten Sätze (von „Wäre die Schlacht" bis „Stettin") sind aus Marwitz' viel kürzeren *gleichzeitigen* Lebensaufzeichnungen (summarischen Eintragungen in sein Hauptrechnungsbuch) entnommen.

Auf der Flucht und nachher auf dem Rückzug über Magdeburg blieb ich, wie ich mußte, beständig an des Fürsten Seite und war also ein naher Augenzeuge, wie die herrlichsten Kräfte vergeudet und der edelste Mann, durch die schändlichen Handlungen und Absichten eines Verräters, des Obersten Massenbach, hingeopfert und verleitet ward, bei Prenzlau — 28. Oktober — seine Schande zu unterzeichnen. Nur die allgemein verbreitete Versicherung Massenbachs, die mir der Fürst mit eigenem Munde bekräftigte, daß der Feind bereits zwischen uns und Stettin stehe, wovon kein Wort wahr war, hielt mich so wie viele andere ab, laut wider ihn aufzustehen und nachher im Augenblicke der Kapitulation die Armee zu verlassen. Mehrere, die es taten, erreichten ungehindert Stettin.

Da wir auf unser Wort freigelassen wurden, verließ ich am andern Tag, meiner Pflichten gegen ihn ledig, den Fürsten; er lud mich ein, ihn nach Oberschlesien zu begleiten; ich mußte aber seine Einladung ablehnen, da ich die Absicht hatte, mich auf dem kürzesten Wege zum König zu begeben, — übrigens, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, genug zu Hause zu tun hatte.

Der Versuch, den ich eben jetzt für das Vaterland gemacht, war ebenso ohne Resultat abgelaufen, wie der des vergangenen Jahres. Ich war die vier Wochen, die mein Dienst gedauert, zwar genug angestrengt worden und hatte auch meinem General und der Sache des Vaterlandes einige nicht ganz unwesentliche Dienste geleistet, aber ein Resultat war nicht daraus hervorgegangen, vielmehr die schmählichste Vernichtung. Es war nicht nur ebenso, sondern noch weit schlimmer geworden, als ich in meiner Unterredung mit dem Fürsten Hohenlohe in Berlin vorausgesehen hatte. —

Wie es den Tag nach der Kapitulation (29. Oktober) ans Ausfertigen der Pässe ging, setzte sich Massenbach mit dem französischen General Belliard[1]) hin, um sie auszufertigen. Ich forderte, nachdem wir den Revers, vor der Auswechselung nicht gegen Frankreich zu dienen, unterzeichnet, für mich und meinen vierzehnjährigen Schwager Brühl[2]) — der Kornett bei den Gensdarmen, aber nicht

[1]) Augustin Daniel Graf v. Belliard (1769—1832), in allen Kriegen Napoleons ausgezeichneter Kavallerie-General, von den Bourbonen und Louis Philippe auch als Diplomat verwendet.

[2]) Fritz (Friedrich) Graf v. Brühl, später in österreichischen Diensten, dann wieder in preußischen, seit 1828 ein Schwiegersohn Gneisenaus.

mit dem Regiment in Gefangenschaft geraten war, da er als Ordonnanzoffizier sich im Hauptquartier befunden hatte — Pässe über die Oder zum König, um mich auswechseln zu lassen. Belliard sahe mich groß an und erklärte, diese Beschränkung verstehe sich von selbst, alles müsse diesseits der Oder bleiben. Da den Kerlen überhaupt nicht zu trauen war, so überlegte ich kurz, daß alles darauf ankomme, mich ihnen so bald wie möglich zu entziehen, und da die Richtung des Krieges sie nach der Oder führte, so sagte ich: nach Strelitz; erhielt den Paß und ritt um 9 oder 10 Uhr ab, nach Wolffshagen zu meinen vormaligen Regimentskameraden, den Schwerins. Ich begegnete keinem Feinde, und auch dort war noch keiner gewesen. Hier aß ich zum erstenmal seit Ruppin (25. Oktober), — man denke, mit welchem Hunger. In Prenzlau am 28. hätten wir zwar essen können, aber Gram und Zorn waren uns so in die Glieder geschlagen, daß wir alle nicht die mindeste Lust dazu hatten.

Nach Tisch machten wir uns wieder auf und ritten noch die vier Meilen nach Strelitz, wo wir etwa um 10 Uhr abends ankamen. Im Wirtshause abgestiegen, traf ich den Rittmeister Chazot[1]), den ich noch nicht kannte, auch eben wieder in den Dienst getreten und von Blücher vorausgeschickt, um ihm einen Übergang über die Elbe bei Lauenburg zu bereiten. Hier erfuhr ich also, daß heute früh Blücher noch von Boitzenburg gegen Prenzlau aufgebrochen sei, unterwegens erst unsere Kapitulation erfahren habe und sogleich umgekehrt sei, um über die Elbe zu gehen und sich nach Hameln zu werfen.

Chazot reisete sogleich weiter, und nun erfuhr ich von dem Wirt, daß viele Berliner hier flüchtend angekommen seien. Ich frage: wer? und erfahre: „Frau v. Marwitz mit ihren Kindern." Das war also meine Mutter und Geschwister. Ich sage zu dem kleinen Brühl: „Am Ende ist Deine Mutter auch hier" und frage nach der Gräfin Brühl. „Ja, die kam sogar mit Ochsen an (so war die Straße von Flüchtigen bedeckt gewesen) mit einer Tochter und einem kleinen Kinde." Das war also meine Tochter. Ich ging zuerst zur Gräfin Brühl und übergab ihr ihren Sohn. — Der war

[1]) Adolf v. Chazot (1763—1813), Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., 1807 Kommandant von Berlin. Er war 1804 (als Major, nicht als Rittmeister) wieder in preußische Dienste getreten, nachdem er schon 1790 den Abschied genommen hatte. Vgl. über ihn Pick, Aus der Zeit der Noth 1806—15 (1900) S. 371.

so angegriffen, daß er drei Tage lang schlief, und wenn er erwachte, so aß er und schlief wieder.

Dann fand ich meine Mutter mit meinen beiden Schwestern[1]) und meinem jüngsten Bruder Eberhard. Der war zwar auch schon vom Könige dem Regiment Garde zugeteilt, sollte aber noch bis Ostern in der école militaire bleiben. Mit dieser war unverantwortlich verfahren worden. Wie es nicht mehr zweifelhaft war, daß der Feind nach Berlin kommen würde, marschierte der Chef der Kadetten mit dem ganzen Korps ab, und führte es über die Oder, demnächst nach Preußen. Der Chef der école militaire, Oberst v. Kleist, schoß sich aber tot. Dadurch geriet das ganze Institut in Verwirrung, das Kommando kam an den ältesten Gouverneur, einen Kapitän Baillodz, der sich gar nicht zu raten wußte. Wenn auch durch jenes Ereignis ein Tag und selbst mehrere verloren waren, so konnte er dieses kleine Institut, welches nur aus 20—30 Köpfen bestand, selbst noch den letzten Tag zu Wagen die 12 Meilen bis hinter die Oder zurücklegen lassen. Er blieb aber, und nachdem die Franzosen Berlin besetzt, ging er hin und meldete sich militärisch, als Chef dieser Anstalt, indem er den Rapport von selbiger übergab. Natürlich wurde er verantwortlich gemacht, daß keiner der Zöglinge entkomme und sich zur Armee verfüge, denn wenigstens ein Dritteil derselben war in dem Alter, sogleich Offizier werden zu können, ja mehrere, wie mein Bruder, schon als solche designiert. Baillodz sperrte sie also sämtlich ein und befolgte treulich den ihm vom Feinde gegebenen Befehl. Mein Bruder hatte nun nicht abgelassen, meine Mutter zu bestürmen, ihn mitzunehmen, sie aber hatte, indem sie es tat, dem Baillodz versprochen, ihn wieder mit zurückzubringen.

Ich konnte nun voraussetzen, daß mein Vorhaben, mich den Franzosen zu entziehen, vor der Hand noch scheitern würde. Ich steckte mich am nächsten Tage daher schnell in Zivilkleider. Es war aber noch nicht Mittag, so kam auch schon der alte Blücher mit seinem ganzen Korps anmarschiert und zog um die Stadt herum, den Weg nach Waren[2]). Ich ritt heraus, fand ihn, wie er das Korps

[1]) Julie (spätere Gräfin v. Münster) und Caroline (spätere Frau v. Rochow). Vgl. über die letztere ihre demnächst erscheinenden Memoiren: Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852 (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn).

[2]) Nordwestlich von Neu-Strelitz.

vorbeimarschieren ließ, und so redete er teils mit mir über die Geschichte von Prenzlau, teils mit den vorbeimarschierenden Truppen. Sein Husaren-Regiment kam. Er sagte: „Na! das ist mir lieb, daß Ihr gestern Euren alten Ruhm aufrechterhalten habt! Bleibt so dabei, — es wird bald alles gut werden!" Ein junger Husar mit verbundenem Kopf kam vorbei. „Was? hast Du auch eins abgekriegt?" — „Ja wohl", brummte er verdrießlich. „Ich hoffe doch, Du hast ihm wieder einen tüchtigen Schmiß gegeben?" Nun fing alles an zu lachen, und der Kerl sagte: „Ja, recht ordentlich." — „So macht es immer! aber ich sage Euch, die Kerls mit den offenen Gesichtern immer von oben herunter gehauen! und die mit den Helmen, denen der dicke Pferdeschwanz um die Ohren herumbummelt, allemal in die Quere!" und in der Art ging es immer fort. — Ich ward nun gewahr, daß die Adjutanten gegenüberstanden, mich immer ansahen und untereinander redeten; endlich vernahm ich ziemlich laut: „Ja, so ist der Alte immer, er läßt sich mit jedem Racker ein; der verfluchte Kerl da ist gewiß ein Spion, der uns die Rotten zählt!" Ich sah in einem alten Mantel, den ich bis jetzt nur hatte bekommen können, fürwahr nicht reizend aus, und sagte das Gehörte dem Alten mit der Bitte, den Adjutanten doch zu sagen, wer ich sei. Nun lachte er: „Was habt Ihr denn im Kopf? Das soll ein Spion sein? Seht ihn doch nur an, es ist ja Marwitz; er kommt von Prenzlau." Nun war es gut, die Adjutanten kamen heran; ich kannte nur einen, nämlich Blücher den Sohn; die übrigen waren ganz junge Offiziere. Das Korps war vorüber. Er ritt wieder vor, ich nach Hause.

Am Abend, wie es finster war, kam die französische Avantgarde des Korps von Bernadotte; sie ward von dem nachher so berüchtigten Savary[1]) (Duc de Rovigo) geführt. Dieser Kerl quartierte sich nach französischer Gewohnheit sogleich beim Herzog auf dem Schlosse ein. Der Trupp (ein Kavallerie-Regiment) biwakierte auf dem Schloßplatze. Das Korps von Bernadotte folgte seiner Avantgarde nicht, sondern hatte in der Nacht deren Spur verloren, einen unrichtigen Weg eingeschlagen, und war nach Neu-Brandenburg geraten. Dies verschaffte Blüchern einen Vorsprung bis jenseits Waren. — Auch

[1]) René Savary, später Herzog von Rovigo (1774—1833), General und Diplomat, 1809 bis 1814 Polizeiminister, als solcher ein gefürchtetes Werkzeug Napoleons.

Savary zog am andern Morgen wieder ab, um sich mit Bernadotte zu vereinigen, nachdem der Herzog durch seine Vermittelung erhalten hatte, daß seine Residenz Strelitz nicht mit Truppen belegt werden sollte.

Dies verschaffte mir einen ungestörten Aufenthalt während vier Wochen. Denn da außer dem Korps von Bernadotte auch die von Murat und Soult mit allen ihren Nachzüglern und Marodeurs hinter Blücher her waren, und nach dessen Besiegung bei Lübeck[1]) wieder langsam zurückkehrten, so war diesen Zeitraum hindurch Mecklenburg gleichsam von Franzosen überschwemmt; man konnte sich kaum vor den Toren von Strelitz sehen lassen, ohne deren zu begegnen. Es war also gar nicht ratsam, während dieser Zeit eine Reise zu unserm Heere anzutreten. Ja, wäre nur Strelitz mit Einquartierung belegt worden, so möchte ich schwerlich unangefochten geblieben sein, vielmehr wäre ich vermutlich nach Frankreich geschleppt worden, wie so vielen andern geschah, trotz des Schutzes, den ihnen die Kapitulation hätte gewähren sollen, in der sie begriffen waren. So aber blieb ich verborgen, bis das Land wieder geräumt war und die Franzosen sämtlich nach Polen zogen. —

Der Abend des 30. Oktober, an welchem Savary auf dem Schlosse in Strelitz anwesend war, war noch durch ein Ereignis merkwürdig, welches beweiset, wie sehr Pflichtgefühl, Treue und Ehre aus allen Klassen der Gesellschaft gewichen waren. Der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz[2]), Bruder der Königin, damals 20 Jahr alt und Major im ersten Bataillon Garde, kam schon in Magdeburg, in meiner Gegenwart zum Fürsten Hohenlohe, erzählte, wie er seine Pferde verloren und den ganzen Marsch über den Harz habe zu Fuß machen müssen, wie er dadurch sich die Brust ruiniert habe und nicht mehr weiter könne. Sein mehreremal wiederholter Ausdruck war: „Die Brust ist hin." Demnach bat er, sich nach Strelitz zu seinem Vater zur Herstellung seiner Gesundheit begeben zu dürfen. — Da es ziemlich gleichgültig war, ob ein so junger unerfahrener Prinz bei der Armee war oder nicht, so gab Hohenlohe die erbetene

[1]) Blüchers Korps wurde bekanntlich bei Ratkau am 7. Nov. 1806 nach rühmlichem Kampfe gefangen. Vgl. v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1806/07 II, 375 ff.

[2]) Karl Friedrich August von Mecklenburg, preußischer General (1785—1837), der Stiefbruder der Königin Luise. Vgl. über ihn Adami, Königin Luise (2. Aufl. 1851), S. 306 ff.

Erlaubnis, doch nicht ohne hinzuzusetzen, daß er schwerlich lange in Strelitz in Ruhe werde bleiben können, und dann mit dem Rat seines Vaters wohl wissen werde, was er zu tun habe.

Prinz Karl war also in Strelitz, und zwar frisch und gesund. Wie Blücher durchzog, wußte man, daß der Feind ihm folgen werde, der Prinz hatte also, da er nicht gefangen war, nichts anderes zu tun, als mit ihm zu ziehen. Er blieb aber, und wie nun Savary kam, erschien er neben seinem Vater, dem Herzoge, in voller Uniform der preußischen Garde, den unzweifelhaften Ausgang ebenso sicher voraussehend, wie jeder andere. Savary erkundigte sich natürlich, bei welchem Regiment er stehe und wo er denn gefangen genommen und vermutlich aufs Wort entlassen worden sei? —, worauf Karl erwiderte, er sei noch nicht gefangen, sondern halte sich seiner Gesundheit wegen hier auf. Savary darauf: so werde er gestatten, daß er ihn hiermit selbst gefangen nehme, und Karl: das könne er nicht verhindern, bitte aber, ihn auf Ehrenwort hier zu lassen. Dies wurde genehmigt, Karl stellte seinen Revers aus und hatte so seinen Zweck erreicht, der Kriegsmühen überhoben zu sein.

Diese Geschichte habe ich aus des Prinzen eigenem Munde. Er erzählte sie mir und mehreren Personen am Morgen des 31. Oktobers, nachdem Savary abmarschiert war, im Schloßgarten zu Strelitz ganz unbefangen, wie ich mich verwundert zeigte, ihn noch hier zu finden. Er schien keine Ahnung davon zu haben, daß er Übles getan. Ich habe ihn die vier Wochen, die ich dort verweilen mußte, täglich gesehen, wenngleich seinen Umgang sichtbar gemieden, und kann versichern, daß er gesund war wie ein Fisch. Er blieb da, bis wohl ein halbes Jahr nach dem Frieden von Tilsit, — dann erschien er plötzlich in Königsberg, der König wollte nichts von ihm wissen und ihn gar nicht sehen. Endlich verschafften ihm die Bitten und Tränen der Königin doch Eingang und seine eigene Klugheit und Gewandtheit, sich in die Launen seines königlichen Schwagers zu schicken, Anstellung. — Im Jahr 1813 hatte er eine Brigade beim Yorkschen Korps, also bei dem, was am schärfsten anbiß und am meisten verlor. Er muß in der Zwischenzeit wohl den Flecken eingesehen, den er auf seine Reputation gebracht, und beschlossen haben, ihn abzuwaschen, denn er *hat* ihn abgewaschen, sich bei allen Gelegenheiten gut gehalten, bei Wartenburg ausgezeichnet und ist bei Leipzig schwer

verwundet worden. Und da im Himmel mehr Freude sein wird über einen Sünder, der Buße tut, als über 10 Gerechte, so wollen wir auch seines Jugendfehlers nicht weiter gedenken.[1]) —

Ereignisse nach den Schlachten von Jena und Auerstedt. Kapitulation der Festungen.

Die Königin hatte mit der Armee nach Auerstedt aufbrechen müssen, gleich als wenn von einer Revuereise die Rede wäre; aber glücklicherweise hatte der König sich doch noch beizeiten überzeugt, daß Davout ihm von Naumburg entgegenkomme, und hatte sie nach Weimar zurückgeschickt, von wo sie durch General Rüchel über Langensalza, um den Harz herum, über Magdeburg auf Berlin dirigiert worden war. Hier wird sie ungefähr den 17. oder 18. angekommen sein, aber ihres Bleibens war dort nicht, seit der Herzog von Württemberg bei Halle ebenfalls geschlagen und der Feind über Wittenberg und Dessau in vollem Anmarsch war. Die Erbprinzessin von Weimar (Schwester des Kaisers von Rußland)[2]), die in großer Freundschaft mit der Königin lebte, begleitete sie; denn das rücksichtslose Verfahren und bisweilen sogar pöbelhafte Betragen Napoleons bei solchen Gelegenheiten gestattete nicht, daß eine Prinzessin aus dem Hause eines seiner Gegner sich hätte aussetzen können, mit ihm zusammenzutreffen. Beide blieben also nur eine Nacht in Berlin und dann wurde die Reise nach Stettin fortgesetzt.

So wie man überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, daß ein Krieg könne ernsthafte Folgen haben, daß eine Festung, die nicht unmittelbar auf dem Versammlungsplatz des Heeres lag, könne belagert werden, oder daß der Feind die Hauptstadt erreichen könne, die doch nur 6 Meilen von der sächsischen Grenze lag und die doch selbst unter Friedrich II. zweimal in Feindes Händen ge-

[1]) Gleich nach dem Frieden von 1814 wurde er kommandierender General des Garde-Korps, führte es schon 1815 nach Frankreich und hat dasselbe Kommando noch bis auf den heutigen Tag (1836). Außerdem ist er General der Infanterie und Präsident des Staatsministerii und des Staatsrats. Seit sein Vater gleich so vielen andern alten Herzögen den unteutschen Titel „Großherzog" angenommen [1815], heißt er „der Herzog Karl". [v. M.]

[2]) Maria Pawlowna, vgl. o. S. 261, Anm. Vgl. über die Flucht [über Braunschweig, Tangermünde, nicht Magdeburg, auch nicht in Begleitung der Prinzeß] Paul Bailleu, Königin Luise im Kriege von 1806, Deutsche Rundschau Okt. 1906.

wesen war,[1]) so war auch in den königlichen Schlössern keinerlei Anstalt gemacht worden, um die königlichen Effekten einzupacken und fortbringen zu können. Ja die Kastellane, alte Diener meist von Friedrich II. noch her, hatten sicherlich keinen Begriff davon, daß Napoleon und seine Generale sich unterstehen könnten, in den königlichen Zimmern zu wohnen! — Sie konnten sich nicht anders denken, als daß sie wie ein Heiligtum unberührt, vielleicht höchstens einmal in Augenschein genommen werden würden.

Demnach blieb in Berlin und in Potsdam und Charlottenburg alles stehen und liegen, wie es gewesen war, und namentlich in den Zimmern der Königin, welche nicht ordentlich war, lagen alle Tische und Schubfächer voll Papiere, Briefschaften, Musikstücke, Juwelen, Toilettebedürfnisse u. dgl. Napoleon aber versäumte nicht, sich eben in diese Zimmer einzuquartieren, und mit eigenen kaiserlichen Händen alles durchzusuchen und durchzuschniffeln, und da er in den Korrespondenzen vielerlei zu sehen bekam, was ihn gewaltig ärgerte, so ergoß er sich in seinen Zeitungen in Spott, und ließ Privatbriefe, die die Königin erhalten, abdrucken, um sie lächerlich zu machen.

Nur eines setzte ihn wirklich in Schrecken. In Charlottenburg stand in dem Zimmer, in welchem der König gewöhnlich speisete, eine mechanische Uhr, welche Trompeterstücke im vollen Chor geblasen aufs täuschendste nachahmte. Dieses Zimmer war jetzt auch in der Reihe derjenigen, die Napoleon bewohnte. Irgend ein Spaßvogel aus der preußischen Dienerschaft mußte sich wohl daran ergötzt haben, das Spielwerk am Abend aufzuziehen: genug, um Mitternacht geht der Spektakel los, Trompeten ertönen durch das Schloß, die Adjutanten, die Dienerschaft, Napoleon selbst fahren aus den Betten heraus, und alle glauben an einen Überfall. Aber es ist alles wieder still und niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind, — denn man wurde nicht überfallen. Es werden Posten ausgestellt, ein Teil der Adjutanten und der Diener bleibt auf den Beinen — und siehe! um 1 Uhr wieder derselbe Lärm, und

[1]) Man hatte z. B. in Berlin das Zeughaus in der offenen Stadt stehen lassen, und im letzten Augenblick, anstatt die Waffen-Vorräte mit Vorspann hinter die Oder zu schaffen, dieselben auf Kähne geladen, welche durch die 17 Schleusen des Müllroser Kanals (d. h. schnellstens in 14 Tagen) die Oder erreichen sollten. [v. M.]

zwar in einem der Zimmer. Man stürzt hin, und so wurde denn die unschuldige Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war.

Nach Stettin, wohin die Königin etwa den 20. Oktober gekommen sein wird, hatten sich auch manche Beamte geflüchtet, unter andern das Geheime Kabinett, d. h. Beyme[1]) und Lombard mit ihren Schreibern und Papieren. Beide waren als Anhänger und Werkzeuge des Haugwitz bekannt und verhaßt. Und wie man in Zeiten der Not niemals an eigene Fehler und Versäumnisse, am wenigsten an eigene Dummheit und Faulheit glauben will, so war denn auch hier die Meinung allgemein, daß sie bestochen wären und das Vaterland verraten hätten. Vorzüglich wurde dies dem Lombard Schuld gegeben, weil er das auswärtige Departement hatte und immer mit der französischen Legation zusammengesteckt hatte. Wie er nun den Morgen nach der Ankunft der Königin sich nach deren Wohnung begab, hatte ihn jemand erkannt, und sogleich lief das Gerücht durch Stettin, der Verräter Lombard sei da und werde ohne Zweifel baldigst die Königin und die Festung den Franzosen überliefern. Es versammelte sich ein großer Haufen, welcher tobte und schrie, sie wollten den Lombard haben, ihn totschlagen, aufhängen u. dgl. Dieser, im Vorzimmer der Königin, lief leichenblaß hin und her; die Königin wußte nicht, was sie tun sollte, und der alte imbécille Gouverneur, General Romberg[2]), wußte ihr nicht zu raten, noch tat er irgend etwas, um den Tumult zu stillen. Da riet ihr die lebhaftere und tatkräftigere Erbprinzessin von Weimar, da der König nicht da sei, der Tumult immer ärger werde und Lombard doch wirklich ein infamer Kerl sei, so habe sie vollkommen das Recht, hier einzuschreiten, das Beste würde sein, den Lombard zu arretieren und ihn festzuhalten, bis der König weiter darüber entscheide. Dies war der Königin einleuchtend, sie erhob sich also in das Vorzimmer, kündigte dem Lombard selbst an, er sei im Arrest, und befahl dem General Romberg (oder dem Kommandanten), ihn bis auf des Königs weiteren Befehl zu verwahren.

Bald darauf kam ein Kurier vom König, der die Königin nach Küstrin beschied, er traf sie aber schon in Stargard. Die Erbprinzessin reisete auch ab, längs der Seeküste, nach Oldenburg. —

[1]) Beyme hatte sich nicht nach Stettin geflüchtet. — [2]) Generalleutnant v. Romberg, gest. 1809. Kommandant war Generalmajor v. Knobelsdorf (gest. 1807).

Da indessen damals die Zivilisation und Humanität noch nicht so weit vorgeschritten war wie jetzt, wo man die Malefikanten wie vornehme Herren mit Unterwürfigkeit behandelt, aufs eifrigste für ihre Bequemlichkeit und ihr Wohlleben bemüht ist, und aufrührerische Schriftsteller und Studenten nicht anders als in den kostbarsten Schlössern und Gemächern zu verwahren sich unterfteht, — so wurde auch mit dem Lombard nicht so glimpflich verfahren. Man kannte damals nichts anders, als daß, wer arretiert war, kam auf die Hauptwache, — und demnach erschien ein Unteroffizier und zwei Mann, nahmen den Herrn Geheimen Kabinettsrat in die Mitte und führten ihn über die Straße in die Hauptwache. Dabei großer Jubel des Volkes, aber auch viele Mühe anzuwenden, daß er die kurze Strecke mit heiler Haut zurücklegte.

Der König hätte unbedingt vergeben, wenn auch das Wichtigste wäre *versäumt* worden; aber daß die Königin selbständig *gehandelt* hatte, — das war ihm zu arg. Er machte sie herunter, gab den Lombard augenblicklich wieder frei, und bald darauf erschien in der Königsberger Zeitung eine öffentliche Rehabilitation desselben, in welcher u. a. die Phrase vorkam: „Unsere Gemahlin *hat sich übereilt*." Indessen wurde Lombard bald darauf mit Haugwitz verabschiedet und ist nicht wieder gebraucht worden. Seine Schrift „Matériaux pour servir à l'histoire des années de 1805 et 1806" ist ein bleibendes Denkmal seiner schlaffen und erbärmlichen Knechtsgesinnung. —

Was hatte aber unterdessen Friedrich Wilhelm in der bedrängten Lage des Staats getan, seit er die Armee in Sondershausen verlassen hatte? Er war ungefähr auf demselben Wege, den wir[1]) nach ihm genommen, nach *Magdeburg* gereiset. Hier war Gouverneur der alte General *Kleist*[2]), einundsiebzig Jahr alt, einer unserer bravsten und geachtetsten Generale, ja aus der Rhein-Kampagne als einer verrufen, der die Kräfte und das Blut der Truppen zu sehr in Anspruch nahm. Es war aber bekannt, daß er geistig und körperlich so geschwächt, daß er nicht mehr zu gebrauchen war. Der König mußte ihn durch einen anderen ersetzen, um so mehr, da der Kommandant, Oberst du Trossel, in dem

[1]) D. h. das Hohenlohesche Korps und die mit ihm vereinigten Reste der übrigen Truppen. — [2]) General der Infanterie, 1736—1808, also 70 Jahre alt.

schlechtesten Ruf stand und nur mit Not aus einer Untersuchung herausgekommen, die nach dem Rhein-Kriege wegen Feigheit über ihn verhängt war. Da er der Schwager des Generaladjutanten Kleist[1]) war, so wurde es diesem zugeschrieben und ihm sehr verdacht, daß ein so befleckter Charakter zu einem so wichtigen Posten befördert worden war. Es ist nicht bekannt geworden, daß der König irgend etwas anderes zur Erhaltung von Magdeburg angeordnet hätte, als daß er den Hauptmann v. Kleist, Neffen dieses Generals, der bisher Adjutant des Prinzen Louis gewesen, einen sehr talentvollen Offizier, dem alten General zum Adjutanten gab. Dabei war aber übersehen, daß der Alte der eigensinnigste Mensch von der Welt und also nicht zu erwarten war, daß er von seinem Neffen sich so vollständig würde leiten lassen, daß dieser eigentlich Gouverneur wäre; eine Leitung in geringerem Maße konnte zu gar nichts helfen.

Hohenlohe, der den Befehl erhielt, noch 6000 Mann in dieser Hauptfestung zu lassen, ließ mit ihnen den leicht blessierten und in kurzem auch wiederhergestellten Generalleutnant Grafen Wartensleben[2]) dort, einen noch vollkommen rüstigen und (als Soldat!) in tadellosem Rufe stehenden Mann. Mit den 6000 blieben noch soviel Versprengte dort, daß die Garnison über 24000 Mann zählte. Außerdem blieben dort eine ganze Menge alter, blessierter oder durch die Strapazen erschöpfter Generale. Wartensleben aber war der älteste nach dem Gouverneur, und es scheint erwiesen, daß er vorzüglich die Übergabe der Festung verschuldete, die schon am 8. November erfolgte, ohne daß die Festung regelmäßig angegriffen worden oder der Feind nur die Mittel gehabt hätte, sie zu belagern.[3])

Von Magdeburg reisete der König nach Küstrin. Die Festung Spandau war ganz vergessen worden. Kommandant war ein von des Königs eigenem Regiment wegen Unbrauchbarkeit dahin ver-

[1]) Des späteren Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf, des Siegers von Culm (1762—1823), 1808—07 Generaladjutant.

[2]) Leopold Alexander Graf v. Wartensleben (1745—1822), Jugendfreund Friedrich Wilhelms II., 1793/94 am Rhein ausgezeichnet, seit 1808 Gouverneur von Erfurt, 1807 entlassen, später kriegsrechtlich verurteilt.

[3]) Vgl. das kriegsgerichtliche Gutachten über die Kapitulation von Magdeburg in dem Generalstabswerk „1806. Das preuß. Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse" (1906) S. 281 ff.

setzter, also dem König genau bekannter Major Beneckendorff. Dieser bekümmerte sich so wenig um den Krieg, daß schon am 24. Oktober Murat mit einiger Mannschaft von Potsdam sich aufmachte, auf der dicht am Hauptgraben der Zitadelle fortführenden Landstraße ungehindert aufmarschierte, mit dem Kommandanten sich in Redensarten einließ und da dieser während derselben Tor und Zugbrücke offen ließ, gradezu einrückte und den Kommandanten mitsamt der Garnison gefangen nahm. — Ob der König in Stettin gewesen, weiß ich nicht, aber der alte General Romberg versperrte denen, die von Prenzlau entkommen waren, die Tore, trieb sie dem Feinde in die Hände, und wie dessen Avantgarde ankam, öffnete er die Tore und übergab die Festung am 30. Oktober.

Aber in Küstrin war der König und hielt sich zwei Tage daselbst auf. Kommandant war ein Riese, der Oberst v. Ingersleben. Im Jahre 1792 auf dem Rückzug aus der Champagne hatte er den Orden pour le mérite auf folgende Art erhalten. Die Ruhr grassierte, die Wege waren grundlos, die Artillerie blieb im Kote stecken und die Kavallerie mußte absitzen und ihre Pferde hergeben, um die Kanonen fortzuschaffen. Der König (Friedrich Wilhelm II.) setzte großen Wert darauf, kein Geschütz stehen zu lassen. Eines Tages quälten sich die Artilleristen mit einer solchen Kanone, bei welcher das Regiment, bei welchem Ingersleben stand, eben vorbeizog. Ingersleben saß auf einem seiner gewaltigen Gestalt angemessenen riesigen Braunen, der noch sehr wohl im Stande war. Er hatte den König von weitem kommen sehen, sprang vom Pferde, steckte seinen Braunen in eins der Geschirre, ließ aber wohlbedacht den Sattel mit Pistolenhalfter und der großen, goldgestickten Paradeschabracke darauf, schrie tüchtig, tat sehr geschäftig, legte selbst Hand an und trieb so, wie der König vorbeiritt, die Kanone aus dem Dreck heraus. Der fragte sogleich, wem das Pferd gehöre? und gab ihm den Orden. Sowie er aber nur weit genug weg war, spannte Ingersleben seinen Braunen wieder aus, setzte sich auf und ließ die Kanone stehen. Nachher wurde er wegen üblen Betragens vor dem Feinde vom Regiment entfernt und später durch Fürsprache Kommandant von Küstrin.

Diesen Kerl fand der König dort, fragte ihn: ob die Festung mit allem versehen sei und wie lange er sie ver-

teidigen könne? Ingersleben erwiderte, er könne sie gar nicht verteidigen, sie sei mit nichts versehen und die Festungswerke alle verfallen. Der König umging die Festung, fand im Gegenteil die Werke im vollkommensten Zustande und ließ die Zeughäuser durch seinen Flügeladjutanten, Major v. Jagow[1]) (später Oberstallmeister), visitieren, der Geschütz und Munition im Überfluß fand.[2])

Nun wurde Ingersleben zur Rede gestellt und erwiderte, daß ihm dies zu gar nichts helfen würde, da die Garnison, sobald sie eingeschlossen würde, nichts zu leben hätte. — Jagow mußte die Magazine visitieren und fand auf ein halbes Jahr Mehl im Vorrat. Nun meinte Ingersleben, Brot sei zwar genug, ihm fehle Fleisch. Wie nun darüber deliberiert wurde, führte der Zufall den Herrn v. Itzenplitz[3]) ins Vorzimmer, und wie er die angebliche Not hörte, ließ er sich beim Könige melden und trug ihm vor: daß Se. Maj. dicht vor den Toren von Küstrin fünf große Ämter besäßen, Sachsendorf, Golzow, Friedrichsaue, Kienitz und Wollup, deren Pächter in diesem Augenblick nicht weniger als 1000 Mastochsen auf dem Stall und außerdem gewiß 800 Zugochsen und Kühe hätten. Es bedürfe nur einer Autorisation, damit sie deren Wert von ihrer zu zahlenden Pacht abrechnen dürften, um mehr Vieh in die kleine Festung zu schaffen, als sie in Jahr und Tag verzehren könnte; und da die Pächter sämtlich wohlhabende Leute seien, so könnten sie ebenfalls das nötige Heu zum Futter bezahlen, welches die Küstriner Kietzer (Fischer) auf ihren weitläuftigen Wiesen dicht an der Festung zum Verkauf zu stehen hätten.

Der König, hocherfreut, gab dem Itzenplitz die nötige Vollmacht, alles auf den genannten Ämtern zu besorgen, befahl dem Ingersleben, morgen durch Kommandos alles hereinholen zu lassen; Itzenplitz reisete ab und meldete, ehe vierundzwanzig Stunden vergangen waren, daß alles bereit sei. Nun stellte Ingersleben noch vor, daß er kein Bombardement aushalten könne und mußte abermals verstummen, wie ihm seine weit-

[1]) Ludwig Friedrich Andreas Günther v. Jagow, seit 1809 Oberstallmeister, später Generalmajor und Generaladjutant Friedrich Wilhelms III., gest. 1826.

[2]) Küstrin, zwischen Oder, Warthe und Sümpfen gelegen, war bis 1830 imprenabel, bis die neuen Stromregulierungen ihr ihre ganze Stärke geraubt haben. [v. M.] — [3]) Vgl. o. S. 204, Anm. 1.

läuftigen bombenfesten Kasematten gezeigt wurden. Kurz gesagt, — hatte je ein Kommandant sich deutlich das Urteil gesprochen, daß er fortgejagt und ein anderer Kommandant gesetzt werden müsse, so war es Ingersleben gewesen. Aber der König tat es nicht, sondern redete ihm freundlich zu, ermahnte ihn und brachte ihn endlich dahin, daß er so gütig war, zu versprechen, er wolle sich wirklich verteidigen. Hierauf empfahl ihm der König die Sicherheit der Armee, die sich hinter der Oder sammeln solle, gab ihm die Hand und reisete ab.

Alle diese genauen Umstände weiß ich von den Personen, die in Begleitung des Königs bei dieser schlechten Farce zugegen waren. Kaum war aber der König in Stargard angekommen, so erfuhr er die Kapitulation des Fürsten Hohenlohe und schrieb nun an Ingersleben, indem er ihm dieses Unglück anzeigte: „Er hoffe, er werde so handeln, wie er für das Beste des Staats für notwendig erachte."

Daß diese Ausdrücke wie Balsam in Ingerslebens angstvollen Busen tröpfeln würden und daß ihm das Beste des Staats in der schleunigsten Übergabe seiner Festung liegen würde, konnte ein jeder leicht voraussehen. In der Tat hatte er schon weder seine Ochsen noch sein Heu hereinholen lassen, und wie in denselben Tagen Davout, nach Posen marschierend, seine Avantgarde in Müncheberg hatte, fiel es einem auf der Straße nach Küstrin vorgeschickten Husaren- oder Chasseur-Offizier ein, zu versuchen, ob er die Festung nicht bekommen könne? Er ritt daher mit seinen vierzig Mann bis an die abgebrannte Oderbrücke, ließ blasen und forderte die Festung auf. Ingersleben erbat sich Bedenkzeit. Hierauf tobte der Offizier, befahl, der Kommandant solle augenblicklich zu ihm herüberkommen, wenn er nicht die Stadt wolle in Flammen aufgehen sehen! Ingersleben setzt sich gehorsamlich in einen Kahn und fährt hinüber, die Kapitulation wird abgeschlossen, die Garnison (wie allenthalben) kriegsgefangen, Ingersleben aber kann frei fortgehen. Der Franzose macht sich wohlweislich die Bedingung, daß er erst am dritten Tag von da einrücken will und sendet zurück, man möge eiligst Infanterie schicken, um die Festung zu besetzen. Ehe aber ein Bataillon auf Wagen gesetzt ankommen kann, hat schon in der Festung von der vier Depot-Bataillone starken Besatzung das des Regiments Oranien (das alte berühmte Markgraf Karl) rebelliert. Während

die andern sich alles gefallen lassen, will dieses Bataillon die Festung nicht übergeben, so daß Ingersleben den jenseit der Oder befindlichen französischen Kavallerie-Offizier inständigst ersuchen muß, wenigstens ein Tor zu besetzen. So wurden die Feinde über die Oder mit Kähnen hereingeholt. Das Bataillon Markgraf Karl zerschlug hierauf die Gewehre und beging Exzesse, bis die französische Infanterie herbeikam und es fortführte.[1]) Merkwürdig ist, daß dasselbe Ehrgefühl im ganzen Regimente lebte, indem die beiden Linien-Bataillone desselben bei der Kapitulation von Hameln genau ebenso verfuhren.

Auch ein anderes altes Regiment, das älteste in der Armee, Kunheim (alt Winterfeldt, dann Itzenplitz), glücklicher, bewahrte seinen Ruhm bei Lübeck auf vorzügliche Weise. —

Wie solchergestalt die Armee fast gänzlich aufgelöset war, die Festungen gefallen und die Franzosen unaufgehalten über die Oder vordrangen, blieb dem Könige nichts übrig, als sich hinter die Weichsel zu begeben und die noch in Preußen befindlichen Truppen mit den heranziehenden Russen zu vereinigen. Hier erließ er am 1. Dezember von Ortelsburg aus eine Verordnung[2]) an die Armee, nach welcher die Kommandanten von Erfurt, Stettin, Küstrin, Spandau, Magdeburg und die übrigen an Kapitulationen schuldigen oder sonst pflichtvergessenen Offiziere teils kassiert, teils ohne Abschied entlassen wurden. Der Oberst und Kommandant in Küstrin, v. Ingersleben, wurde sogar zum Arkebusieren condemniert; er wußte sich aber so gut zu verbergen, daß man nie wieder von ihm gehört hat; er soll noch zwanzig Jahre in einem Winkel von Sachsen gelebt haben.[3])

So übte Friedrich Wilhelm sein königliches Richteramt zum

[1]) Vgl. (zur Kritik) das Gutachten der Immediatuntersuchungskommission in dem Generalstabswerk „1806", S. 268—281. Dazu die Darstellungen von Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, II³, S. 324 ff. und v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1806/7 II, 331 ff.

[2]) Das sog. Ortelsburger Publicandum, abgedruckt im Generalstabswerk über 1806, S. 7 ff. Auch Marwitz gibt es in der Handschrift vollständig wieder; interessant ist, daß er den Major und Ingenieur de la place v. Harenberg, der kassiert wurde, irrtümlich als Ingenieur-Kapitän von Hardenberg mit dem Namen seines Todfeindes belegt.

[3]) Ingersleben hielt sich krank in Hohenlohe bei Leipzig auf. Er starb 1814.

erstenmal in seinem Leben, und niemand wird behaupten können, daß er darin nicht vollkommen in seinem Rechte gewesen sei. Erwägt man aber, wie sehr der kriegerische Geist unterdrückt, wie seit zehn Jahren immer die Erhaltung des Friedens, selbst wenn er durch Niederträchtigkeiten erkauft wurde, als das höchste Gut gepriesen worden war; wie unsere ganze Politik beständig den Grundsatz zur Schau getragen hatte, daß die Ruhe und der augenblickliche Nutzen weit über die Ehre zu setzen sei; erwägt man ferner die Geschichte des letztverflossenen Jahres, welche in alle Gemüter die Überzeugung hatte pflanzen müssen, daß es auch mit diesem Kriege kein Ernst sei, — endlich, wie mit dem Ausbruch des Krieges auch die Zerstreuung der Armee jeden, der nicht einen gestählten Sinn hatte, überrascht, niedergeschlagen und entsetzt hatte; dann die Entfernung des Königs von der Armee, die schlechte Führung derselben, die Preisgebung alles Materials, kurz, daß von oben herab genau so schlecht verfahren worden war, als die gehandelt hatten, die jetzt bestraft wurden: so kann man zu ihrer Entschuldigung den Spruch anführen: „Tel maître, tel valet."

Aber das ist eine der schwierigsten und unglücklichsten Pflichten der Herrscher, daß, wieviel sie auch selbst verschuldet haben, sie dennoch ihre eigne Schuld nicht öffentlich gestehen und nicht anstehen dürfen, diejenigen ihrer Untertanen zu bestrafen, die nach demselben Prinzip wie sie selber sündigten, — weil ein entgegengesetztes Verfahren den Staat völlig auflösen und sie daher ihre Pflichten gegen das Vaterland nur um so mehr verletzen würden. —

Der König hatte den Brief des Napoleon, der ihm am Tage der Schlacht überbracht worden war, dahin beantwortet, daß er seine Friedensanträge annähme und den Marquis Lucchesini an ihn absende.[1]) Dieser traf den 21. Oktober in dessen Hauptquartier ein. Napoleons Friedensbedingungen waren: Abtretung aller Provinzen zwischen Rhein und Elbe; 100 Millionen Franken Kontribution und Verzichtung auf jede Einmischung in den Angelegenheiten Deutsch-

[1]) Selbst Treitschke, der ja den König viel zu günstig beurteilt, erklärt: „Völlig überwältigt von der unerwarteten Niederlage hatte König Friedrich Wilhelm sogleich nach der Schlacht unter demütigenden Bedingungen den Frieden angeboten. Es waren die häßlichsten Tage seines Lebens." Deutsche Geschichte I[6], S. 254.

lands. Der König nahm diese Bedingungen an, und schon am 27. wurde dem Napoleon diese Akzeptation seiner Bedingungen in einem Schreiben des Königs eingehändigt. Napoleon, in der vollen Ernte seiner Kriegsoperationen begriffen, zögerte mit seiner Antwort bis zum 16. November, und nachdem er in der Zwischenzeit die Kapitulationen von Prenzlau, Pasewalk und Anklam, den Fall von Küstrin, Stettin und Magdeburg und Blüchers Katastrophe von Lübeck erfahren, schämte er sich nicht, zu erklären: „die Herrschaft des Gesetzes, welches dem Regierenden teurer sein müsse, als alles geschriebene Recht, — das allgemeine Wohl — entbinde ihn seines früheren Wortes!" Er wollte dagegen einen Waffenstillstand unter den schmählichsten Bedingungen genehmigen (Besetzung alles Landes bis Weichsel und Narew; Aufgabe des größten Teils von Schlesien; Entfernung der russischen Truppen aus Preußen usw.). Lucchesini unterzeichnete diesen Vertrag! Da er aber ungefähr enthielt, daß der König von seinem Thron herabsteigen und sich, an Händen und Füßen gebunden, Napoleon überliefern solle, so war es natürlich und unerläßlich, daß der König ihn verwarf. —

Indem hier so viele Beweise von Pflichtvergessenheit vor Augen gestellt sind, könnte man auf den Gedanken geraten, die ganze Armee sei nichts anderes gewesen, als ein Amalgama von Feigherzigen, von Verrätern und Dummköpfen; und in der Tat ist sie von unwissenden, übelwollenden und dem Franzosentum ergebenen Schriftstellern so geschildert worden. Man muß aber nicht vergessen:

1) Daß der Hauptfehler von oben herkam, und daß mithin alle tapfern Taten, alle Hingebung und Aufopferung, die wirklich stattgefunden haben, in kleineren Kreisen vorfielen und ohne Einfluß auf das Ganze blieben, während das Üble allgemein bekannt wurde und schreckliche Folgen nach sich zog; — ja daß mancher Heroismus und Dahingebung fürs Vaterland von der Verleumdung angegriffen und entstellt wurde. Als Beispiel hiervon will ich nur die Aufopferung des Prinzen Louis und den Heroismus Rüchels erwähnen.

2) Daß alle Anführer, die im Jahre 1813 und den folgenden den preußischen Namen wieder aufgerichtet und denselben Feind so geschlagen haben, daß sie zweimal siegreich in seine Hauptstadt eingerückt sind, sämtlich in diesem Unglücksjahr 1806 schon

in der preußischen Armee dienten und zum großen Teil auch schon Anführer derselben waren. Dahin gehören an 60 Chefs von Armeekorps, Divisionen und Brigaden, mehr denn 120 Regimentskommandeurs im Jahr 1813, die sämtlich 1806 in der Armee standen. Von beinahe 300 Bataillonskommandeurs des Jahres 1813 sind es nicht zehn gewesen und von nahe an 2000 Kompagnie- und Schwadronchefs nicht 100, bei denen es nicht derselbe Fall gewesen wäre. Wenn also dieselben Personen 1806 dies Resultat herbeigeführt haben und 1813 jenes, so kann es nicht an den Personen, sondern es muß an den Einwirkungen von oben, den Maßregeln, Mitteln und Umständen gelegen haben; — vor allem aber an Gottes Segen. Dies mehr ins Licht zu setzen, als bisher geschehen, dazu glaube ich einen Beitrag geliefert zu haben.[1])

Wenden wir uns aber von der geschmäheten Armee zu den Beamten und zu dem ganzen Zivilstande, und lasset uns sehen, ob diese sich besser betragen haben? Es war unsere damalige Art und Weise, daß wir eine lächerliche Sorgfalt hatten, daß in dem Feinde abgetretenen oder von ihm besetzten Provinzen die Administration und Justiz nicht in der gehörigen Ordnung fortgehen möchte. Wir ließen ihm also jederzeit alle Verwaltungs- und Justizbehörden da, wodurch ihm denn die gewöhnlichen Landeseinkünfte ebenso ruhig, vollständig und mit derselben Sicherheit zuflossen, wie dem rechtmäßigen Landesherrn, und er zu seinen außerordentlichen Forderungen und Erpressungen gleich eine mit allen Hülfsquellen des Landes wohlbekannte Behörde zu seiner Disposition hatte! — So hatten wir in Ansbach verfahren, so geschah es auch jetzt in der Mark Brandenburg, Pommern, Magdeburg, Westfalen usw. — Die Departementsminister (nach jetziger Art des Innern und der Finanzen) sowie die der auswärtigen Angelegenheiten waren zwar dem Könige gefolgt, aber die Kriegs- und Domänenkammern, Land- und Steuerräte usw. — kurz alle Behörden — waren zurückgeblieben.

Wie nun Napoleon seinen Einzug in Berlin hielt, standen außer dem Magistrat (welcher es natürlich nicht vermeiden konnte) auch

[1]) Vgl. auch die oben fortgelassene Darstellung des Feldzugs von 1806 im Nachtragsband. — Über die Ursachen der Katastrophe von neuerer Literatur besonders Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena, 2. Aufl., 1906.

die Justizminister v. Goldbeck[1]) und v. Reck[2]) und die geistlichen Minister v. Massow[3]) und v. Thulemeyer[4]), die Kurmärkische Kammer und die Angesehensten der Bürgerschaft (es konnte keine Angesehensten anders geben, als die sich selbst dazu gemacht, also ganz ungerufen mitgingen) am Brandenburger Tor und empfingen ihn; dann setzten sie sich im Wagen, jagten nach dem Schlosse und empfingen ihn dort abermals.[5])

Bald mochte wohl der nicht zahlreiche, ehrenwerte und an seine alte Formen festhaltende Magistrat, bei den vielen Anforderungen, die an die Stadt Berlin gemacht wurden, zu schwerfällig, wahrscheinlich auch dem Könige zu treu, erschienen sein; denn er wurde aufgelöset und ein Comité administratif eingesetzt, dessen Chef ein Bankerouteur und fraudulöser Spekulant de la Garde[6]) (ursprünglich Buchhändler) war, und neben ihm noch zwei von der französischen Kolonie, Béringuier und Wibeau, und die Kaufleute und Fabrikanten Hotho, Meier, Nitze nebst dem Maurermeister und berühmten Musikverständigen Zelter[7]) Mitglieder waren. Diesen stand ein Rat der Sechziger und Repräsentanten der Bürgerschaft zur Seite. Ein wahres Vorbild der zwei Jahre später gegebenen Städte-Ordnung, mit dem Unterschiede, daß bei den Franzosen jene beiden Unterbehörden nur zum Schein da

[1]) Heinrich Julius v. Goldbeck, Minister seit 1795, 1807 entlassen.

[2]) Eberhard Friedrich Christoph Ludwig Frhr. v. d. Reck, Minister 1784—1807.

[3]) Eberhard Julius Wilhelm Ernst v. Massow, Minister 1798, 1807 entlassen. Die geistlichen Angelegenheiten gehörten damals auch zum Justizdepartement.

[4]) Friedrich Wilhelm v. Thulemeyer, Minister 1793—1807.

[5]) Vide Berliner Zeitung vom 30. Oktober 1806. [v. M.]

[6]) Dieser la Garde hatte u. a. von dem Grafen Dönhoff in Tamsel dicht hinter [östlich von] Küstrin eine Sandscholle von etwa 5—10 Morgen für eine Kleinigkeit erkauft. Darauf erbaute er zwei Windmühlen, welche Bretter schnitten, und fing einen Bretter- und Holzhandel an. Diese Unternehmung wußte er für ein sehr großes und wichtiges Geschäft auszugeben, erborgte darauf über 100 000 Taler, hütete sich aber wohl, Zinsen zu bezahlen; vielmehr geriet das kleine Geschäft in Stocken, welches er auf die schlechten Zeitläufte schob. — Und nach 10 Jahren wußte er den Staatskanzler Hardenberg zu bereden, das Etablissement für jene 100 000 Taler auf königliche Rechnung zu übernehmen. La Garde zog den Kopf aus der Schlinge und bald wurde das Etablissement gänzlich aufgegeben! [v. M.] — [7]) Karl Friedrich Zelter, Bauherr und Musiker (1758—1832), der Freund Goethes, seit 1819 Leiter des Kgl. Instituts für Kirchenmusik.

waren und nicht gefragt wurden, — bei uns aber die Sache ernsthaft genommen und eine förmliche Republik organisiert wurde.

Außerdem erwog Napoleon, daß eine so große und bevölkerte Stadt wie Berlin ihm immer eine große Garnison kosten würde, und die übrigen Städte verhältnismäßig. Da er nun seine Soldaten gegen die heranziehenden Russen besser gebrauchen konnte, und die Leute so sehr lammfromm und willfährig waren, so ließ er eine Nationalgarde organisieren, zu der jeder Bürger pflichtig war, welcher angeblich die Sicherheit der Stadt anvertraut wurde. Die Stadt war aber vollkommen sicher und bedurfte keinen andern Schutz, als gegen die Erpressungen des Feindes; den sollte und konnte aber diese Nationalgarde nicht gewähren, sondern sie stand unter dem französischen Kommandanten und unter militärischer Disziplin und konnte von ihm zu allem gebraucht werden, wozu er nur immer französische Soldaten innerhalb der Stadt hätte gebrauchen können. — Die Berliner fanden sich hoch geehrt, fühlten sich wichtig in ihrer neuen militärischen Würde, steckten sich in Uniformen, besetzten die Wachen, standen vor den Franzosen Schildwacht, machten ihnen die Honneurs usw. Auch ein Chef fehlte nicht; dies war ebenfalls einer von der Kolonie, ein Juwelier mit Namen Jordan; Hauptleute und Leutnants gab es eine ganze Menge.

Um nun diese neue Stadtregierung, dieses neue französische Militär und zugleich die zurückgebliebenen königlichen Behörden sich dergestalt zu verpflichten, daß er sie nötigenfalls wie rebellische Untertanen bestrafen könne, veranstaltete er eine förmliche Huldigungsfeierlichkeit auf dem Schlosse. Ein Thron war errichtet, die Minister, Präsidenten, Räte, das Comité administratif, die Repräsentanten und die Chefs der Nationalgarde mußten erscheinen, und der Gouverneur, General Clarke, an Napoleons Stelle, empfing von ihnen den Eid: „daß sie alles ausführen wollten, was ihnen französischerseits befohlen werden würde, und (wörtlich) weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen einzugehen.“[1])

Der Feind aber, das war ihr eigener König und Herr! Auch war die Sache so arg, und Napoleon sich so wohl bewußt, daß er

[1]) Vide Berliner Zeitung vom 11. November 1806. [v. M.]

jeden seiner Untertanen, der dergleichen zu tun gewagt hätte, würde erschießen lassen, sobald er heimgekehrt wäre, daß er nicht unterließ, dies Komitee und diese Nationalgarde in den nachher zu Tilsit geschlossenen Frieden mit einzuschließen, und den König versprechen zu lassen, daß er sie nicht bestrafen würde für das, was sie getan hatten!![1])

Aber hierbei blieb es nicht einmal. Wie die französischen Gouverneure und Kommandanten nachher in ihren Geschäften wegen der deutschen Sprache und wegen der Lokalbekanntschaft in der Stadt zu ihren Verschickungen Ordonnanzen von der Nationalgarde nahmen, die denn öfters nicht brauchbar waren, tat sich die Schützengilde freiwillig zusammen, und organisierte ein Korps von wohlhabenden jungen Leuten zu Pferde, die sich in eine prächtige, hellgrüne Uniform steckten, mit Gold gestickt, den förmlichen Dienst in den Vorzimmern dieser französischen Generale verrichteten, und natürlich durch den zweijährigen täglichen Umgang mit den Franzosen recht gründlich verdorben wurden. Ich selbst habe den Marschall Victor[2]) mit einem Gefolge von zwanzig solcher aufgeputzten Ladenschwengel umherreiten sehen, die aussahen wie die Narren, und statt sich ihres Dienstes zu schämen, sich damit brüsteten. Was aber in Berlin geschah, das geschahe mutatis mutandis in allen übrigen größeren Städten; z. B. in Frankfurt, Brandenburg usw. war auch Nationalgarde, dem Napoleon zur Treue verpflichtet.

Wie nun bald darauf der Provinz eine Kontribution auferlegt wurde, war die Kurmärkische Kammer[3]) doch noch so ehrenwert gesinnt, zu erklären, sie habe kein Recht, dem Lande neue Abgaben aufzulegen und sie einzutreiben. Wie sie aber dem Andringen der Feinde nicht widerstehen konnte, berief sie die Stände, d. h. Ritterschaft und Städte, und verwies die Forderung an diese. Diese wurden denn auch gezwungen, ein Komitee zu wählen, aber nicht zu einer Art von Regierung oder Verwaltung, wie in Berlin, sondern bloß zur Erhebung und Einziehung der Kontribution. Hier genügt die Be-

[1]) Vgl. u. Kap. 8 (S. 486). — [2]) Victor Claude Perrin (1764—1841), 1793 Brigadegeneral, 1807 Marschall, nach dem Tilsiter Frieden Gouverneur von Berlin, später Pair, 1821 Kriegsminister.

[3]) Die Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer. Ein Verzeichnis ihrer damaligen Mitglieder im Handbuch über den Kgl. Preuß. Hof u. Staat, 1806, S. 64.

merkung, daß in dieser Zeit des allgemeinen Abfalls und des Egoismus die Ritterschaft (d. h. damals noch beinahe ausschließlich der Adel) die Abgabe auf lauter solche Gegenstände legte, wobei sie das meiste zu zahlen hatte, und die Bauern, — die nicht repräsentiert waren, — geschont wurden.

Überhaupt verbreitete sich die französische Unsitte und Verderbtheit unter dem Adel und dem Bauernstande beinahe gar nicht, unter den Bürgern — und unter den Gebildeten vorzüglich — auf eine Schrecken erregende Weise. Diese waren den pseudophilosophischen Gleichheitsgrundsätzen schon an sich hold, und daher mit dem Feinde leicht vertraut. Sie lebten förmlich wie Freunde miteinander; vorzüglich konnten die Weiber und Mädchen den französischen Schmeicheleien und Artigkeiten der Oberfläche nicht widerstehen. Viele kamen zu Falle, manche liefen mit Franzosen davon. Die Geringeren konnten dem Reiz schon nicht widerstehen, „Madame" und „Mamsell" genannt zu werden, wie die Vornehmeren. Bei dem Adel und den Bauern, also auf dem Lande, blieb hingegen immer eine Spannung und Haß; man vergaß nicht, daß es Feinde waren.

Noch ein Band der Affinität existierte, welches Napoleon geschickt zu benutzen wußte: dies war die Freimaurerei. — Es hat zu allen Zeiten Verbindungen gegeben, durch welche unruhige Menschen ihre Ideale, oder ihre Irrtümer, oder ihre Bosheiten zu fördern und in der Welt zu verbreiten suchten. Eine der ältesten ist gegen jede positive Religion gerichtet, angeblich um die menschliche Vernunft auf den Thron dieser Welt zu setzen, dadurch Einsichten und Glück zu verbreiten, in der Tat aber, um die durch dieses trügerische Aushängeschild Betrogenen zu den Zwecken der an der Spitze stehenden Betrüger zu gebrauchen; die bestehende Ordnung in Kirche und Staat umzustürzen, und die Herrschaft über beide jenen Anführern in die Hände zu spielen, wobei denn statt der versprochenen Freiheit und Gleichheit der größte Despotismus von ihnen geübt, und eine Ungleichheit, wie sie nie dagewesen, entstehen würde, weil jedes Recht und jedes Eigentum dem Wohle des Ganzen und zur Erreichung der Zwecke jener höheren Intelligenz, d. h. ihrer eigenen Willkür, dahingegeben werden müßte.

Eine solche Verbindung bestand bereits innerhalb des Ordens

der Templer, und Philipp der Schöne und der Papst waren offenbar auf dem richtigen Wege, wenn sie einen so staats- und glaubensgefährlichen Orden aufheben wollten. Daß er dies wirklich sei, hatte er im Orient aufs deutlichste gezeigt. Die Trümmer dieser Verbindung leben in dem Orden der Freimaurer fort, sei es nun, daß er aus ihnen entstanden ist, oder daß er schon bestand und die Wissenden unter den Templern sich an ihn anschlossen. Es kann nicht wundernehmen, daß in einem Lande, wo Jahrhunderte lang eine Revolution die andere verdrängte, wie in Schottland, ein solcher Orden sich am festesten begründete und hauptsächlich von da sich ausbreitete. Ein schottischer Meister ist die höchste Stufe in demselben.

Wie viele Abstufungen es unter den Freimaurern gibt, wie wenige Betrüger oder wie viele Betrogene, kann nur derjenige wissen, der selbst die höchste Stufe erstiegen hat. Viele sind aber der Meinung, sie ständen auf der höchsten Stufe, während sie noch nicht einmal die Schwelle des ihnen ganz unbekannten inneren Tempels erreicht haben.

Im ganzen steht es mit der Sache so: Obenan stehen die Bösen, welche Reichtum, Herrschaft und Genuß für sich selbst verlangen, und welchen alles Übrige nur Mittel zum Zweck ist. Dann kommen die Enthusiasten, welche die Herrschaft der Vernunft verbreiten wollen, es koste auch, was es wolle. Dann die Sentimentalen, welchen es um das Glück der Menschheit zu tun ist, und welche glauben, es durch Redensarten befördern zu können. Endlich die Albernen, welche mit etwas Geld Gutes tun, dabei aber sich selbst amüsieren, in Gesellschaft sein und fressen wollen. Jede dieser Hauptstufen glaubt, mit ihr sei der Orden abgeschlossen, und ein Meister vom Stuhl unter den Albernen würde Maul und Nase aufsperren, wenn er erführe, daß es über ihm noch Enthusiasten gibt, und ebenso würden die Sentimentalen es als eine Lüge bestreiten, wenn sie behaupten hörten, daß die Bösen ihre Hauptleiter wären.

Wie gefährlich ein solcher Orden ist, springt in die Augen: denn selbst die Unschuldigsten unter ihnen, die Albernen und Sentimentalen, stiften doch immer den Schaden, daß sie sich gegenseitig durch die Welt helfen, sich einander zu Anstellungen empfehlen, und andere ehrliche Leute verdrängen. Es ist wirklich merkwürdig, wie

ein solcher Bittsteller auftritt, wenn er in der Meinung steht, Du seist auch Freimaurer, wie er Dir mit Zuversicht auf den Leib tritt, sich Deiner Hand zu bemächtigen sucht, um sie dann mit eingelegtem Finger zu fassen, — und wenn man ihm nun zu erkennen gibt, man gehöre nicht zu seiner Clique, wie er mit Arroganz enteilt, gleichsam als wollte er sagen: „Warte nur! ich werde schon einen andern finden!" — Es ist wirklich erstaunlich, welche Menge schlechter und unbrauchbarer Kerle auf diese Weise zu Anstellungen und zu Einkünften gelangen, und wie nachsichtig sonst rechtschaffene Vorgesetzte gegen Untergebene sind, mit denen sie in der Loge verkehren.

Von den höheren Graden vernahm man in Zeiten der Ruhe und Ordnung nicht viel. Sie verstärkten ihren Haufen und lebten auf Kosten der Betrogenen. Aber schon zwanzig Jahr früher zeigten sie sich als Illuminaten und würden einen unermeßlichen Schaden angerichtet haben, wenn ihr Chef, Weishaupt[1]), nicht ein gar zu verruchter Kerl gewesen und sich dadurch mit seinen eifrigsten Anhängern, namentlich mit dem schlechten Freiherrn v. Knigge[2]), veruneinigt hätte, der schon deshalb Deutschland verblendet hatte. Dann traten sie als Jakobiner auf in der französischen Revolution und späterhin als Carbonari in Italien[3]), als Leiter der Burschenschaft in Deutschland, als Juste milieu in Frankreich[4]), als Liberale in Spanien, als Giovine Italia[5]), als St. Simonisten[6]), und frecher noch als diese eben jetzt als „junges Deutschland". — Ich will hiermit nicht sagen, daß der gesamte Freimaurerorden alle diese Verirrungen und Verbrechen

[1]) Adam Weishaupt (1748—1830), Stifter des Illuminatenordens („Apologie der Illuminaten" 1786) und philosophischer Schriftsteller. Vgl. über ihn Jacoby in der Allg. Dtsch. Biogr., Bd. XLI, S. 539—550.

[2]) Der bekannte aufgeklärte Schriftsteller (1751—96), dessen Name durch seine bekannteste Schrift „Über den Umgang mit Menschen" (1788) ja geradezu zum geflügelten Wort geworden ist.

[3]) „Köhler", ursprünglich gegen die französische Herrschaft in Italien gerichtete geheime Gesellschaft, später demokratisch.

[4]) Die „richtige Mitte", Bezeichnung der Schaukelpolitik in Frankreich unter Louis Philippe. Marwitz meint wohl damit die französische liberale Bourgeoisie.

[5]) Das „junge Italien", eine geheime, den Umsturz der bestehenden Regierungen bezweckende republikanische Gesellschaft unter Leitung Mazzinis (seit 1832).

[6]) Anhänger des Sozialisten Claude Henry Graf v. St. Simon (1760—1825).

angestiftet hätte, aber sie gingen von nicht wenigen Mitgliedern desselben aus und hatten ihre Wurzel in den Grundsätzen des Ordens, ihre Helfer in seiner Mitte, ihre Zuflucht bei seinen Gliedern.[1])

Napoleon, der wohl wußte, welchen Schaden der Orden anrichten könne und wozu er sich gebrauchen ließe, hatte ihn unter Aufsicht gestellt und seinen Schwager Murat zum Großmeister aller Logen in Frankreich wählen lassen. Der säumte nun nicht, so viele verschmitzte Kerle, als er unter den Offizieren, Kommissarien und Employés nur auftreiben konnte, ebenfalls in den Orden aufnehmen zu lassen, und wie nun dieser Schwarm in unser Land kam, besuchten sie die Logen, redeten dort als Freunde der Menschheit, wurden bekannt, stifteten Freundschaften, und so kamen sie, ohne daß die große Masse der Freimaurer es nur merkte, ganz unvermerkt zu allen Nachrichten, deren Napoleon bedurfte, und selbst hinter Staatsgeheimnisse.[2])

[1]) Die Freimaurer brüsten sich gewaltig damit, daß zwei Personen Freimaurer gewesen sind, Friedrich der Große und Blücher.

Man weiß aber, daß Friedrich nur aus Neugierde als Jüngling sich hat aufnehmen lassen, nur wenige Male in den Versammlungen gewesen ist (er durfte es nicht einmal, seines Vaters wegen) und gleich nach seiner Thronbesteigung die ganze Narrenspoſſe (denn weiter hätte man ihn nicht kommen lassen) aufgegeben hat, weil er zur richtigen Erkenntnis gekommen war, daß kein Geheimnis dahinterstecke. — Es ist daher eine lächerliche Unwissenheit, wenn Friedrich II. auf Kupfern als König und als alter Mann dargestellt wird, wie er Loge hält! Seit seinem 30. Jahr hatte er sie verlassen. [Vgl. Oberst Knorr, Friedrich d. Gr. als Freimaurer. Hohenzollernjahrbuch 1899, S. 104—125].

Was Blüchern betrifft, so weiß jedermann, daß er weder nach Geheimnissen trachtete, noch seine Bestrebungen auf Beförderung idealer Menschen-Glückseligkeit richtete. Er hatte sich als bon vivant und der Gesellschaft wegen aufnehmen lassen, und da er listig und gewandt genug war, sich in alle Verhältnisse zu schicken, auch das Talent der Rede besaß, so war es ihm leicht, in seinem ruhmgekrönten Alter durch Tischreden die enthusiasmierten Freimaurer noch mehr für sich zu gewinnen, welche denn glaubten, oder wenigstens ausbreiteten, daß er sein Lebelang eifrig am Tempel Salomonis gearbeitet habe! [v. M.]

[2]) Friedersdorf, den 17. Januar 1836. [v. M.] — Zur Beurteilung von Marwitz' natürlich höchst anfechtbaren Ausführungen über den Freimaurer-Orden vgl. die Einleitung.

Kapitel 6.[1])

Von Strelitz bis Memel (1806—07).

Mit List nach Stralsund. — Gefährliche Reise nach Schweden. — Mit „Schuß“ und Boot nach Kopenhagen. — Die englische Gesandtschaft. — Mit dem Kriegsschiff nach Preußen. — Beim König. — Winterfeldzug 1806/07; Kamenskoi und Bennigsen. — Untätigkeit; „Expedition nach der Mark.“ — Übers Haff nach Memel. — Neuuniformierung der Armee. — Schlacht bei Preußisch-Eylau. — Bruch mit Hutchinson. — Auswechselung. — Gespräch mit dem König. — Marwitz erhält die Erlaubnis, ein Freikorps zu bilden.

In Strelitz, wo ich vom 29. Oktober bis 23. November blieb, erhielt ich Nachrichten von Hause, wo gleich die ersten Franzosen alles ausgeplündert und ein Gelddouceur verlangt hatten, was das vorhandene bare Geld weit überstieg. Sie hatten den sehr guten, noch von meinem Vater hinterlassenen, von mir kaum angerührten Weinkeller eingepackt und fortgeführt, die besten Pferde weggenommen; der Offizier (oder Unteroffizier?) hatte sich sogar mit Gewalt in *mein* Wohn- und Schlafzimmer einquartiert und meinen Bruder mit Gewalt daraus vertrieben, um in der Nacht Bureau und Schreibtisch zu erbrechen und alles fortzunehmen, was nur einigermaßen Wert hatte, unter anderem einige kleine Schmucksachen meiner seligen Frau, die ich für meine Tochter aufbewahrte.

Bald darauf waren die Kontributionsausschreibungen erfolgt; sie mußten durch die einlaufenden Feuerkassengelder gedeckt werden, und in dieser Hinsicht war es ein Glück, daß die Gebäude abgebrannt waren. Ich ließ meinen Bruder selbst nach Strelitz kommen, der mir auch einen Diener wieder hinbrachte, und instruierte ihn für die Zukunft, ihm anempfehlend, vor allen Dingen für meine Mutter

[1]) Angefangen 18. Januar 1836. [v. M.]

Sorge zu tragen, die auch schon Einquartierung und städtische Abgaben in Berlin hatte. Er solle lieber alle andern Zahlungen aufschwellen lassen und im Notfall das Vieh verkaufen.

Ich erwartete einen Frieden. Zum erstenmal aber faßte der König einen mannhaften Entschluß, warf sich dem Kaiser von Rußland in die Arme und ratifizierte den vom General Zastrow[1]) schon verhandelten schändlichen Frieden nicht. Ich hoffte, das Unglück habe ihn gebessert, träumte, nun würden wir nach so einem mannhaften Entschluß auch mannhaft handeln und unsern Bundesgenossen das Beispiel der größten Hinopferung und Energie geben, ließ zum drittenmal Haus und Hof liegen und machte mich auf den Weg zum König. Nach Preußen zu gelangen, wurde sehr schwierig, da Stettin verloren war. Ein Geheimer Rat v. Dewitz in Milzow, den ich von Berlin her kannte, hatte mir einen Paß gegeben als seinem Wirtschaftsschreiber nach seinem Gute Kantreck in Hinterpommern gesendet. Ich wollte damit über die Inseln Usedom und Wollin durchzukommen suchen. Aber die Franzosen hatten auch die Ausflüsse der Oder und alle Übergänge über die Peene, Swine und Dievenow besetzt. Dieser Plan mußte also aufgegeben werden. Es blieb nichts übrig, als sich in Schwedisch-Pommern zu werfen und zu versuchen, ob man zur See fortkommen könne. Dies war aber wieder deswegen sehr schwierig, weil der König von Schweden, sehr unzufrieden, die Franzosen so plötzlich dicht an seine Grenze bekommen zu haben, selbige streng bewachte und weder Freund noch Feind hineinließ, so daß selbst aller Verkehr unter den Nachbaren unterbrochen war. Keine Grenze ist nämlich leichter zu bewachen als diese, weil sie rund herum von Wasser umflossen ist, der sumpfigen Trebel und der Peene.

Mein jüngster Bruder und mein kleiner Schwager lagen mir unablässig an, sie mitzunehmen. Dies war aber erstlich an sich beinahe unmöglich, da ich selbst nicht wußte, wie ich durchkommen oder in wessen Gewalt oder Gefängnis ich geraten könne; andernteils aber ging es für meinen Bruder nicht

[1]) Friedrich Wilhelm Christian v. Zastrow (1752—1830), Generaladjutant Friedrich Wilhelms II., 1801 Generalmajor, Okt. 1806 zu Napoleon nach Charlottenburg entsandt. Dezember 1806 Geh. Staats- und Kabinettsminister (für das Auswärtige), April 1807 entlassen, Gegner Hardenbergs, strenger Altpreuße.

an, ohne meine Mutter sehr zu kompromittieren. Ich mußte sie also bei ihren Müttern lassen, welche Ende November wieder nach Berlin zurückreiseten.

Ich nahm also abermals von allen meinen Angehörigen und von meiner kleinen Tochter Abschied, und ging einem dunkeln Schicksal entgegen. Ich hätte allerdings ohne Vorwurf und mit weit besseren Gründen als die meisten gefangenen und auf ihr Wort entlassenen Offiziere nach Hause gehen und für das Meinige sorgen können (und es bedurfte dessen!); aber es ist nie meine Art gewesen, mein eigenes Wohl von dem des Allgemeinen, mein Schicksal von dem des Vaterlandes zu trennen. Und wahrlich, wäre ich nicht gleich von Anfang an in den Krieg gezogen, ich hätte jetzt Haus und Hof verlassen und hätte mich zum König verfügt. Denn es gibt nichts Einfältigeres als solche Reden wie etwa: „Was kann der Einzelne tun?" oder: „Ein jeder muß zuerst für sich selbst sorgen" und dergleichen egoistische Albernheiten. Das Vaterland besteht nur aus dem Zusammenfluß und der Zusammenwirkung aller Individuen. Wenn eines derselben das Recht hätte, die Mitwirkung zu verweigern, so hätten es alle, und in demselben Augenblick gäbe es also kein Vaterland mehr. Das Haupt und die Seele des Vaterlandes ist aber der König: bei ihm ist also der Sammelpunkt in Zeiten der Gefahr. Keine Schwäche, kein Fehler desselben kann Untertanen von der Pflicht entbinden, sich alsdann um ihn zu scharen: denn nicht seine Pflichten haben sie ihm vorzuhalten, sondern die ihrigen zu erfüllen.

Den 23. November machte ich mich auf den Weg. Der Erbprinz von Strelitz[1]), Bruder der Königin, hatte mir ein Schreiben an diese mitgegeben, das ich auf alle Fälle mir in meinem Rockkragen einnähen ließ. In Ivenack, wo das schöne Gestüt gänzlich geplündert war, — die Diebe des Murat hatten alle Hengste, Stuten und Fohlen, die nur irgend sich dem Alter näherten, wo sie geritten werden konnten, fortgeführt[2]) — erhielt ich von dem

[1]) Georg Friedrich Karl Joseph, geb. 1779, regierte 1816—1860.

[2]) Auch den Herodot, den besten der Rasse, hatten sie mitgenommen. Dem Grafen Plessen war bekannt, in welchem Gestüt in Frankreich er aufbewahrt wurde. Als wir nun 7 Jahre später, 1814, Paris erobert hatten, dienten drei oder vier Söhne des Grafen Plessen in unserer Armee. Sie reiseten hin, besahen sich ihren Herodot, aber so groß war zu der Zeit der Respekt vor diesem liebenswürdigen

Grafen Plessen, mit dessen Brüdern ich gedient hatte, ein Empfehlungsschreiben an seinen Hausarzt, einen Dr. Murbeck in Demmin, der auch in Stralsund Patienten hatte. Dieser Mann war sehr bereit, mir zu helfen, wußte aber gar kein Mittel, mich nach Stralsund zu bringen, da er sogar bei dem Besuche von Patienten zurückgewiesen worden war. Wenn ich mich auch durch die Vorposten schliche, würde ich doch, ehe ich nach Stralsund käme, auf andere Posten stoßen und ohne Zweifel als verdächtig arretiert werden.

Plötzlich schoß mir ein Gedanke in die Seele, und ich fragte: „Wenn ich denn arretiert bin, was machen sie dann mit mir?" — „Ohne Zweifel werden Sie alsdann nach Stralsund geschleppt!" — „Dann bin ich ja d'rin!" rief ich voll Freude aus — „nun müssen wir nur gleich Anstalt machen, damit ich ihnen sehr verdächtig erscheine, und sie mich nicht zurück über die Grenze, sondern gewiß nach Stralsund bringen!" — „Ja, wenn Sie sich dem aussetzen wollen!" — „Und warum nicht? Wenn ich erst drinnen bin, müßte es ja mit dem Henker zugehen, wenn ich sie nicht bewegen sollte, mich zum König zu schicken." Ich fragte nach dem Namen des Gouverneurs. Es war der Generalleutnant v. Essen[1]). Den kannte ich nicht. Ich fragte, ob der General Armfelt[2]) nicht darin sei? — Ja, aber er habe kein Kommando. Dies war derselbe Armfelt, der getreue Freund Gustavs III., an dessen Arm er im Redoutensaal spazierte, als der Mörder Ankarström ihm das Pistol in den

Diebesvolke, daß sie es nicht wagten, ihr Eigentum zurückzunehmen, ungeachtet in der ganzen Welt jedermann gestohlenes Gut zurücknimmt, wo er es findet; sie zogen ruhig wieder ab. Erst im folgenden Jahre, 1815, wie wir sie zum zweitenmal besiegt hatten und uns etwas weniger untertänig gegen die Besiegten benahmen, erhielten sie den nun 15- oder 16-jährigen Herodot durch eine Unterhandlung mit dem König Ludwig XVIII. (dem doch wahrhaftig auch nicht ein Haar aus dem Schwanze des Herodot gehörte, der daher gar nicht mitzureden hatte!), zurück, welche Unterhandlung ein halbes Jahr gedauert hat! Dieser Hengst ist nachher noch sechs oder acht Jahr im Gestüt mit Succeß gebraucht worden. [v. M.]

[1]) Hans Henrik Graf v. Essen (1755—1824), Militär und Staatsmann, seit 1800 Generalgouverneur von Schwedisch-Pommern, 1811 Feldmarschall, 1816 schwedischer Reichsmarschall.

[2]) Gustav Moritz Graf v. Armfelt (1757—1814), Günstling Gustavs III., 1790 Generalmajor, später Gesandter in Italien, dann in Rußland, 1802—04 in Wien, 1805—07 in Pommern. Leidenschaftlicher Gegner Napoleons; seit 1811 Günstling und Berater Alexanders I.

Rücken abschoß.[1]) Alle Freunde Gustavs wurden nach seinem Tode verfolgt, Armfelt unter andern des Landes verwiesen und hielt sich damals längere Zeit in Berlin auf; hier hatte ich ihn gesehen, wie ein Leutnant einen ausländischen General sieht, so jedoch, daß ich hoffen konnte, er werde sich meiner genugsam erinnern, um mich zu rekognoszieren und mir weiter fortzuhelfen. Nachdem Gustav Adolph IV. den Thron bestiegen, war er zurückgerufen und 1805 zur Zeit der Schlacht von Austerlitz nach Österreich geschickt gewesen oder zu eigenem Zweck dorthin gereiset. Napoleon hatte viel Aufsehen davon gemacht, und überall wurde geglaubt, daß Armfelt in Verbindung mit Österreich stecke und gegen Frankreich intrigiere. Hierin wollte ich nun verwickelt erscheinen.

Der Dr. Murbeck ging mit mir aufs Rathaus und brachte den dummen Magistrat (der anfangs aus Furcht vor den in dem Augenblick weit entfernten Franzosen nicht wollte) dahin, daß er mir einen Paß ausfertigte auf meinen wahren Namen, ohne irgend einen Charakter, als aus dem Österreichischen kommend, um in Stralsund meine Verwandten zu besuchen. Es konnte freilich nichts Verdächtigeres erdacht werden, als ein Paß, hart an der Grenze zu einer Reise von sechs Meilen ausgefertigt, mit der Angabe, daß man in diesem Kriegeswirrwarr hundert Meilen weit herkomme, ohne irgend etwas Früheres aufweisen noch die angeblichen Verwandten in Stralsund namhaft machen zu können! Mein Doktor schlug vor, wir wollten versuchen, ob ich mit diesem Paß, den der schwedische Unteroffizier nicht würde lesen können, den Posten, der dicht vor Demmin stand, würde passieren können; wenn nicht, so wolle er mich in der Dunkelheit seitwärts über das Wasser bringen. Der Posten bestand nur aus einem Unteroffizier und drei Mann, auf einem Damm, in dessen Mitte die Brücke abgeworfen war, wo die Bohlen aber daneben lagen. Gegenüber steht ein Wirtshaus. Dieser Paß heißt Mainkrebs.

Der arme Teufel ließ sich wirklich durch das große Blatt mit dem preußischen Wappen imponieren, ich kam hindurch, dankte dem Dr. Murbeck herzlich und kam mit einbrechender Dunkelheit, d. h. in der Jahreszeit etwa um vier Uhr, nach dem kleinen Städtchen

[1]) 17. März 1792. Gustav III. regierte 1771—92.

Grimme, von dem dieser Posten drei Meilen weit vorwärts detachiert war. Das Wirtshaus war zugleich das Quartier des kommandierenden Offiziers, eines Rittmeisters v. Platen. Der ließ mich sogleich zu sich entbieten, und nun ging das Verhör los.

Ich hatte auf meinem Ritt von Demmin hierher Zeit genug gehabt, mir einen ganzen Sack voll Lügen auszudenken, und den schüttete ich nun aus. Der Platen fragte also natürlich zuerst nach meinem Paß, den ich vorzeigte. Dann: wer denn die Verwandten in Stralsund wären. Nun folgte mein Bekenntnis, daß ich dort keine Verwandten hätte und meine Lüge mit dem Österreichischen und dem General Armfelt. — Ich sollte meinen österreichischen Paß vorzeigen, — da war ich nach der Schlacht bei Jena den Franzosen in die Hände gefallen, und die hatten mir alle meine Papiere abgenommen. — Wie ich es denn angefangen hätte, um die Briefe an den General Armfelt durchzubringen? Ich erwiderte, die hätte ich im Rockkragen eingenäht, — faßte hin und knisterte mit dem darin steckenden Schreiben an die Königin. — Ich solle ihm die Briefe nur geben, er gäbe mir sein Wort, daß der General Armfeldt sie sicher erhalten solle, dann könne ich umkehren und mir den Weg ersparen. — Ich erwiderte, daß er leicht selbst ermessen könne, daß, wenn man eine so weite und gefährliche Reise mache, man auch noch mündliche Aufträge habe, und zwar die wichtigsten, und daß man Antwort zurückbringen solle; deshalb müsse ich ihn bitten, mich zu meiner Bestimmung gelangen zu lassen.

Ich sah deutlich, daß er diesen Reden nicht glaubte, — was ich ihm auch nicht verdenken konnte — mich aber auch nicht für einen Spion und schlechten Kerl hielt, sondern merkte, daß etwas anderes dahinter stecke. Er sagte nun, die Nacht möge ich hier bleiben, den anderen Morgen wolle er mir Bescheid geben, ob ich nach Stralsund hinein könne. — Ohne Zweifel hat er unterdessen eine Ordonnanz hineingeschickt und Verhaltungsbefehle geholt. Wohl bekam es mir daher, daß meine Lügen die Aufmerksamkeit geweckt und die Hoffnung erregt hatten, mehr zu erfahren, sonst hätte ich den andern Morgen über die Grenze zurückwandern können!

Den andern Morgen um acht Uhr sagte er mir, ich könne hinein, aber er müsse mir ein paar Mann mitgeben und ich mich dort bei dem Kommandanten melden. Bon. Husaren hielten schon vor der Tür,

ein Unteroffizier kam mit Papier und Feder, dem diktierte er auf Schwedisch, so viel ich verstehen und herauslesen konnte, ungefähr folgendes: „Rapport Hauptposten Grimme, den 25. November 1806: Aufgefangen auf den Vorposten ein verdächtiger Mensch, nennt sich Herr v. Marwitz, führt Briefschaften im Kragen. Erfolgt hierbei.“ Und damit Punktum. Ich dachte: das ist eine schöne Empfehlung! Nun wird also das Gewitter erst recht losgehen! Zugleich befahl er, daß der Unteroffizier bei Mainkrebs abgelöset und arretiert werde. — Wir saßen auf, ein Unteroffizier und zwei Husaren nahmen mich in die Mitte, und so ging es fort. Die Kerls führten mich aber nicht die grade Straße, sondern transportierten mich die Kreuz und Quer von Posten zu Posten. Erst die dritte Ablösung brachte mich nach Stralsund. Es waren den Tag abwechselnde Sprühregen, kalte, windige Luft und tiefer Kot; ich sah aus wie ein Schwein. Einen Mantel hatte ich nicht, sondern nur einen Überrock und Reithosen. Wie die Türme von Stralsund durch den Nebel hervortraten, glaubte ich mich am Ziel meiner Wünsche.

Stralsund war damals noch eine starke Festung, im besten Stande. Wir ritten durch den bedeckten Weg, über die Brücke in das Ravelin[1]), allein anstatt nun die vor uns liegende Hauptgrabenbrücke zu passieren, befahl der Unteroffizier den beiden Husaren, dort mit mir halten zu bleiben und ritt im Galopp in die Stadt. Es wäre ein verfluchter Streich gewesen, wenn ich nun noch hätte umkehren müssen! Aber er kam bald zurück, und wir zogen ein. Die Straße war leer, der Tritt der fünf beschlagenen Pferde lockte die Leute an die Fenster und in die Türen. Bald hieß es: Da bringen sie einen! — da haben sie den infamen Spion erwischt! wenn man doch solchen Racker gleich aufhängen wollte! — aber er wird wieder viel zu gut behandelt werden, usw. Wäre die Straße voller gewesen, so wäre wahrscheinlich ein Tumult entstanden. — Vor wenigen Tagen hatte sich nämlich trotz aller Wachsamkeit ein französischer Offizier in die Festung geschlichen, hatte sich alles besehen, und war glücklich wieder hinaus und davon gekommen. Der Gouverneur hatte den Kommandanten darüber hart angelassen, dieser erachtete, er müsse nun redoubler de vigilance, und nun fiel

[1]) Das wichtigste, spitz vorspringende Außenwerk bastionierter Befestigungen.

ich ihm in die Hände. Auch mochte dieser Vorfall den Bürgern bekannt geworden sein.

Ich ward nach der Hauptwache gebracht, aber sogleich zwischen einem Unteroffizier und zwei Mann zum Kommandanten geführt, am Markt, in dasselbe Haus, wo noch heute unser Kommandant wohnt. Es war ein Oberst Peyron und entweder von Natur oder wegen des erwähnten Vorfalls ungemein barsch. Der Unteroffizier blieb im Zimmer. Er fuhr mich an: „Wie heißen Sie?" Ich nannte meinen Namen. „Sie mögen mir wohl ein schöner Herr v. Marwitz sein! Sie führen ja Briefschaften im Kragen?" „Ich mache kein Geheimnis daraus, wenn ich es nicht selbst gesagt hätte, würde man es nicht wissen." „Was sind es für Papiere?" „Briefe an den General Armfelt." „Her damit!" „Lassen Sie mich zum General Armfelt bringen, ich werde sie ihm einhändigen." „Wissen Sie, wer ich bin?" „Ich vermute, daß Sie der Kommandant sind." „Ja, der bin ich! und als solcher befehle ich Ihnen, mir die Briefe herauszugeben!" „Sie würden sie doch nicht lesen können, denn sie sind in Chiffren geschrieben." „Ach, Herr, mit dergleichen kömmt man hier nicht durch! ich werde Ihm zeigen, daß man mit solchen Burschen nicht viel Federlesens macht!" Und so ergriff er eine gewaltige Papierscheere, packte mich am Kragen, und in demselben Augenblick hatte er auch ein Loch hinein und in den Brief geschnitten, so daß ich ihn nachher mit dem Schnitt übergeben habe.

Ich sah nun, daß ich zu Armfelt nicht gelangen würde, sondern mich diesem rauhen Kommandanten anvertrauen müßte. Ich sagte daher: „Mon Colonel, si vous voulez faire sortir cet homme, je vous dirai la vérité." Da ich geläufig Französisch sprach, glaubte er, er habe nun seinen Franzosen fest, sagte: „Aha, Monsieur! à présent nous vous tenons!" und ließ den Unteroffizier abtreten. Ich nahm nun meinen französischen Paß als aufs Wort freigelassener Kriegsgefangener heraus und hielt eine förmliche Rede, zu welcher ich mich für diesen äußersten Notfall unterwegens präpariert hatte. Ich sagte ihm die volle Wahrheit und schloß damit: ich sei auf der Reise, um mich zu meinem König zu begeben und ihm Rapport abzustatten von der letzten Katastrophe. Da ich auf keiner andern Art durchkommen konnte, so habe ich ein jedes Mittel ver-

ſuchen müſſen, um hier herein zu kommen. Wenngleich in der letzten Zeit Irrungen zwiſchen Schweden und Preußen ſtattgefunden hätten, ſo glaubte ich doch, daß in dem jetzigen Zeitlauf nur zwei Parteien exiſtieren könnten, die der ehrlichen Leute und die der Schurken — dies waren urkundlich meine Worte —; meines Wiſſens hätten die Schweden immer auf der Seite des Rechts geſtanden, darum vertraute ich mich ihnen an. Zuletzt forderte ich ihn auf, im Namen der Ehre und der guten Sache, mir allen möglichen Vorſchub zu leiſten, damit ich bald und ſicher zu meinem König und Herrn gelangen möge!

Er war einen Augenblick wie bedonnert, dann ſagte er: „Warum haben Sie das nicht gleich geſagt?“ — „Da Sie die Grenze eben deswegen ſperrten, damit wir nicht hereinkämen, ſo wäre dies wahrſcheinlich der ſicherſte Weg geweſen, um wieder zurückgeſchickt zu werden.“ — „Da haben Sie recht, das wäre auch ganz ſicher geſchehen.“ — „Und was nun meine erſten Antworten hier im Zimmer betrifft, ſo ſehen Sie gewiß ein, daß Ihre Art mich anzureden eben nicht geeignet war, Vertrauen zu erwecken, und daß ich daher verſuchen mußte, mich jemand entdecken zu können, bei dem ich Teilnahme für unſer Schickſal vorausſetzte.“ — „Freilich. Ich darf Ihnen frei geſtehen, daß wir den Franzoſen keineswegs anhängen, vielmehr für Preußens Schickſal Teilnahme hegen. Wenn wir dieſe aber offen darlegten, würden wir uns den Napoleon gleich auf den Hals ziehen, und dazu ſind wir jetzt noch zu ſchwach. Aber wir haben dennoch mehreren preußiſchen Offizieren eine Freiſtätte gewährt, ja wir haben des Königs bleſſiertes Pferd, welches er bei Auerſtedt geritten, hier aufgenommen, es geheilt und ihm zugeſchickt. — Ob Sie hier bleiben dürfen, darüber kann ich nichts beſtimmen, das hängt von dem General-Gouverneur Baron Eſſen ab. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß er es tun wird. Ich will Sie zu ihm begleiten laſſen.“ Er gab mir eine Ordonnanz mit, ich rief nur meinem Bedienten, der die Pferde noch auf dem Markte herumführte, zu, er ſolle ſich im Wirtshauſe einrichten, und kam ſo in das Gouvernementshaus.

Wie ich, voller Kot von unten und naß von oben, die große Treppe hinaufſtieg, waren ein halbes Dutzend prächtig gekleidete Livreebediente beſchäftigt, Speiſen aufzutragen, und in dem ſchönen

großen Saal war eine Tafel für wenigstens dreißig Personen in Silber gedeckt. Für meinen sehr hungrigen Magen war der Geruch der Speisen sehr lieblich — ich dachte: mitessen wäre besser als wieder nach Demmin zurückreiten. Ich wurde gemeldet, — ich sah durch die geöffnete Tür eine geputzte Gesellschaft, meist von Offizieren, und einen Augenblick darauf trat der Gouverneur v. Essen, ein schöner, großer Mann, mit seinem Seraphinen-Orden heraus. Ich brachte meine Sache an; er war sehr höflich und teilnehmend, versicherte, er würde meinem Weiterkommen behülflich sein, fragte aber doch, ob ich denn niemand hier persönlich bekannt sei? Ich erwiderte: dem General Armfelt. Der sei heute abwesend; ob niemand anderem? — Nachher erfuhr ich, daß diese beide sehr gespannt miteinander seien und sich weder sähen noch sprächen. — Ich sagte: „Nein." Plötzlich fiel mir ein: „Wenn der Herr v. Brinkmann, der lange Legationssekretär in Berlin gewesen und der den vorigen Sommer sich hier aufgehalten, noch hier ist, — den kenne ich ganz genau." „Der ist in der andern Stube." Er öffnete die Tür und rief: „Herr Brinkmann! Kommen Sie einmal herein."

Dieser Brinkmann[1]), dessen in Berlin angenommener Adel hier mit einem Male verschwand, war ein kleiner, schwächlicher Dichterling, der sich mit allen Poesie liebenden Frauenzimmern zu schaffen machte. Es war übrigens ein Mensch von Kenntnissen und ein guter Mensch, mit dem ich aber nie anderen Umgang gepflogen hatte, als daß ich ihn so manches Jahr in Berlin am Hofe und in Gesellschaften gesehen. Er trat herein, und so groß ist das Vergnügen des Menschen, wenn er in der Fremde unerwartet auf Bekannte stößt, daß wir uns einander in die Arme fielen und uns sehr freuten, uns wiederzusehen. Ich war nun vollständig rekognosziert und nicht wenig erstaunt, als der Baron Essen nach wenigen gewechselten Worten mir sagte: „Wollen Sie mir nicht die Ehre erzeigen, zu Mittag hier zu bleiben?" Ich bezeigte meine Verlegenheit, in so gräulichem Aufzuge in der Gesellschaft zu erscheinen, die ich während des Öffnens der Tür erblickt, — er aber

[1]) Karl Gustav v. Brinkman (1808 geadelt), lebte 1764—1847; seit 1792 Legationssekretär in Berlin, dann in Paris, 1803—06 chargé d'affaires in Berlin, 1807—08 Gesandter am preuß. Hofe, dann in London. Auch als Dichter bekannt.

sprach: „Das schadet gar nichts, jetzt ist Krieg; wir können alle in jedem Augenblick ebenso aussehen.“ Ich nahm also die Einladung an, und nachdem ich um Erlaubnis gebeten, mich nur aus dem gröbsten reinigen zu dürfen und er einem Bedienten gewinkt, hatte der draußen auch gleich eine Stiefelbürste zur Hand; ich knöpfte die Überhosen ab, legte meinen nassen Überrock ab und ging hinein.

Ich wurde der Generalin vorgestellt, einer hübschen jungen Dame, welche, da sie eine geborene Baronin war, die Frau Baronin genannt wurde. In Schweden nämlich geht vernünftigerweise der Rang der Geburt vor dem Dienstrang, wie in England. Exzellenz sind nur die zwölf Reichsherren, welche daher auch immer kurzweg „Excellent“ genannt werden. Ist ein General oder Minister z. B. Graf, so wird er nicht der General, sondern der Graf genannt.

Dann erlebte ich zum erstenmal das schwedische Voressen, welches aus kalten Sachen, Heringssalat, Lachs, Schinken u. dgl. besteht, nebst Branntwein. Dies wird in das Gesellschaftszimmer hineingebracht und stehend, in geringem Maß, genossen. Dann gingen die Flügeltüren auf und Excellent Essen winkte mir, seiner Gemahlin den Arm zu geben. Ich geriet wirklich in Verlegenheit und entschuldigte mich, daß ich unmöglich vorangehen könne, da so viele Personen höheren Ranges zugegen waren; aber er sagte: sie wären hier alle zu Hause und mir als dem Fremden gebühre der Platz; da nun die Dame auch schon herbeigekommen war, wäre fernere Entschuldigung unhöflicher gewesen, als Folge zu leisten; ich reichte ihr also den Arm, ging voran und saß obenan, an der vornehmsten Tafel der Provinz, keine halbe Stunde, nachdem ich als Gefangener transportiert, auf der Straße ausgeschimpft und zwischen Bajonetten zum Kommandanten geführt worden war! Natürlich mußte ich sehr viel vom Feldzuge erzählen; ich kann aber nicht genug die mir über alles Maß und Verdienst erwiesene Höflichkeit rühmen.

Ich kultivierte nun die Bekanntschaft mit dem kleinen Brinkmann, der mir behülflich war, eine Gelegenheit auszuforschen, um längs der Küste nach irgend einem hinterpommerschen Hafen zu gelangen. Hätte sie sich gefunden, so wäre ich wahrscheinlich nach Kolberg und mit Schill zusammengekommen. Sie fand sich aber nicht, die Küstenfahrt war schon gänzlich eingestellt. Brinkmann

gab mir den Rat, mit dem Postschiff nach Schweden überzugehen und von dort nach Kopenhagen oder Helsingör, wo die Schiffahrt durch den Sund den ganzen Winter geht, es also nicht fehlen konnte, eine Gelegenheit nach Danzig, Pillau oder Memel zu finden. Dies stimmte schlecht mit meiner Kasse, ich mußte indes meiner Pflicht folgen. Ich nahm also einen Platz auf der Postjacht; es trat aber widriger Wind ein, so daß ich noch vier Tage in Stralsund verweilen mußte. Den General Armfelt, der wirklich auf Land gewesen war, fand ich erst den 27. zu Hause, um meine Entschuldigung anzubringen, daß ich mich seines Namens bedient hatte. Den Tag speisete ich auch beim Kommandanten, der nun ebenso höflich, als vorher grob geworden war.

Unterdessen war aus Schweden der Befehl angekommen, alles so einzurichten, daß die Festung eine Belagerung aushalten könne; alle Offiziersfrauen sollten nach Schweden herübergeschafft werden, auch der kleine Brinkmann war dahin berufen. Für alle diese Damen wurde die Postjacht angewiesen, alle andern Passagiere wurden auf einen schwerfälligen Schoner „Flunderan" (Flunder) verwiesen. Diese Passagiere waren außer mir ein preußischer Leutnant und ein Bedienter des Generals Armfelt. Der Kapitän dieses Schoners war ein Stockschwede, ein Flaggjunker mit Namen Jonas Bergh, ein schmieriger, ekliger Kerl.

Den 30. November war mit einem Male der Wind günstig geworden; wir gingen an Bord. Das Schiff war viel zu schwach bemannt, die Manövers gingen also sehr langsam; das Fahrwasser ist zwischen der pommerschen Küste und der Insel Rügen sehr schmal, und kein Schiff zum Lavieren weniger geschickt, als ein Schoner, weil er keine Marssegel trägt; dagegen bewirkt das Schonersegel, daß ein Schoner mit dreiviertel Wind oder auch vent arrière schneller segelt, als alle andern Schiffe. Wie nun die Postjacht in fliegender Fahrt in unserm Gewässer hinter uns hergelaufen kam, wollte der Flaggjunker ihr Platz machen und lief dabei auf den Sand; dasselbe widerfuhr uns noch zweimal, und wir kamen im Laufe des Tages noch nicht zwei Meilen weit vorwärts, so daß wir gegen die äußerste Spitze[1]) von Rügen vor Anker gingen.

[1]) Westspitze.

Es wurde finster; endlich wurden dem Flaggjunker zwei Stück Neunaugen mit Tran gebracht; er setzte sich, fraß sie auf und trank tüchtig Branntwein dazu. Nachdem ich ihm eine Weile zugesehen, fragte ich ihn, wo ich denn essen sollte? Er gab mir zu verstehen, es könne hier (in der Kajüte) geschehen. Da es mir aber nicht auf den Ort, sondern auf die Speise selbst ankam, so ermahnte ich ihn, nur gleich auftragen zu lassen; davon wollte er aber nichts wissen. Ich begann nun einen Zank mit ihm, wobei der schwedische Bediente zum Dolmetscher diente; aber der Urian stritt es rund ab, daß die Verpflegung in der bezahlten starken Summe mit einbegriffen sei. Es sei meine Sache, für meine Beköstigung zu sorgen. Ich erwiderte, wenn er dies am Lande gesagt hätte, würde ich mich mit Lebensmitteln versehen haben, dies sei aber im Vertrauen auf die durch Brinkmann getroffene Abrede nicht geschehen, und ich hätte gar nichts. Das wäre ihm sehr gleichgültig. Es blieb mir also nichts übrig, als ihn zu bitten, mir wenigstens Brot und Wasser zu geben, damit ich nicht auf seinem Schiffe verhungere. Brot hatte er aber nicht mehr, als für seine Person, ich bekam also Schiffszwieback, aber nicht solchen guten, wie man auf englischen Schiffen findet, sondern schwedischen, den sie „Knallen" nannten. Ein solcher Knallen ist so groß wie eine Faust, schwarz wie Kommißbrot, auch ungefähr von demselben Geschmack, aber steinhart, so daß man ihn mit der Axt voneinander hauen muß. Täglich bekam ich einen solchen Knallen, und fünf Tage lang ist dies meine einzige Nahrung gewesen. Dies war im Dezember, wo man den Tag auf dem Verdecke und die Nacht in einer niedrigen, ungeheizten, stänkrigen Kajüte verbringen mußte.

Des andern Tages (1. Dezember) quälten wir uns vorwärts, bei der Insel Rügen vorbei, bis zu der äußersten Spitze von Pommern, Darhoeft, der Insel Hiddensee gegenüber, wo wir wieder vor Anker gehen mußten. Da man hier auf der offenen See ist und der Wind ziemlich stark blies, so ward ich seekrank, was ich aber auf allen meinen Seefahrten nur den ersten Tag gewesen bin. Nur im Sturm wurde mir immer übel. — Um 10 Uhr abends gingen wir mit günstigem Winde unter Segel; es dauerte aber nicht lange, so ward es ein Sturm. Seekrank legte ich mich auf

meine Bank, aber bald lag ich auch daneben auf die Erde, weil das Schiff zu sehr geschaukelt wurde. Um nun wenigstens liegen zu bleiben, band ich einen Stuhl an meiner Bank fest, so daß ich doch nur von der Wand gegen den Stuhl geworfen wurde, aber nicht mehr an die Erde.

Jonas Bergh saß am Tisch an seiner Karte, maß und rechnete, war sehr unzufrieden, ging heraus, kam zurück, maß wieder, rief dann einen Matrosen, Luurmann hieß er, demonstrierte ihm auf der Karte und schickte ihn ans Steuer. Ich merkte, daß der Wind ungünstig und die Fahrt diffizil werde. Darauf kroch Jonas Bergh in seine Koje und schlief, bei so schlechtem Witter eine grenzenlose Faulheit und Pflichtvergessenheit! Aber der Schlaf dauerte nicht lange. Luurmann kam wieder herunter, redete vom Nordost, der Flaggjunker mußte wieder zur Karte, rechnete, schimpfte Schite, mußte endlich doch wohl einen Strich herausgefunden haben, den man ohne Verlust segeln konnte, und legte sich nieder. Aber Luurmann kam noch zweimal wieder, redete sehr ernsthaft vom Nordost, als demonstriere er eine Unmöglichkeit, der Flaggjunker sprach Schite, stand auf, rechnete und maß auf der Karte, ging aufs Verdeck, kam mit 24 mal „Schite" zurück, demonstrierte dem Luurmann abermals und legte sich nieder.

Daran, daß die Fahrt nun viel ruhiger ging, merkte ich, daß wir umgekehrt waren, und wie ich am Morgen aufs Verdeck kam, liefen wir längs den Sandhügeln von Hiddensee herunter. Also ging es wieder nach Barhoeft, welches aber erst um zehn erreicht wurde, weil wir unterdessen Windstille bekommen hatten. Ich aß Knallen und trank Wasser. Am 2. Dezember wiederholte sich genau das gleiche Manöver, wie am Tage zuvor. Ich aß Knallen und trank Wasser. Den 3. Dezember blieb der Wind den Tag und die Nacht hindurch Nordost, wir tanzten also fortwährend vor den Ankern. Ich aß Knallen und trank Wasser. Den 4. Dezember war derselbe Spaß, gegen Mittag kam Windstille; ich aß Knallen und trank Wasser. Die Postjacht hatte alle diese Expeditionen mitgemacht, sie lief uns jedesmal vorbei, kam auch immer früher nach Barhoeft zurück, gegen den Nordost konnte sie aber auch nicht nach Ystad kommen. Es steckten mit den Bedienungen gewiß vierzig Frauen in diesem Schiff. Diese hatten nun fünf Tage lang

diese Fahrten, Stürme und das ebenso beschwerliche vor Anker Liegen auf offener Reede, die meisten unter fortwährender Seekrankheit, mitgemacht. Sie rebellierten nun förmlich, verlangten, ans Land gesetzt zu werden und erklärten, weit lieber sich allen Gefahren der Belagerung als der Seefahrt in dieser Jahreszeit auf dem überfüllten Schiffe aussetzen zu wollen. Der Kapitän, auf eine so starke Besatzung nicht eingerichtet, sah sich genötigt, ihnen zu willfahren, denn die Lebensmittel gingen ihm aus. Er schickte ein Boot nach Stralsund, um die Genehmigung zu erhalten und benachrichtigte unsern Flaggjunker, er werde wahrscheinlich Befehl erhalten, die Depeschen nach Schweden herüberzubringen; er solle also bis morgen hier in seiner Nähe vor Anker bleiben.

Dieses Verweilen gab mir den Gedanken, an Bord der Postjacht zu gehen, um zu sehen, ob ich dort nicht einige Lebensmittel für meine Person bekommen könnte. Wie ich heraufstieg, lag das Verdeck so voller Koffer und Effekten, daß man sich kaum hindurchwinden konnte. Am Mastbaum war der Kasten einer zweisitzigen Kutsche angebunden. Ich fragte nach dem kleinen Brinkmann. „Hier ist er!" schallt es mir aus der Kutsche entgegen. Er hatte das Lamentieren, Speien und Ächzen der vierzig Weiber nicht aushalten können und sich davor in diesen Affenkasten geflüchtet, worin er mit einer Nachtmütze auf dem Kopf saß. Ich setzte mich zu ihm, fragte nach Lebensmitteln, und er war gleich sehr bereit, mir alles zu geben, was er hatte; langte in die Wagentaschen, die alle voll waren, und holte heraus: Kuchen, Bretzeln, Marzipan, eingemachte Früchte und den Teufel mit seiner Großmutter. Ich denke, das Kerlchen ist toll geworden, sich zu einer Seereise im Winter mit lauter Näschereien zu proviantieren! Er war aber, dies abgerechnet, noch ganz vernünftig. Ich probierte, nach meinem fünftägigen Knallenfraß, ein Stück Kuchen zu verspeisen, konnte es aber, des Hungers ungeachtet, nicht herunterbringen, — ich hätte zuvor etwas Warmes essen müssen. — Ich suchte nun den Kapitän auf, von dem ich aber seinen eigenen Mangel an Lebensmitteln erfuhr. Bei dieser Gelegenheit kam ich in die Kajüte und sahe eine Not wie die Zerstörung Jerusalems. Es gibt keinen schrecklichern Anblick als den von Fatiguen erschöpfter Weiber. Sie waren fast alle jung und hübsch; aber ausgespieen, erschöpft, niedergeschlagen;

in fünf Tagen der Möglichkeit beraubt, ihre Toilette zu machen, hingen ihnen die Kleider ebenso lappenartig auf dem Leibe, wie die Haare um die blassen, erbärmlichen Gesichter. Ich entfloh, nahm Abschied von dem kleinen Brinkmann und kehrte auf meine Flunder zurück.

Erst durch vieles Bitten konnte ich meinen Flaggjunker bewegen, mich ans Land setzen zu lassen. Wie ich das Wirtshaus Barhoeft, eine gewöhnliche Schifferschenke, erreichte, war die Schar der Postjacht-Damen auch schon da. Nun aber, auf dem Lande, waren sie lebendig wie die Bienen. Die eine brauchte dies, die andere das, eine kam aus der Kammer der Wirtin, wo sie sich niedlich und glatt gemacht hatte, die andre stürzte hinein, und darin sah man viere hintereinander, sich kämmend oder schnürend, vor einem kleinen Duodezspiegel einander über die Schultern hineinschauen. In der großen Wirtsstube liefen sie hin und her, kramten unter ihren Effekten, schwatzten, lamentierten, lachten. Kaum konnte ich die Wirtin zu sprechen bekommen. Diese erwiderte zuerst: „sie habe nichts." Wie ich ihr aber meine Not vorgestellt, erhielt ich dennoch: ein mächtiges Brot, zwei Pfund Butter, einen Scheffel Kartoffeln und eine kleine Düte mit Salz. Wenngleich die Quantität des Salzes viel zu gering gegen den übrigen Vorrat war, so war ich doch nun auf vierzehn Tage vor dem Hunger und — vor den Knallen geschützt, bestieg mit frohem Herzen mein Boot und kehrte an Bord meines Schiffes zurück.

Ich ließ eine gute Menge Kartoffeln kochen und lud den preußischen Leutnant, dem es in Hinsicht der Speise nicht besser gegangen war wie mir, ein, an dem köstlichen Mahle, welches aus Butterbrot und Pellkartoffeln bestehen sollte, teilzunehmen. Es geschah aus Mitleid, denn es war ein höchst gemeiner Mensch, der mir in keiner Art zusagte. Er war unter den vierzig kleinen Pagen, den sogenannten „Krebsen", der schlechtesten Rasse von Knaben, die es je gegeben, erzogen worden, hatte dann in einem Infanterie-Regiment gedient, behauptete, jetzt gefangen zu sein und nach England zu gehen, um dort Dienste zu suchen. Ich glaube aber, er war davongelaufen, da er keinen Abschied hatte.

Ich hielt mich auf dem Verdeck auf, bis die Kartoffeln fertig waren, dieser Kunde blieb im Schiffsraum. Als sie nun gar geworden

und ich in die Kajüte hinabstieg, standen Kartoffeln, Brot und Salztüte auf dem Tisch, die Butter war verschwunden. Sie ward gesucht und der leere Topf in einem Winkel gefunden. Der Flaggjunker und die vier Matrosen waren nicht vom Verdeck gekommen, es war also klar, daß der fatale Kerl die Butter gestohlen hatte. Ich fuhr ihn also an: „Herr, Sie haben die Butter genommen!" Er wollte leugnen. „Es ist niemand sonst hier gewesen, auch sehe ich es Ihnen an der Nase an, heraus damit, oder ich werde Sie so blamieren, daß Sie zeitlebens daran genug haben!" „Ich will es nur gestehen, ich habe sie aufgegessen." „Aufgefressen! Zwei Pfund Butter? Das ist aber unmöglich, das Brot ist unberührt, und auf dem Schiffe ist sonst keins!" „Ich habe sie auch ohne Brot gegessen, ganz so wie sie war. Ich habe es mir als Page so angewöhnt, immer die Sauce ausgetrunken, und wenn ich Butter sehe, so kann ich nicht widerstehen, — ich muß es aufessen." Dies waren die Folgen der schlechten Erziehung, welche den Knaben im Pagenhause gegeben wurde, um das sich niemand bekümmerte.[1]) Wenn er nicht eine Gurgel hatte wie ein Rhinozeros, oder mit Hecheln inwendig besetzt, so muß er ein Brennen bekommen haben, wie Feuer. Er sah aber ganz danach aus, als ob er auch Talglichter fräße. Demnach speisete ich meine Kartoffeln mit Salz, behielt nur noch trocken Brot, und die Möglichkeit war verschwunden, auf der vielleicht langen Seefahrt die Kartoffeln einmal anders als mit der Schale kochen zu können.

Jonas Bergh empfing nun alle Briefschaften mit dem Befehl, es koste, was es wolle, in See zu gehen, in keinem Fall aber zurückzukehren, ohne diese Depeschen abgegeben zu haben und Antwort zu bringen. Den 5. Dezember mußten wir noch den Vormittag auf neue Depeschen warten und gingen nachmittags zwei Uhr in See. Der Wind war ziemlich günstig und wurde zur Nacht wieder stark, aber nicht Nordost, sondern Südwest, welches eben die rechte Sorte für unsern Schoner war. Wir mußten sogar beilegen, da wir fürchteten, in der Nacht zu nahe an die schwedische

[1]) Marwitz schaltet hier eine Charakteristik der verschiedenen Pagenarten am preußischen Hofe vor 1806 ein und erzählt eine lustige Geschichte von dem Raube eines Baumkuchens durch einen Pagen am königlichen Hofe — bei offener Tafel. Sie ist in der Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. Nr. 1 vom 6. Januar 1907 abgedruckt.

Küste zu kommen, — was wegen des beständigen Schwankens des Schiffes höchst unangenehm war. Der Kapitän schlief. Mit Tagesanbruch, um einhalb neun Uhr, sahen wir Ystad vor uns liegen, um zehn liefen wir in den dortigen Hafen ein.

Ich ließ mich sogleich zum Kommandanten führen, welches der Fähnrich Rosencrantz war (ich dachte, nun ist Güldenstern auch nicht weit!). Rosencrantz, ein ganz junger, sehr höflicher Mensch, sprach nur wenige Worte Deutsch; es war daher sehr schwer, mich ihm verständlich zu machen. Es handelte sich um die Weiterreise, da damals Fremde in Schweden kaum zugelassen wurden. Es blieb mir also nichts übrig, als aufzuschneiden; ich radebrechte also von Courier und Pruska Konungen, Swenska Konungen, als wenn ich als Kurier von unserm Könige zu dem von Schweden gesandt wäre. Dies und mein Paß vom General Essen verursachte, daß der Fähnrich mir alsbald den Schuß geben ließ. Schuß ist eine Art von Vorspann zu Kurierreisen in Staatsangelegenheiten; die Bauern müssen ihn fahren als eine Abgabe, einen Schoß, — ich mußte freilich bezahlen. Jedoch kosteten die zehn deutschen Meilen bis Malmö nur drei Taler, achtzehn Silbergroschen.

Ich war nur in Schweden angekommen, um es sogleich wieder zu verlassen. Ich ging nämlich nach Malmö, die Küste westwärts hinauf, um dort entweder ein Schiff zu finden, welches mich nach Danzig oder Königsberg brächte, oder nach Kopenhagen überzusetzen. Ich kann daher von Schweden oder vielmehr von der Südküste von Schonen nicht mehr erzählen, als daß dies Land ebenso aussieht wie Hinterpommern in den Strecken, wo dieses keine Wälder hat, nur die Wohnungen schlechter. Überall Hügel, Sümpfe, schlechter Boden und das sandige Meeresufer, das ich eine weite Strecke hin begleitete. Ich kam um zehn Uhr abends nach Malmö, einer kleinen Festung; und da ich eine ganze Woche lang nicht anders geschlafen hatte, als angezogen auf der hölzernen Schiffsbank, so eilte ich, die Wohltat des Schlafs im Bett zu genießen. Ich wurde aber nach einer Stunde durch ein heftiges Pochen an der Tür aufgeweckt. Man hatte mir nicht gesagt, daß ein schwedischer Offizier im Nebenzimmer wohne, das keinen andern Eingang hatte, als durch das meinige. Ich mußte also öffnen.

Meine Absicht war eigentlich, mich dem Könige von Schweden vorstellen zu lassen, um vielleicht Aufträge von ihm an den unsrigen zu bekommen. Ich erfuhr nun aber, daß er am Sonntage niemand Fremdes sähe; ich hätte also den folgenden Tag abwarten müssen. Dazu war ich aber viel zu unruhig. Noch war die See und alle Häfen offen, ein paar Tage Frost konnten dies aber ändern und die Reise für den Rest des Winters unmöglich machen. Auch war ich mit Gelde so schlecht versehen, daß ich eilen mußte, ins Vaterland zu gelangen.[1])

Der König von Schweden[2]) wollte Karl XII. nachahmen, ungeachtet er nichts weiter mit ihm gemein hatte, als die Hartnäckigkeit. Dessen Tapferkeit fehlte ihm gänzlich. Er wollte vor allen Dingen Napoleon stürzen, ohne doch die Macht dazu zu haben, ja, ohne die, die er wirklich hatte, ins Spiel zu bringen. Er regierte despotisch wie jener und kehrte sich nicht einmal an die geringeren Schranken der Verfassung, die sein Vater[3]) sich selbst gesetzt, nachdem er die ehemaligen größeren überwunden hatte. Daher war er mit dem Adel und der Stadt Stockholm verfeindet, und da Karl XII. unter ähnlichen Umständen sich an der Südgrenze des Reiches aufgehalten hatte, so tat er dasselbe und hielt seit Jahr und Tag sich in dem kleinen Malmö auf.

Der Baron Wrede, mein Zimmernachbar, der mich kürzlich gestört hatte, begleitete mich zum Kommandanten, und dieser war wiederum so ungemein artig, mich zu dem Gouverneur von Schonen, Excellent Toll, zu begleiten. Ich war eine Art Wundertier, weil

[1]) Wäre ich zum König gegangen, so wäre ich zum General Winning gekommen, der auf Blüchers Zug nach Wismar detachiert gewesen war und sich mit einigen Offizieren nach Schweden gerettet hatte. Winning war ein 70jähriger ehrwürdiger Greis, den der König von Schweden, ungeachtet er mit uns im Kriege war, sehr gut aufnahm und nach Karlskrona geschickt hatte, von wo er sie auf einer Fregatte herübersenden wollte. Sie konnten aber erst Ende Januar abfahren, waren von da bis zum April wenigstens sechsmal im Angesichte von Memel und wurden jedesmal durch Sturm oder Frost gezwungen, nach Karlskrona zurückzukehren, so daß sie erst im Mai nach Preußen gelangten. [v. M.]

[2]) Gustav IV. Adolf (1792—1809), Todfeind Napoleons, launischer Despot, 1809 entthront.

[3]) Gustav III. (1771—92). Er ließ 1772 den Reichsrat verhaften und zwang den Reichstag, eine neue Verfassung anzunehmen, welche die Macht des Adels wesentlich beschränkte. 1792 wurde er von Ankarström ermordet, vgl. o. S. 332.

man keinen Begriff davon hatte, wie es in unserm Feldzuge und den Schlachten von Jena und Auerstedt hergegangen war und ich genauen Bescheid darüber geben konnte. Excellent Toll war, wie alle andern, der Meinung, daß in Kopenhagen mir am sichersten ein weiteres Fortkommen sich eröffnen würde und visierte meinen Paß dahin.

Unterdessen hatte mein Wirt mir ein Boot gemietet, das mich nach Kopenhagen übersetzen sollte, dessen Turmspitzen man vier Meilen weit wie kleine Pfähle über die Meeresfläche hervorragen sieht. Wie ich nun die enge Straße nach dem Hafen hinunterging, höre ich mich plötzlich rufen: „Marwitz! Marwitz!" Ich schaue lange, bis ich an einem Fenster eines auf hohem Fundamente emporgebauten Hauses den Herzog von Braunschweig-Öls[1]) erblicke, den ich seit einer Unterredung mit seinem Vater zu Erfurt [Anfang Oktober] nicht gesehen hatte. Er winkt mir, heraufzukommen. Nach mehreren Fragen kamen wir in ein Gespräch über den Krieg, und ich erfuhr, daß er bei Lübeck gefangen worden. Da man damals von den dortigen Vorfällen nur das Allgemeinste wußte, so fragte ich ihn: „wer denn das gewesen, der das Burgtor daselbst verlassen habe?" und war nicht wenig erstaunt, als er erwiderte: „das bin ich gewesen!" Er erklärte mir nun den Zusammenhang und was ihm seiner Meinung nach zur Entschuldigung gereichte; aber natürlich war die Unterredung dadurch peinlich geworden, und ich verließ ihn bald, um ihn nach sieben Jahren in seiner Hauptstadt Braunschweig, die ich erobert hatte,[2]) als Herzog wiederzusehen.

Ich bestieg ein kleines, offenes Boot mit zwei Ruderern und segelte bei frischem Winde auf Kopenhagen los. Es war am 7. Dezember. Wie wir etwa eine Meile vom Lande waren, sah ich nördlich über dem Sund eine kleine rund gepackte Wolke rasch aufsteigen. Mit den Lufterscheinungen auf der See schon einigermaßen bekannt, fragte ich: „wir werden wohl Windstöße bekommen?" „Ja! wenn es nur kein Sturm wird." Und es dauerte auch nicht

[1]) Friedrich Wilhelm von Braunschweig (1771—1815), berühmt durch seinen Zug von 1809, fiel 16. Juni 1815 bei Quatrebras.

[2]) Vgl. u. S. 562 f. (25. September 1813) und das im Nachtragsband zu veröffentlichende Tagebuch über 1813/14. Dazu Friederich, Der Herbstfeldzug von 1813, Bd. II, S. 188 f.

zehn Minuten, so kam er mit solcher Macht daher gesauset, daß, wenn der Zufall mich nicht mit zwei sehr geschickten und dreisten Seeleuten versehen hätte, wir unfehlbar zu Grunde gegangen wären. Jede Welle ging über das Boot hinweg. Ich mußte mich mit meinem Bedienten auf den Boden (im Wasser) hinlegen und den kleinen Mastbaum umschlingen, um nicht über Bord gespült zu werden. Der eine Matrose stand hinten, das Steuer in der linken Hand, das Seil, womit das Segel auf dem Backbord befestigt war, in der rechten, die Augen unverwandt auf den Schnabel des Schiffes, und so manövrierte er teils mit dem Steuer, teils indem er das Segel etwas schärfer hielt oder loser ließ. Der andere Matrose schöpfte unabläßig das hineinschlagende Wasser aus. Wir steckten jeden Augenblick zwischen Wasserbergen, im nächsten saßen wir hoch oben darauf und sogleich wieder tief unten in der Wasserwüste. Es war jedesmal ein Wechsel von vierzig bis fünfzig[1]) Fuß Höhe. Ich fragte den Steuermann, weshalb er denn so unverwandt nach der Spitze blicke und erhielt zur Antwort, wenn er ein einziges Mal verfehle, die ankommende Welle schräg zu fassen, so wären wir verloren; denn fasse sie ihn von der Seite, so werfe sie das Boot um, komme sie aber von vorn, so führen wir in sie hinein und sie überschwemme uns. Er exekutierte also ein wahres Kunststück.

Wie wir zu der kleinen Insel Saltholm gelangten, war das Wetter vorüber, der Wind wurde immer schwächer, und wie wir gegen die Insel Amak kamen, trat gänzliche Windstille ein, so daß wir rudern mußten. Dadurch verloren wir soviel Zeit, daß es schon finster und der Baum geschlossen war, wie wir in Kopenhagen ans Ufer gelangten. Die Zollbeamten wollten uns vor morgen früh nicht landen lassen. Ich bestach sie mit zwei Talern, und sie ließen mich, durchnäßt wie ich war, ans Land, und bezeichneten mir den Weg nach dem Wirtshause. Ich hatte, ungeachtet mein ganzes Vermögen nur in ungefähr zwanzig Talern bestand, nach

[1]) Die (sehr schwer zu schätzende) Wellenhöhe dürfte zu hoch angenommen sein. Mehr als 26—29 Fuß hohe Wellen kommen selbst im Ozean bei größtem Sturm nicht vor. — Auch hierzu, wie gelegentlich, gibt Marwitz' Tagebuch eine kritisch interessante Parallele. Er bemerkt darin nur: „Der Wind war ziemlich frisch und die Wellen, die beständig in das Boot schlugen, durchnäßten uns ganz und gar." Man sieht, wie selbst bei seinem bewundernswert scharfen Gedächtnis und seiner strengen Wahrheitsliebe die Phantasie im Verlauf von 30 Jahren weiter ausgemalt hat.

dem besten Gasthofe gefragt, dieses war bei Rau auf dem Königs-Neumarkt (kein Wirtshaus dort oder in Schweden hatte einen besonderen Namen oder Schild). Es war von einem Ende zum andern erleuchtet, eine gewaltige Bewegung unter der Dienerschaft, und ich konnte mir kaum Gehör verschaffen.

Ein englischer Gesandter, Lord Hutchinson[1]), sei zum König von Preußen geschickt, habe im Kattegat Schiffbruch gelitten und sich mit genauer Not hierher gerettet, wo er sich einige Tage aufhalten müsse, bis ein anderes englisches Kriegsschiff, welches hier zur Disposition des hier akkreditierten englischen Gesandten liege, segelfertig sei. Er bewohne den ganzen Gasthof, für mich sei daher kein Platz, jedoch würde ich nebenan bei Müllers unterkommen! Dies geschah auch, und während ich aß und mich trocknete, simulierte ich, wie angenehm es für mich sein würde, wenn ich mit dieser Gesandtschaft die Reise nach Preußen machen könne. Und da fiel mir denn plötzlich ein, daß ein ehemaliger Legationssekretär, dann Chargé d'affaires in Berlin, den ich genau gekannt, Garlike, vor wenigen Jahren als Gesandter nach Kopenhagen versetzt worden sei. Vermutlich war er noch dort, und Nachfrage bestätigte es. Ich ließ mich also augenblicklich zu ihm führen und mich als einen Bekannten aus Berlin anmelden, ohne meinen Namen zu sagen, und ward eingelassen. Er saß da und schrieb, und wie er mich sah, sprach er, wie ein wahrer Engländer, ohne die mindeste Verwunderung: „Äh, bŏn joŭr, Mārwĭtz, cŏmmĕnt voŭs vă? jĕ suĭs bĭĕn aĭsĕ dĕ voŭs vŏĭr! āsséyĕz voŭs!", stand dabei auf und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich erzählte ihm nun meine romanhafte Geschichte, in deren Mitte ich noch steckte und bat um seinen Rat. Er sogleich: Gelegenheit zur Reise werde sich gewiß finden, die beste aber könne er mir vielleicht verschaffen. Er wolle mich Lord Hutchinson vorstellen und sehen, ob er ihn nicht dahin vermögen könne, mich mitzunehmen. So arbeiteten mir Glück und Zufall oder vielmehr Gottes Hülfe, wie bisher auf dieser Reise, auch hier in die Hände.

Des andern Morgens um neun Uhr gedachte ich, daß man

[1]) John Hely-Hutchinson (1757—1832), General, seit 1801 in Ägypten Oberbefehlshaber, wo er sich gegen die Franzosen auszeichnete und sie hinaustrieb, 1808 Generalleutnant.

sich niemals, um einen Vorsatz auszuführen, auf ein Mittel allein verlassen soll. Ich ging also zum preußischen Chargé d'affaires — einen Gesandten hatten wir damals dort nicht, als ob die Weltlage nicht wichtig genug gewesen wäre! —; der Mann hieß d'Arreſt[1]). Ich ließ mich melden und erhielt zur Antwort: Er habe nicht Zeit; ich möchte mich ein andermal wieder melden. Auf die Erwiderung, daß ich vom Fürsten Hohenlohe komme und zum König reise, ward ich denn doch vorgelassen. Ein kleines Bürschchen mit suffisanter Miene trat mir entgegen und bot mir nicht einmal einen Stuhl an. Wegen einer Reisegelegenheit meinte er: ich solle nur nach dem Hafen gehen und mich erkundigen; und auf die Frage: ob er etwa Depeschen oder mündliche Nachrichten mitsenden wolle?: er wisse noch nicht; ich könne einmal wieder mit herankommen und mich erkundigen! Es ward mir zu arg, und ich sagte ihm: Ich wäre zu ihm gekommen nicht aus Achtung für seine mir unbekannte Person, sondern wegen der Funktion, welche er in unserm Dienst bekleide. Deshalb wäre ich so gütig gewesen, ihm anzubieten, ihm in Übersendung von Nachrichten behülflich zu sein. Wenn er daher noch etwas von mir wolle, so könne er zu mir kommen, ich würde ihn nicht mehr inkommodieren! und damit zog ich ab. — Dieser schneidende Kontrast zwischen meinem Landsmann und dem Engländer rührte nicht etwa daher, daß letztere überhaupt besser geartet wären, sondern daher, daß unser diplomatisches Korps aus den gemeinsten Kerlen zusammengesetzt, daher nirgends geachtet und eben deswegen uns eigentlich unnütz war.

Gegen elf Uhr war auch mein Freund Garlike bei mir und führte mich bei Lord Hutchinson ein. Dieser war ein ungefähr fünfzig Jahre alter, einsilbiger, sackgrober, aber ehrenwerter Mann. Er hatte 1800 die Engländer siegreich in Ägypten geführt. Ich wurde seinem Gefolge, unter dem sich besonders der weltkundige und liebenswürdige Oberst Robert Wilson[2]) befand, vorgestellt. Sie

[1]) Legationsrat Darreſt. Der a. o. Gesandte, Kammerherr Frhr. Senfft v. Pilsach, war abwesend.

[2]) Sir Robert Thomas Wilson (1777—1849), damals Oberstleutnant, später Generalleutnant und Gouverneur von Gibraltar, nahm am ägyptischen Feldzuge teil, den er beschrieben hat, ebenso an den Kriegen von 1807 und 1812. Eine Zeitlang war er aus der britischen Armee ausgestoßen. Seine Memoiren sind sehr unzuverlässig.

fingen bald an, mich über den verflossenen Feldzug auszufragen; je mehr sie sahen, daß ich Bescheid wußte, je mehr nahm ihr Interesse zu. Ich mußte alles auf der Karte erklären und wurde zu Mittag eingeladen, d. h. um fünf Uhr abends. Hierbei wurden wir noch bekannter, und es entstand eine Art Freundschaft zwischen mir und Wilson, der ein sehr tüchtiger Offizier war. Nach Tisch sprach Garlike mit Lord Hutchinson, und nachdem dieser noch gefragt hatte: „Est cŏ qu'īl ēst d'ūne bŏnne fămille?“ [1]) und Garlike ihm erwidert hatte: allerdings, ich sei das Haupt derselben, und wenn bei uns die englische Verfassung wäre, würde ich Lord sein, meine Schwiegermutter sei sogar eine Engländerin, näherte er sich mir und lud mich mit seinem englischen Akzent in freundlichster Weise ein, ihn zu begleiten. Natürlich akzeptierte ich dankbar und wurde auch für den folgenden Tag zum Frühstück eingeladen.[2]) Da sich die Einschiffung verzögerte, hatte ich Zeit, mir Kopenhagen anzusehen.

Den Abend war ich mit Wilson, der immer in seiner schönen husarenartigen Dragoneruniform ging, in der Komödie, wo ich den sehr merkwürdigen wahnsinnigen König Christian VII.[3]) sah. — Ein alter Mann mit starkem, weißem Haar und großer Frisur, Zivilkleidern und keinem dummen, sondern markierten Gesicht. So wie er aufsteht, läuft er beständig herum, aber nie gradeaus, sondern wie ein Kreisel, wobei die Wendungen immer äußerst kurz und schnell und mit Herumwerfen des Kopfes, auch schnellem Umsehen nach der Seite, von der er sich wegwendet, geschehen, als ob er sich fürchte, daß jemand hinter ihm sei. Tritt er einen Augenblick an die Brustwehr der Loge, so schneidet er Gesichter und spricht für sich. Bemerken muß ich noch zum Lobe der Dänen, daß un-

[1]) Die Engländer kennen bei der Aussprache des Französischen nur Trochäen, Daktylen und Paeone. [v. M.] Sollte Hutchinson zu Garlike nicht englisch gesprochen haben?

[2]) Es war auch der Kapitän der Fregatte dort, mit welcher sie im Kattegatt auf den Felsen gefahren waren und die nun beschädigt und entmastet nach Kopenhagen gebracht worden war. Er hieß Dunbar und man gab ihm Schuld, daß er ein Dummbart sei. Diese Fregatte lag über ein halbes Jahr dort in Reparatur und kam erst nach dem Frieden von Tilsit nach Memel, wo sie von der Königin von Preußen [schon am 13. Juni] bestiegen und in Augenschein genommen wurde. [v. M.]

[3]) Sohn Friedrichs V., regierte 1766—1808; seit 1784 war der Erbprinz Friedrich sein Mitregent.

geachtet der höchst lächerlichen Erscheinung des alten Königs doch keine Spur von Gelächter, nicht einmal von Aufmerksamkeit zu bemerken war. Alles tat, als ob nichts geschähe, ungeachtet die Logen sämtlich durch einen offen sichtbaren Gang in Verbindung standen, und er daher durch den ganzen Rang hin und her lief, sich herumkreiselte, neben den in den Logen Sitzenden eindrang, sich nach dem Parterre herüberbückte, Gesichter hinunterschnitt, zurücksprang, als drohe eine Gefahr von hinten, sich zehnmal auf dem Absatz umherdrehete, weiterrannte und in einer andern Loge dasselbe Spiel wieder von vorn begann.

Merkwürdig ist, daß Christian VII. die vollkommene Kenntnis seines Zustandes hatte. Ein Diplomat erzählte mir damals, daß er einst bei Hofe gewesen und nach der Cour, welche der König eine kurze Zeit lang ganz anständig halte, in einem entfernteren Zimmer gespielt habe. Hierbei ist denn der König beständig in der Art umhergelaufen, wie ich es in der Komödie gesehen, ist mehrere Male an den gedachten Spieltisch gekommen, an dem auch einer seiner Hofleute saß, hat Gesichter geschnitten, die Spieler geneckt, endlich ihnen die Karten zusammengeworfen. Darüber ist der Hofmann ärgerlich geworden und hat ihm gesagt: „Er solle doch endlich das dumme Zeug bleiben lassen." Darauf hat der König ihn mit funkelnden Augen angesehen und mit entrüsteter und ins Innerste bewegter Stimme gesprochen: „Das unterstehst Du Dich, erbärmlicher Wicht, weil Du weißt, daß ich meinen Verstand verloren habe und es Dir ungestraft hingeht! Wenn aber Gott die Gnade hätte, Christian VII. seinen Verstand wiederzugeben, dann wärest Du der erste, der vor mir im Staube läge und mir schmeichelte! Aber sei ruhig, es wird nicht geschehen." Damit ist er seufzend fortgegangen und den ganzen Abend still und in sich gekehrt gewesen. — Sein Sohn Friedrich VI.[1]) führte fast vierzig Jahre im Namen seines Vaters die Regierung.

Wie das mir natürlich unverständliche dänische Stück (ein larmoyantes in Kotzebuescher Art) zu Ende war, fragte mich Sir Robert: „Voūlēz voüs voīr lēs princēsses?" Dies waren die Nichten des Königs, siebzehn und achtzehn Jahr alt, und mit ihm

[1]) Regierte als Mitregent 1784—1808, also 24 Jahre, als König 1808—39.

im Theater gegenwärtig — und damit lief Wilson vor mir her, die Treppe hinauf, und stellte sich mit englischer Dreistigkeit dicht an der Tür der königlichen Loge, wo schon Bediente mit Lichtern standen, um die Prinzessinnen hinunterzuleuchten; der König war schon fort. Sie kamen, beide sehr hübsch und reizend; die eine war unserm Prinzen Heinrich[1]), Bruder des Königs, bestimmt gewesen, die Hochzeit schon angesetzt, meine Mutter zur Oberhofmeisterin ernannt, als er, dem es jederzeit an Entschluß gefehlt, mit einem Male ohne alle Ursach'[2]) die Verbindung abgebrochen hatte. Es war damals vielleicht ein Jahr her. — Sie redeten Wilson an, der mit Hutchinson am Hofe vorgestellt gewesen, fragten nach seiner Abreise, und er hatte die Dreistigkeit, mich ihnen, in meinem nichts weniger als angemessenen Anzuge, auf dem Korridor der Komödie (!) vorzustellen, welches mir denn auch ein paar höfliche Fragen zuzog, worauf sie sich entfernten.

Am 10. Dezember war die Ausrüstung vollendet und der Wind günstig, die Reise sollte also angetreten werden; aber der überruhige Lord Hutchinson beeilte sich so wenig, daß es einhalb drei Uhr war, ehe wir an Bord waren, wo denn der Lotse erklärte, daß es bei dem trüben Wetter schon viel zu spät sei, als daß er das Schiff noch aus dem schwierigen Hafen führen könne. Wir blieben also vor Anker liegen. Ich hatte kein Geld geborgt und nur noch zehn Taler acht Groschen in der Tasche, mit welchen ich nach Königsberg zu gelangen hoffte. Wie wir den 10. abends an Bord kamen, gab der Kapitän dem Lord Hutchinson ein altenglisches Ehrendiner, welches aus nichts weiterem besteht, als Roast-Beef, wovon ein ganz frisch gebratenes Stück nicht auf einer Schüssel, sondern auf einem reinlichen Brett aufgetragen wird. Jeder bekommt eine tüchtige Portion davon, das übrige wird weggenommen. Nach einer halben Stunde kömmt wieder ein ebenso großer Braten, nach einer halben Stunde der dritte, und so immer fort, bis niemand mehr essen will. Damit hat das Diner ein Ende, bei welchem weder Servietten noch Gabel, sondern bloß

[1]) Vgl. o. S. 286, Anm. 1.

[2]) Eine Erklärung gibt vielleicht eine Notiz des Tagebuchs (9. Dezember 1806). Es heißt da von der Prinzessin: „Sie ist allerliebst, gar nicht klein und davon, daß sie verwachsen wäre, wie man in Berlin sagt, nichts zu sehen."

Messer gegeben werden; man wischt sich den Mund am Tischtuch. Dies geschah zu Ehren des ersten Tages, die folgenden aßen wir wie gewöhnlich, und sehr gut.

Ich suchte auf alle Weise mit dem Kapitän Pakenham[1]) (einem Schwager des jetzigen Herzogs Wellington), der ein tüchtiger Seemann war, bekannt zu werden, um von ihm zu lernen. Während Jonas Bergh auf seinem schwerfälligen Schoner mit den vier Mann Besatzung sich alle Nacht schlafen legte, steckte dieser Pakenham auf seiner sehr beweglichen, allerliebsten Sloop of War von vierzehn Kanonen — Sparrow hieß sie, Sperling —, 95 Mann Besatzung, alles erfahrene Seeleute, darunter zwei Offiziere, auf die er sich vollkommen verlassen konnte, dennoch, weil er in einem ihm unbekannten Meere fuhr, jeden Abend um vier Uhr sich in eine warme Matrosenkleidung, ging aufs Verdeck und verließ es nicht eher, als bis es heller, lichter Tag war, d. h. einhalb neun Uhr morgens. Dies tat er die drei Nächte unserer Fahrt hintereinander; den Tag über und bei Tisch waren er und die beiden Leutnants in voller Montierung, in Schuhen, kurzen Beinkleidern und weißen seidenen Strümpfen.

Wie wir am 11. Dezember früh die Anker lichteten, war der Wind vollständig entgegen, das Fahrwasser war nicht hundert Schritt breit, und wir fuhren immer hin und her, so daß wir in einem beständigen Wenden und Umlegen blieben. Die ganze Besatzung war auf dem Verdeck und auf den Masten, der Kapitän stand vor dem Steuerruder und kommandierte. Wir kamen langsam vorwärts und befanden uns grade in den Gewässern, wo fünf Jahre zuvor[2]) die große Seeschlacht gewesen war, in welcher eigentlich Nelsons Flotte ruiniert wurde und deren glücklicher Erfolg nur daher rührte, daß die Dänen nach ihrem großen Verlust nicht wußten, wie es auf der englischen Flotte aussah, und Nelson mit größter Keckheit und Drohungen, die er nicht verwirklichen konnte, auf seinen Forderungen bestand. Wir sahen die große Batterie Treekronen, die mitten im Wasser liegt und so wie der Provesteen (drei rasierte, zusammengeankerte Linienschiffe) damals ganz ruiniert worden war.

[1]) Sir Thomas Pakenham, erster Lord Longford (1757—1836), 1804 Vize-Admiral, 1810 Admiral. — [2]) 2. April 1801.

Unser Engländer hatte sich aus Vorsicht einen Lotsen angenommen, der ihn nicht nur aus Kopenhagen herausbringen, sondern die Reise mitmachen und ihn in Danzig, Pillau oder Memel hineinbringen sollte. Dieser Kerl stand also am Steuerruder und ordnete die Fahrt. Er wurde dabei herrlich traktiert und fraß eben Erbsen mit Schweinefleisch, als unser Kapitän unruhig wurde, nach den Tonnen und den entfernten Ufern schaute und ausrief: „je crois, ma foi, que ce coquin nous mène sur le Middelground!“ Er lief in die Kajüte, nahm seine Karten und maß, lief zurück aufs Verdeck und fing mit dem Lotsen an zu zanken. Der Kerl lächelte, meinte: er werde ja den Mittelgrund kennen, der läge dort, und so kämen wir eben an ihm vorbei. Der Kapitän sagte: „nein!“ und indem sie noch zankten, gab es drei schnelle Stöße, und das Schiff saß, wie angenagelt! Aber auch hier zeigte sich die Überlegenheit des Manövers auf einem Kriegsschiff gegen unser Stranden bei Stralsund. Der Kapitän ward wütend, riß dem Lotsen das Steuer aus der Hand, setzte ein Boot aus, ließ den Anker eine Strecke weit ins tiefe Wasser legen und nun sechzehn Mann an die Ankerwinde, die das Schiff also nach demselben hinwindeten und zugleich alle Segel vor dem Winde, — und in einem Augenblick wurden wir flott. Darauf ging es über den Lotsen her, er wurde „rascall“, „damned dog“[1]) usw. geschimpft, das Gericht Erbsen und Schweinefleisch ihm weggenommen und ihm gedroht, sobald dergleichen wieder vorfiele, sollte er gekielholt (d. h. unter dem Schiff weg durchs Wasser gezogen) werden, — und sobald wir aus dem engen Fahrwasser heraus waren, wurde er entlassen.

In dem Schiff hatte der Zufall genau soviel kleine Schlafkammern angebracht, als reisende Engländer waren; sogar der Kurier Basilico hatte eine in Beschlag genommen. Dies war ein dicker, ungefähr vierzigjähriger Kerl, der in diesem Jahre schon die größten Reisen durch ganz Europa gemacht hatte und durchaus von nichts anderem sprach, als von Entfernungen. Es mochte gesprochen werden, wovon es sei — so fragte er, wie weit es wäre. Demnach blieben für uns beide Deutsche, den Hannoveraner Hugo

[1]) Schuft! — verfluchter Hund!

(aus Lord Hutchinsons Gefolge, bis 1805 Legationssekretär bei der hannöverschen Gesandtschaft in Berlin und mir daher recht gut bekannt) und mich keine Schlafwinkel übrig, und wie die andern zu Bett gingen, wußten wir nicht, wo wir bleiben sollten. Da wurden vier große Haken in die Decke des Speisezimmers eingeschlagen und zwei leinene Särge gebracht, deren jedes[1]) man mit dem Kopfende an einen und mit dem Fußende an einen andern Haken aufhing. Inwendig wurde eine Anzahl Flaggen hineingelegt, darin sollten wir schlafen.

Das Kunststück war aber, hineinzukommen, denn das Schiff schaukelte auf und nieder und der Sarg schwankte hin und her. Ich bestieg den Eßtisch, auf dem man bei weitem nicht aufrecht stehen konnte, hielt mich mit einer Hand an die Decke, ergriff mit der andern den Sarg und sprang hinein. Nun fing aber der klapprige und ungeschickte Hugo an, zu lamentieren, dem es nicht gelingen wollte, hineinzukommen. Er konnte sich kaum auf dem Tisch erhalten, und wenn er nun den Sarg wie ein feststehendes Bett beschreiten wollte, so wich dieser natürlicherweise hinweg. Ich mußte wieder hinaus und half ihm hinein, indem ich mich mit Rücken und Kopf gegen die Decke festklemmte und dem armen ungeschickten Kerl den Sarg festhielt. Dabei war der arme Teufel fortwährend seekrank und spie wie ein Gerberhund, wogegen die einzige Hülfe ist, zu liegen, welches alle Seekranke tun. Da unsere Särge aber jeden Morgen weggenommen werden mußten, weil der Raum das allgemeine Versammlungs- und Speisezimmer war, so mußte der Unglückliche die Krankheit den ganzen Tag aushalten und geriet in solche Verzweiflung, daß er alles Ernstes glaubte, er müsse sterben. Wie er aber ans Land kam, war er, wie jedermann in diesem Fall, frisch und gesund.

Übrigens ist solche schwebende Hängematte die beste Schlafanstalt auf Schiffen. Man ist auf selbigen von dem ewigen Schaukeln immer im Kopf benommen und in einem unangenehmen Zustand, selbst wenn man nicht seekrank ist. In den in der Wand angebrachten festen Schlafstellen erholt man sich

[1]) d. h. das Bett, die Hängematte.

wegen der Bewegung des Schiffes wenig, die schwebenden Särge aber haben ihre eigene und durch die Schwere dessen, der darin liegt, so gemilderte Bewegung, daß man beinahe nichts davon merkt und des Morgens ganz frisch aufsteht.

Den 13., wo wir einen so starken, sturmartigen Wind hinter uns hatten, daß wir im Laufe desselben quer über die Ostsee fuhren, von der Nordseite der Insel Bornholm bis nahe bei Danzig, hatte ich rechte Gelegenheit, die Bewegung und Höhe der Meereswellen zu betrachten. Auf dem Verdeck ist in solchem Fall der sicherste Platz, ganz vorn in der Spitze, wo der Boogspriet vorwärts hinausgeht. Wenn dann das Schiff unten im Wasser ist und die heranrauschenden, überstürzenden Wellen baumhoch über einem stehen, glaubt man, sie müssen einem über dem Kopf zusammenschlagen; einen Augenblick darauf sitzt man aber oben auf der Welle, und das tiefe Wassergrab ist unten offen. Da aber das Schiff nicht eher hinabgleiten kann, als bis es das Übergewicht nach vorn bekommen hat, so tritt jedesmal ein Moment ein, in welchem der vordere Teil des Schiffes über die Welle hinausragt und frei in der Luft steht; — in diesem Augenblick erscheint die Tiefe unermeßlich.

Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn die Schriftsteller von dem unermeßlichen Anblick des Meeres reden, wenn man nichts als Himmel und Wasser sieht. Dieser Blick ist nichts weniger als unermeßlich, denn die Gesichtslinie dessen, der auf einem Schiff ist, läuft in einem so spitzen Winkel mit dem Horizont, daß sie schon auf wenige hundert Schritt mit diesem zusammenzufallen scheint. Man sieht alsdann die Kugelgestalt der Erde ganz deutlich, es ist, als ob man auf einem umgekehrten zinnernen Teller stände und den (an den Himmel anschließenden) Rand desselben ganz nahe bei sich sähe. Aber von der See aus nach einer hohen Küste hin, oder von selbiger, etwa von Dover Castle oder auch schon von Stubbenkammer[1]), in die See hinab, da erscheint das Meer unermeßlich. — Wir fuhren an dem Tage so schnell und das Schiff trug so viele Segel, daß es ganz auf die Seite lag und der Steuerbord stets vom Wasser bespült war.

[1]) In Dover war Marwitz 1815, auf seiner englischen Reise. Vgl. das Tagebuch darüber, Bd. II. Stubbenkammer wird er auf einer der Ostseereisen in seinen späteren Jahren gesehen haben.

Wie wir am 14. Dezember gegen die Landspitze von Hela kamen und nun in die Bucht von Danzig einlaufen wollten, wußten wir noch nicht, ob nicht die Franzosen vielleicht schon im Besitz dieser Festung wären.[1]) Es wurde also ein Boot abgesendet nach einem Fischerdorfe, welches die Nachricht zurückbrachte: nein; man wisse nichts von Franzosen, sie wären noch hundert Meilen von da! Wir umschifften daher die Landspitze und gingen in der Bucht, ungefähr zwei Meilen von Danzig, vor Anker. Nach langem Widerstreben entschloß sich Lord Hutchinson auf den Rat seiner Umgebung, sehr höflich zu sein und den Gouverneur General Manstein[2]) begrüßen zu lassen; ohne mich zu fragen, ob ich auch wolle, bestimmte er als seine Abgesandten Robert Wilson und mich. Wir hatten den Tag schönes Wetter gehabt und waren beinahe bei Windstille vor Anker gegangen. Der Wind erhob sich aber wieder vom Lande her. Es wurde daher bestimmt, daß wir um einhalb drei Uhr nachts mit einem Boot abgehen, in Danzig unsere Komplimente bestellen und dann mit der Antwort bei Zeiten zurückkehren sollten.

Kapitän Pakenham, der sein Schiff nun in einer ruhigen Bucht in Sicherheit hatte, fing an, sich nach den drei durchwachten Nächten gütlich zu tun. Er machte sich Grog zurecht, trank tüchtig, berauschte sich ein wenig, erzählte viel von seinen Seereisen, unter andern von St. Domingo, wo er kürzlich auf einem Ball bei dem Kaiser Christoph[3]) gewesen und mit der schwarzen Madam Christoph tüchtig getanzt habe. Darauf legte er sich schlafen.

Der Wind hatte sich unterdessen wieder zu einem Sturme verstärkt, das Schiff tanzte tüchtig vor dem Anker, und um einhalb drei Uhr, in stockfinstrer Nacht, bestiegen wir unser Boot, in dem Sir Robert, ich und sechs Matrosen kaum Platz hatten. Da der Wind konträr war, fuhren wir ebensoviel im Wasser, als auf dem Wasser und konnten kaum vom Schiffe wegkommen. Bald erklärte der Steuermann, es sei unmöglich, bei dem Sturme mit Rudern

[1]) Es wäre gewiß der Fall gewesen, wenn Napoleon dahin marschiert wäre. Er war aber in Warschau. [v. M.]

[2]) Ernst Johann v. Manstein (1742—1808), damals Generalleutnant. Vgl. o. S. 92.

[3]) „Kaiser Christoph" regierte 1811—20 unter dem Namen „Heinrich I.". Seit 1806 nannte er sich: „Präsident der Republik Haiti". Vgl. Biogr. Universelle VIII (1844), S. 244 ff. und u. S. 644.

Danzig zu erreichen. Wilson aber bestand darauf. Die Kerle ruderten aus Leibeskräften, und der Steuermann rief immer im Takt: Give him! Give him!, aber in anderthalb Stunden gelang es nicht einmal, soweit zu kommen, daß uns das Schiff aus dem Gesicht gekommen wäre. Endlich waren die Kräfte erschöpft und wir mußten umkehren. Es dauerte nicht fünf Minuten, so waren wir wieder beim Schiffe. Auf dem Verdeck stand der Kapitän mit einer Laterne und sprach seine Verwunderung aus, daß wir zurückgekommen seien; er habe nicht geglaubt, uns jemals wiederzusehen, da uns der Maat[1]), dieser Schuft, statt der großen Schaluppe solch einen Nachen gegeben habe!

Wie es am Morgen hell wurde, war auch das Wetter besser geworden. Wir segelten so weit die Reede hinauf, als es gehen wollte, bestiegen ein großes Boot und fuhren unter dem Zulauf einer großen Menschenmasse — die englischen Uniformen waren dort sehr erwünscht, weil der Krieg mit England den Handelsstädten überaus schädlich gewesen — in Danzig ein. Gelandet, ging ich rasch voraus, um die Gäste dem General Manstein zu melden. Dieser war während des größten Teils der Regierung Friedrich Wilhelms II. dessen Generaladjutant gewesen, er kannte mich daher genau. Jetzt war er vierundsechzig Jahr alt; von Natur schon grob, war er, teils als Folge des hohen Alters, teils infolge seiner so unerwartet gefährlich und arbeitsvoll gewordenen Stellung äußerst verdrießlich und abstoßend geworden. Er hatte gar keine Lust, die Engländer zu sehen, da wir mit ihnen im Kriege waren, und nur auf meine Vorstellung, daß Lord Hutchinson eben abgeschickt worden, um Frieden zu schließen, welches doch dem Könige sehr angenehm sein müsse, entschloß er sich, sie, die schon auf dem Flur warteten, vorzulassen.

Nun kamen die beiden gröbsten Kerle zusammen, die vielleicht damals in Europa zu finden waren. Die Unterredung lief sehr schlecht ab, sie saßen einander gegenüber, Manstein sah ihn grämlich an und sprach nicht ein Wort, Hutchinson aber erwartete, angeredet zu werden. Ungeachtet ich in solcher Zusammenkunft eigentlich nur zu schweigen hatte, war es doch zu arg, und ich wendete mich, gleichsam in Hutchinsons Namen, an Manstein und trug den Zweck

[1]) mate = Gehilfe des Hochbootsmanns.

seiner Reise usw. vor, welches denn doch einige Worte aus dem verdrießlichen Manstein und einige Antworten von dem pikierten Hutchinson herauslockte. Darauf entfernte dieser sich mit seinem Gefolge, und ich blieb bei dem Gouverneur zurück.

Ich bat diesen, mir mein Traktament auszahlen zu lassen, wovon ich drei Monate zu fordern hatte (es waren zwanzig Taler monatlich, ich hatte noch nichts empfangen). Aber er wies mich kurz ab, ich stehe nicht auf seinem Etat, da würde er viel Geld brauchen, wenn er jedem, der herkäme, Traktament wolle zahlen lassen. Da sagte ich denn, daß ich, vieler Aufschlüsse wegen, die nur ich geben könnte — weil kein anderer aus des Fürsten Hohenlohe Umgebung nach Preußen kam —, möglichst bald zum Könige reisen müsse, und da er doch oft Kuriere an ihn abfertigen müsse, mich doch in der Stelle eines Feldjägers hinschicken möge. Dazu war er willig und sagte: er schicke morgen einen, ich solle um acht Uhr früh da sein und die Briefe in Empfang nehmen.

Den Abend speisete ich noch mit meinen Engländern, von denen ich nur auf wenige Tage Abschied nahm, da sie auch baldigst nach Königsberg aufbrechen wollten. Am andern Morgen (16. Dezember) waren die Briefe noch nicht fertig; ich hatte also noch Zeit, mir einen Teil der Stadt zu besehen. Ich fand die Festungswerke vernachlässigt, und jedermann durfte darauf umherspazieren; ich bin überzeugt, daß die Festung damals durch einen Handstreich genommen werden konnte. Zum Gouverneur zurückgekehrt, mußte ich noch eine Stunde warten und machte hier die Bekanntschaft des Artillerieleutnants Braun[1]), der einigermaßen der Faiseur beim alten Manstein war, sich nachher während der Belagerung, wo Kalckreuth Gouverneur war, einen Namen gemacht und den Grund zu seinem schnellen Avancement gelegt hat. Er ist kürzlich als Generalleutnant und Inspekteur aller Gewehr- und Pulverfabriken und aller Artilleriewerkstätten gestorben. — Um zehn Uhr abgefertigt, fuhr ich über Dirschau, Marienburg und Elbing ab. Ich machte die siebenundzwanzig Meilen bis Königsberg in sechsunddreißig Stunden, woran der Kot in der Niederung, die Über-

[1]) Johann Karl Ludwig Braun (1771—1835), Schüler Scharnhorsts, 1807 Adjutant Kalckreuths, 1815 Generalmajor, 1825 Generalleutnant, 1832 Generalinspekteur der Geschütz- und Waffenfabrikation, hervorragender Artillerist.

fahrt über die Weichsel und Nogat, mit polnischen ungeschickten Fährleuten, und die Finsternis der zweiten Hälfte der Nacht schuld war. Die Pferde mußten umsonst gestellt werden, ich hatte aber die Biergelder zu bezahlen, welches meine geringe Schatzkammer dergestalt angriff, daß ich mit nur drei Talern, acht Groschen in Königsberg ankam. Das schöne Ritterschloß in Marienburg sah ich nur von außen, um Mitternacht, im Mondschein.

Ich war also am 17. Dezember um zehn Uhr abends in Königsberg. Am anderen Morgen sollte mein erster Gang zu dem Generaladjutanten des Königs, Obersten Kleist[1]), sein; aber so groß war die Apathie in dieser höchst unpatriotischen Stadt, wo nur Friedensgedanken herrschten, daß ich seine Wohnung nicht erfahren konnte. Ich ging also grade nach dem Schlosse. Hier kam Kleist eben vom Könige herunter, und Gneisenau war bei ihm. Sie waren sehr verwundert, mich zu sehen, und wie ich den Zweck meines Hierseins gesagt, und Kleist die Depeschen des Generals Manstein gegeben hatte, kehrte dieser mit mir um, um mich dem König zu melden; Gneisenau ging. Kleist fragte: ob ich diesen Kapitän kenne, und auf meine Antwort, daß ich während des Rückzuges seine Bekanntschaft gemacht, sagte er: es schiene ein ordentlicher Mann zu sein, — worauf ich erwiderte, ich hielte ihn für einen ausgezeichneten Menschen. Es ist möglich, daß dies Zeugnis ihm, der am Hofe völlig unbekannt war, von Nutzen gewesen ist.

Vor den König geführt, und nachdem ich mit wenig Worten gesagt, auf welchem Wege ich hierher gekommen, meine Dienste angeboten, und um Auswechselung gebeten hatte, damit ich als aktiver Soldat wieder dienen könne, gab mir der König die Hand, die Tränen traten ihm in die Augen, und er sagte: „nicht vergessen!". Und in der Tat, er hat es mir nicht vergessen, und wie sehr ich ihn, in Erzählung seiner Taten, auch tadeln muß, — mir ist er immer ein gnädiger König gewesen.[2]) Er hat die Tugend der Dankbarkeit, eine unschätzbare Eigenschaft eines Regenten, in einem Zeitalter, wo einem die Undankbarkeit an allen Ecken in den Weg

[1]) Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf Kleist v. Nollendorf, 1821 Feldmarschall, vgl. o. S. 313, Anm. 1. — [2]) Vgl. o. S. 168 und 254. Diese Wiederholungen sind vom Herausgeber absichtlich nicht getilgt, da sie zur Würdigung von Marwitz' scharfen Urteilen über Friedrich Wilhelm III. den rechten Gesichtswinkel geben.

tritt. — Ich fing darauf an, zu sagen: wie ich Augenzeuge von so manchen Begebenheiten gewesen, deren wahrer Verlauf ihm (dem König) noch unbekannt sein und es vielleicht noch lange bleiben würde, weil die übrigen Teilnehmer alle hinter der feindlichen Armee, in Deutschland zerstreut waren, — wie gewaltig viel versäumt und vorzüglich durch den Obersten Massenbach verdorben worden wäre, — Begebenheiten, denen man für die Zukunft doch vorbeugen könne — so daß ich bereit wäre, Aufschluß über alles zu geben, was ich gesehen. Der König sagte: „Schon gehört, — wohl leider wahr, daß manche ihre Schuldigkeit nicht getan haben. — Aber, der Fürst Hohenlohe, ein so ausgezeichneter Herr, — nicht begreifen, wie er zu der Kapitulation gekommen ist."

Ich begann nun ihn zu entschuldigen und darzustellen, unter welcher Last er erlegen und in welches Netz von Verrat und üblem Willen er verstrickt gewesen, ward aber sehr bald unterbrochen und entlassen. Wahrscheinlich mochte der König einen innern Instinkt haben, der ihm merken ließ, daß aus einer weiteren Entwickelung Inkommoditäten für ihn selbst entspringen möchten und diese vermied er jederzeit, um jeden Preis. Ich erwartete nun in den nächsten Tagen, wieder zum König oder zu einem, dem er den Auftrag gegeben, mich anzuhören, gerufen zu werden; aber es geschah nicht. Ich ging selbst wiederholentlich zu den beiden Generaladjutanten, Kleist und dem guten, aber sehr dummen General Köckritz[1]; keiner von beiden hatte aber Lust, etwas Gründliches zu erfahren, wenngleich sie mir beide wohlwollten. Der alte Schlenbrian ging in Abmachung der täglichen Geschäfte fort.

Am besten wurde ich bei dem General Rüchel[2] aufgenommen, der noch sehr schwach von seiner Wunde war, dessen Hochmut sich aber in dieser Periode leider bis ins Unermeßliche steigerte. Daß er in diesem Lande des Kriegsschauplatzes zum Generalgouverneur, d. h. zum Chef alles Militärs und Zivils, ernannt worden war, war gewiß zweckmäßig, aber der König hatte gleichsam zu seinen Gunsten der Regierung entsagt und verwies *alles* an ihn, so daß Rüchel sich ungefähr so betrachtete, als sei *er* der König von Preußen. Wenn er aber als solcher *agieren* wollte, so war der

[1] Karl Leopold v. Köckritz (1744—1821), Generalleutnant und Generaladjutant.

[2] Vgl. o. S. 166. Über ihn: Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878.

wahre König denn doch immer wieder da, wie ein Hemmschuh, der Rüchel nicht fortließ, welches auch allerdings öfters notwendig war, aber bei weitem nicht immer. So geschah also eigentlich gar nichts.

Ich hatte nun noch meinen Brief an die Königin abzugeben und verfügte mich damit, da die Oberhofmeisterin, Gräfin Voß, nicht mit in Preußen war,[1]) zu der ältesten der anwesenden Hofdamen.[2]) Der Schnitt des Kommandanten in Stralsund war deutlich im Briefe zu sehen. Die Erzählung der Gefährlichkeiten, die ich bestanden, ergötzte die Dame sehr. Sie hat den Brief abgegeben, wahrscheinlich auch manches dabei erzählt, aber ich habe auch nicht einmal einen Dank dafür von der Königin zu hören bekommen.[3]) So saß ich denn nun wieder in völliger Untätigkeit, in einer entfernten Provinz, und hatte Muße genug, über meine Schicksale seit den drei Monaten nachzudenken, wo Hohenlohe mich halb wider meinen Willen mit in diesen Krieg gezogen hatte.

Im Bunde mit Rußland (November 1806 bis März 1807).

Die Franzosen waren unterdessen ungehindert bis an die Weichsel vorgedrungen. Warschau, welches nicht zu verteidigen war, war geräumt worden, und alle Truppen, die wir noch in Preußen hatten, standen unter dem General L'Estocq[4]) bei Thorn. — Der Kaiser von Rußland, dessen Beistand wir 1805 und zu Anfang 1806 verschmäht hatten, war keineswegs vorbereitet, wie unser Krieg so plötzlich ausbrach und in Deutschland so überraschend schnell endigte. Er hatte zwei Armeen an seinen Grenzen, die stärkste, zu 50000 Mann angegeben, stand bei Grodno unter dem General Bennigsen, war am 1. November in Preußen eingerückt und blieb nachher bei Pultusk stehen. Die zweite schwächere, aus angeblich 30000 Mann bestehend, die im vorigen Jahre bei Auster-

[1]) Sophie Marie Gräfin v. Voß, geb. v. Pannewitz (1729—1814). Daß sie noch nicht in Preußen gewesen sei, ist ein Irrtum; sie war schon am 9. November mittags in Königsberg angelangt. Vgl. ihr Tagebuch: 69 Jahre am preuß. Hofe, S. 258. — [2]) Gräfin Moltke, seiner späteren Gattin. — [3]) Königin Luise war in diesen Wochen schwer krank.

[4]) Anton Wilhelm v. L'Estocq, General der Kavallerie (1738—1815), schon im Siebenj. Kriege, dann in den Rheinfeldzügen ausgezeichnet, 1806/07 kommandierender General in Preußen, Nachfolger Kalckreuths, später Gouverneur von Berlin.

litz viel gelitten hatten, wurde weiter rückwärts unter dem General Buxhöwden[1]) reorganisiert.

Die preußischen Truppen waren mit unter den Befehl des Generals Bennigsen gestellt worden. Er hatte eine russische Division unter dem General Sedmoratzky in Praga, der Vorstadt von Warschau auf dem rechten Weichsel-Ufer. Am linken Ufer, in der Stadt selbst, stand der französische Marschall Davout. Sedmoratzky bekam am 1. Dezember die Angst, sein Gegner möchte des folgenden Tages, als am Jahrestage der Schlacht von Austerlitz, übersetzen, und lief deshalb davon. Davout hatte vor der Hand noch nicht daran gedacht, weil Napoleon noch weit zurück und erst in Posen war; wie er aber das jenseitige Ufer leer sah, ging er hinüber. Wäre Bennigsen über ihn hergefallen, so würde er ihn geschlagen haben, statt dessen ging er aber sogleich bis Ostrolenka zurück, und auch L'Estocq mußte die Gegend von Thorn verlassen und bis Deutsch-Eylau zurückgehen. Darüber war auch der Marschall Ney unweit Thorn ungehindert über die Weichsel gekommen. Nun rückte aber Buxhöwden zur Linken Bennigsens vor, worauf dieser auch wieder bis Pultusk vorging, wo er den 8. Dezember eintraf. — Diese beiden Generale haßten sich unendlich. Buxhöwden als der ältere (und, wie die Russen meinen, auch der bessere) sprach das Kommando an, Bennigsen wollte mit seiner stärkeren Armee nicht gehorchen. Der Kaiser hatte daher in der Person des Feldmarschall Kamenskoi einen Oberbefehlshaber gesetzt, der aber, von jenseit Moskau hergeholt, erst den 21. bei der Armee eintreffen konnte.

Kamenskoi[2]) war ein preußischer Offizier, im Siebenjährigen Kriege von den Russen gefangen, und in ihre Dienste übergetreten, also eigentlich ein Deserteur, der sich durch seine Tapferkeit, vorzüglich unter Suwarow, emporgeschwungen hatte. Er war jetzt siebzig, wo nicht achtzig Jahr alt, aber noch vollkommen rüstig. Man sagte, er ahme Suwarow in dessen Eigenheiten nach; gewiß

[1]) Friedrich Wilhelm Graf v. Buxhöwden (1750—1811), der sich später vor allem durch die Eroberung Finnlands (1808) einen Namen gemacht hat.

[2]) Graf Kamenskoi (Marwitz schreibt: Kamenskji) (1735—1809), Waffengefährte Suwarows, kämpfte gegen Schweden, Türken und Polen, 1802 Feldmarschall. Er galt für grausam und bizarr. Nach v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1806/07 III, 122 f. u. ö., der ihn auf Grund gleichzeitiger Quellen viel ungünstiger als Marwitz beurteilt, hätte Kamenskoi schon zwei Wochen früher bei der Armee sein können.

aber ist, daß er von allen Russen, von dem gemeinen Soldaten bis zum Kaiser hinauf, für den einzigen gehalten wurde, der diesen großen Feldherrn ersetzen und Napoleon entgegengestellt werden könne, und es scheint, daß sie recht hatten. Denn ich werde jetzt das falsche Urteil zerstören, was durch des Generals Bennigsen Schlechtigkeit, seine Kalumnien und Mendacien über diesen alten Mann allgemein verbreitet worden ist.

Was ich erzähle, habe ich aus dem Munde des jetzigen Generals der Infanterie, damaligen Majors v. Knesebeck[1]), der als preußischer Generalstabsoffizier bei Bennigsen, und die kurze Zeit seines Kommandos hindurch beim Feldmarschall Kamenskoi war. Wenn Knesebeck Memoiren hinterläßt, wie ich glaube, so wird er genauer darstellen, als ich ihm hier nacherzählen kann. Man saß am 21. Dezember in Pultusk beim General Bennigsen bei Tisch, als ein Schlitten vorgefahren kam, aus dem ein alter, in Pelz gehüllter Mann stieg, grade in das Zimmer und an den Eßtisch trat, mit dem Handschuh darauf schlug und sprach: „Na, was macht Ihr hier?" Alle sprangen auf, denn sie erkannten nun erst den Feldmarschall. Er fing sogleich an, den Bennigsen und die anderen Russen zu quästionieren, wo sie ständen, wie stark sie wären, wo der Feind stehe? usw. Wie hierauf Knesebeck sich bei ihm gemeldet, nahm er ihn mit sich in sein Zimmer, ließ sich auf der Karte genau die Stellungen der Russen, Franzosen und Preußen zeigen, — denn er kam Tag und Nacht durch zweihundert Meilen weit gefahren, und wußte hiervon nicht ein Sterbenswort. Er behielt die Karte, fragte vorzüglich nach den Magazinen, und bestellte Knesebeck auf den andern Morgen.

Den 22., sowie dieser eintrat, fragte er nach einem preußischen Pontontrain und wo der wäre? Hierauf nach einer Verpflegung von tausend Ochsen und einer Bäckerei, ob Knesebeck die herbeischaffen

[1]) Karl Friedrich v. dem Knesebeck (1768—1848), 1806 Generalstabschef Rüchels, Anhänger der alten Strategie. Im Winter 1812 auf einer kritisch viel umstrittenen Mission nach Rußland; seine Erzählungen sind mit Vorsicht aufzunehmen! Ende 1813 war er gegen den Einmarsch in Frankreich, da er ihn strategisch für zu gefährlich hielt. Er hat Marwitz etwa 1826 das Folgende berichtet. Vgl. über ihn Allg. Dtsch. Biogr. XVI, 281 ff. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III., S. 551 ff.; Max Lehmann, Preuß. Jahrb. XXXIV, 1—18; Histor. Ztschr. XXXVI, 1—33; Knesebeck und Schön (1875).

könnte? — und auf erhaltene genügende Antwort (das Land war damals preußisch und alle Behörden an Knesebeck gewiesen), befahl er ihm, diese Anstalten an einem bestimmten Tage bei Plock bereit zu halten; wenn es nicht da sei, gehe es um seinen Kopf. Knesebeck versprach, daß es an nichts fehlen solle, und da er vermutlich über diese bei den Russen nicht gewöhnliche Tatkraft verwundert scheinen mochte, sah ihn Kamenskoi plötzlich starr an und fragte: „Wohin will ich?" Knesebeck erwiderte: „Ich weiß nicht, aber ich sehe wohl, daß Eure Exzellenz über die Weichsel gehen wollen." — „Nach Schlesien will ich!" rief Kamenskoi dem erstaunten und erfreuten Knesebeck zu. — „Wenn ich hier bleibe, so wird nichts Kluges daraus. Wir sind zwar imstande, dem Napoleon eine Schlacht zu liefern, aber nicht, uns vor ihm zu bewegen. — Er wird uns irgendwo eine Nase drehen, uns nach Rußland zurückmanövrieren, und unterwegens uns schlagen. Dann ist alles aus. Kann ich aber nach Schlesien gelangen, zwischen Eure Festungen, dann ist es Eure Sache, weiter zu sorgen, und ich bin weit entfernt von allen hiesigen Kabalen. Ist dann der Krieg in Deutschland, und so nahe an den Grenzen Österreichs, so muß es auch mit losschlagen, und ich habe vielleicht einen Namen in der Geschichte. Ich werde morgen die Gegend und die Vorposten besehen, dann werde ich anfangen, mich rechts zu schieben, mit dem rechten Flügel an Plock; in vier Tagen von übermorgen an, müssen wir dort, über die Weichsel sein, und bevor Bonaparte sich einen Übergang verschafft, oder den Umweg über Warschau zurücklegt, bin ich über Posen hinaus. — Aber sorgen Sie, daß an der Brücke und Verpflegung nichts fehle!"

Knesebeck versprach es und fertigte die Befehle aus. — Aber es war schon zu spät. Napoleon stand an dem Tage schon in der Gegend in Linie vor ihm, wohin Kamenskoi marschieren wollte, d. h. Bernadotte und Ney waren bei Thorn, Augereau bei Zakroczym, Soult bei Plock am 20. über die Weichsel gegangen, Davout und Lannes, von Warschau kommend, hatten die Narew passiert, und eine Schwenkung gemacht, wodurch sie die Wkra vor der Front hatten. Die ganze französische Armee hatte demnach die Front gegen Osten, den rechten Flügel in der Richtung gegen Warschau, den linken beinahe nach Königsberg hin weisend. Die russische Armee steckte dagegen in einer Art von Beutel, zwischen der Narew

und Wkra, von Pultusk über Sierock, Czarnowo, nach Novemiasto hin; Nasielsk lag etwa in der Mitte dieses Beutels, dessen drei Seiten nach Osten, Süden und Westen, die Öffnung aber nach Norden lag. Dicht vor sich hatten die Russen den Feind nur an der südwestlichen Ecke des gedachten Beutels, vor der ganzen Westfront war der Feind zwar da, aber entfernter, und die sumpfige Wkra hinderte die Kommunikation. Kamenskoi konnte daher nach den Rapporten, die er bis jetzt erhalten haben mochte, noch sehr füglich glauben, daß sein Anschlag ausführbar sei.

Am 23. fing Kamenskoi auf einem Kosakenpferde die Besichtigung seiner Posten vom linken Flügel an, und als er am Abend bis gegen Kolozomb, auf dem rechten Flügel (gegen Novemiasto) gekommen war, wo Barclay de Tolly[1]) stand, hörte er nach dem linken Flügel hin, am Ausfluß der Wkra in die Narew bei Czarnowo die Kanonade losgehen. Napoleon war mit seinen Anstalten fertig geworden, hatte die Wkra überschritten, und die Division Ostermann angegriffen, die ihn aber den Tag hindurch noch zurückschlug.

Kamenskoi war sogleich umgekehrt, und so rasch er konnte nach dem linken Flügel der Stellung zurückgeritten. Er hatte aber die Mitte noch nicht erreicht, als die Dunkelheit der Nacht ihn überfiel, und ihn von seinen Begleitern, vorzüglich von Knesebeck, trennte, der ihn am andern Morgen zurechtgewiesen haben würde. — Das ist die Folge, wenn die Adjutanten und Generalstabsoffiziere sich nicht immer dicht an ihren General halten, sondern unter sich schwatzen und sich umsehen! Er brachte die Nacht, von einem einzigen Kosaken begleitet, in einer einsamen Bauerhütte zu, und befand sich am Morgen des 24. unter den anmarschierenden Kolonnen Augereaus, der von Plonsk aus Barclay de Tolly bis Stregoczin zurückwarf. — Wie der alte Mann sich da herausgewickelt, ist unbekannt; nur weiß man, daß er an einem Schaden, der ihm das Reiten beschwerlich machte, nach dem Ritte vom 23. so krank war, daß, selbst wenn er bei einer formierten Armee gewesen wäre, er nicht hätte kommandieren können, um wieviel mehr, da er ohne Wegweiser und ohne Karte umherirrte.

[1]) Michael Barclay de Tolly (1761—1818), schottischer Abstammung, 1810/13 russischer Kriegsminister, 1814 Feldmarschall, 1815 Fürst.

Am 25. Dezember waren die Russen auf ihrem Rückzuge großenteils unter Bennigsen bei Pultusk, und unter dem Fürsten Gallitzin[1]) bei Golymin vereinigt. Kamenskoi muß sich in der Nähe des letzteren irgendwo befunden, und an der Möglichkeit, bei dem Zustande seiner Gesundheit, und unter den Augen des überlegenen Feindes die Armee vereinigen und mit Erfolg führen zu können, verzweifelt haben, — genug, er fertigte den Befehl aus: ein jeder solle auf dem kürzesten Wege nach der russischen Grenze abmarschieren, und die Armee sich bei Nowogrod (dicht bei Lomza) wieder vereinigen. Er selbst reisete über Ostrolenka und Lomza voraus, ohne Zweifel in der Hoffnung, unterdessen wieder hergestellt zu sein.

Es war Tauwetter, und die Wege so grundlos, daß Bennigsen sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, seinen Rückzug anders, als mit dem Verluste seiner sämtlichen Artillerie, fortsetzen zu können. Er blieb also den 26. stehen, ungeachtet Kamenskois Befehl zum Rückzuge eingetroffen war. Begünstigt durch seine Stellung, durch den grundlosen Kot, der ihm erlaubte, seine stehende Artillerie zu gebrauchen, den Franzosen aber nicht gestattete, die ihrige zum Angriff herbeizuschaffen, und unterstützt durch den Major Knesebeck, schlug er an diesem Tage alle Angriffe der durch den Kot sich heranquälenden Franzosen aufs glänzendste zurück. Burhöwden war trotz früherer Ordre auf dem Marsch, um sich mit Bennigsen zu vereinigen, als ihn eine zweite geschärfte Ordre Kamenskois erreichte. Da er nicht wußte, daß dieser Feldherr allein umherirrte, so war es natürlich, daß er, im beschwerlichsten Vorwärtsmarsch begriffen, und da Bennigsen in dem Augenblick noch nicht angegriffen, also keine Kanonade zu hören war, dem Befehl zum Rückmarsch Folge leistete. Bennigsen war in einem ganz anderen Fall. Er hatte den Feind vor sich und sah deutlich, daß er auf einem Rückmarsch, mit dem Feinde auf den Fersen, mehr verlieren müsse, als durch eine Schlacht. Auch brauchte er an dem Tage keine Hülfe, denn er war stärker, als der ihn angreifende Lannes.

Dagegen war Gallitzin, bei Golymin von Murat, Augereau und Davout angegriffen, weit schwächer als seine Gegner, schlug

[1]) Dmitrij Wladimirowitsch Golizyn (oder Gallitzin) (1771—1844) zeichnete sich 1806/7 und 1812/14 aus, seit 1820 Generalgouverneur von Moskau.

aber ihre Angriffe bis zum Abend ebenfalls ab. Da man von diesem Gefecht keine russischen Berichte hat, so möchte ich fast glauben, daß Kamenskoi selbst dort gewesen sei, denn Bennigsen (einer der Mörder des Kaisers Paul) schmiedete gleich eine Kabale, um den Oberbefehl zu erlangen, die ihm nur zu gut gelang. — Durch diesen Oberbefehl wurde er reich. Er schickte einen pompösen Schlachtbericht von seinem Siege an den Kaiser, bemerkte darin, daß er ihn gegen den Willen des Feldmarschalls (der gar nicht zu finden gewesen) erfochten, und den Feind verfolgt haben würde, wenn nicht ein zweiter Befehl ihm den Rückzug nochmals ausdrücklich befohlen habe. Er gab dabei zu verstehen, daß Kamenskoi den Verstand verloren haben müsse, um nach einem solchen Siege den Rückzug anzubefehlen und beschwerte sich bitter über Buxhöwden, der den unsinnigen Befehl befolgt und ihn im Stich gelassen habe!

Das Wahre an der Sache aber war, daß Kamenskoi jenen Befehl nicht *nach*, sondern *vor* der Schlacht und wie er Bennigsens Lage nicht kannte, gegeben hatte, und daß dieser von Knesebeck [nach der Schlacht] aufs inständigste gebeten wurde, nicht zurückzugehen: „da er doch vorher, wie der Erfolg ungewiß gewesen, gegen jenen Befehl gehandelt, so sei es ganz natürlich und von weit geringerer Verantwortung, von den eingetretenen glücklichen Umständen zu profitieren; Buxhöwden (der ein tapferer Mann war) werde ohne Zweifel umkehren, sobald er ihn dazu auffordere, und selbst Kamenskoi müsse es billigen". Aber Bennigsen kalkulierte anders. Kam Buxhöwden oder gar Kamenskoi herbei, so hatten diese das Kommando und profitierten von den Umständen; ließ er aber die unglücklichen Folgen des unpassenden Rückzuges, nachdem sein übertriebener Siegesbericht angekommen, eintreten, so konnte er mit Gewißheit hoffen, den Oberbefehl zu bekommen. Er marschierte also ab.

Vergeblich wollte Buxhöwden am 29. eine Zusammenkunft mit Bennigsen haben, das Kommando übernehmen und die Armee gegen den Feind führen; Bennigsen vermied die Zusammenkunft und führte sein Korps seitwärts über die Narew, immer der von Kamenskoi gegebenen Direktion folgend. So stand Buxhöwden am 1. Januar bei Nowogrod auf dem rechten, und Bennigsen (zwei Meilen daneben) bei Lomza auf dem linken Ufer der Narew.

Plötzlich erschien Buxhöwden, versammelte alle Divisions-Generale, erklärte mit ihnen den alten Feldmarschall für unfähig zum Kommando (wo dieser in dem Augenblick gewesen? weiß man nicht, wahrscheinlich totkrank, denn er starb bald darauf,[1]) vermutlich aus Ärger über seinen Fehlgriff), — und befahl nun, daß Bennigsens Armee, die ganz unnützerweise auf das jenseitige Ufer der Narew herübergeführt worden war, bei Lomza wieder auf das rechte Ufer zurückkehren sollte. Dann wollte er über Biala und Aris (zwölf Meilen = vier Märsche) in Preußen eindringen, wo L'Estocq, von Bernadotte und Ney gedrängt, schon bis Rastenburg hatte weichen müssen, und Königsberg dem Feinde ganz offen stand, und so letzterem in die rechte Flanke fallen.

Er hätte ihn ohne Zweifel geschlagen, denn Napoleon war mit alle den Korps, die bei Pultusk und bei Golymin gefochten hatten, nicht gefolgt, sondern hatte sie in Kantonnierung gelegt, indem er, seinem eigenen Ausdrucke nach, hier ein fünftes Element hatte kennen lernen, nämlich den Kot.

Gott der Herr gab aber recht sichtbar auch in diesem Feldzuge die Russen, und somit uns, in des Feindes Hände. Napoleon erlebte eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen. Zuerst, daß Kamenskoi zu spät kam, dann sein Versprengtwerden von der Armee und der daraus hervorgegangene unsinnige Befehl zum Rückzug, — jetzt aber, daß die bei Lomza geschlagene Brücke zweimal vom Eise weggerissen wurde. Wie endlich am 6. Januar Tauwetter eingetreten, und die Division Anrepp von Buxhöwdens Korps (welche nicht bei Pultusk gewesen, sondern zwischen Narew und Bug immer gestanden hatte) wirklich in Schiffen übergesetzt worden war, benutzte Bennigsen die unterbrochene Kommunikation und erklärte dem General Buxhöwden, sowohl die Schlagung einer Schiffbrücke als das Übersetzen sei unmöglich: er werde über Sczuczyn auf Biala marschieren. Er hatte sehr wohl berechnet, daß in der Zwischenzeit Nachricht aus Petersburg eintreffen müsse, und so marschierte er vom 7. bis 16. Januar (in zehn Märschen vierundzwanzigeinehalbe Meile) auf einem ungeheuren Bogen, über Tykoczyn, Goniondz, Sczuczyn und Biala nach Aris, wohin er

[1]) Kamenskoi starb erst 1809, nachdem er noch ein Heer gegen die Türken, gleichfalls unglücklich, geführt hatte.

in vier Tagen hätte gelangen können. Diese ganzen zehn Tage hindurch gab er Buxhöwden mit 25000 Mann allen Unternehmungen preis, die Napoleon hätte ausführen können, wenn er nicht das fünfte Element, den Kot, respektiert hätte. — Während dieses Marsches war ihm denn auch richtig die Ernennung zum Oberbefehlshaber zugekommen, die er erwartet hatte; Buxhöwden verließ die Armee, und Bennigsen führte dessen Plan mit übermäßiger Langsamkeit schlecht aus.

So war also zuerst Kamenskoi, der noch ein preußisches Herz hatte und den Zweck des Krieges erkannte, dann der tapfere Buxhöwden beseitigt, der Kaiser war betrogen, und der hochmütige, geldgierige Intrigant führte die Armee nach seinen, nicht nach des Krieges Zwecken. — Buxhöwden ist schon längst gegen die ungerechte Beschuldigung gerechtfertigt, daß er Bennigsen bei Pultusk sollte im Stich gelassen haben, — von Kamenskoi wird aber noch allgemein geglaubt, er sei ganz unfähig gewesen und plötzlich toll geworden. Wer weiß aber, was geschehen wäre, wenn er am 23. Dezember seine Rekognoszierung nicht vom linken, sondern vom rechten Flügel begonnen, also sich in Czarnowo befunden hätte, wie die Franzosen angriffen? — Wer kann zweifeln, daß der alte Haudegen die ganze Armee, also Gallitzin, Buxhöwden, Anrepp dorthin, oder wenigstens nachher bei Pultusk konzentriert hätte? —

Mittlerweile war ich in Königsberg krank wie alle Fremde, die damals hinkamen. Das dortige Wasser verursachte unendliche Diarrhoe. Lord Hutchinson hatte sich mit seiner übergroßen Gemütsruhe so lange aufgehalten, daß er erst zehn oder zwölf Tage nach mir ankam. Da wir mit England in einem Krieg uns befanden, in dem alles Unrecht auf unserer Seite war, und wir nun durch den ins Unglück gestürzt waren, dem zu Gefallen wir jenes Unrecht begangen hatten, so war es wohl an uns, Englands Großmut anzuerkennen, daß es uns nicht der gerechten Strafe überließ, die uns getroffen hatte, sondern bevor wir noch einen Schritt zur Aussöhnung getan hatten, zuerst einen Friedensgesandten an uns abschickte. Hutchinson hätte also wohl erwarten können, daß man ihm jemand nach Danzig entgegenschickte, um ihn ehrenvoll zu empfangen und ihn nach Königsberg zu geleiten. Weit entfernt davon, konnte er aber sich kaum Gehör verschaffen. Haug-

witz war entfernt worden, aber ohne Nutzen, denn die auswärtigen Angelegenheiten waren (unter den obwaltenden Umständen wenigstens) in ebenso schlechten Händen: nämlich in denen des Generals Zastrow[1]), der nach nichts anderem trachtete, als mit Napoleon, es koste, was es wolle, Frieden zu schließen, d. h. sich ihm zu unterwerfen. Ihm war also die Ankunft dieser Engländer sehr unangenehm, da sie es offenbar nicht bloß auf den Frieden abgesehen hatten, der für sie, wenn nicht ein Bündnis folgte, sogar schädlich gewesen wäre. Er behandelte sie also eigentlich grob, d. h. er ließ sich auf nichts ein.

Der König, der sich zu sehr über Napoleon geärgert und nun dem Kaiser Alexander in die Arme geworfen hatte, war zwar ganz anderen Sinnes; er dachte an keinen andern Frieden als in Gemeinschaft mit Rußland, und es war nunmehr in keinem Fall von ihm zu befürchten, daß er nicht mit den Russen bis auf seine letzte Handbreit Landes, ja bis über die Grenzen hinaus aushalten würde, — aber er war nicht der Mann, um eine Unterhandlung selbst einzuleiten, ja nur seinen Minister dazu zu treiben. Er wartete also ganz gemächlich, bis der Vertrag ihm würde vorgelegt werden, und das geschah nicht. Er sowohl als die Königin nahmen also zwar die Engländer sehr artig auf, aber dies brachte die Sache nicht weiter. Ich weiß nicht, ob Hutchinson versucht hat, ernstlich von der Sache zu sprechen, aber wenn er es auch getan hätte, so hätte es nichts geholfen, denn der Mensch soll noch geboren werden, der es verstanden hätte, den König in ein Geschäft so hineinzuziehen, daß etwas abgemacht worden wäre, sobald es eine Sache galt, an der er kein rein persönliches Interesse nimmt.

In der Militär- und Zivilverwaltung war dieselbe Stagnation; ungeachtet Hannibal sich ante portas befand, sah man doch nirgends eine Spur von Anstrengung, oder auch nur von Tätigkeit. Das Unglück hatte uns nicht um ein Haar weiser gemacht, — es war genau wie im vorigen Jahre in Berlin. Unter andern war der nicht gefangene und also allenthalben anzustellende Kapitän Gneisenau[2]) nun schon zwei Monate dort und konnte keine

[1]) Vgl. o. S. 329, Anm. 1.

[2]) Vgl. über ihn außer den großen Werken von Pertz (5 Bde., 1864—1880, Bd. IV—V von H. Delbrück) und Delbrück (2 Bde. 2. Aufl. 1894) auch die für

Anstellung finden. Er wurde gar nicht gebraucht und mußte sich umhertreiben. Er ward der Sache überdrüssig und bat mich, ihn dem Lord Hutchinson vorzustellen, — er wolle in englische Dienste, denn hier sei es nicht auszuhalten. Da er den Krieg in Amerika mitgemacht und Englisch sprach, so stand diese Idee nicht durchaus in der Luft. Nachdem ich Hutchinson davon präveniert und er eingewilligt hatte, führte ich Gneisenau ein. Er versuchte alles mögliche, um in ein ordentliches Gespräch zu kommen, ließ auch sogar etwas von seiner Absicht fallen, aber Hutchinson hatte eben seinen ganz besonders groben Tag, antwortete beinahe nicht und sah ihn kaum an, so daß Gneisenau unverrichteter Sache wegging und sein Projekt aufgab. Diese grobe Manier war für uns ein wahres Glück. Hätte Hutchinson ihm, auch nur aus allgemeiner Höflichkeit, Empfehlungen nach London versprochen, so ging Gneisenau dorthin, seine ganze spätere brillante Karriere fand nicht statt, und wir hätten, ohne es zu ahnen, einen von den Männern verloren, die schon 1807 ein Beispiel gaben und 1813 die Armee zum Siege führten.

Erging es Gneisenau, der vollkommen disponibel war, so, daß man ihn nicht gebrauchte, so konnte ich mich eigentlich nicht wundern, daß es mir ebenso ging, der ich doch erst ausgewechselt werden mußte, bevor ich im Felde zu gebrauchen war. Indessen gab es viele andere Mittel, mich zu beschäftigen, wenn man nur tätig organisiert, oder mit den in unserm Interesse stehenden Mächten sich in einigen Verkehr gesetzt hätte, — zudem war ich allen Machthabern viel bekannter als Gneisenau damals; — ich ward also höchst unruhig und ärgerlich. Ich besuchte die Generale Rüchel, Köckritz und Zastrow, den Obersten Kleist und andere öfters, — ersterer hatte zu seinen Bureaugeschäften genug Offiziere und konnte mich daher vor geschehener Auswechselung nicht brauchen, die übrigen hatten aber keine Eile im Leibe, die der meinigen entsprochen hätte, und so wurde nichts. Ich warf daher alle meine Gedanken auf das, was man jetzt tun müsse, und je mehr die allgemeine Apathie alles Heil nur von den Russen erwartete, und sich selbst einer albernen Untätigkeit hingab, um so mehr dachte ich

weitere Kreise bestimmte kleine Biographie Gneisenaus von Oberstleutnant Friederich, (Bd. 6 der Sammlung: Erzieher des preußischen Heeres), 1906.

daran, wie man hauptsächlich durch eigene Tätigkeit die Angelegenheiten wiederherstellen könnte.

Ich traf dabei mit dem Kamenskoischen, in denselben Tagen ausgedachten Projekt (welches mir aber erst zwanzig Jahre später bekannt wurde) zusammen, indem ich vorschlug, mit dem L'Estocqschen Korps und mit allen andern in der Formation begriffenen Truppen über die Frische Nehrung und über Danzig uns dem Feinde zu entziehen, so durch Pommern, die Infanterie zur Hälfte auf Wagen, nach Berlin vorzubrechen und dort alles in Aufstand zu bringen. Mit Jugendfeuer, wenngleich mit unvollständiger Kriegserfahrung, verfolgte ich diese Idee und arbeitete einen Aufsatz: „Über eine Expedition nach der Mark" vom 19. Dezember 1806 aus. Der Plan wurde gelobt,[1]) aber an seine Ausführung nicht gedacht. Ich hatte, nachdem es mir bei allen andern fehlgeschlagen, wirklich nichts Geringeres im Sinn, als den Prinzen Wilhelm, der im Kriege zu jedem Wagestück geneigt ist, nachdem man den König nach Rußland persuadiert oder wenn ihn die Kriegsereignisse dorthin geführt haben würden, dahin zu bringen, seinem Bruder selbst wider dessen Willen sein Königreich wiederzuerobern. Und ich brachte ihn so weit, — daß, wenn jemand ihm die Truppen hätte in die Hand geben und sagen können: „da sind sie", er mit selbigen losgezogen wäre. Seit der Zeit hat der Prinz Wilhelm mich immer mit besonderer Zuneigung beehrt.[2])

Aber bald folgte auf Bennigsens übertriebene Siegesbotschaft von Pultusk sein Zurückweichen und dadurch erzwungen, daß das L'Estocqsche Korps nach Osten hin auswich, so daß in der Tat der

[1]) Vgl. Rüchels Brief an Marwitz im 2. Band (20. Dezember 1806). Außer Rüchel hat Marwitz seinen Aufsatz Kleist und dem Freiherrn von Stein vorgelegt. Von Stein heißt es im Tagebuch (22. bis 30. Dezember 1806): „Ich gab es dem Minister Stein, demjenigen, der unser Ministerium des Innern jetzt lenkt; er erwärmte sich dafür, sagte aber: in militärische Angelegenheiten dürfe er sich nicht mischen. Dies litten die Herren Soldaten nicht." Auch Prinz Wilhelm hat den Aufsatz gelesen. Von diesem und seinem Bruder Heinrich heißt es: „Der Prinz Heinrich gleicht an Sinnesart seinem Bruder [dem König] zu sehr, ich wähle also den Prinzen Wilhelm. Wie oft hat nicht ein einziger geworfener Feuerfunke schon gezündet. Ich werfe ihn! Zündet er nicht, so ist es nicht meine Schuld, und ich habe alles getan, was auf meinem beschränkten Standpunkte mir möglich ist."

[2]) Es sind noch einige Briefe des Prinzen an Marwitz vorhanden.

Weg nach Königsberg dem Feinde vollständig offen stand. Er konnte es besetzen, sobald er wollte. Sein Zustand und das Übermaß von Kot in der Gegend der Narew, die ihn festhielten, waren in Königsberg natürlicherweise nicht bekannt, und so geschah es, daß die Abreise des Hofes und der Oberbehörden nach Memel beschlossen und in aller Eil' ein Kommando von zweihundert Pferden von den Garde du Korps unter dem Major v. Borstell (jetzigen General der Kavallerie)[1]) vorgeschickt wurde, um nur zeitig genug Nachricht zu haben, damit der Feind nicht schon vor der Abreise überrasche.

Es war vorherzusehen, daß der Aufenthalt in Memel nicht lange dauern, und daß man bald weiter zurückgehen, d. h. nach Rußland auswandern würde. Dies und da durchaus keine Spur von Tatkraft und von Entschluß zu finden war, brachte mich zu der Überlegung, daß, wenn ich doch dazu verdammt sein sollte, unsern Untergang tatenlos mit anzusehen, ich dies besser zu Hause tun könne, als in Rußland, und dabei doch nicht die Existenz meiner ganzen Habe und meiner Familie und Angehörigen nutzlos preiszugeben brauchte, wie ich denn auch nicht einmal die Mittel besaß, meinen Unterhalt, am wenigsten in einem fremden Lande, bestreiten zu können.

Ich schrieb also an den König,[2]) bat ihn, nach Hause gehen zu dürfen, weil er in den fremden Ländern, wohin wir nun zu ziehen schienen, doch noch weniger als hier von meinem Dienste Gebrauch machen könne. Wenn er aber befehle, so bliebe ich bis ans Ende bei ihm, nur hätte ich kein Geld mehr. — Ich erwartete, daß das Erste bewilligt werden würde, welches auch, da man sich doch nicht rührte, unstreitig das Angemessene gewesen wäre. Der König aber befahl mir, nach Memel zu gehen, und schenkte mir mit großer Generosität zweihundert Friedrichsdor.[3]) Dies war ungeheuer und viel zu viel für einen gefangenen Rittmeister, auch inkonsequent, da er mich doch nicht gebrauchte. —

Bei dieser Gelegenheit wurde der alte Hutchinson wieder schlecht behandelt. Er konnte, wie sich versteht, nicht in Königsberg bleiben,

[1]) Karl Heinrich Ludwig v. Borstell (1773—1844). Die Abteilung, mit der er Ney und Victor (Anfang 1807) entgegenging, betrug 800 Mann.

[2]) 8. Januar 1807. Vgl. den Brief und des Königs Antwort im 2. Band.

[3]) = 1000 Taler in Gold, 1133⅓ in Courant.

sondern mußte dem Hofe nach Memel folgen. Am wenigsten konnte er sich aussetzen, Napoleon in die Hände zu fallen, der seit dem Bruche des Friedens von Luneville[1]) alle Engländer gefangen hielt, die ihm in die Hände fielen, und damals über tausend neugierige Reisende in Frankreich eingekerkert hielt, welche dreizehn Jahre, bis zu seinem Sturz, schmachten mußten. Nun ging aber damals die Straße erst zwölf oder vierzehn Meilen ostwärts, längs dem Pregel über Wehlau, bis Insterburg und dann nordwärts über Tilsit nach Memel. Auf der ganzen Strecke bis Insterburg war sie nach der französischen Armee hin völlig offen und ungedeckt. Deshalb reisete auch der ganze Hof über die Kurische Nehrung, wozu große Anstalten gemacht werden mußten, da die Nehrung eine beinahe unbewohnte, der Transportmittel ermangelnde, zwanzig Meilen lange Landzunge zwischen dem Kurischen Haff und dem Meere ist.

Alle dorthin geschafften Pferde hatten ihre feste Bestimmung, und also konnte Hutchinson keine davon bekommen. Er schickte also den Oberst Eustace aus seinem Gefolge zum General Zastrow und ließ ihn ersuchen, Anstalten zu treffen, daß er dem Könige folgen könne. Ungeachtet es eine Kleinigkeit war und unserm auswärtigen Departement nur ein paar Worte an das General-Postamt gekostet hätte, hatte Zastrow die unbegreifliche Grobheit, diesem Gesandten einer hülfreichen Macht antworten zu lassen: das ginge ihn gar nichts an, er möge seine Reise einrichten, wie er wolle. Ich war zufällig gegenwärtig, wie Eustace diese liebliche Antwort zurückbrachte: Hutchinson war wütend, seine Begleiter ebenfalls. Und leider mußte ich ihm im Stillen in dem recht geben, was er über Zastrows Betragen sagte. Im weiteren Verlauf des Gesprächs riet ich ihm, direkt zum General-Postmeister zu schicken, welcher ihm ohne Zweifel Pferde stellen würde. Dies geschah auch, aber wegen des großen Andranges so spät, daß er allerdings in den Fall hätte kommen können, mit seiner ganzen Gesandtschaft zu Fuß davonlaufen zu müssen, wenn es in Napoleons Plan gelegen hätte, sich gegen Königsberg zu bewegen.

[1]) Der Friede von Amiens (27. März 1802) ist gemeint. Der Luneviller Friede (Febr. 1801) wurde nur zwischen dem deutschen Reich und der französischen Republik geschlossen.

Von allen unsern Ministern war keiner nach Preußen gekommen als Stein, der das Steuer-Departement, Bank und Seehandlung hatte, Schrötter[1]), dessen Departement Preußen war, Voß[2]), der die Kurmark, Pommern und Südpreußen (jetzt Posen) regierte, und Hardenberg, damals ohne Geschäfte. Alle andern waren teils zurückgeblieben, teils verabschiedet. Da der König damals so wenig wie jetzt jemals mit seinen Ministern redete, mit Ausnahme des Auswärtigen, wenn er es nicht vermeiden konnte, so ging jetzt die ganze Regierung durch den Kabinettsrat Beyme[3]), einen hochmütigen Demagogen[4]), aller Ideologie und dem Franzosentum ergeben. Indessen kamen doch jetzt so manche Dinge zur notwendigen Entscheidung, daß die Minister anfingen, sich zu weigern, mit Beyme über alles und jedes zu konferieren und von ihm beschieden zu werden. Auch mochte der König wohl selbst merken, daß die Sache so nicht lange gehen würde, genug, es war viel die Rede von Veränderungen im Ministerio gewesen und daß mit Stein unterhandelt werde, der aber durchaus verlange, daß Beyme entfernt werde.

Den Abend vor meiner Abreise [3. Januar] war ich noch bei dem Minister Stein, beim Tee mit seiner Familie, als ein Schreiben vom König gebracht wurde. Wie er es eröffnete, sah ich, daß es eigenhändig und vier Seiten lang war.[5]) Ich wendete mich also ab und redete mit der Frau v. Stein, während er las. Da ich aber sehr scharfe Augen hatte, so konnte ich doch nicht verhindern, daß, indem ich mich einmal umsah, mir die unterstrichenen Worte in die Augen fielen: „nur nicht auf eine so grobe Art", welches mir so vorkam, als wenn der Zusammenhang der wäre, der König hätte sich das, was Stein geschrieben oder vorgeschlagen haben mochte, wohl noch gefallen lassen, wenn es nicht auf zu

[1]) Friedrich Leopold v. Schrötter (1743—1815), Staatsminister, einer der hervorragendsten Mitarbeiter an der Steinschen Reformgesetzgebung, besonders der Bauernbefreiung. Vgl. über ihn G. Krause, Allg. Dtsche. Biogr. XXXII, 579 ff.

[2]) Vgl. o. S. 114, Anm. 2. — [3]) Vgl. o. S. 287, Anm. 1.

[4]) d. h. Liberalen. Marwitz' Urteil über Beyme ist natürlich rein subjektiv. Vgl. über ihn Caro, Allg. Dtsche. Biogr. II, 601 ff.

[5]) Vgl. dieses Schreiben bei Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, Bd. I, S. 392 ff. Die unterstrichenen Worte lauten: „Da er immer nur seine Meinung für die wahre hält." Vgl. auch M. Lehmann, Stein I, 451.

grobe Art geschehen wäre. — Offenbar war der Abschied in dem Briefe enthalten gewesen, denn Stein reisete unmittelbar darauf nach Deutschland ab.

Beyme hatte zuerst das Kunststück abgemerkt, durch welches man sich bei dem Könige in Gunst setzen und erhalten kann, nämlich eine gewaltige Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung für seine Person zu heucheln. Das Vaterland braucht man nicht zu lieben, man kann es auch halb und halb verraten, seine Pflichten vernachlässigen, Schaden stiften, alles gleichviel, wenn man nur die Person liebt. Es gibt mehrere Fürsten, welche diese Schwäche haben, und nach und nach haben alle Umgebungen des Königs dem Beyme diesen Talisman der Gunst abgelernt. Auch Hardenberg hatte ihn späterhin sich ganz zu eigen gemacht.

Ich wußte auch nicht recht, auf welche Art ich nach Memel kommen sollte, da ich keine Pferde hatte; ich hatte dies gleich, wie das Geschenk mir gegeben wurde, dem Generaladjutanten Köckritz gesagt, und der hatte mich an das Kriegsdepartement gewiesen. Dies bestand damals aus lauter größtenteils guten, aber matten, jeder Tatkraft ermangelnden Leuten — solche sind dem König in Geschäften immer die liebsten gewesen. Es waren der kleine Oberst v. Misitscheck, der Oberstleutnant oder Oberst Graf Lottum[1]) (jetziger Schatzmeister oder eigentlich Premier-Minister), der Ingenieur Oberst Laurens, der bald darauf in Danzig blieb, und der Oberstleutnant v. Prittwitz. Dieser letztere war ein ganz aus der Art geschlagener Sohn meines ehemaligen Generals.[2]) Er war zu Anfang der jetzigen Regierung von den Gensdarmen zu den neuen Garde du Korps versetzt worden und hatte sich dort einen Ruf als Exerziermeister erworben. Wie es aber 1805 zum Kriege kommen sollte, stellte er sich krank und blieb zu Hause, lamentierte gewaltig über verlorene Gesundheit — er war ein Kerl, gesund wie ein Bär! — und brachte es dahin, daß er in das Kriegsdepartement versetzt wurde, wo er vollkommen unbrauchbar war. Es war augenscheinlich und jedermann wußte es, daß seine Krankheit in nichts anderem als im Kanonenfieber bestand, und der König wußte es ohne Zweifel auch, — aber dies ist sonderbarerweise bei ihm kein Fehler, un-

[1]) Karl Friedrich Heinrich Graf v. Wylich und Lottum (1767—1841), später General der Infanterie, Wirkl. Geh. Staats- und Schatzminister. — [2]) Vgl. o. S. 55, 68.

geachtet er selbst den seinem Hause angeborenen Mut hat! Nie ist Tapferkeit in des Königs Augen eine Rekommandation oder Feigheit ein Makel gewesen! Dies gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten, die sein Charakter darbietet.

Von vorgedachtem Kriegsdepartement nun erfuhr ich, daß es ein Pferdedepot habe, zu seiner Disposition, und darin Pferde, die nicht gebraucht würden. Von diesen bekam ich doppelt so viele zur Reise, als ich brauchte, nämlich vier Stück, und da ich meinen kleinen Feldbagagewagen in Königsberg wiedergefunden hatte, der dahin retiriert war, so war ich augenblicklich reisefertig.[1]) Ich sollte das Kriegsdepartement begleiten. Die Reise geschah in den vier Tagen vom 5. bis 8. Januar 1807[2]), über die drei Nachtquartiere Kranzkuhren, Rossitten und Schwartzort.

Für den König und alle treuen Untertanen war diese Reise vorzüglich auch um deswillen höchst betrübt, weil die Königin am Nervenfieber sehr schwer und lebensgefährlich darniederlag. Mit einem Gegner wie Napoleon war es nicht möglich, sie zurückzulassen, sie mußte also fort, allen Beschwerlichkeiten ausgesetzt, wie eine arme Marketenderfrau, und jedermann fürchtete, daß sie unterwegens sterben würde, — wie denn schon die Prinzessin Wilhelm[3]) zwei Kinder auf der Reise von Berlin nach Königsberg verloren hatte. Der König reisete mit der Königin und ihrem Hofstaat in zwei Tagen, mit einem Nachtquartier in Rossitten, einem kleinen, elenden Stranddorfe. Hier trafen wir zusammen, und ich habe gesehen, wie diese schöne Königin elend, zusammengefallen, eingehüllt, aus dem Wagen gehoben und von einem Jäger wie ein kleines Wickelkind auf den Arm genommen und in die elende Hütte getragen wurde, in der sie die Nacht zubringen sollte. Aber diese Reise war ihr Glück, oder vielmehr Gottes Hilfe offenbarte sich durch selbige und verbesserte, was die Unwissenheit der Menschen verdorben haben würde.

Damals kurierte man nämlich die Nervenfieber noch durch Schweiß, im Bett und warmem Zimmer, oder vielmehr man

[1]) Es waren vier allerliebste Pferde, mit denen längst schon vier Husaren hätten beritten gemacht sein sollen! [v.M.] — [2]) Nach dem Tagebuch 4.—7. Januar.

[3]) Maria Anna, genannt Marianne, von Hessen-Homburg (1785—1846), 1804 mit dem Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs) vermählt.

vergrößerte das Übel dadurch, und wenige Kranke überstanden die Krisis. Erst 1813 wurde man — vermutlich durch Zufall — bei der fürchterlichen Epidemie nach der Übergabe von Torgau gewahr, daß sie ganz entgegengesetzt, durch Kälte und Begießen mit kaltem Wasser am sichersten geheilt werde. Sowie man 1814 in unsern Lazaretten anfing, die Nervenkranken im Winter hinauszuführen in den Schnee und sie dort mit eiskaltem Wasser zu begießen, verloren wir beinahe niemand mehr und überwältigten bald die ganze Epidemie. In gleicher Art zwang nun hier die Not zur Reise in strenger Kälte. Die Königin war schon am anderen Morgen merklich besser, kam genesend in Memel an, und nach acht Tagen war sie wieder hergestellt und blühete wie zuvor. Wäre sie in Königsberg im Bett geblieben, so wäre sie ohne Zweifel gestorben.

In Memel saß ich nun in völliger Geschäftslosigkeit, ohne Nutzen und ohne daß man sich um mich bekümmert hätte, um mich doch wenigstens die tausend Taler abverdienen zu lassen, vom 8. [7.] Januar an, volle zweieinhalb Monat, und hatte um so mehr Gelegenheit, mich über unsere gänzliche Apathie, Faulheit und Gedankenlosigkeit zu ärgern, als in der kleinen Stadt das Treiben des Hofes und sämtliche Nicht-Anstalten weit deutlicher in die Augen fielen, als in dem großen Königsberg.

Alle Regimentsdepots aus der Mark, aus Pommern und Westpreußen waren samt dem größten Teil der Montierungskammern glücklich über die Weichsel gekommen, dazu eine Menge Rekruten, und der Zulauf von ranzionierten[1]) Soldaten hörte gar nicht auf. Dies und die in Preußen selbst ausgehobenen Rekruten müssen wenigstens angeschlagen werden auf 25000 Mann. An Truppen, die nicht nach Deutschland marschiert waren, existierten noch: 26 Bataillons, die komplettiert sein konnten auf 800 Mann: 20800 Mann; 65 Eskadrons ebenso, auf 150 Mann: 9750 Mann, ohne die Artillerie. Wir hatten also 55550 Menschen.

Rechne ich davon ab 15000 Mann für Danzig und 3000 für Graudenz = 18000, so mußten wir im Januar (drei Monat

[1]) Ranzionierte Soldaten (Selbstranzionierte) sind solche, die sich selbst „losgekauft" haben, d. h. aus der Kriegsgefangenschaft entwichen sind. Vgl. u. S. 388.

nach Ausbruch des Krieges) ins Feld stellen können 37000 Mann.[1]) Da aber das L'Estocqsche Korps, mit allen Detachements, die dazu gehörten, nie über 12000 Mann, — und meistens darunter, — stark gewesen ist, so folgt, daß von den neuen Aushebungen gar nichts mitgefochten hat, ja nicht einmal die alten Truppen komplettiert worden sind, — denn es standen 25000 Mann weniger im Felde, als hätten stehen können. Die Komplettierung wäre um so nötiger gewesen, als die darunter befindlichen polnischen Regimenter (zwei Infanterie- und die Towarczys[2])) sehr an Desertion litten, und fast nur die Ausländer, d. h. die Hälfte der Mannschaft, behielten.

Es verhielt sich in der Tat so: Alle Depots waren mit Menschen angefüllt, aber es wurde nichts ausgerüstet. Woran lag dies? Es sollte: 1. an Waffen fehlen. Wir konnten aber aus England so viele erhalten, wie wir nur begehren mochten. Der englische Gesandte war da, um Frieden zu schließen und Bündnis! Warum schlossen wir nicht ab? 2. An Pferden. Von allen unsern Provinzen ist Preußen diejenige, wo die meisten Pferde zu finden sind. Wir nahmen sie aber nicht. Sie wurden von den Russen gestohlen oder vor ihren Transporten zuschanden gefahren. Ja, hinter jeder russischen Armee sind Pferde allemal in Menge und wohlfeil zu haben, denn sie verkaufen alles, unbekümmert darum, ob es ihnen selbst oder dem Kaiser gehört, und stehlen es sich wieder zusammen. 3. An Montierungen. Da kommen wir auf die partie honteuse! Daran lag es eben: Montierungen waren im größten Überfluß vorhanden. Nicht nur hat jedes preußische Regiment jederzeit zwei Montierungen (solche, bei denen genaue Wirtschaft getrieben wird, sogar drei!), sondern es waren auch der größte Teil aller Montierungskammern zwischen Elbe und Weichsel glücklich hingeschafft worden. Da nun im Felde jeder Soldat nur eine Montierung mitnehmen kann, so waren (nach der vorhin berechneten Truppenzahl) 30000 Montierungen in Preußen vorhanden, und sicherlich noch 20000 hingeschafft worden.[3])

Warum zog man sie denn nicht an? Deswegen nicht: der König

[1]) General v. der Goltz, Von Jena bis Pr. Eylau (1907) S. 194 f. erklärt, daß diese Berechnung keineswegs übertrieben sei.

[2]) Vgl. o. S. 242, Anm. 4. — [3]) Marwitz' folgende Mitteilungen über die Ursache des Nicht-Fertigwerdens werden durch seine gleichzeitigen Tagebuchaufzeichnungen bestätigt.

hatte im Frühjahr die russischen Truppen gesehen, die, aus Hannover kommend, in Stettin eingeschifft wurden, und hatte Wohlgefallen gefunden an ihren, vom Kaiser Paul eingeführten, eigentlich altpreußischen Uniformen, an dem zugeknöpften Rock, ohne Rabatten, vorn mit zwei Reihen kleiner Knöpfe, so gesetzt, daß in jeder Reihe immer zwei und zwei näher beisammen standen, und an den Tschakos, die sie jetzt statt der kleinen, dreieckigen Hüte trugen. Da nun eine neue Formation eintrat, so konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, neue Uniformen der ihm so wohlgefälligen Art einzuführen. Demnach mußten alle alten vorhandenen Uniformen umgeändert werden. Mitten in einem unglücklichen Kriege! In der letzten Provinz seines Reiches, die er jeden Tag auch noch verlieren konnte! Es ist unglaublich, aber leider nur zu wahr!

Welche Schwierigkeiten zeigten sich nun? Unsere alten Infanterie-Uniformen mit farbigen Rabatten und angenäheter weißer Weste sollten nun zusammengestickt werden, um bis unten zugeknöpft zu werden. Natürlich wurden nun zwei verbraucht, um eine vollständig zu machen. Das weiße Tuch von den Westen wurde weggeworfen, ebenso die weißen kurzen Beinkleider, denn es mußten jetzt graue Pantalons sein. Nicht besser ging es den hohen schwarzen Stiefeletten, die bis ans Knie reichten, die Hälfte ward abgeschnitten, denn zu den Pantalons paßten nur halbe Stiefeletten. Die Hüte wurden weggeworfen und Tschakos angefertigt. Bei den Kürassieren wurden die Borten von den bisher zugehakten Kolletten abgetrennt, und ein Tuchstreifen angesetzt, um ebenfalls mit zweimal acht Knöpfen übergeknöpft zu werden. Die Röcke der Dragoner mußten ebenso verändert werden, wie die der Infanterie, und zu Kolletten verkürzt. Die Hüte wurden ebenfalls weggeworfen, um durch Tschakos ersetzt zu werden. Dasselbe geschah bei den Husaren. Ihre bisherigen Filzmützen oder Bärenmützen mußten fort. Endlich wurden die bisher bei einigen Kavallerie-Regimentern blau, bei andern weiß getragenen Mäntel abgeschafft. Jetzt mußten sie grau sein. Alle Offiziere mußten sich graue Mäntel machen lassen!

Es war, als ob man durchaus nichts zu tun hätte, und sich die Zeit mit Spielereien vertreiben müsse, und als ob Zeit und Geld im Überfluß vorhanden wären! Und, da ungefähr bis an

den Pregel Krieg war, so sollte dies alles in dem kleinen Winkel nördlich desselben besorgt werden! d. h. in den Städten Königsberg, Tilsit und Memel! Es gab gar nicht so viele Schneider! Vorzüglich gab es lange nicht genug graues Tuch! Und, was das Schlimmste war, die wenigen ungeschickten Hutmacher konnten keinen Tschako zustande bringen! Es wurden Proben über Proben angefertigt, und alle waren wie waschlappige Düten. Die Folge war, daß nichts zustande kam und der ganze Winter über der Schneidernot verfloß. Im Frühjahr wurden einige Bataillons nach Kolberg geschickt und einige Schwadronen stießen zur Armee. Der größte Teil der vorhandenen Mannschaft wurde aber bis zum Frieden von Tilsit nicht fertig, und konnte daher auch nicht gebraucht werden.

Es hat in der Geschichte Beispiele gegeben, daß in solchem Fall aus Mangel an gutem Willen oder an Geld oder an Waffen dergleichen Organisationen nicht zustande gekommen sind, — davon aber, daß bei vorhandenem Überfluß bloß wegen einer Manie, vorhandene Uniformen durchaus vorher in einen anderen Schnitt zu bringen, bevor man in der größten Not des Vaterlandes die Leute in den Kampf ziehen läßt, — davon hat die Geschichte gewiß kein anderes Beispiel aufzustellen, als dieses.

Von der Garde war eine halbe Kompagnie der sogenannten Flügel-Grenadiere, die bei des Königs Bagage kommandiert gewesen, nach Preußen gelangt. Sie wurde von dem jüngsten Offizier im Regiment, einem Leutnant v. Pogwisch[1]), kommandiert. Mit der Kleidung dieser Mannschaft wurden nun unaufhörlich Proben angestellt, bis denn endlich die jetzige Garde-Uniform zustande kam, und da Pogwisch hierbei große Schneidertalente entfaltete, so wurde ein Günstling aus ihm. Wie nun, so wie von allen Regimentern, auch von der Garde Selbstranzionierte ankamen, so daß eine vollzählige Kompagnie entstand, ward er Kapitän. Es kamen auch Offiziere, die den Feldzug mitgemacht und im Regiment weit länger dienten, als er, — sie wurden seine Hinterleute, ungeachtet er keinen Feind gesehen hatte, noch zu sehen bekam. Er ward Major, war 1813 Kommandeur der Garde und blieb bei Lützen. — Später wurde eins von den Reserve-Bataillonen, die im Mai nach Kolberg gingen, nach Memel verlegt. Mit diesen ging es ebenso.

[1]) Julius Ludwig v. Pogwisch, gefallen bei Groß-Görschen am 2. Mai 1813.

Einen Tag sah man es mit weißen Puscheln und Behang auf dem Tschako, den andern mit roten, den dritten mit gelben, mit weiten Hosen, mit engen Hosen usw. Der Kommandeur war ein Kapitän Steinmetz[1]), der Major wurde (die Offiziere aber, die vor dem Feinde standen, avancierten nicht), und der sich auch in dieser Montierungssache Ruhm erwarb. Er war von den Kadetten — ein Versorgungsposten —, kam nun empor und hat sich in den Kriegen von 1813/15 ausgezeichnet. — Das vollständige Regiment Gardes du Korps stand in Kantonierungen bei Memel und durfte nicht an den Feind gebracht werden.

Die Friedenspartei war sehr stark am Hofe, ja man könnte sagen, daß der König der einzige war, der von einem Separatfrieden nichts wissen wollte, nicht um sein Land selbst wieder zu erobern, auch nicht der Ehre wegen, sondern weil er sich nun einmal dem Kaiser von Rußland in die Arme geworfen und abwarten wollte, wie weit dieser es bringen würde. Daß er dabei mit Anstrengung helfen, ja das Beste tun müsse, fiel ihm nicht ein. —

Wie nun Bennigsen nach unendlichem Zögern hinter seinen Seen endlich vorgerückt war und die vordersten Truppen der Franzosen zurückgeworfen hatte, brach Napoleon los, trieb ihn zurück bis Preußisch-Eylau, sechs Meilen von Königsberg, und hier erfolgte am 8. Februar eine der blutigsten Schlachten, die je gefochten worden sind.[2]) Nach einem Arrieregarden-Gefecht am vorigen Abend hatten die Franzosen die Stadt Eylau im Besitz, glaubten den Feind im vollen Rückzug und standen, ihrer löblichen Gewohnheit nach, die Nacht hindurch in dichten Haufen, ohne Vorposten. Bennigsen aber stand ihnen dicht vor der Nase, um die Schlacht anzunehmen. Die Stadt liegt nämlich in einer von flachen Hügeln begrenzten Niederung; auf diesen Hügeln standen die Russen.

Den andern Morgen bei Frost und Schneegestöber wollten nun die Franzosen ihren Marsch fortsetzen, und sowie sie in dichter Kolonne aus der Stadt hervorschreiten, werden sie à bout portant[3]) von 50, schreibe fünfzig Kanonen, mit Kar-

[1]) Karl Friedrich Franciscus v. Steinmetz (1768—1837), ein tüchtiger Offizier, bei der Belagerung von Kolberg ausgezeichnet, 1818 Brigadekommandeur, 1817 wegen Krankheit als Generalleutnant verabschiedet. Vgl. v. Poten, Allg. Dtsche. Biogr. XXXVI, 6 ff. — [2]) Vgl. die Schilderung der Schlacht bei v. der Goltz, Von Jena bis Pr. Eylau (1907) S. 150—199. Hier und bei Lettow-Vorbeck IV auch ein Plan der Schlacht. — [3]) Auf Schußweite.

tätschen geladen, begrüßt, die Bennigsen auf den Ausgang des Städtchens hatte richten lassen. Ich bin zwei Monate später auf dem Schlachtfelde gewesen und habe gesehen, wie dicht dieser Hügel an der Stadt liegt, daß man gar nicht anders dort hinaus kann und es rein unmöglich ist, unter dem Feuer von funfzig Kanonen aus solchem Mordloche zu debouchieren. Dennoch hat Bonaparte den Versuch mehrere Mal wiederholen lassen, Augereau[1]) hat zu Fuß die Tête seines Armeekorps hinanführen müssen, welches auf dem Fleck beinahe destruiert worden ist. Darauf sind wütende Angriffe auf beide Flügel erfolgt, — die auf dem linken russischen fanden sämtlich auf einem gefrornen See statt, wo sie in anderer Jahrzeit gar nicht möglich gewesen wären. Alle waren aber vergeblich, bis endlich Davout, der von einer anderen Straße, auf der er marschierte, herbeigerufen, den Russen vollständig in die linke Flanke kam und diesen Flügel zurückwarf. Ungefähr gleichzeitig wurde auch ihr rechter Flügel, von dem Bennigsen Truppen zur Verstärkung des andern weggezogen hatte, geworfen, während die Mitte, vor Eylau, noch immer fest stand.

Indem kam aber L'Estocq mit den preußischen Truppen von der rechten Flanke her marschiert, hinter den Russen weg, stellte sich neben dem linken Flügel der Russen auf, und griff, wenngleich nur 8000 Mann stark, den Davout so entschlossen und unerwartet an, daß er ihn bis gegen Eylau zurückwarf, und den linken russischen Flügel degagierte. Hätte er 30000 Mann gehabt (und wir haben gesehen, daß er sie haben konnte, wenn man vom 1. November ab fleißig gewesen wäre), so konnte die Schlacht am andern Morgen, denn es war stockfinster, erneuert werden, und der Krieg wurde vermutlich auf diesen Feldern beendigt. — L'Estocq und einige russische Generale wollten wirklich am andern Morgen die Schlacht erneuern, aber Bennigsen, der am besten wußte, wieviel er verloren hatte,[2]) und daß ihm die Munition zu Ende ging, zog noch

[1]) Pierre François Charles Augereau, Pair und Marschall von Frankreich (1757—1816), schon in dem italienischen Feldzuge ausgezeichnet, 1813 Gouverneur von Berlin.

[2]) Die Russen hatten gegen 26000, die Preußen 800 Mann verloren, die Angaben über die Verluste der Franzosen schwanken zwischen 23000 und 30000 Toten, Verwundeten und Gefangenen, von denen die letztere Angabe der Wahrheit näher kommen dürfte. Vgl. v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1806/07 Bd. IV, S. 110 ff.

in der Nacht ab nach Königsberg. Er konnte nicht wissen, in welchem Zustand sein Gegner sich befand; die Wahrheit aber war, daß es bei ihm ungefähr ebenso schlecht aussah, als bei den Russen. Er war zwar, den Davout mit eingeschlossen, stärker in die Schlacht gegangen, als diese, hatte aber bei seinen brutalen Angriffen begreiflicherweise auch mehr verloren. Daß er nicht imstande war, seinen Sieg zu verfolgen, ergibt sich am besten daraus, daß er es nicht tat, sondern bloß seine Kavallerie nachschickte, und dann seine Armee in Winterquartiere hinter die Passarge zurückführte.

Daß Bennigsen nach Königsberg und nicht nach Wehlau usw. retirierte, rührte wahrscheinlich von dem Befehl her, den ihm der Kaiser einen Monat früher auf unsere Beschwerde, daß er so weit ostwärts ausgewichen war, gegeben hatte, daß er diese Hauptstadt decken sollte. Dies hätte ihm aber sehr schlecht bekommen müssen, wenn Bonaparte noch Kräfte zum Nachrücken gehabt hätte. Er hätte ihn sogleich in die rechte Flanke genommen, ihn von seiner Basis abgedrückt und ihn in dem Winkel zwischen dem Kurischen und Frischen Haff an die See gequetscht. — Übrigens muß man es dem Bennigsen zum Ruhme nachsagen, daß er es verstand, mit Russen Defensivschlachten gegen Napoleon zu liefern, wie bis dahin noch keiner. Die beiden Schlachten von Pultusk und Eylau sind sich, bis auf das günstigere Terrain in ersterer, sehr ähnlich. Wenn er Verstärkungen in zureichendem Maß fortwährend erhalten hätte, wäre er wohl dazu gemacht gewesen, daß sich die furia francese des Napoleon an ihm hätte brechen müssen.[1])

Napoleon blieb über drei Monate in seinen Winterquartieren hinter der Passarge, während welcher er seine Armee restaurierte

[1]) Bis vor nicht langer Zeit hat man geglaubt, daß man angreifen müsse, um zu siegen; jetzt wird behauptet, man müsse sich angreifen lassen und die Verteidigung sei stärker als der Angriff. — Meine Meinung aber ist, daß man einen langsamen, bedächtlichen, oder gar unentschlossenen Gegner angreifen, von einem raschen oder gar turbulenten und tollkühnen aber sich angreifen lassen muß. Daher hatte Friedrich II. Recht, daß er den Prinzen Carl von Lothringen und Daun und die ungeschickten Fermor und Soltikow immer angriff, und die Gegner Bonapartes, die ihn endlich besiegen lernten, der Erzherzog Carl bei Aspern, Blücher bei Laon und Ligny, Wellington bei Belle-Alliance hatten Recht, daß sie sich angreifen ließen. Nur wenn man eine solche Übermacht hat, wie bei Leipzig, muß man auch einen Napoleon angreifen. Kavallerie aber muß jedesmal angreifen, das liegt in ihrer Natur, und wo sie nicht angreifen kann, da muß sie weggehen. [v. M.]

und verstärkte, und nachher das Ende der Belagerung von Danzig abwartete. — Daß er den Winter so verbrachte, war natürlich, aber im Mai war das schönste Wetter, alle Wege trocken, und er vollkommen stark genug, umungeachtet jener Belagerung, die auf dem andern Ufer der Weichsel stattfand, den Kampf wieder aufzunehmen.

Diese ihm nicht natürliche Ruhe scheint mir darin ihre Erklärung zu finden, daß eine vornehme Polin[1]) einen solchen Enthusiasmus für ihn faßte, daß sie sich aufmachte und in seinem Hauptquartier Finkenstein vor ihm erschien, um ihm ihre Bewunderung auszudrücken; ob sie sich noch genauer und so ausgedrückt hat, wie die Königin von Saba gegen Salomon,[2]) weiß ich nicht — aber das Resultat war dasselbe. Er behielt sie die ganze Zeit bei sich; wie es genug war, mußte sie fort und gebar einen Sohn, den er als Comte de Léon erziehen ließ und der sich noch in Paris mit ziemlichen Reichtümern — wenn er sie nicht durchgebracht hat — umhertreibt. Das Merkwürdigste ist, daß diese Begebenheit nur sehr wenig ruchbar wurde. So ergeben waren ihm seine Diener und Kreaturen, daß sie nichts verlautbarten, bis nach seiner Absetzung (oder Tod?) diese polnische Madam ihren Ruhm nicht länger bei sich behalten konnte, was sich denn auch durch den vorhandenen Knaben, seine Erziehung und die Schenkungen Napoleons als vollkommen gegründet erwies.

Während dieser Zwischenzeit suchte er unsern König zu einem Separatfrieden zu bewegen, und es fanden beständige Kommunikationen statt. — Diese wurden von unserm Minister Zastrow sehr freudig aufgenommen und gesucht. Das ganze Land lechzte danach, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich in der Provinz Preußen (die Armee und einzelne Individuen ausgenommen) Patriotismus angetroffen hätte.[3]) Nach Ruhe strebten sie, ohne einen Blick in die Zukunft; und ohne Nachdenken, welcher Art denn wohl die Ruhe sein möchte, die sie herbeiwünschten! Wie immer waren die größeren Städte und diejenigen Klassen, die von Spekulation, Handel und Industrie leben, am schlechtesten

[1]) Sie hieß Madame Walewska. Vgl. Friedrich Masson, Napoleon I. und die Frauen (deutsch von Marschall von Bieberstein), S. 184—224.

[2]) Vgl. 1. Könige, Kap. 10. — [3]) Dieses Urteil dürfte, so allgemein gefaßt, schwerlich richtig sein.

gesinnt. — In Königsberg, wie man die Franzosen um Neujahr zu sehen fürchtete, oder vielmehr erwartete, wurde schon die Kontribution zurechtgelegt, die Napoleon ohne Zweifel gefordert haben würde. — Wenn aber der König eine Kontribution zu Fortsetzung des Krieges gefordert hätte, würden sie Zetermordio geschrieen haben. — Die einzige Last, die ihnen der Krieg auflegte, die gar nicht zu vermeidende Einquartierung, wurde mit höchstem Unwillen getragen, und der schmählichste Friede würde von diesen Unpatrioten mit Entzücken aufgenommen worden sein. — Sie haben ihn nachher gehabt, und eine sehr harte Strafe für ihren Egoismus in ihm gefunden, denn von der Zeit her datiert sich der Verfall des Handels, der Industrie und des Ackerbaues in Preußen.

Indessen scheiterten alle Unterhandlungen, und selbst die Sendung eines Vertrauten Napoleons, des Generals Bertrand[1]), nach Memel, an der Treue und dem Eigensinn des Königs. Festigkeit kann ich nicht gut sagen, er wünschte den Frieden so sehr wie irgend jemand, aber ein Separatfrieden, um seinem Verbündeten die Last auf dem Halse zu lassen, die er selbst ihm hingeführt, — das widerstrebte doch seiner besseren brandenburgischen Natur zu sehr! Indessen folgte doch auf diese Unterhandlungen eine Auswechselung der wenigen Gefangenen, die wir gemacht hatten, die sich aber bis Ende März hinzog und die auch mich befreite.[2])

Die vorgedachten Unterhandlungen wurden, wie sich versteht,

---

[1]) Henry Gratien Graf Bertrand, seit 1796 Napoleons treuester Genosse (1773—1844), holte 1840 Napoleons Asche nach Paris.

[2]) Wir hatten nämlich zwei französische Generale in unserer Gewalt, welche, oder wenigstens deren einen Napoleon froh war, wieder los zu bekommen. Diese waren 1. der General Victor, der bald darauf Maréchal de France wurde. (Vgl. o. S. 323, Anm. 1). Auf der Reise nach Danzig hatte er die Nähe von Kolberg, wo Schill hausierte, vermieden und war quer durchs Land, durch den nördlichen Zipfel der Neumark, mit Vorspann gereiset. In einem Dorfe (es ist unglaublich, daß dessen Name nicht einmal ist bekannt gemacht worden!) hatte er Pferde verlangt und war dabei (er oder seine Adjutanten) ungestüm und grob geworden. Da hatten denn die Bauern bedacht, daß es doch besser sei, nicht zu fahren, hatten ihn festgenommen und nach Kolberg gebracht. Wären sie schon zu der Höhe der Bildung des berühmten Mittelstandes und der Industriösen emporgestiegen gewesen, so würden sie ihn köstlich bewirtet und seine Reise aus allen Kräften befördert haben! 2. Der General Foultrier. Der Rittmeister Alvensleben hatte bei einem Streifzuge die Stadt Marienwerder überfallen und dabei diesen General fortgeführt. [v. M.]

dem Kaiser Alexander mitgeteilt, der eifrigst daran war, den Krieg mit aller Macht fortzusetzen. Es fehlte ihm an Geld, und er bedurfte einer Anleihe. Sie konnte in England gemacht werden, aber die Darleiher verlangten die Garantie des englischen Gouvernements, und da trug es sich unbegreiflicherweise zu, daß dasselbe Gouvernement, welches seit vierzehn Jahren zu den Kriegen mit Frankreich nicht nur Anleihen in Masse garantiert, sondern auch Subsidien in ungeheueren Summen gezahlt hatte, — dasselbe Gouvernement, welches in demselben Augenblick gegen uns, mit denen es im Kriege war, und welches die gerechtesten Beschwerden gegen uns hatte, so zuvorkommend war, daß es seinen Gesandten schlecht behandeln und vier Monate lang bei der Nase umherführen ließ, da es von uns doch niemals wesentliche Erfolge gegen Frankreich erwarten konnte, — daß dieses Gouvernement dem Kaiser von Rußland, auf dessen Macht doch allein die Möglichkeit der Erfolge beruhete, nicht nur diese Garantie verweigerte, sondern überhaupt sich ziemlich fremd und geringschätzend betrug. Daß der Kaiser dies sehr übel empfand, daß es Einfluß auf sein Betragen nach dem Frieden von Tilsit, und der Geldmangel auf den Fortgang der jetzigen Operationen hatte, ist natürlich.

Der unbegreifliche Minister, der damals an der Spitze des britischen Kabinetts stand, war kein anderer, als Lord Howick, der bald nachher Lord Grey[1]) wurde, — derselbe Mann, der dreiundzwanzig [25] Jahr später im hohen Alter durch eine unbedachte, auf dem Pseudo-Philosophismus gegründete Parlamentsreform sein Vaterland in den Abgrund der Revolution stürzte! Indessen wurde er noch während des Winters abgesetzt, und Canning[2]) trat an seine Stelle, zwar auch hinreichend vom Liberalismus und der Pseudo-Philosophie befleckt, aber doch weit mehr Staatsmann und das Wesen, worauf die englische Verfassung beruhete, mehr erkennend, als Grey.

Ich vegetierte unterdessen in Memel, und wenn die Ausarbeitung meines Tagebuches über den Feldzug in Deutschland, und

[1]) Charles Grey, Viscount Howick (1764—1845), Freund von Fox, brachte 1832 die unbedingt notwendige und segensreiche Reformbill durch, welche die rein aristokratische Grundlage des englischen Staatswesens erweiterte.

[2]) George Canning (1770—1827), der größte Schüler des jüngeren Pitt, 1807 bis 1809 und 1822—27 Staatssekretär des Auswärtigen, 1827 Premierminister.

die vielen Nachforschungen, die ich deshalb anstellte, mich nicht beschäftigt hätten, so hätte ich vor Langerweile vergehen müssen. Da fügte es sich um die Mitte Januars, daß ich mich mit meinem Wohltäter Lord Hutchinson gänzlich entzweite.

Ich aß bei ihm zu Mittag mit dem Oberstallmeister Grafen Lindenau[1]) und dem nachher als Schriftsteller berühmt gewordenen Staatsrat Niebuhr[2]). Das Gespräch kam auf Napoleon, der eigentlich von Hutchinson sehr verehrt wurde, auf sein Feldherrentalent, seine Habsucht, Lug und Trug und seine gänzliche Verachtung alles Rechtes und aller Treue. Da behauptete Hutchinson, das habe er mit allen großen Männern überein, keiner von ihnen habe Wort gehalten oder die Rechte anderer geachtet, noch sich der Lüge oder irgend eines ungerechten Vorteils geschämt. Nach mehreren anderen stellte ich ihm nun Friedrich den Großen als Beispiel gegen seine Behauptung auf; aber Hutchinson, streitsüchtig und nicht gewohnt, nachzugeben, blieb bei seinem Satz. Ich, in Friedrichs des Großen Geschichte besser bewandert, fing nun an, ihm Beweise seiner Großmut, der Aufopferung und gänzlichen Hintansetzung seiner selbst, seiner Achtung vor den Rechten anderer herzuerzählen; da er nichts dagegen vorbringen konnte, so fuhr er plötzlich heraus: „Et pourtant, il est vrai, que Frédéric le Grand était un scélérat et un grand coquin!“[3]) Dies war mir zu arg. Ich stand auf und sprach: „Mylord! Je Vous ai des obligations et il n'y a personne dans cette ville, avec qui je voudrais moins me brouiller qu'avec Vous. Mais si Vous traitez le plus grand Roi que la Prusse aie jamais eu, la gloire de notre nation, le bienfaiteur de son peuple, le modèle des souverains — de scélérat et de grand coquin, — si Vous le faites dans ce moment où notre gloire est ternie,[4]) où le malheur pèse sur

[1]) Karl Heinrich August Graf von Lindenau (1755—1842), zuletzt Generalleutnant.

[2]) Barthold Georg Niebuhr, dem Verfasser der römischen Geschichte (1776 bis 1831). Vgl. über ihn Nissen, Allg. Dtsche. Biogr. XXIII, 646—661.

[3]) Schelm, Schuft, technischer Ausdruck für politischer Betrüger. Vgl. meinen Aufsatz: Friedrich d. Gr. als historisch-politischer Schriftsteller, Preuß. Jahrb. Bd. 120 S. 482—525, in dem vor allem Friedrichs Anschauungen über Vertragsbruch behandelt werden. („S'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes,“ Friedr. d. Gr. an Podewils, 12. Mai 1741.)

[4]) Verdunkelt.

nous et où le temps de Frédéric est la seule consolation et comme le seul astre qui nous luit dans notre misère, alors Vous dites plus que je ne puis supporter. Je Vous défie[1]) de me citer un seul exemple de coquinerie ou de scélératesse de sa part!" Und wie er mürrisch schwieg: „Comme Vous persistez, je ne puis plus avoir l'honneur de diner avec Vous!" und damit verließ ich das Zimmer.

Ich erinnere mich meiner Worte so genau, weil ich sie damals den Fragenden sehr oft wiederholen mußte. Denn die Geschichte machte gewaltigen Lärm; Lord Hutchinson selbst war sie sehr unangenehm, und er hätte sie gern ungeschehen gemacht. Ein Gesandter, gesendet, um Friede und Freundschaft herzustellen, der sich solcher Ausdrücke gegen den berühmten Vorfahr des Königs bedient, an den er gesandt ist! Auch war schon am andern Morgen ein Abgesandter Hutchinsons bei mir und suchte die Sache zu applanieren. Ich willigte ein unter der Bedingung, daß er sich exkusiere, und da dieser dies nicht versprechen konnte, trennten wir uns. Nach einigen Tagen kam Wilson, insistierte wieder und stellte vor, daß der Lord als Gesandter mir doch keine Entschuldigung machen könne und daß er dies um so weniger tun werde, als der Oberstallmeister des Königs ruhig dabei gesessen und nichts gesagt habe. Ich erwiderte: wenn der Graf Lindenau einen stärkeren Magen habe, so ändere dies an der Sache nichts; auch verlange ich nicht von dem Gesandten, sondern von der Person des Lord Hutchinson Entschuldigung, und auch von dieser wolle ich abgehen, da nicht ich persönlich, sondern der Name Friedrichs II. beleidigt worden sei. Wenn Hutchinson dessen Andenken wiederherstellen und z. B. sagen wolle: Friedrich II. sei als einer der größten und tugendhaftesten Herrscher auch von ihm anerkannt, so wolle ich wieder bei ihm erscheinen. Wilson sagte, er hoffe gewiß, daß Hutchinson das tun werde, und so ging ich, in Betracht seines Alters, Charakters und des Dienstes, den er mir erwiesen, des anderen Morgens zu der Stunde, wo alle Engländer dort versammelt waren, zu ihm.

Er bewillkommnete mich, war aber in Geschäften. Unterdessen bezeigten die Engländer ihre Freude, mich wieder bei sich zu sehen,

[1]) Ich fordere Sie heraus.

wo ich denn erklärte, daß es in der Erwartung geschähe, daß Hutchinson in irgend einer, ihm beliebigen, Art das Andenken Friedrichs II. rehabilitieren werde. Hutchinson wandelte lange im Zimmer auf und ab, man sah, daß er mit sich zu Rate ging, aber seine Hartnäckigkeit siegte. Er kam auf mich zu, lud mich zu Mittag ein — und weiter nichts. Ich antwortete mit einer leichten Verbeugung. Die Engländer meinten, nun wäre doch wohl alles gut, — ich aber erwiderte: er hat noch nichts gesagt. Wilson sprach noch einmal mit ihm, aber der Alte blieb tückisch. Ich deklarierte nun, ich würde nicht zu Mittag kommen, ging — und so waren wir geschieden.

Dem Lindenau wurde sein mattes Betragen sehr verdacht, denn er war es eben, der die Sache hätte aufmutzen sollen. Die Bekanntschaft des Niebuhr, der sich über mein Betragen freute, verschaffte mir dieser Vorfall, und ich habe sie in den Jahren 1810/12 in Berlin kultiviert.[1])

Ich habe den Hutchinson noch öfters am dritten Ort gesehen, z. B. bei der Prinzessin Radziwill (Louise von Preußen)[2]), bei der ich des Abends zum Tee kommen konnte, so oft ich wollte. Welch ein Bauer in seinem Betragen er war, zeigt folgender Vorfall. Er saß neben der Prinzessin, sie hatte zwei sauber eingebundene Bücher voll Zeichnungen, die eine Hofdame während zehn Jahren angefertigt hatte und worin sich die Bildnisse aller Fremden befanden, die während dieses Zeitraums in Berlin gewesen waren. Da sich darunter auch mancher Engländer befand, so zeigte sie ihm einige und fragte: ob er sie kenne? Er sagte: „Non," nahm ihr das Buch aus der Hand, blätterte ein wenig darin und legte es neben sich auf die andere Seite. Die Prinzessin nahm den andern Teil, zeigte ihn den übrigen Anwesenden, und wie irgend ein sehr bekannter vornehmer Engländer darin vorkam, wandte sie sich wieder an Hutchinson und fragte: ob er *den* kenne? „Oui, mais ce n'est pas ressemblant", — nahm ihr auch dieses Buch aus der Hand, blätterte und legte es ebenfalls auf die andere

[1]) Auch Marwitz' Bruder Alexander war mit Niebuhr bekannt. Vgl. Fontane, Wanderungen II, 259 f. und u. S. 456.

[2]) Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs d. Gr., Mutter der Elise Radziwill; vgl. o. S. 290, Anm. 1.

Seite. Alles machte große Augen, er aber merkte nichts, bis die Prinzessin anfing zu lachen und ihn fragte: ob er ihr nicht wenigstens ein Buch zurückgeben wolle?, worauf er, ohne sich im mindesten zu dekontenancieren, erwiderte: „Je veux Vous les donner tous les deux!“ und ihr beide hinreichte. — Ebenso, wie er beim Könige aß, welches damals um ein Uhr geschah, rührte er seinen Teller nicht an, ließ sogar die Serviette darauf liegen und aß nicht; und wie die Königin ihn höflich fragte: warum er nicht äße? ob er krank sei?, antwortete er: „Je ne mange jamais de si bonne heure. Quand je serai de retour chez moi, alors je mangerai.“ Kurz, es war der unbegreiflichste Mißgriff von Lord Howick, den ärgsten Grobian, den die Erde je getragen, als Gesandten an einen fremden Hof zu schicken![1])

Ich sah auch viel meinen Onkel, den General Goltz (den sogenannten Petersburger[2])), der auch alle Abend bei der Prinzessin Louise war, einen der gescheutesten und stolzesten Männer, die ich in meinem Leben gekannt. Da der König denn doch mit dem erbärmlichen Betragen des Generals Zastrow unzufrieden war und sich eigentlich ohne Minister befand, so wurde mit dem General Goltz unterhandelt, daß er die Stelle des Auswärtigen übernehmen möchte. Er hatte nämlich das Leibregiment Kürassiere gehabt und war etwa seit acht Jahren außer Dienst. Er wollte nicht heran und meinte, da sei in keinem Fall Ehre einzulegen. Er sei nun über sechzig Jahr alt, — gegen die Franzosen würden wir immer eine schlechte Rolle spielen, — die Russen habe er bei seiner Gesandtschaft in Petersburg hinreichend kennen gelernt, ihre Arroganz gegen Fremde und ihre Niederträchtigkeit gegen Günstlinge sei unausstehlich, und die Engländer nannte er die perverseste Nation von allen, in der Politik. Überdies könne man bei keinem entschiedenen Schritt, die doch in unserer gegenwärtigen Lage bald einmal notwendig werden würden, auf die Unterstützung des Königs rechnen, und ohne diese könne man nicht Minister sein. Er schlug also das ihm gemachte Anerbieten aus.

[1]) Vgl. über Hutchinson auch Hardenbergs (mit Marwitz' ganz übereinstimmende) Urteile in Rankes Denkwürdigkeiten Hardenbergs, III, 281, 328, 357, 365 ff., 385.

[2]) Heinrich Leopold Freiherr v. der Goltz (1786 Graf) war eine kurze Zeit unter Friedrich Wilhelm II. Gesandter in Petersburg gewesen. Vgl. über ihn o. S. 10, Anm. 1.

Aber der König ließ ihn nicht los, und die Sendungen kamen immer wieder. Was ihm für Versprechungen gemacht sein mögen, weiß ich nicht, aber er gab endlich nach und verlangte nur, zum Generalleutnant erhoben zu werden und den Schwarzen Adlerorden zu erhalten. Diese Bedingungen erscheinen pueril, aber er rechtfertigte sie. Es scheint, daß er recht hatte, wenngleich ich in seinem Fall mich niemals entschlossen haben würde, dergleichen für mich zu fordern. Es wäre ganz recht gewesen, wenn der König sich auf die Forderung gar nicht eingelassen hätte, indessen — er bewilligte den Generalleutnantstitel, den Orden aber schlug er ab, denselben Orden, den er drei Monat später an Talleyrand, Murat, Bernadotte und noch ein halbes Dutzend Plünderer seiner Staaten verschleuderte. Goltz, piqiert, schlug nun den angebotenen Posten abermals aus, und es blieb beim Alten, bis nach der Ankunft des russischen Kaisers Hardenberg wieder die auswärtigen Angelegenheiten erhielt.

An dieser Geschichte mit Goltz kann man wieder sehen, wie wenig der König bei seinen still häuslichen Gewohnheiten und seiner Abneigung, sich mit Menschen bekannt zu machen, seine Untertanen kannte. Es war keiner da, der ihm gesagt hätte: wenn Du diesen Goltz brauchst, so gib ihm alles, kannst Du ihn entbehren, so gib ihm nichts, — denn schlägst Du eins ab, so sei versichert, Du hast das andere umsonst gegeben! Aber so geht es noch, bis auf den heutigen Tag. — Es war übrigens schade, daß Goltz nicht Minister wurde.[1]) Einen solchen gescheuten, für die preußische Ehre so äußerst sensiblen, in den Weltverhältnissen bewanderten Mann, dem Wort und Replik jederzeit so zu Gebote standen, haben wir nie gehabt, und wenigstens hätten wir nie die traurige Rolle gespielt, die wir gleich nachher so lange unter seinem Namensvetter, dem weichmütigen Goltz[2]), gespielt haben.

Ich geriet, nachdem ich einen vollen Monat in Memel

[1]) Über die Verhandlungen mit Goltz auch Ranke, Hardenberg III, 257, 271.

[2]) Dieser, August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Goltz (1765—1832), war gleichfalls (1802—07) preußischer Gesandter in Petersburg gewesen und wurde am 6. Juli 1807 auf Hardenbergs Vorschlag Minister des Auswärtigen, was er nominell bis 1814, tatsächlich nur bis 1813 blieb. Vgl. über ihn Bailleu, Allg. Dtsche. Biogr. IX, 351 ff.

zugebracht, in eine Art von Verzweiflung über meine erzwungene Untätigkeit und über den Zeitverlust. Gefangene wurden nicht ausgewechselt, Geschäfte wurden mir auch nicht aufgetragen, und von Hause lauter Klagen über Not, Elend, Einquartierung, Lieferung, Fuhren, Gelderpressungen und Kontributionen, alles für den Feind. — Ich grübelte daher hin und her, was ich denn wohl beginnen könne, und da fiel ich denn endlich darauf, daß, da der Feind keinen einzigen der in der Kapitulation von Prenzlau festgesetzten Punkte gehalten, vielmehr ihnen diametral entgegen gehandelt hatte, wir auch an unser nur auf diese Bedingungen gegebenes Ehrenwort, nicht gegen ihn zu dienen, nicht gebunden wären. Ich entwarf darüber einen Brief an den König,[1]) in welchem ich die Umstände auseinandersetzte, und darauf antrug, ein Ehrengericht niederzusetzen, welches darüber entscheiden sollte, ob ich solchergestalt an mein Wort gebunden wäre oder nicht? Und wenn es (wie kaum zu bezweifeln) sich für letzteres erklärte, mir zu erlauben, daß ich dies öffentlich und dem Napoleon bekannt machen dürfe, worauf ich denn ohne weiteres in den aktiven Dienst wieder eintreten wollte. Inzwischen war der Rittmeister v. Borstell[2]), der Zweite, (jetzt General und Kommandant von Stralsund) angekommen, der sich mit mir im gleichen Fall befand und gar nicht wußte, was er beginnen sollte. Dieser fand den Entwurf seiner eigenen Gesinnung so angemessen, daß er mich bat, zu gestatten, daß er sich mir anschlösse und wir also beide gemeinschaftlich schrieben. Ich hatte nichts dawider, und so ging der Brief am 11. Februar ab.

Unterm 13. kam die Antwort, worin der König uns sehr lobte, uns recht gab, aber darauf aufmerksam machte, daß Napoleon ohne Zweifel gegen die Menge der in seiner Gewalt befindlichen Offiziere, wenngleich ungerechte, Repressalien ausüben werde. Er fügte hinzu, daß, wenn, wie er hoffe, das Kriegsglück eine andere Wendung nehmen (d. h. wir mehr Gefangene zur Wiedervergeltung in Händen haben) werde, — er selbst die Kapitulation von Prenzlau für null und nichtig erklären, uns von unserm gegebenen Worte entbinden,

[1]) Vgl. den Brief und die Antwort im 2. Band.

[2]) Heinrich v. Borstell, später Generalleutnant, jüngerer Bruder des Generals der Kavallerie Ludwig v. Borstell (s. S. 375 Anm. 1).

und sowohl Offiziere als Soldaten wieder einberufen werde. Das war mir gar nicht recht; ich war nicht der Meinung, daß der König durch einen Machtspruch von einem gegebenen Worte entbinden könne, daher auch nicht das Recht habe, mich oder andere wieder zum Dienst einzuberufen, wenn nicht unsere eigene Überzeugung uns davon freispräche, — und in einer so kitzlichen Sache hatte ich meiner eigenen Überzeugung nicht einmal allein vertrauen wollen. Die Entbindung vom Ehrenwort durch Machtspruch und Einberufung zum Dienst hätte also für mich keine andere Folge haben können, als daß ich gezwungen gewesen wäre, mich als Gefangener dem Feinde zu überliefern.

Ich war im Begriff, dies dem König zu schreiben, als desselben Tages ein Kapitän Merkatz von der Artillerie aus der Gefangenschaft zurückkam, den Napoleon eigenmächtig und ohne den König zu fragen, gegen einen ebenfalls aufs Wort gefangenen und nach Berlin gekommenen französischen Offizier, der wieder in Dienst trat, losgegeben hatte. — Ich schrieb also schnell, wenn Napoleon das Recht sich anmaße, einen gefangenen Offizier wieder dienen zu lassen, ohne den König zu fragen, ob er ihn auch gegen den Kapitän Merkatz losgeben wolle, so könne der König auch den ersten besten Franzosen loslassen, ohne den Napoleon zu fragen, ob er auch den Rittmeister v. Marwitz dafür losgeben wolle? Ich bäte also, es zu tun. — Dies war am 15. Februar, eben wie der General Bertrand in Memel war. Am 16. antwortete der Generaladjutant Oberst Kleist, der König werde mich jetzt auswechseln lassen. Napoleon hatte in die Auswechselung der Gefangenen gewilligt, und Kleist reisete den 17. ins französische Hauptquartier ab. Offenbar wollte jener noch mit uns in Verbindung bleiben, spionieren, dem Kaiser von Rußland Jalousie geben, und vielleicht einen günstigen Augenblick zu einem Separatfrieden erhaschen.

Wir hatten ungefähr zwanzig Offiziere in unserer Gewalt, mehr konnten also auch nicht ausgewechselt werden. Die Sache wäre also gar nicht der Rede wert gewesen, wenn nicht zwei Generale darunter befindlich waren. Es wurden also ausgewechselt: der General Blücher gegen den Marschall Victor; der General Tauentzien gegen den General Foultrier; und unter den übrigen wenigen Offizieren befand ich mich, gegen Mr. le Capitaine Leopold de

Castres. Ich erinnere mich unter den übrigen, welche das Glück traf, nur noch des Leutnants v. Zastrow[1]) von den Gens'darmes, Sohn des Generals, der vor einem halben Jahre (1835) auch als General und Divisionskommandeur gestorben ist.

Mein Auswechselungsbrief war vom 27. Februar datiert, und ich erhielt ihn am 10. März.[2]) — Während meines langen Wartens und meiner vielen Sollizitationen war es mir schon längst klar geworden, daß man mich ganz nutzlos in Preußen zurückgehalten hatte, — denn bei dem gänzlichen Unterlassen aller Verteidigungsanstalten waren schon viel zu viele Offiziere in Preußen angekommen, und man hörte nur Klagen, daß man nicht wisse, was man mit ihnen anfangen solle. Ich sah also wohl ein, daß es höchstens zum Nebenherreiten kommen würde, und ich sann daher schon lange darauf, wie ich mir eine Wirksamkeit verschaffen könne. Offenbar gab es kein anderes Mittel, als mir selbst einen Haufen zu verschaffen, mit dem ich losziehen könne.

Ich schrieb daher einen Aufsatz über Freikorps[3]), in welchem ich

---

[1]) Karl Ludwig v. Zastrow, Sohn des Ministers und späteren Münchener Gesandten General v. Zastrow, starb 1835 als Generalmajor und Kommandant von Glogau.

[2]) Beiläufig muß ich erwähnen, daß Napoleon mit seiner Auswechselung nicht einmal Wort hielt. Blücher war nicht in seiner Gewalt, da er von Lübeck gleich nach Hamburg gegangen war. Dieser kam also an, sobald er es erfahren hatte. Tauentzien aber hatte es versäumt, sich, so wie er (und wie ich) gleich von Prenzlau aus, aus dem Staube zu machen, welches ihm auch viel schwerer geworden sein würde. Er wurde also irgendwo unter Aufsicht gehalten. Es dauerte lange, ehe er seine Auswechselung erfuhr, und noch länger, ehe ihm abzureisen erlaubt, oder vielmehr, ehe er langsam nach Preußen transportiert wurde. Endlich, wie er bis zur Weichsel (oder schon hinüber) gekommen, und sein Gegenmann (Foultrier) schon längst frei war, kam Gegenordre. Er wurde zurückgebracht bis in das Fort Joux, zwischen Genf und Lyon, wo er schon nach dem Frieden von Tilsit ankam und sehr schlecht behandelt wurde. Der Vorwand war, daß er gegen Napoleon konspiriert habe. Von hier wurde er nach vielen Interceſſionen, wie aus Gnade, nach Nancy gebracht, wo das Hauptdepot der preußischen Gefangenen war, deren vielen er Schutz und Hülfe gewährt hat. Alle Gefangene sollten nach dem Frieden zurückgegeben werden, aber das waren für Napoleon leere Worte. Er hielt sie noch beinahe zwei Jahre zurück, und Tauentzien mit ihnen. [v. M.] (Vgl. C. v. Gorzkowsky, Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien v. Wittenberg, Frankfurt a. O., 1832, S. 48—61).

[3]) „Über Freicorps. Februar 1807. Entwurf zu einer Abhandlung darüber, mit Bezug auf die jetzige Zeit." Vgl. ihren Abdruck im Nachtragsband.

alles zusammenstoppelte, was sich in damaliger Zeit zu deren Gunsten (d. h. Korps von Freiwilligen unter strengster militärischer Disziplin) sagen ließ, und in welchem ich vorzüglich darauf aufmerksam machte, daß deren Errichtung manche Leute in den Dienst bringen würde, die bei unserer damaligen Organisation und Rekrutierungsart nimmermehr Soldat werden würden, und daß man deren Chefs bei der Ausrüstung von den Fesseln des Kriegs-Departements befreien, auch ihnen einen Stamm gedienter Soldaten geben müsse.

Dieser Aufsatz lag schon seit dem Anfang des Februar bereit. Wie ich nun wirklich frei war, ging ich sogleich zum Obersten Kleist, bat um sofortige Anstellung und erhielt zur Antwort, daß es keine andere gebe, als daß ich dem General L'Estocq zugewiesen würde, der aber schon über zwanzig Offiziere bei sich habe (wo also noch einer mehr total überflüssig war), oder einem Regiment aggregiert zu werden, die aber sämtlich auch schon im Überfluß versehen wären. Ich könnte also wählen. Darauf übergab ich noch desselben Tages dem Obersten Kleist den gedachten Aufsatz mit der Bitte, ihn dem König vorzulegen, und erbot mich, entweder unter einem älteren Offizier, den man damit beauftragen würde, zu dienen, oder selbst den Versuch mit der Errichtung zu machen.

Da er ihn selbst doch erst durchgehen mußte, so erhielt ihn der König erst am 14. Unterm 20. erfolgte eine äußerst gnädige Antwort; der König lobte mein Vorhaben, setzte jedoch hinzu: „er könne von hier aus nichts zur Realisierung meiner Ideen erlassen; ich sollte nach Königsberg zum General Rüchel gehen, und meinen Weg über Tilsit nehmen, um mit dem Prinzen Wilhelm zu sprechen, ob dort noch brauchbare Pferde zum Stamm der Kavallerie vorhanden seien." Der König hatte nämlich seinen beiden Brüdern, den Prinzen Heinrich[1]) und Wilhelm[2]), die Formation der Reserven übertragen, dem ersteren für die Infanterie in Insterburg, dem zweiten für die Kavallerie in Tilsit. Der erstere tat, seiner Gewohnheit nach, in seinem leichteren Geschäft gar nichts, der zweite war vom besten Willen, steckte aber in den Fesseln des Kriegs-Collegii und konnte keine Pferde zusammenbringen.

[1]) Vgl. o. S. 122, 286 Anm. 1. [2]) Vgl. o. S. 286 Anm. 2.

Ich beschloß also gleich abzureisen und schickte meine Pferde voraus. Nachdem ich mich beim Könige gemeldet, wurde ich zu Tisch eingeladen. Es war eine große Auszeichnung, da sowohl damals als jetzt (außer seinen eigenen Adjutanten) nur Stabsoffiziere mit ihm speisen. — Nach Tisch erlebte ich eine Szene, von der ich aufs höchste bedauere, sie nicht bald nachher zu Papier gebracht zu haben, und von der ich jetzt, nachdem neunundzwanzig Jahre darüber verflossen, nur die Hauptmomente angeben kann; — denn ich habe fast mit niemand darüber gesprochen. Von Dingen, die man öfter erzählt, bleiben einem die Einzelheiten weit mehr gegenwärtig.

Der König nahm mich nach Tisch in ein Fenster und sagte: ich hätte in meinem Aufsatze bemerkt, daß wir zu wenig leichte Truppen hätten, und dadurch gegen den Feind in Nachteil ständen; darin hätte ich recht, und es würde nötig sein, sie zu vermehren. Daraus entspann sich ein Gespräch über den Krieg im vorigen Herbst, wie bald unsere Füsilier-Bataillone aufgerieben, und von den Husaren zu wenige gebraucht worden wären, von wo er sich denn dahin wendete, daß auch einige unserer Haupt-Operations- und politischen Fehler zur Sprache kamen. — Ich weiß nicht, welchen der allerauffallendsten der König erwähnte; — ich erstarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?" — „Freilich! müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte! Warum verwundern sich so?" — Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig vergaloppiert hatte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich — wie denn ein König die Wahrheit erfahren sollte, wenn man sie, sogar aufgefordert, ihm verhehlen wolle, — und antwortete: „Ew. Majestät befehlen es, also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben." — Das war nun, um bei einem andern Könige sogleich fortgejagt zu werden, oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu seinem ewigen Ruhme muß ich es sagen, daß er auch nicht im mindesten böse wurde, vielmehr stellte er mir vor: ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte, als alle übrigen Menschen? wenn man so viele ältere und erfahrenere Leute um sich hätte, die doch auch schon ihren Ruhm bewährt hätten, wie der Herzog von Braun-

schweig, Möllendorff, Kalckreuth, Hohenlohe, daß man alsdann auf deren Rat höre, und die eigene Einsicht und geringere Erfahrung der ihrigen unterwürfe? — Aber leider hätten sie sich nicht so bewährt, wie er gehofft hätte.[1])

Ich war bis zu Tränen gerührt, und ob ich gleich sehr wohl wußte, daß der Fehler nicht an dem Befolgen guten Rates überhaupt, sondern daran gelegen hatte, daß er heute den, morgen jenen gehört, und keinen einzigen Rat ganz und konsequent befolgt hatte, so konnte ich doch nichts antworten. Ich war von Bewunderung hingerissen über dieses milde Gemüt, über einen König, der sich so zu seinem Rittmeister herabließ, der noch obenein sieben Jahre jünger war als er selbst.

Dadurch riß das Gespräch ab; — der König fragte nur noch: was ich wohl meine, wie das Verhältnis der leichten Truppen zu den schweren zu stehen kommen müsse: ob ein Sechstel oder ein Viertel oder ein Drittel; einige hätten nämlich vorgeschlagen, das dritte Glied zum Tiraillieren zu verwenden; aber ob das nicht zu viel wäre? — Ich erwiderte, daß ich zwar im allgemeinen die Überzeugung gewonnen, daß wir zu wenig leichte Truppen hätten, aber über das Verhältnis im Großen in der ganzen Armee hätte ich nicht nachgedacht. „Bei Gelegenheit mal dran denken!" sagte er, und damit hatte die Unterredung ein Ende.

Dies geschah den 21. oder 22. März 1807, und den 23. reisete ich ab.[2]) Es war der Geburtstag meiner Verklärten, sie

[1]) Der König hat immer eine Deferenz gegen die gehabt, die älter im Dienst waren, als er. Es mußte schon hart kommen, bevor er solchen etwas sagte. Seitdem er selbst aber der älteste im Dienst ist in der ganzen Armee, darf niemand mehr aufducken. [v. M.]

[2]) Anmerkung Marcus Niebuhrs (vom Herausgeber ergänzt): „Während dieser Zeit machte Marwitz auch die nähere Bekanntschaft seiner nachherigen zweiten Frau, geb. Gräfin Moltke, damals Hofdame der Königin. In einer von beiden in gleicher gehobener Stimmung getragenen, schweren Zeit hatte bald Gleichheit der Gesinnung und ihr eingehendes Verständnis seiner Lebensrichtung sie einander näher geführt, und sie verlobten sich in der Zeit höchster Spannung am 11. März 1807 — ungeahnt von beider Umgebung. Der bald darauf erfolgende Frieden, der ihm die Rückkehr zu seinem Herde gestattete, machte bei der völligen Zerrüttung der Verhältnisse eine Verbindung noch nicht möglich, und erst nachdem Marwitz mit seiner gewöhnlichen Energie die Spuren des Krieges einigermaßen verwischt hatte, fand seine Vermählung statt, am 19. April 1809 zu Charlottenthal, dem Gute des Stief-

wäre den Tag grade vierundzwanzig Jahr alt gewesen. Wenige Meilen von Memel begegnete ich dem eben zum Major avancierten Gneisenau, der nach Memel berufen war; ich konnte ihm nicht sagen wozu, es war aber, um als Kommandant nach Kolberg geschickt zu werden, welches ohne Zweifel binnen kurzem in Feindes Hände gefallen wäre, wenn er nicht Kommandant wurde. — Schon früher war der General Kalckreuth nach Danzig geschickt worden, wo er früher Gouverneur gewesen, und wo es mit dem alten Manstein auch nicht gehen wollte. Er brachte wieder Ordnung hinein, und hielt die Belagerung wie ein braver Kerl aus. Aber so etwas Rares, wofür man es hat ausgeben wollen, ist es nicht gewesen, — namentlich betrug er sich unbegreiflich, wie der (freilich viel zu schwache) Entsatz unter dem jungen General Kamenskoi[1]) anrückte. Davon kann der General Rauch[2]) Zeugnis geben, der mit dabei war. Aber Kalckreuths Verteidigung stach doch immer vorteilhaft ab gegen die der übergebenen Festungen.

Ich kam bei sehr schlechten Wegen erst spät nach Tilsit, wo der Prinz Wilhelm am anderen Tage mich zu Tisch zurückhielt, sehr vielen Anteil nahm, und mir so viele Kavalleristen anbot, als ich nur immer haben wollte, aber Pferde — die hätte er selbst nicht. Darüber verging der 24., — den 25. reisete ich sehr früh, sah den Prinzen Heinrich in Insterburg, den ich zu nichts bringen konnte, der auch nicht einmal wußte, wieviel Mannschaft er hatte, und langte noch in der Nacht in Königsberg an.

---

bruders der Braut, Herzogs von Holstein-Beck." — Das Tagebuch von 1805/07 schließt: Der 16. März 1807. Drei Jahr! — Was ist der Mensch! — O, meine Fanny! —

[1]) Sohn des oben erwähnten, kommandierte 1809 in Finnland.

[2]) Gustav Johann Georg v. Rauch, General der Infanterie (1774—1841), seit 1837 Kriegsminister.

Kapitel 7.

Das v. der Marwitzsche Freikorps. Von Memel bis Friedersdorf. (1807.)

Sammlung des Freikorps. — Kaiser Alexander und Königin Luise. — Schwierigkeiten bei Montierung des Freikorps. — Rüchel. — Unter Blücher nach Rügen. — Streitigkeiten mit Blücher. — Abschluß der Ausrüstung auf Rügen. — Schill. — Waffenstillstand. — Briefwechsel mit Blücher. — Charakteristik Blüchers. — Gneisenau in Kolberg. — Zunehmende Desertion. — Auflösung des Freikorps. — Neuer Dienst-Abschied. — Heimkehr.

Der General Rüchel hatte des Königs Ordre noch nicht, sie kam indes: er faßte die Sache mit seinem gewohnten Feuereifer auf und trieb mich weit tiefer hinein, als ich gewollt hätte. Er fing damit an zu erklären, daß ein paar hundert Mann zu nichts helfen könnten, bestimmte die Stärke auf 2000 Pferde, und 600 Mann leichte Infanterie und beorderte den Prinzen Wilhelm sogleich, mir 200 unberittene Kavalleristen zu schicken, und versprach mir leichte Kanonen.

Ich mußte mich wegen der Bewaffnung und Bekleidung mit dem Ökonomie-Departement in Verbindung setzen, welches aber erklärte, durchaus nichts geben zu können, als 300 alte Säbelklingen. Nun mußten sie angeben, wieviel ihnen Mann und Pferd, exkl. der Bewaffnung, kosteten, und es ergab sich: das Pferd 15 Friedrichsdor, der Kavallerist 60 Taler, der Infanterist 25 Taler.[1]) Rüchel gab mir nun die ausgedehnteste Vollmacht, alles selbst für diesen Preis anzukaufen, und offenen Kredit an Gelde bei der Ostpreußischen Kammer.

[1]) Ich hatte also Vollmacht, auszugeben: 1. Für 2000 Pferde à 15 Friedrichsdor 150000 Thlr. ⌗ = 170000 Thlr. 2) 2000 Mann Kleidung, Sattelzeug à 60 Thlr. = 120000 Thlr. 3) 600 Mann Infanterie à 25 Thlr. = 15000 Thlr. [Courant] Summa 805000 Thlr., ohne die Waffen. [v. M.] [⌗ = in Gold; 5 Thlr. in Gold = $5^3/_3$ Courant.]

Ich eröffnete sogleich Werbeplätze in Königsberg, Wehlau, Tilsit und Memel. Schon den 2. April stand meine Bekanntmachung wegen der Werbung, von Rüchel aufs kräftigste unterstützt und empfohlen, in der Zeitung, alsdann folgte eine Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen, die aber keinen glänzenden Fortgang hatte, ungeachtet ich sie dem Magistrat und den (damals sehr reichen) Kaufmannschaften in Königsberg und Memel, sowie den vornehmsten Gutsbesitzern zuschickte. Es kamen in Summa nur 979 Taler in Gold, und 1717 Taler, 19 Silbergroschen, 3 Pfennige [Courant] zusammen, wozu die Gutsbesitzer verhältnisgemäß das meiste gaben, vorzüglich durch die Bemühungen des Obermarschalls Grafen Dohna[1]) (Vater des nachherigen Ministers) und ungeachtet die Güter des bei weitem größten Teiles derselben in den Händen des Feindes oder Kriegsschauplatz waren. Die mehrgenannten großen Städte dagegen hatten noch gar nichts gelitten, aber sie waren eben nicht patriotisch gesinnt. Leute liefen in Masse zu, weniger von Freiwilligen, die noch nicht gedient, als von Soldaten von aufgelöseten Regimentern, die, wenn sie sich nach Preußen durchschlichen, immer zuerst nach Königsberg kamen. Ich muß dabei bemerken, daß diese Ranzionierten, — sowohl die bei mir, als die früher angekommenen in den königlichen Depots, — in überwiegender Mehrzahl Ausländer waren. Die Einländer, nach unserer damaligen Verfassung meist Beurlaubte, blieben ruhig in ihrer Heimat. — Von Offizieren war ein unmäßiger Zudrang, und ebenso von Leuten, die, ohne gedient zu haben, Offizier werden wollten, so daß ich mit Abweisen die meiste Not hatte. Schlimmer war, daß der König anfing, mir Offizianten-Söhne[2]) u. dgl. als Offiziere zuzuweisen; jedoch unterblieb es auf meine Vorstellung, und alles, was ich vorschlug, wurde genehmigt.

Mit dem Pferde-Ankauf ging es anfangs schwach, da der Vorrat schon sehr von den kriegführenden Armeen in Anspruch genommen war. Sowie ich aber Offiziere hinter der russischen Armee stationiert hatte, hatten sie in vierzehn Tagen ein paar hundert von den vortrefflichsten polnischen und russischen Pferden

[1]) Friedrich Alexander Graf zu Dohna (1741—1810), 1808 Obermarschall des Königreichs Preußen, 1806/9 an der Seite des Königs in Königsberg und Memel.

[2]) Beamten-Söhne.

wohlfeil gekauft. Indessen trieben es die Kosacken so arg, daß ein sehr strenges Verbot erging, und Kommandos stationiert wurden, die es verhinderten. Da unterdessen der russische Kaiser bei der Armee eingetroffen war, so ging ich um den 15. April in das Hauptquartier nach Schippenbeil ab, um mir die Erlaubnis zu verschaffen, in Rußland Pferde kaufen zu dürfen.

Die russischen Reserven, kaum 20000 Mann, und mit ihnen der Kaiser, waren angekommen. Der König und die Königin trafen mit ihm in Kydullen, einem Amte oberhalb Tilsit, am Niemen, zusammen. Es waren schöne Truppen und alle Garden dabei, die besichtigt wurden. Der Königin floß das Herz über, wie sie die Menge dieser Truppen vereinigt, den Eifer des Kaisers und seine uneigennützige Freundschaft sah und wie er dem König sagte: „Nur vereint können wir fallen; einer allein soll es nicht!" Sie, die seit anderthalb Jahren nur Zeugin unseres Schwankens, unserer Niederträchtigkeit (Hannover!), unserer Niederlagen und jetzt der völligen Impassibilität in Memel, versüßt durch Montierungsspielereien, gewesen war, — sie sah nun bei des Königs Freunde das grade Gegenteil von dem allen, Tätigkeit, Einsicht und Selbstaufopferung. Es konnte nicht fehlen, je mehr sie in der verflossenen Zeit gelitten, je mehr sie ihr eigenes Urteil gefangen genommen hatte, desto mehr mußte ihr ein Strahl der Hoffnung jetzt aufgehen und die Person des Kaisers ihr als ein rettender Engel erscheinen;[1]) natürlich aber mußte die Person ihres Gemahls um ebensoviel zurücktreten!

. . . . . Bei den Russen war der Krieg nichts weniger als populär, sie betrachteten ihn wie eine Verschwendung von Blut und Geld für ein ihnen durchaus fremdes Interesse, und es mag unter ihnen selbst nicht an Freunden und Spionen Napoleons gefehlt haben. Ja, es ist möglich, daß es unter ihnen welche gegeben hat, die Napoleons Lügen Glauben beigemessen und sich eingebildet haben, ihr Kaiser unternehme den Krieg bloß aus Liebe zur Königin. . . . . .

[1]) Am 14. Mai 1807 schreibt die Königin an Kaiser Alexander aus Königsberg: „Aussi longtemps que je serai bonne moi-même, que j'aimerai la vertu, je vous serai aussi attachée par tous les sentiments qui m'attachent à la Providence même." Vgl. den Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I., herausgegeben von Paul Bailleu (1900) S. 468 ff.

Am 7. April gingen die Truppen über Memel, am 8. war Revue über selbige, und am 9.[1]) reisete die Königin nach Königsberg ab. Auf der Reise geriet sie mit ihrer Hofdame im argen Kot in die Überschwemmungen des Pregels oder eines seiner Nebenflüsse, so daß der Weg höchst gefahrvoll und nicht zu erkennen war; es mußte eine Anzahl Landleute aufgeboten werden, die meilenweit neben dem Wagen hergingen, ihn hielten, wenn er bereit war, umzuwerfen, und ihn heraushoben, wenn er versank. Die Königin bekam hundertmal Lust, umzukehren, aber die Hofdame hielt fest und trieb nach Königsberg. . . . . Der König war abwechselnd im russischen Hauptquartier und in Königsberg. Bei dem preußischen Korps des Generals L'Estocq war er nicht[2]), ebensowenig hat er jemals seine eigenen neuen Formationen oder deren Fortgang inspiziert. . . . . .

Ich will noch einschalten, daß der Kaiser die Königin hier nicht wiedersah. Ungeachtet der König ihn oft genug einlud, seinen Aufenthalt in Königsberg zu nehmen, wo er von der Armee nur sechs Meilen entfernt war, schlug er es doch aus, blieb zuerst eine ziemliche Weile im Hauptquartier Bennigsens, und nachdem dieser ihn wegkomplimentiert hatte, ging er über die russische Grenze zurück nach Schaul[3]), einem dem Fürsten Subow gehörigen Schlosse. —

Das letzte Mal sah die Königin den Kaiser im Januar 1809 bei dem Besuche, den sie mit dem Könige in Petersburg abstattete. Bei dieser Einladung hatte Alexander einen doppelten Zweck zu unseren Gunsten. Einmal, den bösen Eindruck, den der voreilige Separatfriede zu Tilsit und die Teilnahme am Raub (indem er von unserm Neu-Ostpreußen den Kreis Bialystok zum Sündenlohn annahm) bei uns gemacht hatte, zu verlöschen und Napoleon seine dauernde Freundschaft für den König vor Augen zu stellen, damit dieser bis zum entscheidenden Moment geschont werde, und sodann den Russen und dem französischen Gesandten Caulaincourt deutlich zu zeigen, daß die Gerüchte von einer Neigung zwischen ihm und der Königin unwahr seien.

Alexander spielte seine Rolle ganz vortrefflich. Die Königin

[1]) Nach dem Tagebuch der Gräfin Voß (S. 295) am 10. April; alle diese Daten müssen um einen Tag später geschoben werden. — [2]) Diese Angabe ist nicht richtig. Der König ging am 20. Mai zum Korps des Generals L'Estocq ab und hat diesem persönlich den Schwarzen Adlerorden überreicht. — [3]) Sczawle in Litauen.

wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, aber die ganze Zeit von den beiden Kaiserinnen, Gemahlin und Mutter, wie belagert. Der Kaiser hatte beständig dem König etwas zu zeigen, und dann arbeitete er in seinem Kabinett. Der Königin nahete er nur öffentlich und immer mit dem Ausdruck der tiefsten, fremdartigen Ehrerbietung. Sie war gezwungen, die Rolle einer wohl empfangenen fremden Königin zu spielen, die ihr zwar keineswegs fremd war, aber doch dadurch unangenehm, daß sie zwischendurch auch recht gern die bewunderte schöne Frau gewesen wäre. Wie aber bei den größeren öffentlichen Festen — Bällen, Konzert, Feuerwerk — der Kaiser jederzeit, nachdem er sie auf ihren Platz zwischen den Kaiserinnen geführt, sie verließ und sich immer geflissentlich zu seiner Maitresse, der Gräfin Narischkin, setzte oder mit dieser tanzte, — da ward der Stolz der Königin aufs heftigste gereizt, — und wenn sie noch mit einer alten Wunde nach Petersburg gekommen sein sollte, so verließ sie es wenigstens vollkommen geheilt. Auch für Napoleon und die ganze Welt waren nun jene Gerüchte aufs eklatanteste niedergeschlagen.[1])

Wie im Jahr 1810 der Major Wrangel (damals Flügeladjutant, jetzt Generalleutnant a. D.), vom König geschickt, dem Kaiser Alexander die Nachricht ihres frühen unerwarteten Todes brachte, ist er heftig erschüttert gewesen und in einen Strom von Tränen ausgebrochen. — —

Zurück zu meinem Freikorps! Ich verfügte mich also um den 15. April ins Hauptquartier nach Schippenbeil, welches nur sieben bis acht Meilen von Königsberg entfernt ist; aber ich brauchte beinahe den ganzen Tag zu diesem Ritt, so unergründlich war der Kot. Und welches Bild der Zerstörung! Von Uderwangen an, welches an dem sumpfigen Frisching-Bache liegt, gab es kein einziges Dorf mehr, keinen Baum am Wege, kein lebendes Wesen. Weg und Acker waren gleich unergründlich, die Landstraße wenigstens fünfhundert Schritt breit ausgefahren und ausgetreten, und man erkannte sie nur an den toten Pferden, die auf derselben lagen;

[1]) Auch auf dieser Reise wurde Königin Luise von ihrer Hofdame Gräfin Moltke begleitet, auf welche natürlich diese Erzählung — wie die umfangreichen gestrichenen Partieen — gleichfalls zurückgeht. Ein Tagebuch von ihr, das gerade bis zur Petersburger Reise reichte, ist leider bis auf einen kleinen Rest von ihr selbst vernichtet. Vgl. die Briefe der Königin an sie im 2. Band.

denn so sehr war die Spur ihrer Begrenzung und selbst die der Dörfer verschwunden, daß man diese bisweilen nur an einzelnen Pflaumenbäumen erkannte und aus kleinen Erhöhungen des Erdreichs, einzelnen Zaunpfählen u. dgl. erst wahrnahm, daß man durch einen Garten ritt, der vor zwei Monaten noch gestanden hatte. Nicht einmal Trümmer der Gebäude sah man, alles war verbrannt oder vom Kot überflossen. Massive Schornsteine mußte es wohl dort nicht gegeben haben, denn man sah auch diese nicht mehr stehen; die Stadt Domnau stand noch, und näher an Schippenbeil wurde es besser. Dies bestätigte mir, was auch von den Landleuten behauptet wurde, daß nicht der Feind, von dem nur Kavallerie bis in diese Gegend gekommen, sondern die Russen die Verwüstung angerichtet hatten.

Ich wurde dem Kaiser Alexander vorgestellt und hatte in seinem Zimmer eine Unterredung mit ihm ganz allein, die wohl eine halbe Stunde dauerte. Nur sein Adjutant Lieven stand an der Tür (der jetzige Fürst Lieven, der seit 1814 beinahe zwanzig Jahre Gesandter in England gewesen ist).[1]) Ich richtete nichts aus. Der Kaiser erklärte, er brauche seine Pferde selbst, war dabei äußerst herablassend, erzählte von seinen Rüstungen, wie in den vorderen Provinzen die Pferde schon rar würden, und er zu dem Ende kirgisische Pferde aus Asien kommen lasse, ließ sich auf alle meine Einwürfe ein, z. B. daß ich schon genug Leute zusammen habe, die fechten würden, sobald sie nur beritten wären, was doch zu demselben Zweck führe, den er verfolge, — und dies so lange, daß der Lieven an der Tür ganz ungeduldig wurde. Endlich gab er scheinbar in soweit nach, daß ich wieder anfragen könne, wenn er neuere Rapporte über die Remontierung erhalten haben würde.

Ich sah sehr wohl ein, daß ich hierbei nichts gewinnen, und diese Rapporte entweder nicht kommen, oder ihm so vorgetragen werden würden, daß gewiß nichts mehr für mich zu machen sein würde. Ich kam also höchst unzufrieden nach Königsberg zurück, des Vorsatzes, den Ankauf im einzelnen, so gut es gehen würde, fortzusetzen, und weiter herum, hinter der Bennigsenschen Armee weg, im Rücken der kleineren, mit welcher der General Essen un-

[1]) Christoph Andrejewitsch Fürst v. Lieven (1774—1839), seit 1809 Gesandter in Berlin, 1812—34 in London.

weit Bialystok stand, Offiziere zu senden, wo ich weniger Ordnung (in diesem Stück nämlich, denn im übrigen war sie nirgends zu finden!) voraussetzte, als hier unter den Augen des Kaisers. Der General Rüchel war dem nicht entgegen, befahl mir aber, noch einige Tage zu warten, weil andere Dinge im Werke seien. Welche, sagte er nicht.

Unterdessen fingen auch schon an die Wolken sich zu erheben, die allemal über denjenigen sich zusammenziehen, der etwas Außerordentliches und vom gewöhnlichen Wege Abweichendes unternimmt. — Es hatten sich in Königsberg einzelne Detachements von Kommandierten aus verschiedenen Regimentern dadurch gebildet, daß man, so wie man sie eben unter der Hand hatte, selbige einzelnen Offizieren zu vorfallenden Kommandos untergeben hatte. Vorzüglich waren sie unter dem Obersten v. Bülow (sieben Jahr später General der Infanterie Graf Bülow v. Dennewitz) auf der Frischen Nehrung gebraucht worden zu Demonstrationen gegen die Belagerungsarmee von Danzig, die sämtlich unglücklich abliefen. Solcher Detachements gab es mehrere, unter einem Rittmeister Möllendorff, Rittmeister Raven usw. Da sie von den Regimentern abhingen, von welchen die Mannschaften kommandiert waren, — so sah es mit der Ergänzung der schadhaften Montierungsstücke schlecht aus, und sie fingen an, neidisch zu werden, wie meine neugeworbenen Leute anfingen, sich in neuen Montierungen zu zeigen.

Unglücklicherweise hatte der General Rüchel die Gewohnheit, sie Partisane zu nennen, und sie benutzten dies, um neue Equipierung zu verlangen, da selbige mir gereicht werde, der ich erst ein Partisan werden wolle. Der Unterschied zwischen einer neuen Formation und einem Kommando von alten, schon formierten und bewaffneten Leuten, war zu sehr in die Augen fallend, als daß ihr Verlangen hätte erfüllt werden können, aber sie kamen wieder. Sie stellten nun vor, daß ihre Pferde durch die vielen Verschickungen, Ordonnanzen und Kommandos ruiniert würden, welche sie allein verrichten müßten, wodurch sie in unangenehme Verhältnisse kämen mit den Regimentern, zu denen ihre Leute gehörten. — Und Rüchel, um keine Partialität zu zeigen, befahl, daß sämtliche Partisane (wozu

er mich rechnete) die Kommandos zu gleichen Teilen geben sollten. Dies geschah vierzehn Tage, nachdem die Erklärung wegen Errichtung des Korps in den Zeitungen gestanden hatte, wo also noch nichts formiert sein konnte, und mußte der Ruin der ganzen Formation werden.

Ich hatte einen Stamm von funfzig Berittenen bekommen, teils herzoglich weimarscher Husaren, die sich nach Preußen verirrt hatten, teils Husaren von Bila, welche die Unteroffiziere und Gefreiten abgeben, und dem jungen Volk Exerzitium und Pferdewartung beibringen sollten. Diese wurden nun größtenteils auf Kommando geschickt, so daß das geworbene Volk mit einigen Offizieren allein war. Für diese waren die Montierungen in Arbeit. Ich hatte etwa zweihundert gekaufte Pferde; für diese waren Sättel und Zaumzeug in Arbeit. Es war also sowohl von Leuten als von Pferden für den Augenblick begreiflicherweise noch nichts zu gebrauchen. Wie war dies auch möglich nach erst vierzehn Tagen! Ich stellte die mir drohende Desorganisation vor. Rüchel, um sich kein Dementi zu geben, antwortete zwar ablehnend, aber er verlegte den Ort der Formation von Königsberg nach Wehlau, wohin die Kommandierten bald zurückkehrten, und wo niemand war, der mir ein Kommando abfordern konnte. Hier bekam ich noch circa 150 unberittene Dragoner vom aufgelöseten Regiment Hertzberg, so daß ich alte Leute genug hatte.

Dieser Stamm behielt seine Montierungen, wie natürlich, und nur die Neugeworbenen wurden montiert. — Da das graue Tuch, von dem jetzt alle Beinkleider gemacht werden mußten, höchst verschieden in der Farbe ausfiel, und so viele Montierungsstücke, von den verschiedensten Schneidern angefertigt, notwendigerweise verschieden und meistens schlecht saßen, so gab ich, mit Rüchels Bewilligung, polnische blaue Litewken, sowohl der Kavallerie als Infanterie, welche diese Fehler verdeckten. — Nun war zwar durch die Verlegung nach Wehlau das eingetretene Hindernis gehoben, aber die Leute und Pferde waren von den Handwerkern entfernt, und weder Kleidungsstücke noch Sättel konnten angepaßt, sondern alles mußte zuvor sechs Meilen weit transportiert werden. — Indessen war dies das wenigste; es sollten bald größere Hindernisse eintreten.

Gegen den 23. April, wie noch keine Woche seit meiner Zurückkunft von Schippenbeil verflossen war, sagte mir der General Rüchel, er reise nach Bartenstein, wohin das Hauptquartier verlegt war; ich solle auch hinkommen, es würden dort ohne Zweifel auch Anordnungen in Betreff meiner getroffen werden, und zwar solle ich nun auch die Montierung meines Korps anziehen, denn ich hatte bisher noch immer die Adjutantenmontierung getragen, die freilich nicht zu meinem jetzigen Verhältnis paßte. Ich machte mich also wieder auf den Weg. Bartenstein liegt in gleicher Entfernung von Königsberg, wie Schippenbeil, zwei Meilen rechterhand dieses Orts. Der Weg führt über Preußisch-Eylau, wo ich das Schlachtfeld genau besah.

Wie ich zum König eintrat und mich bei ihm meldete, wurde ich zu meinem Erstaunen sehr schlecht empfangen. Er ward rot vor Ärger und sprach: „Was haben sich denn da für einen kurioſen Anzug zugelegt? Immer neue Moden erfinden! Man weiß gar nicht mehr, wen man vor sich hat! Ob ein Preuße ist oder ein Portugiese oder Neapolitaner!" Ich hatte nicht geahnt, daß seine Montierungspassion so weit ginge, ließ mich indessen nicht dekontenancieren, sondern erwiderte, daß, da er mich ganz ausschließlich an den General Rüchel gewiesen, und dieser die Montierung approbiert habe, so sei mir nicht eingefallen, besonders deshalb anzufragen, was ich gewiß getan haben würde, wenn ich hätte voraussetzen können, daß sie ihm so sehr mißfallen würde. Ich sagte nachher die Ursach', wodurch ich auf die Litewka gefallen wäre, und er ließ sich in eine Erörterung darüber ein. Die Folge war, daß gleich nach dem Frieden alle Kürassiere, Dragoner und Ulanen (den Parade-Anzug ausgenommen) in ähnliche Litewken gekleidet wurden, und sie über zehn Jahr lang getragen haben. 1813 wurden sämtliche Landwehren, Kavallerie und Infanterie, in dergleichen gesteckt und machten alle Feldzüge in selbigen, wie es denn in der Tat ein sehr bequemer Anzug für Soldaten ist. In Preußen hatten sie solchen Beifall gefunden, daß 1813 das preußische National-Kavallerie-Regiment[1]) (welches den Stamm der jetzigen Garde-Husaren ausmacht) ganz

[1]) Geführt vom Grafen Carl v. Lehndorff. Vgl. Maximilian Schultze, Graf Lehndorff-Steinort. Berlin, 1903, S. 341 ff.

genau in die Montierung meines Freikorps gekleidet war. Es sah aus, als wenn dieses wieder auferstanden sei. Nachher hat die württembergische Armee sie angenommen, und jetzt hat sogar die französische Nationalgarde seit ihrem glorreichen Juli-Verbrechen[1]) sie unserer Landwehr abgesehen.

Hardenberg war unterdessen[2]) Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden, und allerdings war er in den damaligen Geschäften brauchbarer als Zastrow, und so wurde hier in Bartenstein endlich der Traktat zwischen uns, Rußland, Schweden und England am 26. April abgeschlossen. Es dauerte demnach mehrere Tage, und Rüchel hieß mich immer warten. Es war natürlich in der kleinen Stadt ein gewaltiger Zusammenfluß von Menschen durch das Hauptquartier, die beiden Höfe und die Gesandten. Vom Kriege war nichts zu merken, so wenig wie acht Tage früher in Schippenbeil. Napoleon lag noch ruhig hinter der Passarge, und Bennigsen fing nun sein Spiel an, das er einen Monat lang fortsetzte, nämlich immer den Tag zu bestimmen, an dem er angreifen wollte, scheinbar Anstalten zu treffen, den Kaiser und den König zu vexieren, sie auch auf die Vorposten, oder auf der Armee gegebene Rendezvous zu führen, und dann immer Ursachen zu finden, weshalb man in die Quartiere zurückgehen müsse.

Ich hatte die Ehre, beim Könige und auch beim Kaiser zu speisen, und erhielt hier mehrere Offiziere, die der König teils mir zuwies, teils deren Anstellung genehmigte. — Der Traktat bestand in einem Friedens- und Freundschaftsbündnis zur Fortsetzung des Krieges, in dem Versprechen des Königs von Schweden, mit 20000 Mann den Krieg in Deutschland zu führen, von seiten Englands ebenfalls 20000 Mann dorthin zu senden, unsererseits 10 oder 12000 Mann. Alle diese Truppen sollten unter dem Befehl des Königs von Schweden stehen, auf Rügen landen und von Stralsund aus auf Berlin losgehen. Von unserm dortigen Korps wurde mit Recht erwartet, daß wir das ganze Land in Aufstand bringen und bewaffnen würden. Rüchel ambitionierte sehr und zählte gewiß darauf, das preußische Korps zu kommandieren.

[1]) Julirevolution in Paris, 27.—29. Juli 1830.

[2]) Am 10. April 1807. Vgl. Ranke, Hardenberg III², S. 17.

Kurz darauf wurde der Major v. Knesebeck nach Wien geschickt, um Österreich zu bewegen, ebenfalls loszuschlagen und gegen die Weichsel zu rücken. Ich will hier nur kurz erwähnen, daß ihm dies vollkommen glückte. Er fand in Mähren ganz im Stillen 60000 Mann versammelt, zwei Monat verlangte man noch Zeit, dann sollten es 80000 sein. Man sah die gefährliche Lage Europas und also auch Österreichs vollkommen ein, und daß man den Napoleon fassen müsse, bevor er auch Rußland darnieder geworfen hätte; aber man traute uns nicht und fürchtete einen übereilten Frieden, wo Österreich sich dann nutzlos kompromittiert haben würde. Indessen flößte die lange dauernde Belagerung von Danzig, Napoleons ungewöhnliches Zögern und die Kenntnis des Bartensteinschen Traktats doch wieder Mut ein, und man schickte den General Steigentesch[1]) nach Preußen, um sich mit eigenen Augen von dem Stande der Kriegsangelegenheit zu überzeugen und demgemäß abzuschließen. Während seiner Reise aber fiel die Schlacht von Friedland[2]) vor, und er fand, statt Krieg, die Friedenskonferenz in Tilsit. Er verschwieg demnach seinen Auftrag ganz und komplimentierte die pazisizierenden Mächte.

Da übrigens, wie schon erwähnt,[3]) das englische Ministerium sich durchaus nicht auf Subsidien an Rußland, oder auf eine Anleihe für selbiges einlassen wollte, es diesem aber durchaus an diesem Nervus rerum fehlte, so blieb nichts übrig, als daß wir Geld vorschießen mußten. Alle unsere Kassen, der Schatz, die Bank und Seehandlung waren nach Preußen gerettet worden, erstere mochten wohl, wenn noch nicht erschöpft, doch wenigstens sehr angegriffen sein, aber die Kapitalien der letzteren waren noch nicht angegriffen; sie gehörten nicht dem König, sondern Privatleuten, denen noch obenein der König die Sicherheit dieser Institute garantiert hatte.[4]) Namentlich bestanden die Kapitalien der Bank zum größten Teil aus Pupillengeldern des ganzen preußischen Staats, da kein Vormundschaftsgericht Gelder anders anlegen durfte, als dort.

---

[1]) August Ernst Freiherr v. Steigentesch (1774—1826), Militär, Diplomat und Dichter. Vgl. Allg. Dtsche. Biogr. Bd. 35, S. 577 ff. — [2]) Am 14. Juni 1807. Vgl. v. Lettow-Vorbeck a. a. O. IV, S. 348—381. — [3]) Vgl. o. S. 388 f. — [4]) Die Seehandlung, 1772 von Friedrich d. Gr. begründet, wurde erst 1810 Staatsinstitut.

Hardenberg aber, der nie gewußt, was Treu und Glauben war, bedachte sich keinen Augenblick, Hand an diese Heiligtümer zu legen. Er schoß den Russen mehrere Millionen vor, und wie denn der erste Schritt erst geschehen war, so zwang die nachfolgende Not, weiter zuzugreifen, und beide Institute wurden auf zehn Jahre, wenn nicht bankerott, doch zahlungsunfähig.

Um zu mir selbst zurückzukehren, so kam Rüchel eines Abends sehr eilig aus der Konferenz zurück und befahl mir, mich mit dem frühesten nach Königsberg aufzumachen. Er folge im Laufe des Tages nach, und dann werde es für mich zu tun geben. Dies geschah auch, und nun erhielt ich die Nachricht, daß ich auch zu der Expedition nach Pommern gehören, und daß die Einschiffung mit nächstem vor sich gehen solle. Letzteres störte die Formation des Korps über alle Maßen, denn ich durfte keine Pferde mehr ankaufen, weil die Überschiffung sehr kostbar war, keine Rekruten mehr annehmen, weil diese besser in Preußen gebraucht werden konnten, und es an Zulauf in Deutschland nicht fehlen würde, und endlich mußte ich alle bestellte, aber noch nicht in Arbeit begriffene Montierungen und Ausrüstungsgegenstände abbestellen, weil sie nicht mehr fertig werden konnten, ja das schon in Arbeit Begriffene mußte aufs äußerste pressiert werden. Es blieb also nichts übrig, als einen Offizier mit den nötigen Geldern nach Stralsund vorauszuschicken, um alles dies dort von neuem anzufangen. Nur für meine Infanterie war es vorteilhaft, weil diese in Preußen gar keinen Zulauf fand, — alle alte Soldaten, welche sich ranzioniert und die Linien des Feindes glücklich passiert hatten, wurden sogleich unter die aktiven Regimenter gesteckt, und deren Abgang durch sie ergänzt, Freiwillige aber meldeten sich nur zur Kavallerie.

Diese war nun in Wehlau versammelt, wo ich sie den 1. Mai sah, und in vier Schwadronen von zusammen über 500 Mann einteilte;[1]) — die Hälfte war ungefähr beritten, und ich hatte alle Ursach', zufrieden zu sein. Ich ordnete den Dienst, mußte aber nach Königsberg zurück, wegen der vielen Geld-, Ausrüstungs- und Einschiffungsgeschäfte, — denn kaum war ich den 2. Mai dort wieder angekommen, so hatte ich auch die Ordre, alle Unberittenen und den kleinen Stamm Infanterie nach Pillau marschieren zu lassen,

[1]) Vgl. v. Lettow-Vorbeck, Krieg 1806/07 Bd. IV S. 284 Anm.

wo sie sogleich eingeschifft werden sollten. Diese trafen sonach noch mit dem Offizier zusammen, der vorausgehen sollte. Ich schickte also auch alle Offiziere mit, und behielt nur die vier Schwadronchefs mit dem berittenen Teil ihrer Schwadronen (etwa 200 Mann). Dazu hatte ich die ganze Masse der in Arbeit begriffenen Ausrüstungsgegenstände auf dem Halse. — Am 8. Mai, zu Tisch bei dem General Rüchel — auch während dieses meines ganzen Aufenthalts in Königsberg aß ich täglich bei ihm zu Mittag — fand ich unter meinem Kuvert eine an ihn gerichtete Kabinettsordre vom vorigen Tage, durch welche ich zum Major avanciert war. Es war also kurz vor Vollendung meines dreißigsten Lebensjahres, nachdem ich zehn Jahre Leutnant und Rittmeister, und früher sechs Jahr Kornett gewesen war. Dies war offenbar eine mir sehr günstige Protektion Rüchels, die meinen Rang in der Armee für immer fest stellte, wenn die Zeiten sich noch einmal so wendeten, daß irgend etwas darauf ankommen konnte. Mein guter Wille ward dadurch im voraus belohnt. Es ist übrigens die einzige Protektion, die mir je zuteil geworden, ungesucht, wie ich denn auch nie nach einer getrachtet habe. Dies war der letzte frohe Augenblick in dieser Freikorpsperiode; nun folgten lauter Unannehmlichkeiten.

Gleich darauf kam die Nachricht, daß der König von Schweden sich ausdrücklich ausgebeten habe, daß der soeben gegen den Marschall Victor ausgewechselte General Blücher das preußische Korps kommandieren sollte. Blücher war in den Tagen, wie wir in Bartenstein waren, dort eingetroffen. Der König wollte ihm nicht das Kommando geben, weil er in dem hoffentlich bevorstehenden Organisationsgeschäft in der Mark, Rücheln mehr Kapazität und Savoir-faire zutraute, als Blüchern, — diesem auch mit großen Geldsummen, die offenbar in seine Hände kommen mußten, wenn es dort glücklich ging, eben nicht zu trauen war, wovon man die Erfahrung erst ganz vor kurzem in Westfalen gemacht hatte.[1]) Allein, da die schwedische Gesandtschaft darauf bestand, gab der König nach, und Blücher war unser Chef.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den eben erwähnten Punkten Rüchel passender gewesen wäre, — neben der Organisation der

[1]) Blücher, sonst durchaus ehrlich, war bekanntlich ein leidenschaftlicher Spieler.

Truppen mußte wenigstens im Anfang auch eine ganze Masse Administrationsgeschäfte dem kommandierenden General in die Hände fallen, und dazu war Blücher der Mann nicht. Dagegen war er des ersten Eindrucks und des zu hoffenden Zulaufs wegen vorzuziehen. Er stand schon damals wegen seines langen Widerstandes und wegen seiner tapferen Verteidigung von Lübeck in aller Augen da wie ein Held, wogegen Rüchel, schon wegen seines Stolzes weniger populär, als einer der bei Jena gewesen, eigentlich seinen Ruf verloren hatte; denn man stand in dem Wahn, daß jeder, der dort war, bei dem bloßen Anblick des Feindes davongelaufen sei.

Auch wäre der König wohl den General Rüchel gern aus Preußen los gewesen, und auch für das Allgemeine wäre dies zu wünschen gewesen; denn er war dem König förmlich über den Kopf gewachsen, und sein Hochmut kannte keine Grenzen mehr. Es war freilich des Königs Schuld. Er hatte gleich nach seinem Regierungsantritt den mit einem sehr vorteilhaften Ruf und mit schnellem Avancement aus der Rhein-Kampagne zurückgekehrten, also verhältnismäßig sehr jungen Rüchel[1]), der ein Regiment in Anklam hatte, nach Potsdam berufen und ihm das Kommando der Garden übergeben. Dort war er allmächtig. Sein Exerziertalent, sein Feuer und seine schöne soldatische Manier erregten die Bewunderung der ganzen Armee und aller Fremden. Er dirigierte die großen Manöver in Potsdam, war Chef aller Bildungsanstalten der Armee, und nichts geschah in selbiger und selbst in den großen politischen Angelegenheiten ohne seinen Rat.

Seit der Katastrophe im Sommer 1806, die ich zu ihrer Zeit erzählt habe,[2]) hatte er in Preußen dann während des Krieges einen Teil der Armee kommandiert, und jetzt war er General-Gouverneur in Preußen, d. h. er vereinigte die höchste Militär- und Zivil-Autorität, und der König verwies, wie schon erwähnt, alle Geschäfte an ihn, weil sie ihm selbst unter diesen traurigen Umständen höchst unangenehm waren. Dennoch hatte er, seiner Gewohnheit nach, wieder für einige tüchtige Hemmschuhe gesorgt, damit Rüchel nicht zu schnell vorschreiten konnte, — z. B. die Politik wurde in Memel mit der bekannten Erbärmlichkeit ge-

[1]) Rüchel war am 21. Juli 1754 geboren, also damals 48 Jahre alt. Vgl. o. S. 166, Anm. 4. — [2]) Vgl. o. S. 286 f.

leitet, worüber Rüchel immer aus der Haut fahren wollte; — die Organisation der Truppen stand, wie schon erwähnt, unter des Königs Brüdern, und diese konnten damit nicht vorwärts kommen, weil sie immer auf die Montierungsproben aus Königsberg warten, oder bei Mangel an Arbeitern das Vorhandene wieder umarbeiten und abändern mußten, — neue Ursache für Rüchel, um aus der Haut zu fahren! oder er brauchte Geld zu den notwendigsten Armeebedürfnissen, und bekam keins, während es den Russen gegeben wurde, wegen deren Exzesse und Plünderungen er andererseits täglich mit Klagen überlaufen wurde, — kurz, Rüchel war bis ins Innerste erbittert über die Art, wie alles betrieben wurde, und die ihn, trotz der großen, ihm anvertrauten Macht, hinderte, vorwärts zu kommen.

Von Natur schon stolz,[1]) und seine in der Tat eminenten Fähigkeiten noch überschätzend, war es, inmitten solcher Schlaffheit und Erbärmlichkeit, kein Wunder, daß er sich für den kapabelsten Mann in der Welt hielt, und seinem Unmut, daß er nicht in freie Wirksamkeit gegen den Feind kam, freien Lauf ließ. Ich bin selbst Zeuge gewesen, daß er bei Tisch, also vor vielen Ohren, bei einer Gelegenheit, wo der König etwas, was er gewollt, verboten hatte, ausrief: „Der König! der . . . . . ! Ich habe ihn erzogen! Alles, was er weiß, hat er von mir gelernt! Aber freilich, die Natur kann niemand ändern!" Uns standen sämtlich die Haare zu Berge. So offenbare Majestätsschändung, — und nebenbei ein falsches Urteil, denn was man auch dem König sonst vorwerfen mag, niemand kann sagen, daß er dumm sei!

Ich für meine Person verlor bei diesem Wechsel einen Gönner und Beschützer, dem ich ewig Dank schuldig bin. Er hat sich immer gegen mich, wie gegen so viele höchst edel und wie ein väterlicher Kriegesfürst benommen. In Berlin und Potsdam war ich ihm kaum bekannt geworden, und seine Protektion für mich datierte nur von dem Schlachtfelde von Jena.[2]) Dies ist auch eine von den großen Kriegernaturen, die durch die Zeitumstände zugrunde

[1]) Vgl. Rüchels Charakteristik von Clausewitz, Kriegsgeschichtl. Einzelschr. X, 435 f. — [2]) Marwitz war als Adjutant Hohenlohes in letzter Stunde Rüchel entgegengeritten, um ihn herbeizuholen; vgl. den militärischen Nachtragsband.

gingen.[1]) Was würde Friedrich II. in seinen jüngeren Jahren aus Männern, wie dem Herzog von Braunschweig, Hohenlohe, Rüchel, und auch aus Schmettau[2]), Prinz v. Oranien (später König Wilhelm I. der Niederlande) und L'Estocq gemacht haben? Wo stecken jetzt [1836] solche Leute in unserer Armee? Nur Blücher ist es gewesen, der sich seinen eigenen Weg gemacht hat.

Kaum hatte Blücher das Kommando, als ich Befehl erhielt, nach Pillau zu marschieren, wo ich sogleich und zuerst eingeschifft werden sollte. Ich bat nur um einige Tage Frist, um die in Arbeit befindlichen Effekten übernehmen zu können, aber vergeblich; — das wäre meine Sache. Ich mußte also während der vier Marschtage von Wehlau aus in Königsberg teils halbfertige Sachen, teils rohes Material von Schneidern, Schustern, Posamentieren, Sattlern, Hutmachern, Zeugschmieden usw. übernehmen, verpacken, gen Pillau transportieren, und diese Leute auszahlen lassen, ohne Leute zu haben, die damit Bescheid wußten, nur mit einem einzigen, einigermaßen sachverständigen Menschen, der aber die Menge der

[1]) Da ich Rüchel nur zweimal in meinem Leben wiedergesehen habe und auch seine Laufbahn hier ihr Ende fand, so will ich gleich hier das letzte von ihm erzählen. Seine lästerlichen Reden blieben ohne Zweifel nicht verschwiegen. Mag er sich zur Zeit des Tilsiter Friedens zu schonungslos ausgedrückt und sich dadurch Unannehmlichkeiten zugezogen haben, oder geschah es bloß aus Unmut über selbigen, genug, er forderte seinen Abschied und erhielt ihn. Vielleicht war dies sogar gegen seinen Wunsch. Er zog sich auf sein Gut Haseleu bei Plathe in Pommern zurück, wollte in der Landwirtschaft exzellieren und verminderte dadurch sein Vermögen, so daß er, da er auch sehr généreux gegen alle notleidende Offiziere war, von denen er hörte, in Verlegenheiten kam, aus welchen ihn, wie man sagt, der König gerissen hat. — Im Jahr 1818 bot er seine Dienste an, sie wurden abgelehnt, mit großem Recht, einmal: weil der König sich nicht wieder einem Zuchtmeister unterordnen wollte und sodann: weil er nicht das oberste Kommando bei den Alliierten bekommen konnte, er aber in untergeordneter Stellung nicht gehorcht, sondern unaufhörlichen Hader angerichtet haben würde. Er ward wild und bat den König, als gemeiner Soldat mitgehen zu dürfen, welches natürlich auch abgelehnt wurde. Seit dieser Zeit soll die Bitterkeit seines Charakters für seine Umgebungen unleidlich geworden sein. Er starb im Jahr 1823, 69 Jahr alt. — Diese Bitterkeit war nur eine Folge seines schnellen Glückes, welches den Hochmut erzeugte, und der dann eintretenden Zeitläufte, in denen er unterging; denn von Natur war er frei, offen, edel, jeder Begeisterung und Aufopferung fähig. [v. M.] Vgl. meinen Aufsatz: Rüchels Abschied aus dem preußischen Dienst, (Juli 1807), in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 29 vom 21. Juli 1907.

[2]) Friedrich Wilhelm Karl Graf v. Schmettau (1742—1806), vgl. o. S. 51, Anm. 2.

einzelnen unfertigen Stücke zu übersehen gar nicht imstande war. Natürlich fehlte vieles, war von schlechter Beschaffenheit, oder verdorben, wie auf Rügen ausgepackt wurde, so daß ich großen Schaden dadurch erlitt. Indessen war alles am bestimmten Tage (es war ungefähr am 13. Mai) in der angewiesenen Kantonierung bei Pillau eingetroffen. Unterdessen waren aber die vorrätigen Schiffe zu einer Expedition verwendet worden, die der russische General Kamenskoi (der jüngere)[1]) zum Entsatz von Danzig führte, und deren Rückkehr mußte erwartet werden. Hierdurch und durch die nachherige Überfahrt selbst gingen über drei Wochen für die Organisation des Korps verloren, welche ich zum Einexerzieren der wenigen berittenen Mannschaft verwendete.

Der Entsatz mißglückte. Danzig fiel am 27. Mai, und nun wurden die Schiffe seit dem 24., wo die Kapitulation geschlossen wurde, wieder gebraucht, um die Verwundeten und Kranken dieser Garnison (mehrere Tausend) von dort nach Pillau zu schaffen. Unterdessen waren ein schwedisches Linienschiff (welches ein ganzes Regiment aufnahm) und einige Transportschiffe eingetroffen. Ich bat, nun mit diesen der vorigen Bestimmung gemäß zuerst absegeln zu dürfen, aber vergebens; nun sollten wieder die alten Truppen zuerst übergehen; ich wurde der letzte, und der erzwungene Stillstand aller Arbeiten wurde größer.

Ich stand also mit meinem neuen Chef nichts weniger als gut. Weshalb? Mir war es anfangs selbst unerklärlich, da ich dem General Blücher länger und weit genauer bekannt war, als dem mir so gewogenen Rüchel, wie er mich denn noch vor wenigen Monaten, bei seinem Durchmarsch durch Strelitz, wie ich zu seiner Zeit erzählt habe,[2]) fast wie einen Freund behandelt hatte. Ich kannte ihn schon seit 1793, wo er als Kommandeur des Husaren-Regiments von Goltz, welches er bald als Chef erhielt, auf dem Marsch nach dem Rhein mehrere Wochen in Berlin stand. Von 1795 an war er als kommandierender General in Westfalen und der Truppen an der Demarkationslinie[3]) im Winter öfters in Berlin, und bei seiner Lebenslust und jovialem Charakter hielt er sich mehr zu jungen Offizieren, als seinem Range eigentlich gemäß war, und die Offiziere der Gensdarmen waren damals in gesellschaftlicher Hinsicht die an-

[1]) Vgl. o. S. 401. — [2]) Vgl. o. S. 305 f. — [3]) Vgl. o. S. 222, Anm. 1.

gesehensten. Er tanzte öfters, obgleich General und den Sechzigen nahe, noch ganze Abende, was etwas Unerhörtes war — wo denn die Königin auch nicht verfehlte, ihn mit einem Tanz zu beehren. — Aus dieser Zeit stammte unsere Bekanntschaft.

Er hatte es niemals Hehl, und auch in seinen letzten ruhmvollen Jahren nicht, daß die Details der Armeeführung nicht seine Sache waren, — er überließ dies frei und offen seinen Ratgebern, und bekümmerte sich beinahe nicht darum, bis er den Feind vor Augen sah. Es ist bekannt, daß er, wie er in Oxford zum Doktor gemacht wurde, gesagt hat: „Na! wenn ich denn Doctor sein soll, so muß Gneisenau wenigstens Apotheker werden, denn ohne den kann ich nichts machen!" So habe ich ihn auch zu jener Zeit, von der ich rede, mehreremal sagen hören: „Ohne Scharnhorst (den er bei Lübeck bei sich gehabt) kann ich nichts machen!" Er hatte darauf bestanden, daß er ihm mitgegeben werde, und ich glaube, daß es für mich sehr gut gewesen wäre, wenn man seinen Wunsch erfüllt hätte, denn dieser Organisationsmann hätte leicht den Unterschied eingesehen, der zwischen einer in der Formation begriffenen Truppe und einer schlagfertigen stattfindet, und die Zeit und die Mittel erwogen, die erforderlich sind, um erstere in schlagfertigen Zustand zu versetzen. Aber der General L'Estocq, bei dem Scharnhorst jetzt war, redete ungefähr ebenso und wollte ihn nicht loslassen, wo denn der König entschied, daß der den Scharnhorst behalten sollte, *der ihn schon hatte*, wie denn auch der Posten en face des Napoleon offenbar wichtiger war, als der in der Mark Brandenburg gegen irgend einen französischen Marschall ohne hinreichende Truppen.

Blücher erhielt einen andern, sehr rechtschaffenen und tüchtigen Generalstabsoffizier, den er aber nicht leiden konnte, und der neben den Geschäften stand. Diese wurden von dem Regimentsadjutanten seines ehemaligen Regiments geführt, den er mitgebracht hatte, teilweise auch von seinem (Blüchers) ältesten Sohn, der 1815 als General von seinen Kopfwunden und aus Hochmut toll wurde. Man kann nicht sagen, daß die Geschäfte schlecht geführt worden wären; aber beide waren neidisch auf den Vorzug, den ich, ihrer Meinung nach, bis jetzt genossen hatte, ohne zu bedenken, daß jedes Hindernis, was sie mir in den Weg legten, ihren Vater und Chef um

einen Teil der Truppen brachte, die ihm zu seiner Expedition als effektiv zugewiesen waren!

Während ich nun bei Pillau stand und auf die Einschiffung wartete, erfolgte für mich eine Katastrophe nach der andern. Vom Regiment Zieten-Husaren stand eine eben organisierte Reserve-Schwadron in Königsberg unter dem Rittmeister v. Sohr[1]) (der sich als Oberst und Kommandeur der Brandenburgischen Husaren in den Jahren 1813 und 14 einen Namen machte, 1815 aber zwei arge militärische Fehler beging). Diese Schwadron bestand aus einem aus der Türkei zurückgekommenen Remonte-Kommando und ranzionierten Leuten. Damals nämlich wurde alle Remonte für die Husaren aus der Türkei geholt, und alle diese Remonte-Kommandos waren nun nach Preußen zurückgekehrt, und aus ihnen und den geretteten Depot-Schwadronen war nun langsam die Kavallerie gebildet, welche in den letzten vierzehn Tagen vor dem Frieden von Tilsit noch Anteil am Kriege nahm. Sohr war auch sehr durch beständige Transportkommandos in seiner Formation gestört worden, befürchtete, es würde immer so fortgehen und, um aktiv tätig zu werden und mit zur Expedition nach Deutschland zu gehören, hatte er mich gebeten, ihn mit seiner ganzen Schwadron in mein Freikorps aufzunehmen. Dies war mir natürlich sehr willkommen; ich hatte einen förmlichen Vertrag deshalb mit ihm geschlossen, und der General Rüchel hatte ihn bestätigt. Da ihm noch verschiedene Equipementsgegenstände fehlten, so hatte ich sie ihm gegeben.

Kaum aber hatte Blücher das Kommando, als es ihm schimpflich erschien, daß alte Truppen Anhängsel eines Freikorps sein sollten. Er trennte ihn alsbald und kommandierte die Schwadron anderswo hin. Vorstellungen, daß es nie meine Absicht gewesen, Gesindel zusammenzutreiben, sondern unbeschäftigte Soldaten zu mobilisieren, halfen nichts, und wie ich nun verlangte, wenigstens die Equipementsgegenstände zurückzuerhalten, die ich dieser Schwadron gegeben, weil ich nach der Anzahl der equipierten Mannschaft die Gelder zu justifizieren hatte, lachte er mich aus

[1]) Friedrich George Ludwig v. Sohr (1775—1845), tapferer Offizier, zuletzt Generalleutnant. Vgl. über ihn und sein verlustreiches Gefecht bei le Chesnay (30. Juni 1815), wo er schwerverwundet gefangen wurde, v. Poten, Allg. Dtsche. Biogr. XXXIV, 547 ff., und v. Boß, Napoleons Untergang 1815 Bd. II (1906) S. 106—118.

und sagte: dann hätte ich sie ihm nicht geben sollen; was Sohr aber einmal habe, brauche er und solle es behalten.

Es hatten sich auch einige ranzionierte Blücherschе Husaren im Freikorps anwerben lassen, die an einem alten Dolman oder Pelz, den sie mitgebracht, kenntlich waren. Wie er einen derselben zu sehen bekam, glaubte er, ich hätte sie abspenstig gemacht (wovon? das Regiment existierte seit Lübeck nicht mehr, nicht einmal ein Depot desselben) und befahl mir, sie herauszugeben, denn er werde in Pommern sein Regiment wieder errichten. Es geschah also, da es aber nur drei oder vier Mann waren, so glaubte er, ich versteckte welche und ließ das ganze Korps visitieren. Er konnte sich von der Idee nicht losmachen, daß bei einem Freikorps alte Werbekünste, Betrügereien, Handgeld u. dgl. angewendet würden!, ungeachtet es in die Augen sprang, daß in dem kleinen Winkel von Preußen gar keine Gegend und keine Menschen vorhanden waren, auf welche dergleichen Stückchen hätten angewendet werden können, — selbst wenn ich mich dazu hätte erniedrigen wollen. Natürlich wurden nun diesen Husaren die Montierungsstücke, die sie etwa schon empfangen hatten, Hemden, Stiefeln oder Hosen wieder abgenommen, so daß einige von ihnen nackt und bloß erschienen. Nun verlangte er die Montierungsstücke. Ich weigerte mich; wenigstens solle er mir die ihnen notwendigen Montierungsstücke bezahlen lassen. — Aber das half alles nichts; er habe kein Geld, nackt könnten sie nicht gehen, und Kleidungsstücke müsse ich ihnen mitgeben. Kurz, es war eine Behandlung, die einen reichen Mann um sein Vermögen, einen armen aber, wie ich war, um Ehre und Reputation bringen konnte!

Ich sah mich also genötigt, dem General Blücher alle Ordres und die Vollmachten vorzulegen, die ich vom Könige und dem General Rüchel empfangen hatte, und den Gesichtspunkt darzustellen, aus welchem ich in diese Formation eingegangen und welchem gemäß ich bis jetzt von meinen Vorgesetzten behandelt und unterstützt worden war. Ich stellte vor, daß, wenn nun mit einem Male ein ganz anderer Gesichtspunkt gefaßt und mir alles wieder genommen würde, was mir eben erst gegeben worden, ich mein Werk als aufgelöset betrachten und meinen Abschied erbitten müßte. Es half aber wenig. Er antwortete zwar, daß ich alle übrige Leute

vorderhand behalten solle, wenn er aber die Regimenter, zu denen sie gehört, formieren würde, müsse ich sie herausgeben. Zugleich schalt er heftig über ein paar Anstellungen, die ich ihm nicht bekannt gemacht hatte, während ich doch überhaupt Erlaubnis hatte, alles anzustellen, was sich an Ranzionierten von aufgelöseten Regimentern bei mir meldete. Ich bat also nun förmlich um meine Entlassung, und trug darauf an, dem Korps einen anderen Chef zu geben, und es einem anderen Truppenteil einzuverleiben.

Ich glaube, daß der General Blücher mir damals recht gern meine Entlassung verschafft und das Korps untergesteckt hätte, aber er konnte es nicht wagen, darauf anzutragen, und sich mit dem, was der König selbst angeordnet hatte, förmlich in Opposition zu stellen. Er war auch viel zu pfiffig, als daß er sich hätte darauf einlassen sollen und antwortete lieber gar nicht. Meine Eingabe war vom 24. Mai, und wie ich mich ihm am 26. in Pillau vorstellte, war er freundlich und zutraulich wie immer, wenn ich mit ihm sprach. Die Unannehmlichkeiten kamen immer schriftlich.

Am letztgenannten Tage fing meine Einschiffung in Pillau an; den 27. und 28. sollten wir unter Segel gehen, allein nun kamen die Blessierten von Danzig, und da die Ausfahrt aus dem Pillauer Hafen so schmal ist, daß immer nur ein Schiff auf einmal ein- oder auslaufen kann, so mußten wir drei Tage eingeschifft im Hafen liegen, Blücher aber fuhr sogleich mit der schwedischen Postjacht ab.

Der König war in Pillau. Wie ich den letzten Tag allein am Strande spazieren ging, und dem mühsamen Einlaufen der Schiffe bei schwachem Winde zusah, begegnete ich ihm. Wir waren beide ganz allein. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein über die Lage der Dinge (wie er sonst nicht pflegt), — über unser Unternehmen in Deutschland, und sagte mir solche Dinge, solche Worte des Vertrauens zu mir, daß ich oft schon bereut habe, sie nicht aufgeschrieben zu haben. Sie sind mir in dem damaligen Drange der Geschäfte und jetzt nach dreißig Jahren völlig entschwunden. Sie erfreuten und betrübten mich zu gleicher Zeit, denn sie gaben mir die Überzeugung, daß, wenn dieser König, wie er, siebenundzwanzig Jahr alt, den Thron bestieg, Helfer und Ratgeber gefunden hätte, die ihm die Geschäfte leicht gemacht hätten, ohne sie ihm aus den Händen zu winden, und die „schlichte Ehre

in treuer Brust" gehabt hätten, und wenn seine Regierung in eine weniger bewegte und gewaltsame Zeit gefallen wäre (die nicht alle Augenblicke Entschlüsse über Sein und Nichtsein von ihm gefordert hätte) — er die Freude und das Wohlgefallen seiner Untertanen hätte werden können. Er reichte mir die Hand, und ich schied mit dem Versprechen, alle meine Kräfte und mein Leben für seinen Dienst und des Vaterlandes Ehre einzusetzen.

Endlich, am 29. Mai, an meinem dreißigsten Geburtstage, stachen wir in See. Ich war auf einem der größten Schiffe, d. h. auf einem solchen, wo sechzig Pferde mit der nötigen Mannschaft eingepackt waren. Die Schiffer wußten mit dem Transport der Pferde nicht Bescheid, wir natürlich auch nicht; auch fehlte es an Schiffen; man hatte also die Pferde Hüfte an Hüfte und Seite an Seite eingepackt, statt daß sie in gepolsterten Ständern hängen müssen; mit den Köpfen standen sie an der Schiffswand, mit den Hinterteilen fast gegeneinander, so daß man zu ihnen kaum gelangen konnte. Die Fässer mit Trinkwasser standen auf dem Verdeck, der glühenden Sonne ausgesetzt — es war zufällig in diesen Tagen ungewöhnlich heiß —; im Raum bei den Pferden war es vor Hitze und Dunst beinahe nicht auszuhalten. So hatten sie schon drei Tage im Hafen von Pillau zugebracht; sie fraßen nicht und soffen nicht. Auch auf dem Verdeck und in der kleinen für mich reservierten Kajüte stank es wie die Essenz von zwanzig Ställen, die in acht Tagen nicht gelüftet wurden. Dabei hatte der Kapitän den sechzig Pferden ein weit größeres Gewicht zugetraut, als sie hatten, und demnach zu wenig Ballast eingenommen, so daß wir zu seinem Schrecken wenigstens um vier Fuß zu hoch aus dem Wasser gingen, so daß wir leicht umschlagen konnten; es war aber nicht mehr zu ändern, und wir fuhren auf gut Glück.

Wir kamen den Tag über bei schwachem Winde sehr wenig vorwärts. Die Nacht aber war Sturm, glücklicherweise voll von hinten, so daß er uns vor sich hertrieb; dennoch war das starke Schaukeln des zu hoch aus dem Wasser liegenden Schiffes höchst beschwerlich. Den 30. war Windstille, spiegelglatte See und gewaltige Hitze, aber gegen Abend erhob sich wieder derselbe frische Wind, so daß wir am Morgen des 31. Mai das grüne Eiland Rügen vor uns sahen.

Dieser Augenblick war einer der angenehmsten meines Lebens. Preußen und seine Bewohner hatten mir gar nicht gefallen; ich schien mir in weiter Fremde und verlassen zu sein, wozu wohl das öde Memel, die Geschäftslosigkeit den Winter über, die überhäufte Arbeit nachher, die erlebten Widerwärtigkeiten und die traurige Lage des Vaterlandes das Ihrige beigetragen haben mochten. Und wenn es gleich dem Lande Preußen an Naturschönheiten gar nicht fehlt, so ist doch der Winkel gegen Pillau hin, wo ich vierzehn Tage in Widerwärtigkeit verbracht, eine öde Sandgegend, und das preußische Klima steht gegen das unsrige so zurück, daß erst die letzten warmen Tage die ersten Knospen der Weidenbäume hervorgelockt und gegrünt hatten, alle andere Bäume waren noch kahl. Hier aber sahe ich in achtundvierzig Stunden wie durch einen Zauberschlag die Buchen- und Eichenwälder Rügens in voller Blütenpracht vor mir stehen, grüne wallende Saaten und blumigte Wiesen. Zudem bemächtigte sich meiner das Gefühl, aus unwirtbarer Ferne ins Vaterland zurückgekehrt zu sein, und die Hoffnung erwachte wieder, tätig werden zu können bei Befreiung desselben von seinen Drängern.

Rügen hat bekanntlich keine Häfen, und wir landeten also wie alle größern Schiffe und die schwedischen Flotten nicht anders können, auf der Rhede von Perth[1]), auf der Spitze der Halbinsel Mönchgut. Landen ist zwar der gewöhnliche Ausdruck, aber hier konnte man nicht ans Land landen, sondern man muß eine starke Viertelmeile[2]) von selbigem vor Anker liegend, im Wasser das Schiff verlassen. Die vorhandenen Böte waren alle mit Ausschiffen der Infanterie beschäftigt. Es gab also eine gewaltige Arbeit beim Ausschiffen der Pferde. Bekanntlich werden sie sowohl beim Einschiffen als Ausschiffen in Gurte gehängt, mit Stricken, die durch Rollen laufen, welche an der Raa befestigt sind, in die Luft emporgezogen, dann die Raa gedreht und so beim Einladen in das Schiff, beim Ausladen ins Wasser herabgelassen. Sowie nun die

[1]) Dem Nord-Pehrd (oder -Perd) bei dem heutigen Seebade Göhren. Zwischen Nord- und Südperd landeten bald darauf auch die Engländer.

[2]) Diese Entfernung (2 km) dürfte überschätzt sein. $1^1/_2$ km von der Küste ist das Meer dort jetzt 6 m tief. Die Bodenverhältnisse werden sich nicht wesentlich geändert haben.

Pferde, aus der Luft herabkommend, das Wasser unter sich sahen, sträubten sie sich und arbeiteten gewaltig; einige stürzten aus den Gurten heraus, die meisten zogen die Beine an, wenn sie dem Wasser nahe kamen und sprangen erst auf, wenn dieses ihnen über dem Kopf zusammenschlug; die wenigsten kamen gleich auf festen Füßen zu stehen. Die Mannschaft mußte, bis an die Schultern im Meere stehend, die Gurte lösen, satteln, packen, aufsitzen und durchs Wasser ans Land reiten.

So wurde unsere ganze Kavallerie, die ungefähr 800 Pferde stark war (wovon 200 mir gehörten) ausgeschifft. Die Folge der Hitze im Schiff, des schlechten Wassers, des Mangels an Nahrung (weil die Pferde während der Überfahrt beinahe nicht fraßen) und des nun unmittelbar folgenden kalten, angstvollen Wasserbades war, daß der Rotz ausbrach, und wohl ein Viertel dieser Pferde verloren ging, die aber auf Rügen und aus Schwedisch-Pommern durch Ankauf leicht ersetzt wurden.

Bei meiner Ankunft auf Rügen fand ich alles in gutem Gange. Vorzüglich hatte sich die Infanterie insoweit komplettiert, daß ich sie in zwei Kompagnien Füsiliere formieren konnte. Deren Kommando gab ich dem damaligen Kapitän, jetzigen Generalmajor v. Zglinitzki[1]), welches der tätigste, einsichtsvollste und getreueste meiner Mitarbeiter war. Ich konnte leider nicht dasselbe von den ältesten Offizieren der Kavallerie sagen. Einer war einsichtsvoll und getreu, aber langsam und sehr bequem; einer ein Maulheld und Augenblender, der am liebsten den Feldmarschall gespielt hätte, aber nicht zu gebrauchen war. Ein anderer getreu und unermüdet, aber turbulent und daher nur mit Vorsicht zu gebrauchen; der vierte endlich höchst kapabel, aber hinterlistig und auf seinen Vorteil bedacht, wobei die Mittel ihm ziemlich gleichgültig waren.

Diesem hatte ich den Pferde-Ankauf und die Anfertigung der Montierungen übertragen. Bei ersterem hatte er sich ein gutes Stück Geld gemacht. Wegen der Montierungen hatte er unglücklicherweise, nachdem ich ihn von Bartenstein abgefertigt, den eben von Hamburg ankommenden General Blücher begegnet, sich bei ihm gemeldet und, da er vom Regiment Zieten-Husaren war, ihm eröffnet, daß er trachten werde, bei der Werbung Leute von diesem

[1]) Anton v. Zglinitzki, als Generalmajor Kommandeur der 7. Infanterie-Brigade.

aufgelöseten Regiment zu bekommen. Der Alte, hierüber sehr erfreut, lobte ihn und sagte, er solle von diesen nur zusammenbringen, so viel er könne, — und wie hierauf mein Offizier sich herausnahm zu fragen: ob er sie in die Uniform dieses Regiments kleiden dürfe? hat er auch dies gebilligt. Kaum war nun mein Urian in Stralsund angekommen, so hatte er nach Berlin geschickt (vielleicht ist er selbst dagewesen) — wo das Regiment sein Standquartier gehabt, und wo dessen Kanzionierte sich versteckt hielten, — und hatte diesen den Wink nach Stralsund gegeben, wo sich denn auch gleich eine Anzahl, nebst anderen von den märkischen Kürassier-Regimentern und den vorgedachten Infanteristen eingefunden hatten. Urian hatte sich dann vorzüglich mit seinen Husaren beschäftigt, — und sie, wie ich vier Wochen später ankam, bereits vollständig in die teure Husarenuniform eingekleidet, und auf die besten von den angekauften Pferden gesetzt, die ebenfalls vollständig ausgerüstet waren. — Kurz, achtzig Pferde waren fix und fertig, — den übrigen Leuten mit der Freikorpsmontierung fehlte aber noch beinahe alles, wenn es gleich in Arbeit war.

Mit dieser charmanten Nachricht wurde ich empfangen, und mit der Bitte seinerseits, daß ich ihm doch diese Leute als eine Schwadron lassen und sie vervollständigen möchte! — Ich war sehr unzufrieden, nicht nur wegen des eigenmächtigen Streiches und der Geldverschwendung (statt der achtzig wären hundertzwanzig Pferde in meiner Montierung auszurüsten gewesen), sondern weil ich auch voraussah, daß ich sie ebensowenig behalten würde, wie die andere Schwadron unter dem Rittmeister Sohr. Mein Urian hatte nicht bedacht, daß der Schwager des Generals Blücher, der Leutnant, jetzige Generalmajor v. Colomb,[1]) ein älterer Offizier als er, desselben Regiments, sich im Hauptquartier aufhielt und auf Anstellung wartete. Wirklich kostete es diesem auch nur ein paar Worte, damit schon den Tag nach meiner Ankunft der Befehl erschien, diese neue Schwadron von Zieten-Husaren solle unter den Befehl des Leutnants Colomb treten, zu der andern Schwadron des Rittmeisters Sohr stoßen und vom Freikorps getrennt sein. Da

[1]) Friedrich August v. Colomb (1775—1854), trat 1792 in das Zietensche Husarenregiment, 1813 Führer eines erfolgreichen Streifkorps, 1848 kommandierender General des 5. Armeekorps (Posen). Vgl. Aus dem Tagebuche des Rittmeisters v. C. (1854).

waren wir nun alle beide angeführt. Dies iſt der Stamm des jetzigen Brandenburgiſchen Huſaren-Regiments.[1]) Ungeachtet es aber ganz von alten Leuten formiert wurde, hat der König doch nicht zugegeben, daß es unter den alten Regimentern gezählt wurde. Es mußte ein neues ſein. Die neue in Memel formierte Garde aber mußte die alte ſein! Ich verlangte nun natürlich wiederum Erſtattung oder Abbürdung der darauf verwendeten Koſten, aber der Alte lachte wieder pfiffig und meinte, es würde ſich finden!

In denſelben Tagen zeigte ſich auch, daß man das Blücherſche Korps ſehr ſchlecht mit Gelde ausgeſtattet hatte; ich glaube, man hatte ihm nur 100000 Taler mitgegeben. Von dieſen hatte ich wenigſtens 30000 Taler ſchon verbraucht.[2]) Natürlich fing die Feld-Kriegskaſſe an zu ſchreien: ſie werde bankerutt werden an meinem Freikorps! — Sogleich ſetzte Blücher — und er konnte nicht anders — meinen großen Rüchelſchen Etat herab auf 500 Mann Kavallerie und 200 Mann Infanterie.[3]) Dies war mir angenehm, denn nun war ich mit einem Male nahe am Ziele. Die Werbung und der Pferde-Ankauf hörte mit einem Male auf, und ich mußte ſogar einige Pferde verkaufen und nicht wenige Mannſchaft entlaſſen; natürlich von beiden die ſchlechteſten.

Aber womit ſollten denn nun die alten Regimenter formiert und beſoldet werden, die Blücher im Kopf hatte —? Und wieviel Geld war bei mir unnütz verſchwendet worden! — Alles war auf 2500 Mann eingerichtet und beſtellt. Es verſteht ſich, daß ſogleich abbeſtellt wurde, was noch nicht in Arbeit, ſondern nur verdungen war, aber dennoch mußte ich weit mehr Montierungen, Sättel, Stiefeln, Schabracken, Lederzeug annehmen und bezahlen, als ich nun Mannſchaft behielt. Daraus entſtand, daß nun das ganze Korps uniform montiert wurde, da ſonſt ein großer Teil in den

[1]) Des dritten Huſarenregiments, das, als Marwitz ſchrieb, (1836) in Düben, Kemberg und Schmiedeberg ſtand.

[2]) Man denke allein an 300 gekaufte Pferde à 15 Frd'or = 4500 Frd'or = 24750 [25500?] Taler nach damaligem Kurs! [v. M.]

[3]) Nach einer Ordre Blüchers (Stralſund 30. Mai) ſollte das Freikorps aus 400 berittenen Mannſchaften und 8 Kompagnien Infanterie à 100 Mann beſtehen. Da indes ſchon mehr als 500 Reiter vorhanden waren, wurde die Zahl der Infanteriſten um 100 herabgeſetzt. Friedersd. Archiv. Vgl. Höpfner, Krieg 1806/07 IV² S. 699.

Montierungen geblieben sein würde, in denen ich die Leute bekommen hatte. Von diesen Montierungen lieferte ich über 200 dem Kommissariate ab. — Wäre der Zuschnitt gleich von Anfang an auf die nunmehrige Stärke gemacht worden und die Betrügerei mit den beiden Husaren-Schwadronen nicht vorgefallen, so wurden dem König wenigstens 60000 Taler erspart und mein Korps wäre ebenso stark und imstande, wie jetzt! — Das sind die Folgen, wenn die Organisation aus einer Hand in die andere geht und nach verschiedenen Grundsätzen beurteilt und gehandhabt wird. — Ich stellte alle diese Mißstände vor und bat dringend, mir meine Rechnungen abzunehmen und sie zu revidieren. Es wurde genehmigt und sollte geschehen, sobald Zeit sein würde.

Zu gleicher Zeit — denn alles dieses geschah in der ersten Woche nach meiner Ankunft auf Rügen — verlangte der König von Schweden, der den Waffenstillstand, den er mit den Franzosen geschlossen, aufkündigen wollte, es sollte diesen gezeigt werden, daß die Preußen dort und unter seinem Kommando wären, und ein Regiment sollte an die Grenze rücken und den Vorpostendienst mit den Schweden tun. Ganz unbegreiflicherweise bestimmte Blücher mein Freikorps dazu. Ich stellte vor, daß es zwar in vier Wochen ein Regiment sein würde, aber in diesem Augenblick sei es noch ein zusammengelaufener Haufen. Wir ritten auf Decken, es fehlten 300 Sättel, nicht die Hälfte der Mannschaft habe Reithosen noch ordentliche Kopfbedeckung, ja wir hätten nicht eine einzige Pistole und nur die Hälfte Säbel! Wir wären also gar nicht dienstfähig. Nachdem wir noch keine Woche hier, alle unterdessen geworbene Mannschaft nichts weniger als exerziert und geübt sei, sollten wir Dienste gegen den Feind mit den glänzenden Schweden tun, — es streite nicht nur mit der Unmöglichkeit, sondern wir würden noch obenein verspottet werden!

Das half aber alles nichts; es sollte dabei bleiben, und zum Überfluß befahl er, daß wir den anderen Morgen übergeschifft und in Parade vor dem König von Schweden durch Stralsund marschieren sollten, wobei er guten Anzug empfahl, ungeachtet ich bewies, daß gar kein Anzug möglich sei, viel weniger ein guter! Er meinte: ich würde das schon machen.

In der Verzweiflung nun, mein ganzes Werk zerstört und

mich obenein blamiert zu sehen, ging ich zu meinem alten Gönner vom vorigen Herbst, dem Feldmarschall und General-Gouverneur Baron Essen[1]), erzählte ihm die Lage der Sache offenherzig. Auch bei den Handwerkern könne man erfahren, was noch alles in Arbeit sei. Wie Essen meinte, nur das Kommando der Festung ginge ihn an, das Armee-Kommando führe der König selbst, bat ich ihn, mir eine Audienz beim König zu verschaffen, der in demselben Hause wohnte. Er meldete mich sogleich, und der König schickte mir seinen intimen Sekretär, den Grafen Wetterstedt[2]), ins Vorzimmer (Wetterstedt wurde bald darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten und ist es wenigstens zwanzig Jahr noch unter Karl XIII. und unter Bernadotte gewesen). — Diesem trug ich dasselbe vor; er ging zum König hinein, kam gleich wieder und gab den Bescheid, daß sogleich Befehl an Blücher ergehen würde, eine formierte Truppe an die Grenze rücken zu lassen und meine Organisation abzuwarten.

Wenn ich nun gleich nichts gesagt hatte, als was den andern Tag die ganze schwedische Armee mit Augen gesehen haben würde, und nichts erfolgt war, als was auch ohnedem unausbleiblich erfolgen mußte, so war es doch eine Art von Verräterei, die ich hätte unterlassen sollen, wozu mich aber nur der äußerste Ärger über den ungeheuren Unsinn vermocht hatte. Ich war auf einen ungeheuren Sturm von seiten des alten Blüchers gefaßt. Er erfolgte aber nicht. Mein Marsch wurde abbestellt, meine Kantonierungen nach dem äußersten Ende von Rügen, jenseit Bergen, nach Wittow hin verlegt, wo wir weit besser standen, als bisher, ich wurde vorderhand nicht weiter kujoniert und konnte alle meine Zeit zu Vollendung der Equipierung und zu tüchtigem Exerzieren verwenden, Vormittag, Nachmittag, — Infanterie, Kavallerie. — Ich war auf den Beinen von morgens vier Uhr bis abends nach zehn. Wenn ich nicht zu Pferde war, so hatte ich zu schreiben, zu rechnen, anzuweisen, — und viele Mühe, regelmäßige Ordnung und Zucht einzuführen. —

Unterdessen hatte ich meinen Bruder Eberhard und meinen Schwager, den kleinen Fritz Brühl, nicht vergessen, welchen beiden

[1]) Vgl. o. S. 331, Anm. 1.

[2]) Gustav Graf v. Wetterstedt, schwedischer Staatsmann (1776—1837), seit 1805 im Gefolge des Königs, dann des Kronprinzen, seit 1824 Minister des Auswärtigen.

ich versprochen hatte, sie kommen zu lassen, wenn ich sie brauchen könnte. Wie ich nach Rügen eingeschifft werden sollte, hatte ich beiden geschrieben, sie sollten dorthin kommen. Der König hatte beide als Leutnants bei mir angestellt. Mein Bruder kam aus der Ecole militaire nicht anders heraus, als wenn er sein Ehrenwort gab, in der und der Zeit zurückzukehren. Aber dieser brave Junge wußte sich zu helfen. Er verabredete sich mit einem Freund, einem gewissen Stwolinsky; es gelang ihnen, die Wachsamkeit des Portiers, eines alten Wachtmeisters, zu täuschen und verkleidet, ohne ihr Wort zu geben, aus dem Hause zu entkommen. Meine Mutter erfuhr nichts davon. Zu Hause fanden sie das Pferd, was ich meinem Bruder zu dem Ende gelassen, kamen glücklich zum Tore hinaus, und so setzten sie ihren Weg ohne alle Rast, immer abwechselnd, der eine zu Fuß, der andere zu Pferde, mit solcher Eile fort, daß sie schon in vierundzwanzig Stunden die zwanzig Meilen bis Lenzen und über die mecklenburgische Grenze zurückgelegt hatten. Nach kurzer Rast wanderten sie weiter bis ins Holsteinische. Hier waren sie erst in Sicherheit, aber das Pferd auch so kaput, daß sie es verschenken und beide zu Fuß gehen mußten. In Kiel fanden sie ein Fischerboot und legten auch die nicht unbeträchtliche Seereise glücklich zurück, dergestalt, daß mein Bruder, sechs Tage, nachdem er Berlin verlassen, auf diesem weiten Umwege schon unerwartet bei mir anlangte. Er trat sogleich ein und war ein so brauchbarer, herrlicher Junge, daß er die Liebe aller seiner Kameraden gewann.

Brühl, weniger beschränkt, war nach Wien gegangen, von da mit einem Kurier unserer Gesandtschaft nach Preußen, und von dort kam er, nachdem er sich, wie dieser Familie Art ist, hinreichend Zeit gelassen, auch nach Rügen. Er kam zur Kavallerie, mein Bruder zur Infanterie.[1])

[1]) Ich lernte auch in Stralsund den famosen Schill kennen, der damals noch inmitten seiner Glorie war.

Wie ich eines Tages, auf dem Marktplatz in Stralsund stehend, davon redete, daß ich wünschte, seine Bekanntschaft zu machen, kam er geritten und stieg ab, um, wie ich, zum General Blücher zu gehen. Ich ließ mich ihm vorstellen, und nachdem ich einige Worte gesagt, denke man sich mein Erstaunen, als dieser Mann mit einem Schwall von Worten und mit untertänigen Bücklingen meinen Ruhm und meine Taten zu preisen anfing, von denen er lernen wolle! Dabei sahe der

Es dauerte nicht drei Wochen nach den vorher erzählten unangenehmen Geschichten (Juni 1807), so war ich mit meiner Formation fertig; alles war gut equipiert, einexerziert und vor dem Feinde brauchbar. Es war ein komplettes Kavallerie-Regiment von 500 Pferden, und zwei Jäger-Kompagnien, zu 150 Mann eine jede. Ich meldete nun, daß ich fertig und zu jedem Dienste brauchbar sei. Außerdem sollte noch eine geringe Mannschaft und eine ganze Menge durch alle die Teufeleien, die man mir gemacht, überkomplett gewordener Montierungsstücke auf Rügen zurückbleiben.

Kerl so verschmitzt aus, daß ich alsobald genug hatte und wußte, daß nichts dahinterstecke. Ich sagte ihm, daß er recht gut wissen müsse, daß ich keine Taten vollbracht, also auch weder Ruhm habe, noch haben könne; ich hätte nur ganz einfach gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, da er sich selbst Gelegenheit geschaffen, und sich darin gezeigt habe, und daß ich geglaubt haben würde, ihn unangenehm zu berühren, wenn ich von seinem Ruhme hätte reden wollen. Statt mich zu verstehen, fuhr er in seinen albernen Komplimenten fort. — Ich war überzeugt, daß viel zu viel von ihm geredet würde und nicht viel dahinterstecke, und so war es in der Tat. Er war sehr tapfer, auch listig, aber unglaublich dumm, wodurch bald Hochmut erregt wurde, den er unter einer erheuchelten Bescheidenheit zu verbergen trachtete. Zu nichts weniger war er geschaffen, als zu einem Feldherrn, und den eben wollte er spielen. Daran ist er gescheitert. — Nach dem Frieden wurde aus seiner Infanterie in Kolberg das Füsilierbataillon des Leib-Infanterie-Regiments formiert, aus der Kavallerie das 2. brandenburgische Husaren-Regiment, dessen Kommandeur Schill wurde. Hier war er an seinem Platz, im vorgeschriebenen Dienst, ohne Raum für Projekte, ohne Gelegenheit, den Feldherrn zu spielen. Er brachte das Regiment auf einen sehr guten Fuß nnd erweckte einen militärischen Geist. Zu seinem Unglück wurde er, wie die Franzosen 1808 Berlin verließen, zur dortigen Garnison bestimmt und war der erste, der dort einzog. Das Volk betrachtete ihn als den größten Helden, als einen künftigen Befreier des Vaterlandes; jedermann streute ihm Weihrauch, und vorzüglich waren die Weiber ganz toll nach ihm. Kein Wunder, daß seine schwache Urteilskraft dem unterlag. Die Tugendbündler, die das Vaterland durch Redensarten und anderer Leute Kraft und Blut befreien wollten, machten sich an ihn, und so geriet er unter alle die Umtriebe, die in Deutschland gemacht wurden. Sein Ende in Stralsund aber war durch seine Kopflosigkeit völlig verschuldet. Ich kenne den Zug (über Wittenberg, Halle, Magdeburg, in dessen Nähe sein halbes Regiment niedergeschossen wurde, nach Mecklenburg und Schwedisch-Pommern) ganz genau, weil mein Bruder Alexander ihn mitgemacht, aber den Führer noch bei Zeiten verließ, wie er eingesehen, daß das Unternehmen zu keinem anderen Resultat führen konnte, als zu einem schmählichen Ende. — Aus den Überresten seines Regiments und Abgaben der beiden andern Ulanenregimenter wurde das jetzige dritte Ulanenregiment formiert. Die übrig gebliebenen Offiziere, die jene Mannschaft zurückgeführt, kamen mit einer leichten Festungsstrafe davon. Schill war tot. [v. M.]

Unterdessen war auch eine Flotte mit angeblich 30000 Engländern, unter Lord Cathcart[1]) (demselben, der im folgenden Jahr Vlissingen nahm, wo sein ganzes Heer am Sumpffieber zugrunde ging) auf der Rhede von Perth angekommen und landete auf Mönchgut. Demzufolge hatte der König von Schweden 60000 Mann unter seinen Befehlen; er kündigte am 1. Juli den Waffenstillstand, und am 15. sollten die Feindseligkeiten beginnen. Da uns nur der Marschall Brune[2]) mit 15000 Mann entgegenstand, so war für den Anfang wenigstens ein glücklicher Erfolg vorherzusehen, und wir hofften, nach Berlin zu kommen und alles in Aufstand zu bringen.

Dies wäre um so eher geschehen, da Österreich in demselben Augenblick mit 80000 Mann loszuschlagen bereitstand. Aber schon war am 14. Juni die Schlacht bei Friedland verloren worden, der der Frieden von Tilsit unmittelbar folgte [9. Juli]. Es war ein großes Unglück für den König von Schweden, daß in dieser Zeit ein so heftiger Westwind blies, daß kein Schiff von Preußen her nach Stralsund oder Greifswald gelangen konnte, so daß wir ganz ohne Nachricht von dorther waren. Bald nach Aufkündigung des Waffenstillstandes kam aber die Nachricht von der Niederlage der Russen, kurz darauf die vom Waffenstillstand, dann die vom Frieden. Bei Kündigung des Stillstandes hatte Brune eine Unterredung mit dem König von Schweden verlangt und gehabt, in der er alles Mögliche versuchte, die Fortdauer des Stillstandes zu erlangen, weil er sich zu schwach fühlte und weil Napoleon so weit hinter seinem Rücken gern Ruhe gehabt hätte. Jetzt kehrte sich das Blatt um. Der König von Schweden trug auf Erneuerung des Stillstandes an, und Brune wies ihn hochmütig ab.

Ich hatte Ordre bekommen, aufs feste Land zu rücken, und stand ungefähr seit dem 8. Juli auf der südlichsten Spitze von Rügen, der Halbinsel Zuder, um über die Glewitzer Fähre gesetzt zu werden. Den übrigen Teil der Insel hatten größtenteils die Engländer inne. Aber mit dem Frieden von Tilsit war auch der Befehl an den General Blücher gekommen, die Schweden zu verlassen und nach Kolberg zu rücken, auch in Frieden und Freund-

[1]) Sir William Shaw, erster Earl Cathcart (1755—1843), Politiker und Soldat, 1801 Generalleutnant, bombardierte Kopenhagen 2.—5. September 1807, später Gesandter in Petersburg. — [2]) Vgl. o. S. 152, Anm.

schaft mit den Franzosen zu leben. Nichts Unangenehmeres und Schmählicheres für uns konnte mit der Kündigung des Waffenstillstandes koinzidieren, denn diese war nun ohne allen Zweck und konnte nur für Schweden, unseren bisherigen Alliierten, traurige Folgen haben. Für mich entstand daraus die unangenehme Verlegenheit, daß ich gar nicht wußte, wie ich über den Meeresarm aufs feste Land kommen sollte, denn die Schweden sahen uns fortan nicht nur mit scheelen Augen, sondern mit Zorn und Bitterkeit an und machten durchaus keine Anstalt zur Überfahrt. Durch Stralsund, wo sie schmal und weit leichter war, wollten sie uns nicht mehr durchlassen, und hierher schickten sie keine Schiffe. Endlich kamen zwei offene Böte und die sehr schlechte Fähre. Das Wasser ist eine halbe Meile breit, die Fahrzeuge faßten nur funfzig Pferde eng zusammengepreßt, und konnten in einem Tage nur dreimal herüberkommen, so daß ich mit den letzten erst am 15. Juli herüberkam.

Statt daß wir früher an diesem Tage über die Peene und Trebel (die Schwedisch-Pommern umfließen) hatten vorbrechen wollen, war nun Brune hereingebrochen und trieb die Schweden vor sich her, auf Stralsund zu, welches er am folgenden Tage umlagerte.[1]) Unser Marsch ging nach Greifswald, wo Blüchers Hauptquartier war, also mitten durch das Gefecht der Franzosen und Schweden hindurch. Daß diese letzteren glaubten, wir gingen zum Feinde über, und uns Verräter schimpften, war ganz natürlich, aber auch in den Augen der Franzosen spielten wir keine ehrenvolle Rolle. In solche Lagen kommt man in solchen hundsföttischen Zeiten!

In den vorangehenden Tagen hatte ich an den General Blücher geschrieben, da der König gewiß zum Frieden gezwungen worden (man kannte damals die gänzliche Zertrümmerung der russischen Macht noch nicht) und er in dem Augenblicke, wo er den Befehl gegeben, die Schweden zu verlassen, auch wohl von der günstigen Lage, in welcher wir uns hier befanden, nicht genau unterrichtet gewesen, so würde es gewiß für ihn und das Vaterland am besten sein, ihm auch wider seinen Willen zu dienen, jenen Befehl nicht zu befolgen, und mit den Schweden und Engländern, wie verabredet, auf Berlin vorzudringen. Hätten wir

[1]) Vgl. hierüber Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807 Bd. IV² S. 703 ff.

hier, wie fast nicht zu zweifeln, Sukzesse, so würde der Krieg in Preußen auch gleich wieder losgehen, usw. Wenn er (Blücher) dies also unternehmen wolle, so könne er auf mich und auf meine Truppen sicher rechnen.

Darauf antwortete er: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich HErtzlich vor die bidere ahrt, wo mit sie sich gegen mich Erklähren, — glauben sie mich [?], daß ich bey der ersten nachricht, gleich uhrtheillte, daß unser König in seiner der mahligen laage keinen eigenen willen zu handelln hatte. aber um gottes willen, warum ließ man mich bey diesen graußamen waffen still-stand[1]), mit dem waß ich bey mich habe, nicht auß dem spill, da man ia ohne hin da nicht wißen konte, wie zu handelln ich hir gezwungen wehr, in deßen komt alles drauf an, dß ich erfahre wo zu die Engelender entschloßen sind, ob sie hir mit agiren, oder sich wieder einschiffen wollen, — — so viehl bleibt gewiß dß ich mich von den Francosen nicht unanstendig behandelln lasse. — nimt der König von Schweden antheill am waffen stillstand, nun denn ist alles entschiden. bewahren sie diesen briff und vernichten ihm nicht, auch ich will den Ihrigen treülich aufheben, wer weiß, wo zu beide einst dienen können; aber um himmells willen kein word zu Irgend einen menschen von alles waß unter uns vorgeht, daß übellste ist daß in unseren gantzen Corps der waffen still stand bekant ist. in dessen so ich nuhr gesund bin, u.d selbst agiren kan, so soll Schon alles trit halten. bleiben sie mein Feund, ich bin wahrhafftig mit schönen

Greifswallde gesinnungen, gantz von HErtzen
den 11. July 1807. der Ihrige
Blücher.[2])

den Englischen gesanten lasse ich noch heutte Catégorisch befragen."

Dieser Brief zeigt deutlich: 1. daß der Alte die größte Lust hatte, loszubrechen, aber nicht allen seinen Untergebenen traute; 2. daß er auch die große Verantwortlichkeit voraussah, die ihn würde getroffen haben, und wenigstens alsdann wollte beweisen können,

[1]) Nur dieser (nach der Schlacht von Friedland) war dort bekannt. — [2]) Dieser Brief mit seiner höchst charakteristischen Orthographie ist, wie alle Blücherbriefe, fast unlesbar. Auch Marwitz hat ihn an einigen Stellen nicht ganz richtig entziffert.

daß man ihm bereitwillig gefolgt sei. — Er redete mit dem englischen Gesandten, dieser aber erklärte, daß die englischen Truppen unter so veränderten Umständen nicht mitwirken würden. In der Tat schifften sie sich auch alsbald ein, segelten nach Kopenhagen, bombardierten und nahmen es, und führten die dänische Flotte weg. Jetzt, auf 30000 Mann reduziert, war das Unternehmen nicht mehr ausführbar. Der König von Schweden verzichtete selbst darauf, und bat Blücher, dem erhaltenen Befehl zu folgen, welches denn, wie erwähnt, geschah.

Ich selbst war durch den Schritt, den ich getan, vollständig wieder in Blüchers Gunst gestiegen und bin darin geblieben bis an sein Ende. Bei einer nachträglichen Anfrage in Sachen des Freikorps vom 20. Dezember 1811 erhielt ich noch folgendes Postskript von ihm: „Es hat mich sehr leid getahen, ihnen mein verEhrter Freünd in Berlin nicht gesehen zu haben. Ich hoffe aber, daß sie mich nicht vergessen, und sich überzeügen wollen, daß niemand ihnen mit wahrhafterer Freündschaft ergeben ist, als

Blücher."[1])

Ihr glaubt nun wohl, ich hätte fortan in allen meinen Angelegenheiten gute Tage gehabt? Gott bewahre! Das Schreibe-Regiment ging noch immer neben dem alten Blücher her. — Ich hatte stets Unannehmlichkeiten. Wenn ich diese vorhersehen konnte, so brauchte ich nur ins Hauptquartier zu reiten und ihm die Sache vorzustellen, alsdann genehmigte er und befahl, was geschrieben werden sollte. Kamen sie aber unerwartet (welches natürlich fast immer der Fall war), so half keine Vorstellung; was einmal geschrieben war, wurde nicht wieder geändert, und wenn es noch so unpassend und perniziös war.

Überhaupt macht man sich von diesem alten Helden eine ganz falsche Vorstellung. Es ist gewiß, daß er und der Kaiser Alexander allein den Napoleon gestürzt haben.[2]) Alle andern Feldherren und Häupter in dem großen Drama der Jahre 1813 bis 1815 konnten ersetzt werden, — ja, bei mehreren wäre es besser gewesen, wenn sie nicht dabei waren, — nur diese beiden waren unersetzlich. Hätten sie gefehlt, so wäre es nicht gegangen. Nun glaubt man allgemein,

[1]) Einen anderen ausführlichen und mehrere kürzere Briefe Blüchers an Marwitz vgl. im 2. Band. — [2]) Daß diese Ansicht sehr anfechtbar ist, braucht nicht erst betont zu werden.

da Blücher einen so gewaltigen Einfluß auf die Soldaten übte, daß er sich viel mit ihnen beschäftigt, sie gemustert, exerziert und in allen Stücken für sie gesorgt habe. — Nichts weniger als dies. Sie bekamen ihn vielmehr kaum anders zu sehen, als im Gefecht. In dieser Pommerschen Expedition vom Jahr 1807 hat er meines Wissens keinen einzigen seiner Truppenteile gemustert, viel weniger exerzieren lassen. Mein Freikorps, bei welchem es doch wahrlich darauf ankam, zu untersuchen, was denn für alle das Geld geleistet worden, und ob die Kerls auch zu brauchen sein würden, hat er eigentlich gar nicht gesehen; denn ich nenne es nicht sehen, daß er es zweimal, wie wir sein Hauptquartier passierten, hat vorbeimarschieren lassen, einmal in Wolgast, das anderemal in Treptow an der Rega. Er lobte es, denn es sahe wirklich recht gut aus, mehr als nötig, auch in einer Ordre an die versammelten Offiziere, aber wie wenig erkennt man am bloßen Aussehen? Daß er es ordentlich gemustert hätte, konnte ich nicht erlangen. Es war auch nicht etwa Altersschwäche, die ihn daran verhindert hätte, denn er ging nachher, wie wir in Ruhe bei Kolberg standen, täglich auf die Jagd, und oft zwischen meinen Kantonierungen.

Im Jahr 1813, vor Ausbruch des Krieges, hat er sein Korps nicht gesehen. Er war krank und konnte nicht, wie ich selbst in Breslau gesehen habe, wo die Truppen schon am Gebirge standen. Was er während des Waffenstillstandes getan, weiß ich nicht; nachher ist er in Bewegung geblieben bis Paris. Im Jahre 1815, wo ich wieder unter seinem Befehl stand, hat das dritte Armeekorps ihn nicht mit Augen gesehen, außer zweimal auf dem Marsch, wo er mit seiner Suite vorbeiritt. Ich allein mit meiner Brigade habe ihn in der Schlacht von Ligny gesehen, wo er mich holen ließ und mich besonders instruierte. Und ebenso ist es allen übrigen Truppen ergangen.

Was war es denn, was den Soldaten so mächtig an ihn kettete? — Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmäßiges Wesen, seine grauen Haare, — seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten einige Scherzreden von sich gab, — die Gewißheit, daß er in dem Augenblick da sein würde, wenn es not täte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze. —

In den Tagen nun, wo ich mit der beschwerlichen Überfahrt

beschäftigt war, kam noch obenein der Befehl, das Depot an uns zu ziehen, die überflüssigen Effekten aber in Stralsund abzuliefern. Ersteres geschah, die zweiten wollte niemand speziell übernehmen, und Offiziere und Mannschaften dabei zu lassen, duldeten die Schweden nicht. Dann belegten sie alles preußische Eigentum mit Arrest, gaben es nachher wieder los, und nach vier Wochen hieß es: alles sei in Kolberg angekommen, wir sollten es in Empfang nehmen und in das dortige Magazin abliefern. Der Stralsunder Schiffer aber hatte bereits ausgeladen, alles am Ufer auf der Straße hingeworfen, und da mußte man zusammensuchen, was noch da war, und großenteils verdorben abliefern. Ein schöner Belag zu einer abzulegenden Rechnung!

Die Franzosen hatten uns den Strich an der Meeresküste zwischen Greifswald und Wolgast eingeräumt. Dahin marschierten wir am 15. nach der Überfahrt. Ich kam nach Ludwigsburg, einem schönen Klinkowströmschen Gute. Wir standen hier bis zum 23. wegen der Schwierigkeiten, welche die Franzosen machten, uns durch die Inseln Usedom und Wollin nach Hinterpommern marschieren zu lassen. An diesem Tage passierten wir die Peene bei Wolgast und standen auf Usedom. Den 24. rückten wir bis an die Tore von Swinemünde, wurden aber nicht in die Stadt gelassen, in welcher ein Regiment Holländer zur Besatzung stand. Dieses bestand beinahe ausschließlich aus altgedienten preußischen Soldaten, die gefangen und zum Dienst beredet oder gezwungen worden waren. Diese erfüllten bald unsern Biwak, klagten über schlechte Behandlung und wünschten wieder bei uns zu dienen. Da hierzu keine Gelegenheit war, saß ich ruhig in einer Hütte, als ein Adjutant von Blücher kam: der holländische Kommandant habe sich beschwert, daß wir ihm seine Leute abspenstig machten; ich solle sogleich alle herausgeben, die ich angeworben hätte. Ich versicherte, daß ich von nichts wisse, aber gleich nachsehen werde, durchging den Biwak und fand, daß es allerdings geschehen war. Ich gab sie alle heraus, verbot es aufs strengste, erlaubte den abgeschickten holländischen Offizieren und Unteroffizieren, nachzusehen, und stellte dann rings um den Biwak Posten, die keinen Holländer mehr hereinließen. Nur einer, der von seinem Schwadronchef während der Visitation in den Proviantwagen eingesperrt worden war — es

war ein Kürassier vom Regiment Beeren, der jenen beschworen hatte, ihn von diesen Fremden, wo er zu Fuß dienen müsse, zu erlösen — wurde vollkommen unkenntlich gemacht und trotz einer Kette von holländischen Offizieren und Unteroffizieren, die dicht herantraten, glücklich hindurchgebracht.

An diesem Tage standen wir auf der Insel Wollin in Groß-Mokratz, marschierten am Abend weiter, passierten die Dievenow auf der Brücke an der Stadt Wollin und waren den 26. Juli früh in Kantonierung bei Cammin, also in Hinterpommern, ich in Schwirsen, bei einem alten Grafen Wartensleben. — Hier blieben wir bis zum 9. August stehen, wo wir durch Treptow an der Rega, wo das Hauptquartier war und blieb, in die Gegend von Kolberg marschierten. — Ich stand nun beinahe zwei Monat in Groß-Gestin. Der dortige Prediger hatte die einzige Tochter des Dichters Ramler[1]) zur Frau und hatte dessen ganze Bibliothek geerbt, die mir sehr zustatten kam. — Da die Franzosen den Meister in allen unseren Provinzen spielten, so mußten wir uns mit dem begnügen, was sie uns gnädigst einräumen wollten, und das war wenig genug. Sie hatten Wollin, Greifenberg und Cörlin[2]) besetzt. Linkerhand machte eine Linie von letzterem Ort zum Meere, hinter uns das Meer selbst, rechterhand die Oder, vor uns die Linie von Greifenberg nach Cörlin, unsere Grenze.

Wir waren also wegen Quartier und auch wegen der Verpflegung (denn sie ließen nichts herein) auf die Städte Kolberg, Treptow an der Rega und Cammin und die zwischenliegenden Dörfer beschränkt, eine Gegend, die schon durch das Approvisionnement[3]) von Kolberg und dessen Belagerung gänzlich ausgesogen war. Ich stand vorn gegen die Grenzlinie in sehr engen Kantonierungen und hatte eine Art von Vorposten-Chaine an derselben, die ungefähr längs der von Stettin nach Cörlin führenden Landstraße hinlief; die Franzosen wurden zurückgewiesen, wenn sie in unsern Landstrich hinein wollten. Die anderen Truppen hinter mir hatten Ruhe und standen etwas besser. Vor uns hatte das Kommando

[1]) Karl Wilhelm Ramler, der bekannte lyrische Dichter und Übersetzer (1725 bis 1798) war in Kolberg geboren.

[2]) Südöstlich von Kolberg, an der Persante, nicht zu verwechseln mit Köslin.

[3]) Verproviantierung.

der General Durosnel[1]), ein Adjutant Napoleons, mit dem Blücher in gutem Vernehmen war. Er hatte einige Infanterie in Greifenberg und Cörlin, und dazwischen vor uns ein Chasseur-Regiment, überhaupt wenig Truppen. Er selbst stand in Plathe.

Niemand glaubte, daß es Frieden bleiben würde; die Bedingungen waren zu schmählich, und die Verhältnisse, die dazu gezwungen hatten, noch nicht bekannt. Ich tat also alles mögliche, um meinen Truppen einen wahren Soldatengeist einzuflößen und die wahre Disziplin, die auf der Ehre beruht, hineinzubringen, und ich kann sagen, daß es mir gelang. Ich habe nie wieder so brauchbare Kerls in Händen gehabt, als diese hier geworden waren. Die Vorpostenkette gab beständige Übung im Felddienst und Haß gegen den Feind, den sie vor sich sahen; ich visitierte sie täglich und exerzierte außerdem täglich, heute den, morgen den, so daß ich in beständiger Bewegung und alles immer im Atem war; denn niemand war auch nur einen Augenblick sicher, daß ich nicht da war. Sie verehrten mich und trugen mich auf Händen, wie allemal geschieht, wenn der Befehlshaber immer bei den Soldaten ist, sich nicht schont, für sie sorgt und dabei strenge Disziplin hält, aber mit Gerechtigkeit. Dies ist die wahre Art, sich die Liebe der Soldaten zu verschaffen, denn sie entspringt aus der Ehrfurcht. Wer auf eine weichliche Art und durch Nachgiebigkeit um ihre Zuneigung buhlt, wird sie nie erwerben.

Ich war einen Tag in Kolberg, bei meinem Freund Gneisenau, der in den verflossenen zwei Monaten ein berühmter Mann und Oberstleutnant geworden war. Die bisherige Herzlichkeit von seiner Seite ließ schon sichtbar nach, wie späterhin mehr und mehr.[2]) Sein großes Verdienst war, daß er einer erschlafften Garnison Mut und Leben eingeflößt hatte, und den gewöhnlichen Brüskerien der Franzosen jedesmal mit größerer Keckheit entgegengetreten war. Dadurch war ein Krieg außerhalb der Festung entstanden, in welchem der Feind das meiste verloren hatte. Alles hatte sich eigentlich um den Besitz des Wolfs-

[1]) Henri Graf v. Durosnel, Divisionsgeneral (1771—1849), zeichnete sich bei Austerlitz und Jena aus, 1810 Adjutant Napoleons.

[2]) Auch in den Briefen an seine Frau 1813/15 klagt Marwitz darüber, daß Gneisenau sich immer mehr als großen Mann fühle. (Vgl. Bd. II.) Doch war dieser der einzige, dem er 1807 sein Tagebuch zur Einsicht überließ. Vgl. Gneisenaus Briefe, Bd. II.

berges gedreht. Ich dachte mir unter diesem eine sehr wichtige, wohlbefestigte Stellung, wie wohl ein jeder damals gedacht hatte. Er war aber nichts anderes, als ein miserabler, kleiner, niedriger Sandhügel in der Ebene, vielleicht funfzig Schritt im Umfang und nicht fünf Fuß hoch. Auf diesem hatte Gneisenau eine kleine Redoute aufwerfen lassen, welche die Ebene so weit bestrich, als es durch einen so wenig Geschütz fassenden Punkt überhaupt geschehen kann. Der Feind hatte sie genommen, Gneisenau sie durch einen Ausfall zurückgewonnen, und so hatte sich dasselbe Spiel wohl zehnmal wiederholt, bis es ein Ehrenpunkt geworden, wer sie behalten würde. Dieser war denn erst entschieden worden, als der Feind mit förmlichen Laufgräben und Wurfbatterien dagegen vorgegangen war, wie gegen eine Festung. Nachdem er sie erobert, hatte er das erbärmliche Hügelchen rasiert, und es war jetzt wieder in seinem natürlichen Zustand.

Die Festungswerke der Stadt waren gar nicht angegriffen worden und durchaus unversehrt. Dagegen hatte das oft wiederholte Bombardement in der Stadt die greulichsten Verwüstungen angerichtet, die Hälfte derselben lag in Trümmern. Das stärkste Bombardement war in den letzten drei Tagen nach dem Frieden von Tilsit gewesen. Da nämlich Napoleon bis zu gezahlter Kontribution die festen Plätze behalten sollte, die er hätte, wenn der Frieden bekannt würde, so hatte er alsbald nach Kolberg geschickt, daß es um jeden Preis genommen werden sollte, wodurch einige Tage zu den brutalsten, aber fruchtlosen Angriffen gewonnen wurden. In diesen Tagen war auch die Maikuhle genommen worden, damals ein Fichtenbusch zwischen der Stadt und dem Meere, eine Viertelmeile lang, an der Persante, auf der Landseite durch eine schwache Verschanzung geschützt. Diese zu verteidigen, hatte Gneisenau dem Leutnant Gruben mit der Schillschen Infanterie anvertraut, welcher auch ihm nicht hatte gehorchen wollen. Gneisenau hatte also offenbar am besten getan, diese ganze undisziplinierte Gesellschaft, die über die Hälfte der Garnison ausmachte, aus der Stadt hinauszukomplimentieren, indem er ihr diesen wichtigen Posten außerhalb anvertraute, um so mehr, da Gruben ein tapferer Kerl war. Dieser hatte auch einige Angriffe abgeschlagen, aber eines Morgens ließ er sich überfallen, und in einer Viertelstunde war der Feind im

Besitz der Maikuhle, die Schillianer teils gefangen, teils in die Stadt getrieben. Nun war nicht nur die Verbindung mit der See abgeschnitten, sondern auch die Festung selbst so gut wie verloren, da sie auf dieser Seite kaum eine Verteidigung gewährte; Gneisenau meinte, er würde sich höchstens vier bis fünf Tage nach diesem Vorfall haben halten können, wenn der Frieden nicht gekommen wäre.

Außerdem hatte ihm der durch die Demagogen[1]) berühmte Bürger Nettelbeck, den sie als den eigentlichen Verteidiger Kolbergs schildern, die meiste Not gemacht. Unter dem vorigen schwachen Kommandanten Loucadou hatte er das große Wort geführt, und auch jetzt nicht ablassen wollen, ungebetenen und ungewaschenen Rat zu erteilen, bis denn das Bombardement zu Hülfe gekommen ist, wo ihm Gneisenau die Direktion der Löschanstalten übergeben hat, der er mit Eifer, Sachkenntnis und Mut vorgestanden. —

Die Bedingungen und Folgen des Friedens von Tilsit und die gänzliche Unmöglichkeit, vor selbigen[2]) den Krieg fortzusetzen, viel weniger ihn jetzt zu erneuern, wurden immer bekannter. Damit verschwand einer der mächtigsten Antriebe, der die Soldaten zusammengehalten hatte, die schlechte Verpflegung und die engen Quartiere kamen dazu, im Angesicht der im Überfluß schwelgenden Franzosen; die Desertion riß zuerst unter den Schillschen Truppen ein und unter dem Südpreußischen Infanterie-Regiment,[3]) dann verbreitete sie sich unter den anderen Truppen. Die meinigen hielten sich am längsten, teils aus Ehrgefühl, teils weil ich die Langeweile nicht aufkommen ließ, welche die andern plagte. Aber die Franzosen bezahlten Pferde und Armatur teuer und stellten die Deserteure sogleich ein. Diese gelangten also durch einen Gang oder Ritt von einer halben oder einer Meile, sobald sie nur wollten, aus einer schlechten Verpflegung in eine so ungemessene, als sie nur von ihrem Wirte zu fordern für gut fanden, und bekamen noch ein gutes Stück Geld obenein (der Kavallerist über funfzig Taler).

[1]) d. h. bürgerlichen Liberalen. Vgl. Joachim Nettelbecks Lebensgeschichte, von ihm selbst aufgezeichnet (1821/23). — Übrigens hat nicht nur das liberale Bürgertum Nettelbeck hochgehalten, sondern der Urteilsfähigste von allen, Gneisenau selbst erklärt: „Es ist wohltuend, in einer Zeit, wo oft Kleinmut die Herzen beschleicht, das Bild eines Mannes aufstellen zu können, der im alten deutschen Sinne und Mute Millionen seiner Zeitgenossen voransteht. Deutsche, spiegelt euch daran!"

[2]) D. h. infolge derselben, ihretwegen. — [3]) Das zum Teil aus Polen bestand.

Die Versuchung war also zu groß, und meine Leute fingen ebenfalls an, mit Sack und Pack zu desertieren.

Es ist überhaupt nur ein Blendwerk, von den Ideologen aufgestellt, daß nur die Nationalität und die Vaterlandsliebe (bei dem großen Haufen!) gute Kriegsheere erzeuge, gegen welche die sogenannten Söldner von Hause aus zurückständen, wie die ersten Revolutionskriege bewiesen haben sollen. Aber nicht nur, daß die Franzosen (die Garden und Kürassiere ausgenommen) sich sehr gern und wo sie nur konnten, komplettierten, ohne ihre Konskription abzuwarten, wie die vielen Deutschen, Holländer, Schweizer, Italiener und Polen beweisen, welche bei ihnen gedient haben, — so widerspricht auch diese Erfindung müßiger Schreiber, (die am wenigsten geneigt sind, dem Vaterlande mit irgend etwas anderem zu dienen, als mit Redensarten), der Erfahrung aller Zeiten. Asiatische, germanische, britische und spanische Legionen fochten mit den Römern, Schweizer Jahrhunderte lang für die Franzosen; — der achtzigjährige Freiheitskrieg der Holländer wurde nur mit geworbenen Truppen geführt und gegen lauter Spanier durchgesetzt; — Gustav Adolfs Heer bestand zu drei Vierteilen aus geworbenen Deutschen, ebenso die Heere seiner Nachfolger; — endlich Friedrichs II. siegreiche Heere zur größeren Hälfte. Alle diese besiegten die gegenüberstehenden Nationalheere. Die Vaterlandsliebe ist überhaupt ein Gefühl, dessen nur edlere Seelen fähig sind. Was man bei dem großen Haufen so nennt, wenn er nach langer Unterdrückung gegen seine Peiniger aufgerufen wird (wie wir 1813), ist ganz einfach die Rache und die Begierde, ferneren Verlust und Not abzuwenden.

Die Masse der Eingebornen wird nur bei den Fahnen erhalten durch den gewohnten Gehorsam gegen den Landesherrn. Wo dieser entweicht, sehen wir Soldatenaufstände und Revolutionen. Die Masse dient allemal ungern, und nur die unruhigen Geister unter ihr, und die, welche gar nichts zu verlieren haben, sind es, welche gern Soldat werden, und bei diesen ist es begreiflicherweise ganz gleichgültig, wo sie geboren wurden. Der Gehorsam, die Disziplin, die Ehre und treue Vorsorge der Vorgesetzten halten sie zusammen, ihr Lebelang, und sie finden auch nirgends ein angemessenes Unterkommen für ihre Gewöhnung und

Gemütsart. — Ist es nun nicht weit besser, diese Art Menschen Soldat sein zu lassen, als daß sie im Lande herumlaufen und vagabundieren? und diejenigen bei ihrem Eigentum, oder bei ihrem stillen Fleiß zu lassen, die nicht gern Soldat sind? — Wo aber die Ideologen herrschen, da soll ein jeder (sie selbst ausgenommen) aus seinen Verhältnissen herausgerissen werden, und eine möglichst kurze Zeit das Vaterland verteidigen, und alle die, welche frühere Verhältnisse nicht wieder anknüpfen können, mögen im Lande umherlaufen und betteln und stehlen, wenn nur die Idee aufrecht erhalten wird.[1]) Im Befehlshaber müssen dagegen ganz andere Elemente wirksam sein.

Wie die Desertion einzureißen begann, versammelte ich das ganze Korps, stellte in einer Rede die Schmach vor, und bot jedem den Abschied an, der nicht ferner dienen wollte. Sie kannten mich hinreichend, um gewiß zu sein, daß sie ihn ohne Vorwurf erhalten hätten. Aber es meldete sich keiner, vielmehr ließen sie mich hochleben. Ich ließ nunmehr die Kriegsartikel vorlesen, und kündigte an, daß jeder Deserteur, der zurückgebracht werden würde, erschossen werden solle, da ich den ehrliebenden Soldaten nicht die Schmach antun wolle, ihren Kameraden Spießruten laufen und dann weiter dienen zu lassen. Beim Rückmarsch in die Quartiere sprach ich, wie gewöhnlich, mit vielen gemeinen Soldaten (versteht sich die alten) und fand überall den höchsten Abscheu gegen den Treubruch, den ein Deserteur begeht, und Billigung der verdienten Strafe. „Es geschehe ihnen ganz recht", meinten sie.

Es dauerte vielleicht zehn Tage, und ich fing schon an, an allgemeine Besserung zu glauben, als ein Kerl von der Infanterie vom Posten mit Wehr und Waffen in der Nacht zu den Franzosen herüberlief (es war ein Berliner). Ich bot fünfzig Taler, wer ihn mir zurückschaffen würde, und bald hatten sie heraus, daß er in Cörlin bei den Franzosen eingestellt sei. Ich verzichtete also darauf, ihn wiederzusehen, aber siehe da! am dritten Tage brachten sie ihn geschleppt. Der Feldwebel der Kompagnie hatte, mit Hilfe der Bauern, die nach Cörlin zu Markt gingen, sein Quartier herausbekommen, hatte sich in der Nacht verkleidet mit Mannschaft und einem Wagen in die Stadt begeben, ihn überfallen, geknebelt, auf

[1]) Vgl. zu diesen Ausführungen u. S. 506.

den Wagen geworfen und hinausgeführt. — Ich weiß noch nicht, wie er bei der französischen Wache vorbeigekommen ist. Es ging offenbar um sein und seiner Begleiter Leben; in wenigen Stunden wären sie erschossen worden, wenn man sie entdeckte.

Genug, der Kerl war da. Ich sah nun erst die Übereilung ein, die ich mit Androhung der verschärften Strafe begangen hatte, denn es stand nicht in meiner Macht, sie zu vollstrecken. Ich mußte das Urteil dem General Blücher vorlegen, — der durfte es ebensowenig bestätigen! Ich meldete ihm den Zusammenhang, das Entlaufen vom Posten, um gegen uns Dienste zu nehmen und bat, er möge ihn, des Beispiels wegen, erschießen lassen. Allein er antwortete, wie er mußte: ich solle Kriegsrecht halten und dieses nach den Kriegsartikeln sprechen lassen. Ich sah ein, daß er die Kriegsgesetze nicht ändern könne, da kein Krieg war, also die unumschränkte Macht des Feldherrn nicht stattfand. Der Deserteur lief also vierundzwanzigmal Spitzruten, und nachher jagte ich ihn fort. — Ich war über diese Unannehmlichkeit höchst verdrießlich, und ihre bösen Folgen blieben nicht aus. Die Desertion nahm reißend überhand. Wir verloren an vierzig Mann; die besten Unteroffiziere gingen mit Pferd und Waffen über, und das Verhältnis mit dem schreibenden Hauptquartier gab überdies Antriebe genug dazu.

Während die erwähnten Leute desertierten, kamen genug andere, welche Dienste nehmen wollten; es wurde mir aber abgeschlagen, sie annehmen zu dürfen, so daß das Korps augenscheinlich den Weg der Auflösung offen sah; ebenso wurde jedesmal abgeschlagen, wenn ich Quartiere oder Verpflegung bessern wollte, z. B. leer stehende Ortschaften bequartieren, die besser waren, als die belegten, oder die ungleich repartierte Verpflegung auf die mir zugewiesenen Ortschaften gleichmäßig verteilen, usw. Kurz, der Dienst wurde mir auf alle mögliche Weise verleidet.

Dazu kam, daß meine Anwesenheit zu Hause immer notwendiger wurde. Mein Bruder Alexander kam zu mir, und ich sah wohl, daß er sein Mögliches tat; aber er konnte nicht hexen, der Geldmangel brach herein. Ferner hatte ich Unannehmlichkeiten mit zweien meiner Chefs, welches grade diejenigen waren, die ich aus natürlicher Abneigung durchaus nicht

in meinem Korps hatte aufnehmen wollen. Der eine, den ich oben als Urian bezeichnete, beging in eben den Tagen, als wir gegen den Feind marschieren sollten, einen so starken Subordinationsfehler, daß ich ihn arretierte; doch verzieh ich ihm auf sein inständiges Bitten. Ich war überhaupt zwar streng im Dienst, außer selbigem aber immer kameradschaftlich mit meinen Untergebenen und half ihnen durch in Fehlern, die nicht den Dienst betrafen. Dies verursachte, daß sie merkten, mit Bitten könne man alles von mir erhalten. Es ist eine Schwäche, die ich mein ganzes Leben lang gehabt habe. Der andere aber, der Maulheld, war hochmütig und sicher geworden und beging nun einen beinahe noch ärgeren Subordinationsfehler, so daß er hätte kassiert werden müssen. Wenn ich ihm verzieh, so konnte ich jeden Augenblick ebensolchen Vorfällen entgegensehen. Ich beschloß, ihn nicht unglücklich zu machen — und zog es vor, jetzt den Abschied zu nehmen, wo mein Werk noch bestand und man meinen Austritt bedauern würde, als später, wo ich doch keinen Nutzen mehr stiften konnte, wohl aber noch mehr Zeit und Mühe verschwendet haben würde.

Während ich nun noch einige Wochen wartete, um nicht den Schein zu geben, als ob ich bloß wegen dieses Vorfalles abginge, kam die bekannte Kabinetts-Ordre vom 3. September zum Vorschein, welche (eigentlich hatte sie nur auf die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Offiziere Bezug) „denjenigen Offizieren, welche durch ihre Verhältnisse oder aus sonstigen Ursachen verhindert werden, fortzudienen, aufgibt, sofort ihre Entlassung nachzusuchen, damit Se. Maj. der König, bei der Unmöglichkeit, alle vorhandenen Offiziere selbst auch erst in Zukunft wieder in Tätigkeit zu setzen, bald in den Stand gesetzt werden, übersehen zu können, unter welchen Offizieren behufs der künftigen Anstellung eine Auswahl zu treffen bleibt". So war Tausenden, die nicht wußten, wovon sie leben sollten, der Stuhl vor die Tür gesetzt. Es war ein abscheuliches Kompliment, einer ganzen Armee gemacht, ihr zu sagen: wer kann, fordere den Abschied; unter denen, die es nicht tun werden, werde ich die auswählen, die ich brauchen kann (d. h. die anderen werde ich fortjagen).

Ich benutzte also diese Gelegenheit und schrieb gleich nach Bekanntmachung dieser Kabinetts-Ordre am 12. September um

meinen Abschied. Ich stellte meine Familienverhältnisse vor und machte bemerklich, daß mein Austritt nützlich werden würde, weil jeder alte Offizier, der jetzt ohne Anstellung wäre, bei dem hohen Etat, den ich genösse, sich sehr belohnt halten würde, wenn der König ihn an meine Stelle setzen wolle. Es fiel mir nämlich und niemand im Blücherschen Armeekorps ein, daß man darauf verfallen könnte, ein völlig formiertes Kavallerie-Regiment und halbes Bataillon Infanterie, welches eben erst so viel Geld gekostet hatte, in einem Augenblick aufzulösen, wo man doch noch neue Truppen formierte, um nur den geringen Etat aufzubringen, den Napoleon uns zu halten erlaubt hatte.

Der General Blücher hatte bei Übersendung meines Abschiedsgesuchs zwar nicht den König geradezu gebeten, aber doch insinuiert, daß er es gern sehen würde, wenn das Kavallerie-Regiment nach meinem Abgange seinen Sohn, den Major Blücher, zum Chef erhielte, und rechnete mit Gewißheit darauf. Aber am 28. September kam die Gewährung meines Abschiedsgesuches für mich mit dem Beisatz: „Ich erkenne mit Dank den Eifer, womit Ihr bemüht gewesen seid, dem Vaterlande nützlich zu werden, und bin Euer wohlgeneigter König." Für den General Blücher aber war beigefügt: „und da das Korps hierdurch ohne Chef ist, so müßt Ihr es auflösen, denen Offizieren und Soldaten, die den Abschied verlangen, selbigen bewilligen, und diejenigen, die weiterdienen wollen, bei den anderen unter Eurem Befehl stehenden Regimentern anstellen."

Nun entstand ein allgemeines Lamentieren, das schöne Korps sollte aufgelöset werden, weil ich nicht mehr dabei war, — sowohl im Hauptquartier, wo sich mehrere Stabsoffiziere ohne Anstellung befanden (z. B. die Majore v. Katzler[1]) und v. Oppen[2]) welche beide nachher, der eine mit der Avantgarde des Yorkschen Korps, der andere mit der Kavallerie des Bülowschen, in den Jahren 1813 und 1814 sich einen Namen erworben haben, welcher

[1]) Friedrich Georg Andreas v. Katzeler (Katzler), (1765—1834), 1806 Major unter Blücher, 1813 Kommandeur der Kavallerie der brandenburgischen Brigade, tapferer Husarenführer, Dezember 1813 Generalmajor. — [2]) Adolf Friedrich v. Oppen (1762—1834), auf dem Rückzuge von Jena 1806 ausgezeichnet [vgl. den militärischen Nachtragsband], ein kühner Reiter von riesiger Gestalt, 1813 General, nahm 1815 als Generalleutnant den Abschied.

der preußischen Armee ewig im Gedächtnis bleiben sollte) — und welche sehr froh gewesen sein würden, wenn sie meine bisherige Anstellung bekommen hätten, — als auch in meinem Korps selbst, wo vorzüglich die beiden Chefs, von denen ich gesprochen, die Stellung zu verlieren im Begriff standen, welche ihnen so viele Arroganz eingeflößt hatte. — Der General Blücher ergab sich in die Auflösung der Infanterie, obgleich sie auch einen weit besseren Stamm zu einem Füsilier-Bataillon gegeben haben würde, als manche von denen bekamen, die ganz neu formiert werden mußten. Aber das Kavallerie-Regiment wollte er nicht missen; er verschob also dessen Auflösung und stellte dem Könige noch einmal vor, wie schade es sei, ein so komplett formiertes Regiment aufzulösen; er fügte hinzu: „es sei das beste unter denen, die er bei sich habe" (was er auch laut und öffentlich sagte), und bat es sich zur Gnade aus, es bestehen zu lassen. Indessen mußte er mir das Kommando abnehmen. Er bestimmte dazu den Major v. Oppen, und das Korps hätte sich gratulieren können, wenn es diesen ausgezeichneten Kavalleristen zum Chef bekommen hätte.

Der Tag der Übergabe war der 1. Oktober, und Blücher hatte angekündigt, daß er selbst kommen würde. Wir waren aber kaum auf dem Platz angekommen, so war auch Oppen schon da, eine Stunde früher, als befohlen war, und zeigte an, daß Blücher nicht kommen würde. Ich bat ihn also nur um soviel Zeit, um das Korps in Ordnung aufstellen und Abschied nehmen zu können, welches er mit großer Höflichkeit bewilligte. Ich formierte es also in ein Carré, Front nach inwendig, und hielt eine Abschiedsrede.[1]) Ich war noch nicht bis auf die Hälfte gekommen, als Oppen schon zwischen uns hielt, aber mir winkte, fortzufahren. Gegen den Schluß wurde die allgemeinste Rührung sichtbar; dem alten Oppen[2]) liefen die Tränen über das Antlitz; zuletzt kamen alle Offiziere, weinend, bezeigten mir ihre Anhänglichkeit und große Ehre, und sogar die ganze Masse brach in ein Lebehoch aus, was damals ganz ungewöhnlich war, und nahm am Nachmittag durch Deputationen von mir Abschied.

Nun wollte ich das Korps in Front aufstellen, salutieren und es dem Major Oppen übergeben, — er lehnte es aber durchaus ab,

[1]) Vgl. ihren Abdruck im 2. Band. — [2]) Er war damals erst 45 Jahre alt.

und nun erfuhr ich erst, daß Blücher gegen die Auflösung remonstriert hätte, die doch von mir soeben erst öffentlich angekündigt worden war! Es wäre passender gewesen, mich zu avertieren, daß sie noch aufgeschoben werden solle! Ich bat Oppen, wenigstens von dem Zustand des Korps genaue Kenntnis zu nehmen, sodann mit in das Quartier zu kommen und die laufende Verpflegung zu übernehmen; aber dazu war er nicht zu bewegen, vielmehr bat er mich dringend (und nahm es mir eigentlich über den Kopf weg, da er sich durchaus in nichts einließ) — und im Namen des Generals Blücher, daß ich das Kommando behalten möchte, bis der nach Memel (zum Könige) gesendete Feldjäger zurück sei. Ich kam also in den sonderbaren und vielleicht noch nie dagewesenen Fall, als ein Verabschiedeter, also eigentlich ohne vom König ausgehende Autorität, mein Kommando fortführen zu müssen! Dieser sonderbare Zustand dauerte bis zum 8. Oktober, wo die abschlägliche Antwort des Königs eingetroffen war, und die Auflösung vor sich gehen mußte. Ich ging nun gleich nach Treptow ins Hauptquartier, und Oppen mußte heraus und die Auflösung vollziehen.

In der Zwischenzeit hatte ich meine oftmaligen Gesuche um Rechnungsabnahme und Décharge dringend erneuert, — und endlich erklärte der alte Blücher, daß er sich nun gar nicht mehr damit befassen werde; ich sollte meine Rechnung dem Ober-Kriegs-Collegio ablegen. Dem ging nun die bisherige laufende Verpflegung nichts an, sondern dem Feld-Kriegs-Kommissariat, und dies wollte sich so schnell nicht damit befassen, sondern mußte erst mit der General-Kriegs-Kasse in Königsberg korrespondieren. — Mein bisheriger, jetzt auch entlassener Regiments-Quartiermeister erklärte geradezu, darauf könne er (ganz ohne Unterhalt) nicht warten, brachte mir Kasse und Rechnungen und reisete ab. Ebenso stoben alle meine gewesenen Offiziere, teils angestellt, teils verabschiedet, in alle vier Weltgegenden auseinander, und so war jede Rückfrage unmöglich, noch mehr jeder Zwang und Autorität, um befriedigende Antworten zu erhalten. Ich mußte mich also in mein Schicksal finden und die ganze Last allein auf meine Schultern nehmen.

Nach Hause konnte ich nur mit einem französischen Paß gelangen, den Blücher von dem uns gegenüberstehenden General

Durosnel verlangt hatte; es dauerte aber bis zum 17., bis dieser ankam. In der Zwischenzeit war ich täglich zu Mittag bei Blücher, von ihm mit Auszeichnung behandelt. — Jetzt war Frieden; er spielte also den ganzen Tag, von früh elf Uhr an, wenn er nicht auf der Jagd war. Seine Truppen sah er gar nicht. So lange aber Krieg war oder Krieg werden sollte, und die Armee versammelt stand, rührte er keine Karte an.

Am 18. also brach ich auf, zu Pferde, mein Bruder und mein kleiner Schwager Brühl, die auch den Abschied gefordert, mit mir. Mein Weg ging grade nach Süden — nur wollte ich das vom Feinde besetzte Küstrin nicht passieren — zunächst nach Plathe, wo ich einen Brief von Blücher an General Durosnel abzugeben hatte, damit mir keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Dieser empfing mich sehr kalt, beinahe grob, und ließ mich nach wenigen Worten wieder abziehen. Von hier waren nur noch zwei kleine Meilen nach Haseleu, dem Gute des Generals Rüchel, wo er zurückgezogen lebte und mich mit der gewohnten offenherzigen Güte empfing. Am 20. Oktober bei Pyritz vorbei, wo Franzosen standen, nach Beerwalde, und den 21. endlich gegen Mittag war ich zu Hause in Friedersdorf, nach einer Abwesenheit von genau dreizehn Monaten, und an demselben Tage, wo ich zwei Jahre früher in Potsdam war, um Antwort auf mein Dienstanerbieten zu bekommen. Um wie viele bittere Erfahrungen war ich in diesen zwei Jahren reicher geworden! Jetzt hieß es:

Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum; ferus omnia Jupiter Gallos
Transtulit![1])

Ich hoffte, meine Tage hier in der Abgeschiedenheit zu beschließen und habe es damals niedergeschrieben, aber so gut sollte es mir nicht werden. Die Plage[2]) dauerte noch über zwanzig Jahr. —

[1]) Verse aus Vergil, Aeneïs II, 325 ff. nach der Zerstörung Trojas. Zu deutsch (nach Schillers Übersetzung):

„Einst gab es Teukrer, Troja hat gestanden
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab alles dem Argeier . . ."

Argos hat Marwitz in Gallos geändert.

[2]) d. h. die Plage des öffentlichen Dienstes.

Um nicht wieder auf das Freikorps zurückzukommen, will ich hier gleich erzählen, wie es mit meiner Rechnungslegung wurde, wenngleich diese Sache sich noch zwei Jahre lang hinzog. Kaum hatte ich mich mit dem Ober-Kriegs-Collegio, woraus bald ein Militär-Ökonomie-Departement wurde, in Korrespondenz gesetzt, als dieses mir so viele Schwierigkeiten in den Weg legte, daß nicht durchzukommen war. Ich sollte alles so einzeln darlegen und Stück vor Stück nachweisen, als wenn ein Regiment in seiner Friedensgarnison beisammen ist und man den Revidenten auf der Montierungskammer umherführen kann! Ich war genötigt, den König zu bitten, Befehl zu geben, daß ich nach denselben Grundsätzen revidiert und gerichtet werden möchte, nach welchen ich vom General Rüchel in Vollmacht des Königs instruiert worden war. Dies tat er zwar nicht mit dürren Worten, gab aber doch dem Kriegs-Collegio auf, nachsichtiger zu sein und die Umstände zu berücksichtigen. Also ging die Teufelei noch lange fort; sie waren selbst in Konfusion mit ihren Kassen, und ich bewies ihnen dergleichen. Endlich kam alles zustande, und ich erhielt unterm 12. September 1809 eigenhändige Décharge vom Könige.

Die Errichtung des Korps hatte	83838	Taler gekostet.
Die Husaren-Schwadron von Zieten hatte	5972	„ „
Die Mobilmachungsgelder an die Offiziere	4057	„
Die Verpflegung während der ganzen Dauer, wo das Korps bestand	22729	„
in Summa	116596	Taler. Davon waren durch
freiwillige Beiträge gedeckt	2697	„
Ausgabe der königlichen Kassen	113899	Taler.

Ich selbst verlor dabei an Geschenken usw. mehr als mein Gehalt als Regimentskommandeur und die Hälfte dessen, was mir der König geschenkt hatte, wie ich nach Preußen kam.

Im übrigen nahm ich mir vor, nie wieder in meinem Leben mich mit solcher Formation zu befassen. Vergeblicher Vorsatz, denn nach fünfeinhalb Jahren steckte ich schon wieder in voller Errichtung der Landwehr![1])

[1]) Vgl. u. Kapitel 10 (S. 551 ff.). Über die Expedition nach Pommern auch die vor kurzem erschienene Darstellung von W. v. Unger, Blücher I (1907) S. 324—332.

Kapitel 8.[1])

Wieder zu Haus. Steins und Scharnhorsts Reformen. (1807—1808.)

Alexander v. der Marwitz in Not. — Einquartierung. — Leben auf Friedersdorf. — Reise nach Prag und Wien. — Tod der Mutter. — Friede von Tilsit. — Not des Landes, die Kriegskontribution. — Steins Reformen, Untergang des alten Preußen. — Entlassung Steins. — Scharnhorsts Armeereform. — Der Adel in der Armee. — Mängel der Heeresreform.

Infandum, Postgeniti, renovavi dolorem
Prussianas ut opes, et lamentabile regnum
Eruerint Galli, quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui. — Quis talia fando
Gallorum aut duri miles Napoleonis
Temperet a lacrymis? — sed iam me fessa senectus
Premit, hiems instat senilis, suadetque quietem.[2])

Am 21. Oktober 1807 also zog ich in mein verwüstetes Eigentum wieder ein, abermals nach vergeblichen Anstrengungen für das Vaterland. — Die Trümmer der Brandstelle neben dem Schlosse lagen noch da, ebenso wie ich sie verlassen. Wo hätte auch die Zeit hergenommen werden sollen, um sie aufzuräumen, da Fuhren und Lieferungen an den Feind alle Anspannung in Anspruch nahmen und es auch an Geld

[1]) Angefangen 18. Januar 1837, im unmittelbaren Anschluß an das vorausgehende Kapitel. (Hier beginnt der fünfte Foliobaud der Handschrift.)

[2]) Im Anschluß an Vergil (Aeneis II, 3—9, Aeneas zu Dido) umgedichtete Verse; daß der einstige Krieger mit dem Metrum etwas kriegerisch umgeht, wird ihm niemand verübeln. Zu deutsch etwa: „Unsagbaren Schmerz, Ihr Nachkommen, hab' ich erneut mit der Erzählung, wie die Franzosen die Macht Preußens und sein beklagenswertes Reich von Grund aus zerstörten, mit der Schilderung all des Jammers, den ich selbst mit ansah und woran ich wesentlichen Anteil nahm. Ja, welcher Franzose oder welcher Soldat des harten Napoleon könnte, bei solcher Erzählung, den Tränen gebieten? — Doch schon bedrängt mich ermüdendes Greisenalter, sein Winter steht vor der Tür und rät zum Ausruhn." — Am 6. Dezember desselben Jahres starb Marwitz.

fehlte, um Mannschaften anzunehmen? Ich ließ sie auch noch zwei volle Jahre unangetastet liegen, und erst 1809 wurde der jetzige Garten an der Stelle angelegt. Es hatte auch seinen Nutzen, denn alle Franzosen, die hier ins Quartier kamen, riefen jederzeit: Ah! que c'est vaste, ah! que c'est horrible!, wo ihnen denn aufgebunden wurde, ihre Landsleute hätten es aus Übermut angezündet. Daher verlangte kein General oder Oberster hier zu wohnen, ich kam mit Hauptleuten und Leutnants, d. h. viel billiger davon, als wenn Schloß und Garten in ihrem jetzigen Zustand gewesen wären.

Viele Ackerpferde waren geraubt, alles Geld teils durch die ersten Plünderer, teils durch die nachfolgenden Kontributions-Ausschreibungen erschöpft, Rindvieh geschlachtet, Korn hinweggeführt, der noch von meinem Vater stammende Weinkeller zum Henker, im Schloß alle Möbel und Betten gestohlen oder ruiniert.

Allen diesen Anforderungen hätte mein Bruder bei fehlenden Einnahmen gar nicht genügen können, und hätte davonlaufen müssen, wenn er nicht die Feuerkassengelder gehabt und dazu verwendet hätte; im übrigen aber fand ich die Wirtschaft selbst in viel besserem Gange, als nach der kurzen Abwesenheit im Jahr 1805, und ich mußte selbst erstaunen, wie mein Bruder Alexander, ein neunzehnjähriger Jüngling, der sich nie um Landwirtschaft bekümmert, bloß durch Fleiß und festen Willen, sie durch so schwierige Zeit hatte hindurchführen können.

Er hatte, wie ich ihm vorgeschrieben, vorzüglich für den Unterhalt unserer Mutter und Schwestern gesorgt, welches um so nötiger war, da dieser alle ihre anderen Einnahmen auf Berliner Häuser und von der Landschaft ausblieben. Ja sie hatte das Unglück gehabt, durch einen Ratschlag des Geheimen Rats Massenbach[1]), des Bruders des Obersten, einen Teil ihres Vermögens zu verlieren. Weiter als zu Befriedigung meiner Mutter hatten die geringen Einnahmen und die Feuerkassengelder nicht gereicht — jetzt war Friede, die Gläubiger drängten und die Kontributionsausschreibungen[2]) folgten

[1]) 1806 Geh. Ober-Kriegs- und Domänenrechnungsrat (im Finanzdepartement).

[2]) Für Abzahlung der Kriegskontribution von 154½ Millionen Franks an die Franzosen. Von 1806—09 folgten in der Kurmark einander 8 Kontributionsausschreibungen; dazu kamen noch die Lagersteuer und die Festungsverpflegungssteuer.

ſich, eine nach der andern. Ich mußte alſo gleich damit anfangen, zu ſehen, wo ich Geld borgen könnte, zudem hatte ich meine beiden Brüder zu unterhalten.

Aber ich fand noch eine weit wichtigere Angelegenheit vor, die augenblicklich abgemacht werden mußte. Mein Bruder Alexander ſollte eben, zum Lohn ſeiner treuen Verwaltung, wegen einer Übereilung auf ſechs Monat ins Zuchthaus geſperrt werden. — Es war im Winter vorher Feuer in Cleſſin[1]) geweſen. Mein Bruder war mit unſerer Spritze hingeeilt und hatte tüchtig gelöſcht. Wie er nun auf ſeiner Seite dem Feuer den erſten Einhalt getan, findet er auf der anderen Seite eine müßig ſtehende Spritze, ermahnt die Leute, Hand anzulegen, und führt ſie auf einen Fleck, wo Hülfe nötig war. Eben angekommen, kömmt ein Kerl gelaufen, von dem es ſich nachher gezeigt, daß es der Amtmann von Podelzig[2]) war, ſchreit und ſchimpft, was er ſeiner Spritze zu befehlen habe? Mein Bruder entgegnete, daß ſie doch nicht zum Faullenzen, ſondern zum Löſchen hergekommen, und da der Amtmann nicht dabei geweſen, habe er ſelbſt ſie nur auf den rechten Fleck gebracht, wie jeder tun müſſe, der ſeinem Nebenmenſchen Hülfe gewähren wolle. Der Kerl aber fährt mit Schimpfen fort, ſo daß ein Wortwechſel entſteht, in dem zuletzt mein Bruder, der eben nicht viel dergleichen vertragen konnte, ihm wohl mag gedrohet haben, — kurz, der Kerl fällt über ihn her, wirft ihn zu Boden und prügelt ihn mit Fäuſten recht tüchtig ab.

Was mein Bruder für Schritte getan haben mag, daß der brutale Kerl geſtraft werde, weiß ich nicht. Er war innerlich ſo empört über die ihm widerfahrene Schmach, daß er ohne die höchſte Aufregung nicht davon reden konnte und gleich abbrach. Aber er ſtieß auf lauter Apathie und, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, wollte niemand ſich in die Sache miſchen. Er beſchloß alſo, ſich ſelbſt Genugtuung zu verſchaffen und verſammelte mehrere ſeiner Univerſitäts- und Schulkameraden. Dieſe kamen überein, daß man dem Kerl ebenfalls das Leder tüchtig zergerben müſſe. Dies wäre ihm auch allerdings recht dienlich geweſen; aber welchen Weg ſchlugen dieſe Unbeſonnenen ein?

[1]) Dorf nördlich von Lebus. — [2]) Dorf und Domänenamt, kaum $^3/_4$ Meilen nördlich von Lebus.

Damals, in den ersten Monaten der Okkupation und nach den ersten Plünderungen, hatte jedes Landgut eine Sauvegarde. Sie zogen also die Friedersdorfsche in ihr Interesse, und diese mußte wieder die Sauvegarde in Podelzig bestechen, daß sie nicht hinderlich sein würde. Genug, sie machten sich eines Abends in der Finsternis, ihrer fünf oder sechs, wohlbewaffnet, in Begleitung der Friedersdorfschen Sauvegarde, auf den Weg nach Podelzig. Angekommen, finden sie das Haus verschlossen, pochen mit vielem Lärmen an, und wie der Amtmann von innen frägt, antwortet der Sauvegarde, er käme von Frankfurt vom Kommandanten und müsse ihn sogleich sprechen. Der Kerl bekömmt Angst, läßt durch seine Frau öffnen, schlüpft indessen zur Hintertür hinaus und versteckt sich. Nun haben sie das leere Nest vor sich, suchen ihn, schelten, drohen, verlangen seine Auslieferung, und wie die Frau in Seelenangst schwört, sie wisse nicht, wo er sei, etablieren sie sich, um ihn zu erwarten; ich glaube auch, daß einige von ihnen einiges im Hause entzweigeschlagen haben. Unterdessen besprechen sich die beiden Sauvegarden, welche merken, daß sie selbst wohl übel dabei wegkommen möchten und dringen darauf, daß der Sache ein Ende gemacht werde. Sie müssen also unverrichteter Sache heimkehren. — Aber schon des anderen Tages erscheinen Gensdarmen aus Frankfurt, arretieren meinen Bruder und beide Sauvegarden und führen sie ins Gefängnis nach Frankfurt.

Der Kerl nämlich war klüger gewesen, hatte sich sogleich zum kommandierenden Offizier begeben und geklagt, daß er von meinem Bruder nächtlicherweile überfallen worden wäre, und daß dieser nicht einmal die französische Sauvegarde respektiert hätte. Von da fährt er nach Berlin und reicht eine Klage beim Kammergericht über nächtlichen Einbruch und Gewalttat ein. Der Kommandant erkundigt sich, was denn das für ein baron de Marwitz sei und findet einen dienstfertigen Halbunterrichteten, der von meinem Bruder nichts weiß, wohl aber von mir, und ihm sagt, ich sei mit zu Felde gezogen, wahrscheinlich zurückgekehrt, würde also wohl gefangen und auf mein Wort entlassen sein. — Der Exzeß, daß ein Gefangener Sauvegarden des Siegers nicht respektiere, schien nun noch strafbarer, und mein Bruder wurde Tag und Nacht von Gensdarmen bewacht. Seiner Versicherung, daß er nie gedient, und man ihn mit seinem abwesenden Bruder verwechsele, wurde nicht

geglaubt, — die ebenfalls gefangenen Sauvegarden redeten sich so gut heraus, wie sie konnten, man sprach von Erschießen und meldete den Vorfall dem in Berlin hausenden General-Gouverneur Clarke[1]).

Unterdessen eröffnete das Kammergericht ebenfalls seine langsame Kriminalunterſuchung. Mein Bruder gestand frei, was er getan, der Kerl leugnete alles ab, was ihn gravierte. So ward die Sache auch hier schlimm. So saß mein Bruder zwei oder drei Monat, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn Itzenplitz[2]) sich nicht von Anfang an an Clarke gemacht hätte, um, nach seiner Meinung, für die Provinz Gutes zu stiften. Niemals muß man sich mit dem Feinde einlassen, niemals ihm Nachrichten geben, besser ist, den augenblicklichen Druck zu ertragen. Im vorliegenden Fall stiftete er aber wirklich Gutes, durch seine Vermittelung kam mein Bruder los, indem Clarke dem Kammergericht andeutete, wenn es ihn nicht strenge bestrafe, werde er ihn sogleich wieder fassen und selbst strafen.

Nachdem die Untersuchung nun acht Monat gedauert, war kurz vor meiner Rückkehr das Erkenntnis gekommen, welches meinen Bruder zu sechs Monat Strafgefängnis verurteilte. Bei den obwaltenden Umständen, wo es an Zeugen fehlte, war nicht daran zu denken, durch Appellation ein milderes Urteil zu erlangen, und es blieb nur übrig, die Gnade des Königs zu implorieren. Ich staffierte also meinen Bruder mit Gelde aus, gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Minister Stein mit, und spedierte ihn im November 1807 nach Memel, wo er erreichte, daß sein Gefängnis in 300 Taler Geldstrafe verwandelt wurde. Diese konnten natürlich nur aus meiner Tasche bezahlt werden; der gesamte Prozeß kostete (inkl. 121 Taler für die Reise nach Memel) über 1000 Taler, welche ich nicht hatte, also alsbald zu übermäßig hohen Zinsen borgen mußte.[3])

In Memel hatte mein Bruder übrigens ungemeinen Beifall gefunden und viele Bekanntschaften gemacht. Er war überhaupt höchst liebenswürdig im Umgange und für sein Alter ein ausge-

[1]) Henry Jacques Guillaume Clarke, duc de Feltre (1765—1818), irischer Abstammung, Kabinettssekretär Napoleons; 1805 Gouverneur von Wien, 1806 in Erfurt, dann in Berlin; rücksichtslos streng. Seit 1807 Kriegsminister.

[2]) Vgl. o. S. 204, Anm. 1. — [3]) Vgl. über Alexander v. d. M.' Verhalten 1807 auch die keineswegs tendenzlose Mitteilung bei Häusser, Deutsche Geschichte III[8], 128.

zeichneter Mensch. Er war ungefähr neun Zoll[1]) groß, gut gewachsen (ausgenommen, daß er auf ungeschickten Beinen einherging wie jeder, der in seiner Jugend zu viel gesessen, d. h. wie jetzt alle Menschen), hatte ein sehr jugendliches, feines Gesicht mit schönen, dunklen Augen, und nahm alle Leute ein, mit denen er umging. Sein Unglück war nur, daß er zu frühe Sukzesse hatte. Alle seine Lehrer und die Professoren zeichneten ihn aus und zogen ihn in ihr Haus. Wenn er gleich dadurch nicht arrogant wurde, so fing er doch bald an, in seinem Innern sich zu überschätzen und andere neben sich gering zu achten. Seine Schul- und Universitätskameraden überragte er und dominierte unter ihnen. Da er nun ein Jahr lang in Friedersdorf Haus gehalten, so hatte er die Bedürftigen unter ihnen bei sich aufgenommen und unterstützt — weshalb sie ihm nun schmeichelten. In Memel gar war er nun unter die neu emporkommenden pseudo-philosophischen Staatskünstler geraten, unter denen es geistreiche Leute gab, — dadurch geriet er in den „Tugendbund"; er sah aber tiefer als sie, und war auch besser als sie. Schon im Jahr 1810 hatte er die tiefste Verachtung gegen ihre ganze Clique, steckte aber doch noch immer mit ihnen zusammen, aus Haß gegen die Franzosen, wenn er gleich seinen eigenen Weg ging.[2])

Er hätte eine frühe Laufbahn im Staatsdienst machen können, denn schon im Sommer 1808[3]) wollten sie ihn zum Staatsrat machen (Niebuhr war es, der es ihm vorschlug), — aber er wollte nicht, um noch mehr zu sehen und noch mehr zu lernen. Aber er hatte ein solches Bedürfnis nach geistreicher Gesellschaft, daß er ohne eine solche eigentlich nicht leben konnte, selbst zum Studieren und Arbeiten wollte er täglich durch solchen Umgang angeregt sein. Aber wo ist denn der in solcher Masse vorhanden, daß man täglich etwas Neues mit ihm verhandeln kann? Denn das verlangte er. So war er eigentlich des Lebens früh überdrüssig, und ich muß es ein Glück nennen, daß Gott ihm verlieh, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre für das Vaterland

[1]) d. h. natürlich 5 Fuß 9 Zoll. — Leider existiert kein Bild von Alexander v. d. M.

[2]) Vgl. über den Tugendbund, den Marwitz zu ungünstig beurteilt, August Lehmann, Der Tugendbund, Berlin 1867. In der unvollständigen „Generalliste" (S. 193ff.) fehlt Alexanders Name. — [3]) Vgl. u. S. 542. Es muß Frühjahr 1809 heißen.

zu sterben.[1]) Ersprießlich für ihn wäre gewesen, wenn ich in jenem Kriege von 1806 und 7 geblieben, oder wenigstens nicht wieder nach Friedersdorf zurückgekehrt wäre, so daß die geregelte Tätigkeit, in die er sich so schön gefunden, für ihn fortgedauert hätte, und er gezwungen gewesen wäre, beständig für andere zu sorgen. So aber stand er wieder mit einem Male allein, auf einer ungemessenen Bahn, in der bewegtesten Zeit, die je gewesen, zu sehr bewundert und geschmeichelt, abgestoßen von den Widerwärtigkeiten und Schlechtigkeiten, und ermüdet vom täglichen Einerlei, wenn das Gewaltigste sich nicht von Tag zu Tage jagte; dabei war er höchst reizbar und von unbeugsamem Willen. Nur gegen mich behielt er immer eine Art von Deferenz, wie gegen einen zweiten Vater, der ich ihm auch in der Tat gewesen. Nur kindliches Vertrauen hat er nie zu mir gehabt, wie sein jüngerer Bruder. —

Bei meiner Rückkehr hatte ich Haus und Gut von Einquartierung frei gefunden, aber es dauerte keine vierzehn Tage, so wurden wir damit gesegnet. Es waren die beiden Kürassier-Divisionen Nansouty und St. Germain, die aus Preußen zurückkehrten und sich zwischen Frankfurt und Freienwalde im Oderbruche und in den anstoßenden fruchtbaren Dörfern der Höhe niederließen, vierzehn Regimenter (8400 Pferde). Es waren zwölf Regimenter Kürassiere und zwei Regimenter Karabiniers — diese letzteren lauter Riesen — welche mit Mann und Roß verpflegt werden mußten, und zwar ad libitum, soviel sie verlangten. Natürlich fand das ad libitum in Hinsicht der Pferde sehr bald seine Grenze, aber gegen die Mannschaft und Offiziere mußte man im buchstäblichen Sinne den Gastwirt spielen. Schon im Laufe des Winters wurde der Futtermangel so groß, daß wir Kommissionen von seiten des Kreises ernennen mußten, welche die Böden visitierten und wegnahmen, was sie fanden. Hierbei war es erstaunlich, wie viele versteckte Vorräte man bei den großen Bauern im Bruch (damals noch nicht separiert, nicht parzelliert und nicht verschuldet) noch vorfand. Die kleinen neumodischen Kolonistengüter auf den parzellierten königlichen Vorwerken waren aber sämtlich schon so aufgezehrt, daß sie keinen Mann, geschweige ein Pferd, mehr ernähren konnten, die meisten waren schon davongelaufen. Anfang Mai war auch das

[1]) Vgl. u. S. 567 f.

Ergebnis jener Visitation rein aufgezehrt, so daß wir hofften, nun diese angenehmen Gäste loszuwerden. Wir wurden zu einem Kreistag nach Frankfurt berufen. Der dort stehende General St. Germain, eine Bestie, verlangte, wir sollten für die Verpflegung sorgen. Antwort: „Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren." „Wir sollten Lieferanten annehmen." Antwort: „Wir haben kein Geld!" Sogleich erschienen zwei Gensdarmen mit einem Lieferanten und erklärten, es käme kein einziger von uns früher zur Tür hinaus, als bis wir mit diesem abgeschlossen hätten; er werde Kredit geben bis nach der Ernte.

Diesem Kerl mußten wir demnach 80 Taler für den Wispel Roggen und 60 Taler für den Wispel Hafer bewilligen. Er wollte aber nur die Hälfte Kredit geben, die andere Hälfte aber bezahlt haben (es war von über 100000 Taler die Rede!). Wir erklärten also wieder, was wir nicht hätten, könnten wir nicht geben, und wenn wir alle in dem Zimmer verhungern müßten. Antwort: „Das hat keine Not, hier ist ein Mann, der wird Euch borgen." Dieser Edle war ein großer Frankfurter Bankier mit Namen Österreich, welcher sich herbeiließ, gegen zehn Prozent Zinsen das Geld auf ein halbes Jahr vorzuschießen, jedoch nicht dem Kreise, sondern nach geschehener Repartition jedem einzelnen seine Quote gegen Wechsel, und zwar so, daß er die zehn Prozent Zinsen im voraus abzog; z. B. mir selbst lieh er 1800 Taler, und ich verschrieb 2000 Taler, die ich nach einem halben Jahr anderswo borgen mußte, um ihn bezahlen zu können. Der andere General, Nansouty[1]), stand bei Wrietzen (für seine Person in Cunersdorf), mit etwas milderen Formen als der unsrige mußte er auch zugreifen, denn Napoleon wollte, daß die Kürassiere da ständen und ernährt würden.[2]) Diese werten Gäste behielten wir ein volles Jahr, bis Napoleon im Herbst 1808 nach Spanien zog, und nun diese Kürassiere in Süddeutschland gegen Österreich aufstellte, wo sie denn fast sämtlich in der Schlacht von Aspern vor der österreichischen Infanterie ihr Grab fanden.

---

[1]) Graf Anton Champion de Nansouty (1768—1815), 1803 Divisionsgeneral, 1813 Generaloberst der Dragoner, in einem großen Teil der napoleonischen Schlachten als Führer der schweren Kavallerie ausgezeichnet. — [2]) Nansouty, für seine Person und als Adjutant des Kaisers, wurde bald nach Paris berufen und an seiner Stelle führte dort der General de France das Kommando. [v. M.]

Bei mir standen abwechselnd Mannschaften vom 10. und vom 12. Regiment. Im allgemeinen waren die Offiziere rohe Emporkömmlinge; unter den Wachtmeistern (Maréchaux des Logis), deren jede Schwadron fünf hatte, fand man aber Leute von Erziehung und selbst von Familie. So war in Dolgelin ein Wachtmeister, Mr. Dupin, in der Tat ein Marquis de la Tour du Pin (also eine ganz vornehme Familie, aus der Turenne[1]) stammte), sein Offizier aber war ein Schuster. Bei mir war längere Zeit einer mit Namen Vialette, ein Kreole aus St. Domingo und Sohn eines reichen Pflanzers, ein großer, schöner, blonder Mensch, mit einem ganz deutschen Gesichte. Der war bis zu seinem zehnten oder zwölften Jahre dort mit solchem Luxus erzogen worden, daß er drei Sklaven zu seiner alleinigen Bedienung gehabt hat; den einen, um ihm den Sonnenschirm zu tragen, den andern, um ihm die Moskitos abzuwehren, den dritten, um mit ihm zu spielen. So gebildet und wohlerzogen dieser Vialette war, ein solcher Dummerjan und Rüpel war sein Vorgesetzter und Leutnant, ein kleiner, garstiger Zwerg, mit Namen Bottu. Dieser gehörte zu denen, die Bonaparte schon damals zum Dienen zwang, indem er ihn seinem Vater, einem reichen Kaufmann in Marseille, hatte wegnehmen und in der école polytechnique erziehen lassen (wo er aber nichts gelernt hatte).

Dieser Rüpel hatte ewigen Streit mit der Haushälterin, einer dicken Trudel, die glücklicherweise Französisch schwatzen konnte wie eine Elster; bald war ihm dies nicht recht, bald jenes nicht, bald sollte sie dies kochen, bald jenes. Man hörte sie immer zanken. Endlich beschwerte er sich bei mir. Ich versicherte der Wahrheit gemäß, daß ich vom Hauswesen und vom Kochen gar nichts verstände, auch keine Zeit habe, es noch zu lernen; wer also in meinem Hause sei, müsse sich schon mit der gewöhnlichen militärischen Beköstigung begnügen. Nun schrieb der Kerl arrogant: das wäre meine Sache, er werde sich bloß an mich halten. Ich antwortete sackgrob, so daß ich eine Herausforderung erwartete. Mein Rüpel schwieg aber, ritt des anderen Tages nach Seelow zum Stabe, und blieb den ganzen

[1]) Henry de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, der berühmte Marschall Ludwigs XIV. (1611—75).

Tag fort; den dritten Tag kam der Brief, kurz, grob, was ich wollte? „Je suis prêt.“ Nun wollte ich ihn herausfordern, saß und schrieb das Cartell, als Vialette kam, fragte, was ich tun wollte und mich beschwor, es zu unterlassen. Das Offizierkorps sei versammelt gewesen und habe sich verabredet, wenn ich den Rüpel forderte, beim Duell gegenwärtig zu sein, über mich herzufallen, und mich tüchtig zu zerprügeln. Ich wollte es gar nicht glauben, weil dies der französischen Art in Korps, wo noch eine Spur von Ehre ist, ganz zuwider ist. Allein er versicherte es hoch und teuer, und freilich war die ganze Nachbarschaft voll von der Roheit und den Mißhandlungen dieses Offizierkorps. Hülfe gegen ein solches Attentat hätte es durchaus nicht gegeben, und da denn doch das Herausfordern eigentlich an dem Rüpel war und nicht an mir, so unterließ ich es und wartete ab.

Einige Tage darauf kamen sechs lange Kerls von Offizieren angeritten, und traten darauf mit dem Rüpel mit vielem Getöse in das große Zimmer vor dem meinigen ein, etablierten sich auf Sopha und Stühlen, lärmten und lachten. Ich denke, nun geht die Büchse los, und stellte meinen Degen zurecht. Aber sie kamen nicht in mein Zimmer, sondern entfernten sich nach einer halben Stunde wieder. Ich reite nachher aus, um nach den Arbeitern zu sehen, und finde meine Gesellschaft am Vorwerk, wie sie mit Pistolen nach einem an der strohbedeckten Scheune befestigten Bogen Papier schießt. Ich weiß nicht, ob dies eine Bravade sein sollte, wenigstens war es höchst feuergefährlich; hätte ich mich dareingemischt, so hätten sie wahrscheinlich gerade ins Dach geschossen; ich ritt daher fürbaß, und damit hatte die Geschichte ein Ende. —

Einige Zeit nachher ergrimmte mein Rüpel über den Kaffee, der ihm, glaube ich, nicht stark genug war, stürzte mit der Reitpeitsche in die Küche und zerhieb die dicke Haushälterin recht nach Noten. Die stürzte nun heulend und schreiend zu mir herein; da sie wohl ein verzweifeltes Getränk mochte gekocht haben, so mischte ich mich nicht hinein, sondern ließ anspannen und schickte sie direkt nach Frankfurt an den General St. Germain, ihr empfehlend, lauter Französisch zu reden und so viel zu heulen, wie möglich. Der Erfolg war nicht zweifelhaft, da es in Frankreich für die höchste Schande gilt, ein Frauenzimmer zu schlagen, sogar

wenn es die größten Insulten begangen hat. — Auch kam Bottu auf acht Tage in Arrest nach Seelow, dann in ein anderes Quartier unter dem Kapitän, und ich bekam keinen Offizier wieder. —

In Müncheberg war ein Kommandant, der zugleich den größten Teil des Kreises gouvernierte, ein Dieb erster Klasse, für den Tafelgelder und Geschenke aufgebracht werden mußten, förmlich per Zirkular vom Kreise. Wenige Wochen schon nach meiner Rückkehr mußte Klage gegen ihn eingelaufen sein, denn es erschien eine Anfrage per Zirkular vom Landrat: ob und wieviel Geschenke diesem Kommandanten gemacht worden wären? Es war eine bloße Feigheit von seiten des Landrats, denn da er die Geschenke selbst ausgeschrieben, konnte er die genaueste Antwort geben, ohne weiter zu fragen. Die Feigheit wirkte fort, und alle schrieben auf, sie hätten nichts gegeben. Wie es zu mir kam, schrieb ich die Wahrheit: „dann so viel; dann so viel; dann monatlich so viel." Und nachdem ich als Leithammel vorangegangen, schrieben alle Nachfolger die Wahrheit hin.

Wie nun der Kommandant mochte zur Rechenschaft gezogen worden sein, erschien eines Abends bei mir ein Gensdarm mit dem Befehl, morgen früh um acht Uhr in Müncheberg mich vor dem Kommandanten zu stellen. Ich ritt hin, man ließ mich im Vorzimmer warten. Nach einer Weile flog die Türe weit auf, und herein schritt mit zurückgeworfenem Haupt, hochmütig wie ein Gewaltiger, der Herr Kommandant (NB. ein Kapitän), auf mich los, stellte sich vor mich hin und toisierte[1]) mich, von oben bis unten. Ohne Zweifel wollte er imponieren; aber ich stand auch kerzengerade und toisierte auch meinerseits. Endlich fuhr er los: „Vous ai-je jamais rien demandé?" — „Non, je Vous vois pour la première fois." — „Comment donc avez-Vous pu écrire, que Vous me donniez tant et tant par mois?" — „Parceque c'est la vérité." — „Qui Vous l'a demandé?" — „Le conseiller du cercle (Landrat)." — „Que me fait Votre conseiller? je ne sais pas ce qu'il a fait de Votre argent!" — „Ni moi non plus. Au reste comme il l'a demandé pour Vous, j'ai dû croire, premièrement, que Vous le receviez, et en second lieu que Vous ne

[1]) maß.

prendreriez rien, que Vous ne soyez en droit de prendre. Ainsi je ne comprends pas, ni pourquoi j'aurais dû mentir, ni comment Vous pouvez Vous offenser, de ce que j'ai dit la vérité. Car si j'avais voulu mentir, ce ne pourrait être qu'en supposant que Vous preniez ce qui ne Vous revient pas. Je suppose au contraire, que Vous êtes en droit de prendre cette somme, dont tout le monde sait, que Vous la recevez!" — Diese ganz einfache Argumentation machte den Kerl so stutzig, daß er ganz ruhig sagte: „Certainement je ne reçois rien, que je ne sois en droit de recevoir."

Und so wurde aus der Haupt- und Staatsaktion eine ganz ruhige Unterredung, wobei herauskam, daß ich erst vor wenigen Wochen zurückgekehrt, ausgewechselt und jetzt verabschiedet sei. Er verlangte den Auswechselungsbrief zu sehen und behielt ihn, weil er ihn an den Gouverneur der Provinz schicken müsse, welches damals der Marschall Davout war. Ich ritt nun nach Hause und erfuhr, daß er Tages zuvor alle diejenigen dort gehabt hatte, die die Wahrheit geschrieben, sie teils intimidiert und zum Widerruf gezwungen, teils eingesperrt habe. Unter andern hatte er den sich sträubenden, damals jungen Karbe aus Sieversdorf, jetzigen Landrat[1]), durch Gensdarmen mit Kolbenstößen über die Straße ins Gefängnis schleppen lassen. Es kostete mir nachher viele Mühe, bevor ich meinen Auswechselungsbrief von dem Henker[2]) Davout zurückerhalten konnte.

Zwischendurch will ich erwähnen, daß diese bei uns stehenden Kürassiere noch sämtlich die alten Regimenter de grosse Cavalerie waren, aus der königlichen Zeit, und, sonderbar, sie alle, Gleichgültige und Republikaner, sprachen sämtlich mit Entzücken von jener guten alten Zeit, wie vortrefflich sie gehalten worden, wie ehrenvoll behandelt, und wie ihre ehemaligen Offiziere ganz andere und bessere Leute gewesen wären, als die jetzigen! Erwiderte ich, ich hätte immer gehört, es wären unwissende, junge Laffen gewesen, die nichts verstanden und den gemeinen Mann méprisirt hätten,

[1]) Als solcher in vielfachem Konflikt mit Marwitz.

[2]) Marwitz spielt damit auf Davouts Verteidigung und harte Behandlung Hamburgs 1813/14 an. Vgl. hierüber die anonyme Schrift [von Paul Holzhausen], Davout in Hamburg, Mühlhausen a. d. Ruhr, 1892.

und offenbar hätten doch ihre jetzigen Anführer bessere Proben im Kriege abgelegt — so lachten sie und meinten, ich solle mir doch dergleichen nicht aufbinden lassen; das wären nur Lügen gewesen, um sie zu vertreiben und sich ihrer Stellen zu bemächtigen, — sie hätten mehr gewußt, als die jetzigen, wären herablassend und affable gewesen; die jetzigen Emporkömmlinge wären hochmütig und méprisirten den gemeinen Mann, als ob nicht ein jeder doch wüßte, daß sie selbst um nichts besser gewesen wären, und was die Proben im Kriege anbetreffe, so würden die ehemaligen Offiziere sie ebensogut abgelegt haben, wenn sie nur ebensogut und oft wären herangebracht worden, vorzüglich vom Napoleon.[1])

Das eine der beiden Regimenter, das 10., war das alte Mestre

[1]) Einmal hatte ich auch einen alten Maréchal des Logis bei mir im Quartier, einen echten Franzosen. Er hatte bei Les Houssards de Berchiny gestanden (die [1798] mit Dumouriez übergingen), wollte aber, nachher gefangen, zum Dienst bei den Chasseurs gezwungen worden und erst spät zu den Kürassieren gekommen sein. Als Chasseur nun habe er im Jahr 94 im Annweiler Tal auf Vorposten gegen unsere Houssards d'Ebenn (alte Zieten) gestanden: C'étaient de fameux gaillards [Burschen], meinte er, und nun hatte er hundert Geschichten, wie sie sich tüchtig mit ihnen herumgehauen, und nachher wieder mit ihnen getrunken hätten. Les chasseurs, sagte er, avaient alors de petits casques [Helme] recouverts de peau de loutre [Fischotterbalg]; et quand ils voulaient nous fâcher, ils nous nommaient toujours — Catzecop, ce qui veut dire, setzte er noch halb pikiert hinzu: tête de chat! — Ich sagte ihm, ich wolle ihn einen ehemaligen Unteroffizier von Zieten sehen lassen, der in Seelow versorgt sei, dann könne er die alte Bekanntschaft erneuern. Dies war der Grabenmeister Merten, der eben in meinen Wiesen Graben räumte.

Wir ritten nun zusammen herunter und fanden den Merten bei der Arbeit. Ich fragte, ob er für seine Person mit im Jahr 1794 auf Vorposten im Annweiler Tal gestanden? — „O ja, mehrere Monate!" — Ob er sich noch der Chasseurs erinnere, die ihm gegenüber gestanden? Hier wäre einer von diesen, der wolle die alte Bekanntschaft erneuern. — „Ach," sagte Merten, „das waren die verfluchten Katz'köppe, das waren rechte Schlingels, sahen aus wie die Narren." — Ah, voyez vous, Monsieur, il me nomme encore Catze'kop, il ne l'a pas oublié! — Ich sagte: „Ihr habt ja immer gute Freundschaft gehalten und mit ihnen getrunken?" „Was," sagte Merten, „getrunken? ich sollte mit so 'nem infamen Racker von Katz'kopp trinken? nein, wir haben nicht mit ihnen getrunken; abgeschmiert haben wir sie recht tüchtig; sie durften sich nicht vor uns sehen lassen!" — Qu'est ce qu'il dit, qu'est ce qu'il dit? fragte der Franzose immer dazwischen. — Ich sagte: „Er erinnert sich alles noch recht gut und freut sich noch darüber." — Eh bien! adieu camarade, sagte der Franzose, und wendete das Pferd. Aber Merten brummte: „Was Kamerad, geh' er doch! Ich will mit einem Katz'kopp nischt zu tun haben." [v. M.]

de Camp, das andere 12. das ehemalige Royal Cravattes[1]). Sie waren noch stolz auf deren sonstige Prärogativen und sprachen gern davon. So sei zwar Colonel Général das erste Regiment gewesen, habe den höchsten Rang und immer den rechten Flügel gehabt (wie Normandie bei der Infanterie); wenn aber Mestre de Camp anmarschiert gekommen sei, hätten die andern Regimenter Halt machen und es vorbeimarschieren lassen müssen, und Cravattes habe das Vorrecht gehabt, immer zuerst die Standarten zu holen und wegzubringen. — —

Da die Weltverhältnisse unmöglich lange in statu quo bleiben konnten, so hatte ich gehofft, bis dahin meinen jüngeren Bruder Eberhard bei mir beschäftigen zu können. Ich gab ihm noch Unterricht in der Mathematik, indem ich Trigonometrie und Algebra mit ihm repetierte, ich las mit ihm Französisch und gab ihm Geschichtswerke, über die ich mich mit ihm unterredete. Zugleich besorgte er mir Aufträge in der Wirtschaft. Aber wenngleich er der trefflichste Junge von der Welt war, ein freies, offenes Gemüt, richtigen Verstand, ein feines Gefühl von Recht und Ehre, die Gabe, sich in allen Verhältnissen des Lebens zurechtzufinden, streng gegen sich selbst, gesund wie ein Adler, von fast riesigem Körperbau (er wurde über sechs Fuß hoch) und freundlichem, fast kindlichem Sinn, — so war das Studieren doch einmal nicht seine Sache; er begriff zwar vollkommen, hatte aber kein Sitzfleisch dazu. Er mußte im Freien zu tun bekommen und an das lebendige Handeln gebracht werden. Endlich, wie im Frühjahr 1808 die Schändlichkeiten zu Bayonne[2]) und zugleich die Gewalttaten gegen den Papst verübt wurden (was die französische Herrschaft über ganz Italien ausdehnte) und Österreich sich beinahe offen zum Kriege rüstete, weiß ich nicht mehr, ob ihm oder mir selbst zuerst einfiel, daß er in österreichischen Dienst gehen solle. In jedem Fall, wenn Gott ihm Leben und Gesundheit erhielt, hätte er es gegen den allgemeinen Feind zum Nutzen des allgemeinen deutschen Vaterlandes in einer nützlichen Tätigkeit und zu seiner eigenen Ausbildung verwendet. Nachher aber konnte er entweder dem speziellen Vaterlande seine

[1]) So genannt, weil sie des cravattes, Halstücher, getragen haben und alle andern Halsbinden, hausse-cols. [v. M.] — [2]) Verhaftung Ferdinands VII. in Bayonne u. Einsetzung Josephs als König in Spanien. Vgl. Fournier a. a. O. II², 250ff.

Dienste wieder widmen, oder bei reiferem Alter sich etablieren, wobei ich die Idee hatte, alsdann mein Gut Friedersdorf naturaliter mit ihm zu teilen.

Es kam also darauf an, Eberhard Anstellung im Österreichischen zu verschaffen, wo ich niemand kannte. Mein Vetter Carl Brühl aber hatte den größten Teil der Kriegszeit dort zugebracht und hatte durch seine Pförtensche Tante, eine geborne Schafgotsch, und deren Tochter Therese dort viele Bekanntschaften. Namentlich war der Oberburggraf von Böhmen, Graf Kolowrat[1]), der jetzige Minister, sein Freund und Vetter durch die Gemahlin des Premierministers Brühl[2]), die eine geborne Kolowrat war. Carl Brühl hielt sich eben auf dem Gute seines Vaters, Seifersdorf (zwischen Dresden und Königsbrück), auf. Ich setzte also meinen Bruder Eberhard zu Pferde, er ritt nach Seifersdorf und war den sechsten Tag wieder zurück, wo er funfzig Meilen zurückgelegt hatte. Carl Brühl hatte sogleich an den Grafen Kolowrat nach Prag und an den General Grafen Bubna nach Wien geschrieben, welcher das unter sich hatte, was wir jetzt die Personalien im Kriegsministerio nennen würden.

Die Antwort kam von Wien nicht schnell und lautete dahin, daß man jetzt, wo die Armee augmentiert würde, preußische Offiziere zwar sehr gern anstellte; da aber der Kaiser nur vom Hauptmann an die Stellen besetze und die Leutnantsstellen bloß von den Regimentsinhabern abhingen, so wäre überhaupt keine Anstellung für junge Offiziere möglich, als durch einen Regimentsinhaber. Hierzu schlug mein Vetter den Feldmarschalleutnant Grafen Klenau[3]) vor, dessen berühmtes Chevauxlegers-Regiment damals ganz vorn in Böhmen bei Töplitz stand.

Ich machte mich deshalb in den ersten Tagen des Juli [1808] mit Eberhard auf den Weg.[4]) Den Franzosen in meinem Hause

[1]) Franz Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778—1861), seit 1807 Stadthauptmann in Prag, erst 1809 Verweser, 1810 Inhaber des Oberstburggrafenamts (Statthalter), 1825—48 Minister in Wien. — [2]) Vgl. o. S. 174.

[3]) Johann Graf Klenau, später General der Kavallerie (1758—1819), Inhaber des Chevauxlegers-Regiments Nr. 5, Divisionskommandeur in Prag, seit 1800 Feldmarschalleutnant.

[4]) Die sehr eingehende Schilderung dieser Reise kann nur im Auszug mitgeteilt werden. Das hier Fehlende ist zum großen Teil in der Sonntagsbeilage zur Voss. Zeitung vom 18. Januar 1907 abgedruckt.

konnte ich nicht sagen, wohin ich ihn brächte, ich gab also vor, er gehe nach Göttingen, um dort zu studieren — welcher Ort unverdächtig war, weil er im neugebackenen Königreich Westfalen lag. Wir reisten zunächst allein, dann in Begleitung von Carl Brühl über Peitz, Cottbus, Seifersdorf, Dresden, dann über Pirna, bis Peterswalde, wo wir übernachteten. Ich kann nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen bitterer Wehmut ich den nachher so berühmt gewordenen Nollendorfer Berg nach Culm und in das Töplitzer Tal hinabfuhr. Von diesem Berge, von diesen Tälern hatte ich meine verewigte Fanny so oft reden hören, hier war es, wo sie mit ihrem Vater, der beinahe jährlich diese Bäder besuchte, manchen fröhlichen Sommer der ersten Jugend verlebt hatte, hier die Gegend, von deren Schönheiten sie oft mit Entzücken sprach. Und jetzt? Ich hatte sie verloren und wie vieles seitdem! Selbst einer dunkeln Zukunft entgegengehend, führte ich meinen vortrefflichen, noch nicht achtzehn Jahr alten geliebten Bruder einem unbekannten Verhängnis entgegen, welches, ach nur zu bald!, sich traurig entwickelte.

In Töplitz sah ich den Garten mit den wundergroßen Eschen, die noch heute stehen, und reisete dann mit meinem Bruder allein weiter, so daß wir am vierten Reisetag bald nach Sonnenaufgang in Prag einfuhren. Ich will diese an alten Gebäuden und Türmen und der Lage wegen schönste aller Städte hier nicht beschreiben. Wir gingen zuerst zu dem jungen Grafen Kolowrat, der aber, mit Geschäften überladen — denn der Oberburggraf regiert eigentlich Böhmen, und eben wurde die Armee verstärkt und die Landwehr vorbereitet — uns von gar keiner Hülfe war und uns bloß seinem Vater rekommandierte, dem höflichsten Mann von der Welt, der uns bewirtete und bei seinem Vetter, dem Kommandierenden in Böhmen, Grafen Kolowrat-Krakowsky[1]), einführte. Der aber hatte ein Infanterie-Regiment, und mein Bruder wollte durchaus Kavallerist werden.

Den Grafen Klenau mußten wir, da er abwesend war, zwei

[1]) Johann Karl Graf Kolowrat-Krakowsky (1748—1816), im Türkenkriege 1788 und in den Revolutionskriegen verdient, 1800 Feldzeugmeister, Inhaber des 36. Infanterieregiments; seit 1803 kommandierender General in Böhmen, 1809 Feldmarschall.

Tage lang erwarten. Er hatte einen großen Ruf vom Feldzuge 1799 her in der österreichischen Armee, den er auch bewahrt hat, und sah aus wie ein vornehmer, braver Mann und tüchtiger Soldat. Er fragte gleich nach dem Vermögen, und wie ich freimütig erklärte, daß dies nur gering sei, schien seine anfängliche Prävenanz sich herabzustimmen. Ich erfuhr nachher, daß sein Regiment das gesuchteste in der Armee sei und ein großer Teil der vornehmen und reichen Böhmen und Österreicher bei ausbrechendem Kriege dort eintreten würden. Er erklärte nun, daß er so viele Kadetten, d. h. auf Avancement dienende Edelleute, im Regiment habe, daß er meinen Bruder nicht als Offizier anstellen könne. Als Kadett einzutreten, könne er ihm nicht anbieten, da er Offizier gewesen, aber anders sei es unmöglich. — Kadetten waren eigentlich, was bei uns damals Junker waren, doch mit dem Unterschiede, daß diese bei uns Unteroffiziere waren und deren Dienst verrichteten. Die österreichischen Kadetten aber taten Dienst wie die Gemeinen, lebten jedoch wie Offiziere. —

Ich ging nun mit meinem Bruder zu Rat; denn das war uns beiden nicht eingefallen, daß man verlangen würde, er solle aus dem Offiziersstande in den eines Gemeinen zurücktreten. Ich sagte, da in Prag nichts zu machen, so wollten wir direkt nach Wien reisen, legte ihm jedoch die Frage vor, ob, wenn es uns dort nicht besser ginge, wir unverrichteter Sache umkehren, oder in diesem Fall das Anerbieten des Grafen Klenau annehmen wollten, dem allerdings das Versprechen hinzugefügt war, daß er bei Ausbruch des Krieges gleich Offizier werden würde. Da er erklärte, umkehren und geschäftslos bleiben würde er in keinem Fall, sondern lieber Kadett werden, so ging ich des anderen Tages wieder zu Klenau und erbat die Versicherung, daß er ihn noch annehmen würde, wenn es uns in Wien nicht gelänge. Er versprach es, und wir reiseten am achten Tage nach unserer Abreise von Friedersdorf die sogenannte Kaiserstraße über Kolin durch Mähren hinauf nach Wien. Es sind zwanzig Posten, welches ungefähr vierzig unserer Meilen ausmacht.[1])

Ehe ich Iglau (in Mähren) erreichte, war es Nacht, uns

[1]) Sowie man auf dieser Straße nach Kolin aus Prag herauskömmt, befindet man sich auf unserem Schlachtfelde von 1757. Die höchste Platte des Ziska-

sehr willkommen wegen der ungeheuren Hitze dieser Tage, wie denn überhaupt die ganze Reise im offenen Korbwagen Tag und Nacht auf der schlechten Chaussee von großen Kalkstücken recht beschwerlich war. Iglau ist eine namhafte Stadt, die ich sowohl bei der Hin- als Rückreise nur bei Nacht gesehen habe, wo mir ihr ungeheurer Marktplatz so groß erschien wie der Gensdarmenmarkt in Berlin. Dann kommt Stannern, wo so häufig Meteorsteine vom Himmel fallen. Kurz vorher war der ungeheuer große hier herabgepurzelt, der die ganze Welt in Erstaunen setzte. Hinter Budwitz wurde es wieder Tag. Znaym ist ein hübscher Ort, und man kommt nun

---

berges, auf welchem die Österreicher vor der Schlacht standen, hat man zur Linken. Unter selbiger geht jetzt die Straße von Lowositz, bei dem großen Invalidenhause, vorbei. — Wenn man nachher Hrilorzes passiert und Kyge zur Linken hat, ist man genau auf dem Fleck, wo der Angriff des Prinzen Heinrich die Schlacht entschied, und vielleicht eine Viertelmeile rechts ist der Ort, wo Schwerin fiel, und noch weiter rechts, bei Sterboholi war es, wo Zieten, nachdem die österreichische Kavallerie gänzlich aus dem Felde geschlagen, mit seiner ganzen Kavalleriemasse (die das österreichische Lager plünderte) so unverständig und ohne irgend etwas zurückzulassen, nachrückte, daß er den König um die besten Früchte des Sieges brachte, weil dieser, nachdem er das Schlachtfeld gewonnen, keine Kavallerie auffinden konnte, um den Feind zu verfolgen. So wurde dieser nicht verhindert, nach Prag hinein zu laufen, woran er durch die Zietensche Kavallerie sehr leicht verhindert werden konnte.

Nicht weit über das Schlachtfeld hinaus kömmt man schon nach der ersten Station Piechowitz, dann die zweite, Böhmisch-Brod, und die dritte, Planian. Sowie man Planian ungefähr eine Viertelstunde hinter sich hat, ist man auf einer Ebene, ziemlich nahe rechter Hand begrenzt von den steilen, mit in Schlüchten liegenden Dörfern besetzten Höhen, auf welchen Daun am 18. Juni 1757 stand. Das Wirtshaus Slatislanz (goldene Sonne) stand noch ebenso zweistöckig da, wie die 60 Jahr früher, wo Friedrich der Große vom zweiten Stock aus die Stellung der Österreicher überschaute. Es liegt ungefähr auf dem halben Wege von Planian nach Kolin; seine Lage ist ganz geeignet, um jene Stellung zu übersehen. Die Umgehung, so nahe, dicht unter den Augen des Feindes, wäre ganz unmöglich gewesen gegen minder unbewegliche Truppen, als die Österreicher damals waren. Aber so wie sie nun einmal waren, mußte die Schlacht nach des Königs Plan gewonnen werden, wenn er selbst nicht davon abgewichen wäre. — Ich glaube nicht, daß dies aus unüberlegter Hitze geschehen ist, wie behauptet wird, sondern daß er sich in dem Terrain geirrt hat; denn die Dörfer zwischen den dortigen krummen Bergen verschieben sich so sonderbar, daß man, wenn man den Standpunkt gewechselt, ungemein leicht das eine für das andere halten kann. Ich bin dreimal den Weg zwischen Kolin und Planian passiert, habe mir jedesmal die Dörfer Chotzenitz, Krzeczhorz zeigen lassen, und im Weiterfahren jedesmal wieder Brzistwy und Kamaik damit verwechselt.

in ein schönes Land mit Weinbergen und Felsenkellern in selbigem. In Hollabrunn war noch alles voll von dem blutigen Gefecht mit den Russen im Jahr 1805 und von den unnützen Verheerungen, die die Franzosen in den Weinbergen und Kellern angerichtet. Statt ein Faß aufzuschlagen und sich vollzusaufen, hätten sie in den Boden hineingeschossen und den Wein laufen lassen, und so mit einem Faß nach dem andern.

Nun waren noch acht Meilen bis Wien. Von Enzersdorf an hat man zur Rechten dichtes Weidengebüsch und zwischendurch schmale Arme der Donau, doch ahnet man den mächtigen Fluß gar nicht. Hat man den Vorsprung umfahren, den auf dem anderen

---

Es ist mir daher weit wahrscheinlicher, daß Friedrich, nachdem die Tête über Brzistwy hinausgekommen, geglaubt hat, es sei Krzeczhorz, und er werde nun im Vorrücken mit Hülsen zusammentreffen, als daß er aus bloßer Hitze seinen eigenen Plan sollte vergessen haben. Nächstdem ist es aber auch wieder die Untätigkeit Zietens, die die Sache verdorben hat, wie bei Prag. Nachdem er den Nadasty mit seiner Kavallerie nach Kolin hin geworfen, ist es unbegreiflich, wie er ihn wieder nach Radowesnitz konnte gelangen lassen! und wie er dann ihm mehrere Stunden dort gegenüberstand, und Hülsen rechts vor ihm gegen den Eichbusch hinter Krzeczhorz sich abquälte, wird man doch irgendwo über den Ravin haben kommen, oder ihn und das Dorf Radowesnitz umgehen können! Der eine lahme Versuch, der gemacht wurde, beweiset gar nichts, — ebensowenig der lahme Gegenversuch Nadastys. — — Warf Zieten seinen Gegner, wie er ihn doch an dem Tage schon einmal geworfen, und störte der König nicht seinen eigenen Entwurf, und kam statt einzeln von Brzistwy bis gegen Brzezan, mit der Masse hinter Krzeczhorz bei Hülsen heraus, so war der glänzendste Sieg gewonnen, die in Prag eingeschlossene Armee gefangen, und vermutlich hatte der Krieg ein Ende. — Maria Thresia hat dies auch erkannt, denn auf dem Denkmal Dauns, in der Kapuziner-Kirche in Wien, steht in der sehr langen Inschrift: proelio apud Planianum patriam liberavit. — Da Zieten sich nachher, bei Torgau, wieder als einen zögernden Schlachtenverderber zeigte, so spreche ich ihm alle Talente ab, große Massen zu führen, aber den kleinen Krieg verstand er, er, der Vater der preußischen Husaren.

Von Kolin geht es nach Czaslau, wo man wiederum das dortige Schlachtfeld zur Linken hat. Möchten doch, bevor es unmöglich wird, die beiden ersten schlesischen Kriege ordentlich beschrieben werden, denn die Schlacht von Hohenfriedberg steht der von Leuthen vollkommen zur Seite und die von Soor übertrifft bei weitem die von Roßbach. Hier wurde eine sorglos umgehende Armee überrascht und von ihrer Tête her aufgerollt. Bei Soor aber war der König vollständig bei Tagesanbruch überrascht, der überlegene Feind stand völlig aufmarschiert hinter dem rechten Flügel seines Lagers und schoß hinein, und nun wurde er mit einem Contremarsch unter feindlichem Feuer angegriffen und vollständig geschlagen. [v. M.]

Ufer der Leopoldsberg bildet, so hat man die Schlachtfelder von Aspern und Wagram zur Linken und vor einem erscheint der Stephansturm wie eine spitzige Nadel über dem Weidengebüsch. Ich ahnete nicht, daß hier nach zehn Monaten der Bruder, der jetzt hoffnungsvoll neben mir saß, sein Leben lassen sollte.[1])

Daß man eine große Hauptstadt dicht vor sich habe, bemerkt man von dieser Seite nicht eher, als bis man den Spitz, eine kleine Vorstadt, passiert hat, und über die Taborbrücke fährt. Hier ging eben die Sonne unter, und wir fuhren also am Abend unseres neunten Reisetages in Wien ein.

Mein erster Gang am anderen Morgen war zu unserm Gesandten, Graf Finckenstein[2]). Dieser, ein Enkel des Ministers und Sohn des bei dem Prozeß des Müllers Arnold so bekannt gewordenen Regierungspräsidenten Grafen Finckenstein[3]) in Madlitz, war mein Jugendbekannter und wenige Jahre älter als ich. Er war Legationssekretär in Wien gewesen, wie unser Herr aber sich niemals entschließen kann, durch wen er einen vakant werdenden Posten besetzen soll, woher sie denn sehr oft in den wichtigsten Momenten unbesetzt sind, so war es auch mit dem Posten in Wien gewesen. Wir hatten in den Jahren 1806/7 nur diesen jungen Legationssekretär dort gehabt; da man aber von beiden Seiten sehr zufrieden mit ihm gewesen war, so war er kürzlich zum Gesandten ernannt worden. Er war ein sehr guter und gefälliger Mensch. Es war aber, als wenn ein Fluch auf dieser Reise ruhete, denn wie erstaunte ich, als ich ihn präokkupiert und so eilig fand, daß er mich kaum anhören mochte. Er sagte, ich möchte es ihm nicht übel nehmen, aber er habe in dieser Woche gar keine Zeit; aber künftigen Montag (NB. es war Dienstag!) wollten wir alles bedenken. Ich fragte: „was ist denn los?" und er erwiderte: „Brizzi ist hier." Ich: „was ist denn das für ein Kerl Brizzi?" und nun kam es heraus, daß es ein

[1]) Eberhard v. der Marwitz wurde am 21. Mai 1809 bei Aspern schwer verwundet und starb nach furchtbaren Leiden am 9. Oktober. Vgl. über ihn Fontane, Wanderungen II, 261.

[2]) Carl Friedrich Alexander Graf v. Finckenstein, † 1811, kgl. preußischer Kammerherr, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Wien.

[3]) Friedrich Ludwig Karl Reichsgraf Finck v. Finckenstein, bis 1779 Regierungspräsident in Küstrin, (1745—1818). Vgl. über ihn meinen Aufsatz in den Forsch. zur Brandenb.-Preuß. Gesch. XIX, 2, S. 204—214.

berühmter italienischer Sänger sei, der sollte heute bei ihm essen, „und da er Sonntag abreist, so haben wir verabredet," sagte er, „noch die ganze Woche auf dem Lande beisammen zu sein." Nun war zwar die ganze Finckensteinsche Familie extra musikalisch, aber dies war mir denn doch zu arg, — ich sagte, so lange würde ich mich schwerlich aufhalten, erkundigte mich bloß, wo der General Bubna[1]) zu finden sei und ging.

Ich ging nach dem „Kriegsgebäu" zu dem General Bubna, der mich sehr wohl aufnahm und mir sagte, ich möchte mich an den Erzherzog Karl wenden, denn obgleich dieser für jetzt außer Dienst sei, sei er doch der einzige, der meinen Wunsch erfüllen könne.

Am Sonnabend früh um acht Uhr wurde ich bei dem Erzherzog eingeführt. Dieser Feldherr, den man zu den großen würde zählen können, wenn er die Scheu hätte überwinden können, die Napoleon ihm jedesmal einflößte, so oft er ihm gegenüberstand, war klein, unansehnlich, aber geistreich und sehr herablassend und angenehm, wenn er sprach. Er unterhielt sich beinahe eine halbe Stunde mit mir. Da er von allem unterrichtet war und noch ist, so waren ihm meine Anstrengungen im vorigen Jahr in Preußen und Pommern augenscheinlich bekannt. Er sprach von unserm Feldzug 1806, von der Kriegführung Napoleons usw. In betreff meines Bruders fragte er gleich nach dem Vermögen, und da ich auch hier die Wahrheit sagte, so erwiderte er, in der Armee könne er gar keine Anstellungen verfügen, sondern nur bei seinem eigenen Regimente (Ulanen), das aber wäre zu teuer, da ihre Offiziere nur in dem schlechten Papiergelde bezahlt würden.[2]) Zugleich bot er mir Dienste an, welche ich aber auch dann abgelehnt haben würde, wenn mir nicht die Sorge für meine ganze Familie obgelegen hätte. Nie habe ich gedient um des Dienstes willen, sondern immer nur, um dem Vaterlande zu nützen. Ich versuchte noch einmal, zugunsten meines Bruders zu reden, aber vergeblich, — er fragte noch einmal, ob ich nicht Dienste nehmen wolle — ebenso vergeblich —, und so endete diese im übrigen höchst gnädige Audienz.

[1]) Ferdinand Graf Bubna v. Littitz (1768—1825), schon in den Rheinfeldzügen bekannt geworden, 1809 Feldmarschallleutnant.

[2]) Ein Leutnant bekam 20 Gulden, und 8 Gulden galten damals einen Taler Preußisch. [v. M.]

Erst später habe ich gemerkt, daß alle diese Leute uns nicht für Edelleute hielten. In Österreich nämlich ist es darin ganz anders wie bei uns. Da bei dem Adel die Erbfolge nach der Primogenitur geht, so ist er bei seinen Gütern erhalten worden, jüngere Söhne im geistlichen Stande haben das Vermögen der Familie eher vermehrt als vermindert, und da die Kaiserwürde 400 Jahre lang beim Hause Österreich gewesen, so sind fast alle alte Familien nach und nach Fürsten und Grafen geworden. Die wenigen, die es nicht sind, nennen sich Baron. Was neu geadelt wird, heißt gewöhnlich „Edler von . . .“ hinter seinem alten Namen, und da jeder Bürgerlicher, der nicht etwa Tagelöhner ist, sich „Herr von . . .“ titulieren läßt, so haben sie gar keinen Begriff von einem alten Edelmann mit einfachem Namen ohne Titel, und wer aus unseren Provinzen dorthin kommt, muß, wenn er nicht Graf ist, sich nicht scheuen, seinem Namen den Baron vorzusetzen, — wie sauer dies auch einem Brandenburger, Pommern und Preußen ankommen mag, da es bei uns nie Freiherren und Barone gegeben hat und man sicher sein kann, daß, wenn bei uns ein Einheimischer sich „Baron“ nennen läßt, es ein Neugebackener ist.

Ich wollte nun noch zum Grafen Stadion[1]) gehen, dem damaligen Leiter des österreichischen Kabinetts, den ich von Berlin her kannte, wo er mehrere Jahre Gesandter gewesen; er wohnte in Baden, zwei Meilen von Wien. Wie ich nun am Sonntag eben dahin abfahren wollte, kam Finckenstein und lud mich zu dem folgenden Tag ein, denn sein Beherrscher Brizzi war um soviel früher abgereiset. Ich verschob nun meine Abreise noch um den einen Tag. Stadion empfing mich ungemein artig und meinte, die Anstellung meines Bruders würde sich wohl bewirken lassen, — wie lange ich in Wien zu bleiben gedächte? Auf meine Antwort: so wenig wie möglich, lenkte er ab und sagte, eine augenblickliche Anstellung sei so leicht nicht, man müsse die Gelegenheit abwarten usw. Ich sah nun ein, daß es dort nicht so einfach zugeht, wie bei uns, wo man dem Könige schrieb und in wenigen Tagen entweder angestellt war, oder erfuhr, daß es nicht geschehen werde. Hätte ich 1000 Taler mehr daranwenden können und wollen, und die Zeit gehabt, mich

[1]) Johann Philipp Karl Graf v. Stadion (1763—1824), 1800 Gesandter in Berlin, 1803 in Petersburg, 1806—09 Staatskanzler, seit 1815 Finanzminister.

einige Monat in Wien aufzuhalten, so erlangte ich, was ich wollte. Ich hätte mich müssen in alle Gesellschaften und Verhältnisse faufilieren[1]), die Generale und Obersten, die Frauen und Tanten kennen lernen, überhaupt eine Art von Figur spielen. So aber drängten mich sowohl das Geld als die Zeit nach Hause. Auch mein Bruder war des Wartens und der Zögerungen satt und erklärte: er wolle in den sauren Apfel beißen und als Kadett bei Klenau eintreten — er werde sich schon weiter durchhelfen, und dazu war er auch vollkommen der Mann.

Am Montag fuhren wir dann zu Finckenstein, der in Hietzing wohnte, dem Dorfe, an welches das Schloß von Schönbrunn stößt. Wir fuhren am Nachmittag wohl zwei Meilen weit ins Gebirge südwestlich hinein, nach einem allerliebsten Ort mit Namen Heimbach. Unterwegens kamen wir an einem Landhause und Garten vorbei, in welchem ein Monument stand, des Feldmarschalls Loudon[2]), von seiner Witwe gesetzt, die dort wohnte, mit der Inschrift:

„Nec Caesar, nec patria, sed uxor“[3])

(scil. posuit). So hatte sie ihrem Unmut Luft gemacht, daß ihm kein öffentliches Denkmal gesetzt worden. Ich kann es ihr nicht verdenken, denn der Held hatte es wohl verdient. Aber ich habe später gehört, sie sei gezwungen worden, die Inschrift fortzuschaffen.

An diesem Tage zeigte mir Finckenstein schon eine Abschrift der berühmten Bulle Pius' VII.: „Cum memoranda illa die . . .“[4]), in welcher Napoleon mit allen seinen Helfern exkommuniziert und in den Bann getan wird. Sie ward zwar erst ein Jahr später, am 10. Juni 1809, publiziert, aber aus den Memoiren des Kardinals Pacca[5]) ersieht man, daß sie schon seit dem Ende des Jahres 1807 bereitlag, da der Papst und die Kardinäle vorausgesehen hatten, daß die Gewalttaten Bonapartes immer weiter greifen und ihnen

[1]) se faufiler, sich einschleichen, gesellig einführen.

[2]) Gideon Ernst Freiherr v. Laudon (Loudon), (1717—1790), der bekannte österreichische Feldherr im Siebenjährigen Kriege, 1778 Feldmarschall.

[3]) „Weder der Kaiser, noch das Vaterland, sondern die Gattin“ (hat es gesetzt).

[4]) „Als an jenem denkwürdigen Tage . . . .“, Anfangsworte, nach denen die Bullen zitiert zu werden pflegen.

[5]) Bartolommeo Pacca (1756—1844), 1801 Kardinal, treuer Anhänger Pius' VII., später reaktionärer Gegner Consalvis. Seine Memoiren erschienen 1830 (3 Bde.; deutsch 1831 ff.).

kein anderes Mittel gegen ihn mehr übrigbleiben würde. Denn er hatte schon längst gefordert, daß der Papst ihm seine Länder abtreten und in Paris residieren solle. Auf seine definitive Weigerung waren am 2. Februar 1808 die französischen Truppen, die schon längst den Kirchenstaat besetzt hielten, in Rom eingerückt, und der Papst hatte sich mit den Kardinälen im Quirinal eingeschlossen, den französische Posten rings umstellten. Es wurden mehrere Kardinäle verhaftet, unter andern der Staatssekretär Gabrielli, andere deportiert, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß die Reihe auch an die übrigen und den Papst selber kommen würde, — und da klagt auch Pacca, daß das Geheimnis mit der bereitliegenden Exkommunikationsbulle schlecht bewahrt worden sei. So ist es nicht zu verwundern, daß zu der Zeit, wovon ich rede, Abschriften in Wien unter den Gesandten zirkulierten.

Napoleon wartete lange, ob er den Papst nicht zur Nachgiebigkeit durch Peinigungen würde bewegen können; wie er aber diese Hoffnung aufgeben mußte, erklärte er, daß er die Schenkung Karls des Großen zurücknehme und den Papst seiner weltlichen Besitzungen ledig spreche. Kaum war dies geschehen, so schickte der Papst die Exkommunikationsbulle, vom 10. Juni 1809 datiert, an alle Höfe, und trotz der Wachsamkeit der Franzosen wurde sie zu Rom, am hellen Tage, an den drei Hauptkirchen St. Peter, Sta. Maria Maggiore und San Giovanni öffentlich angeschlagen.[1])

Hierauf wurde der Papst in der Nacht vom 6. Juli 1809 mit seinem Staatssekretär, dem Kardinal Pacca, im Quirinalischen Palaste aufgehoben und mit der größten Härte erst nach Grenoble, dann nach Savona transportiert, wo er drei Jahre im Kerker saß, bis endlich der Welteroberer dem schwachen Greise, der in seinem Rechte fest war, nachgeben mußte, — so groß war die Entrüstung in den katholischen Ländern und der Abscheu vor der Gewalttat. Der einzige, der weder entrüstet war noch Abscheu hatte, war der Kaiser Franz mit seinen Dienern und Ratgebern. Denn nachdem Napoleon ihn zur selben Zeit, wie er das Haupt der katholischen Christenheit gefangen setzte, tüchtig geschlagen und ihm den fünften Teil seiner Länder abgenommen hatte, begehrte er, der verheiratete

[1]) Vgl. über Napoleons Konflikt mit dem Papste August Fournier, Napoleon I., Bd. III² (1906) S. 3 ff.

und exkommunizierte Katholik, des Kaisers Tochter zur Ehe. Und da der einzige auf der Welt, der ihn von seiner rechtmäßigen Gemahlin scheiden konnte, im Gefängnis sich dessen geweigert haben würde, auch eine Versammlung französischer Bischöfe sich dem Verlangen Napoleons nicht gefügt, so trennte er sich eigenmächtig durch ein sogenanntes Senatuskonsult, von ihr, und Franz teilte mit ihm das Verbrechen der Bigamie, indem er ihm seine Tochter Marie Louise gab. —

Mit diesem Besuche bei Finckenstein ging mein Aufenthalt in Wien zu Ende. Wien selbst ist eine sonderbare Stadt. An sich selbst gewiß nicht so groß wie Potsdam, war sie damals mit sehr festen revêtierten[1]) Wällen, Gräben und einem bedeckten Wege umgeben. Das Glacis[1]) bildete eine weite Esplanade[1]) um die Stadt herum, auf Kartätschenschußweite waren keine Gebäude, dann erst fingen die unermeßlichen Vorstädte an. Nur an der Nordseite liegen die Wälle hart an dem einen schmalen Arm der Donau, und auf dem andern Ufer, ebenso hart anstoßend, liegt die Leopoldstadt mit dem Prater, dem Augarten und der Brigittenau, auf der von der Donau gebildeten Insel. Die Stadt bildet also gleichsam einen Kern, von zwei Ringen umgeben, einem leeren, der Esplanade, und einem bebauten, den Vorstädten. In der Stadt haben alle Geschäftsleute nur kleine Absteigequartiere, wo sie des Morgens diese abmachen; ihre Wohnungen und Paläste sind aber in den Vorstädten. Diese waren damals zum großen Teil noch nicht gepflastert, z. B. die große Mariahilfstraße, wo es nach Schönbrunn geht, in welcher Sand war und der unerträglichste Staub. Die Vorstädte waren auch keineswegs vollständig bebaut, sondern ebensoviele Gartenmauern als Häuser begrenzten die Straßen. Die Gärten aber, in denen die Paläste der Großen standen, waren förmliche Parks, etwa wie der Neue Garten in Potsdam.

Jetzt sind die sämtlichen Festungswerke rasiert, die Gräben ausgefüllt, und diese große ringförmige Esplanade soll in einen englischen Garten verwandelt worden sein, damit ja in Zukunft

[1]) Für nichtmilitärische Leser sei bemerkt: revêtierte Wälle sind mit Futtermauern versehene Wälle; Glacis ist die flach in das Vorfeld verlaufende Brustwehr des bedeckten Weges. Esplanade heißt das freie Feld vor der Zitadelle, damals meist gegen 800 Schritt breit.

ein jeder Feind recht bequem und mit Ergötzen in die Hauptstadt einziehen könne.

Dies ist nur zu häufig bei den großen Städten. Wir haben es mit Breslau[1]), die Sachsen mit Dresden[1]) ebenso gemacht, wenn wir gleich im voraus wissen, daß jeder Feind, der dort bleiben will, diese Punkte alsbald wieder befestigt. Aber man muß dem feigherzigen Pack in den großen Städten immer zu Willen leben, der nur Mut hat gegen den Landesherren und gegen die Ordnung, dem Feinde aber entgegenkömmt, bis dieser ihn dann gehörig bestraft und ihm weit mehr kostet, als die schärfste Belagerung hätte kosten können. —

Die kaiserliche Burg in Wien gleicht im innern Hofe in der Architektur unserm Berliner Schlosse, welches aber weit schöner ist, wenngleich jene weitläuftiger sein mag. Die Reiterstatue Josephs II. übertrifft weit alle, die ich in London und Kopenhagen gesehen habe und steht der unseres Kurfürsten zunächst, wenn sie gleich ihn nicht erreicht.

Der Prater ist eigentlich ein großer Anger, mit zerstreuten, sehr schönen alten Eichen, und von einer prächtigen Allee durchschnitten, mit Wirtshäusern besäet, wo diese lebenslustigen Phäaken den ganzen Tag jubeln und fressen. Er riecht immer nach Bratwurst. Ich habe dort wenigstens zwanzig Karussells zugleich in Bewegung gesehen, während in Berlin, wo etwa noch eins ist, es gewiß verlassen steht und verfault. Am 17. Reisetag verließen wir Wien und kehrten denselben Weg zurück. Die Nacht hindurch waren wir wieder in Mähren und langten nachher abends sechs Uhr wieder in Prag an. Mein Bruder wurde als Kadett angestellt. Ich rüstete ihn mit Gelde aus, besprach mit ihm noch alles Nötige, und am neunzehnten Tage, in aller Frühe, nahm ich Abschied von ihm, ach! — um ihn nie wiederzusehen. Mit ihm ist auch ein Stück von meinem Herzen aus dieser Welt geschieden. —

Ich reisete nur bis Töplitz, weil ich den andern Tag in Culm sein wollte. In Töplitz angekommen, erfuhr ich, daß der alte Fürst (jetzt Herzog) von Anhalt-Dessau[2]) dort sei. Er bestellte mich zum

[1]) Breslau wurde 1813 entfestigt, Dresden 1810 ff., 1817 ff.

[2]) Leopold Friedrich Franz (1751—1817), der Begründer des Wohlstandes seines Landes, charakteristischer Vertreter des kulturfördernden aufgeklärten Absolutismus.

andern Morgen um acht Uhr. Da empfing er mich mit seiner gewohnten Freundlichkeit, lud mich zu Tisch ein, und wie ich dies abschlagen mußte, sagte er, er ritte doch jetzt aus, er wolle mir eins seiner Pferde geben und mich bis gegen Culm begleiten. Dies geschah. Er erzählte mir viel von seinen Begegnissen mit Napoleon im Jahr 1806 nach der Schlacht von Jena; wie dieser im Schlosse abgestiegen sei und sehr geschimpft habe, wie er den Fürsten mit dem Schwarzen Adlerorden geziert gesehen, worauf dieser erwidert: er habe immer nur Gutes von seinen Nachbaren, den Königen von Preußen, genossen, sich daher durch ihren Orden geehrt gefühlt und sehe gar nicht ein, warum er ihn etwa jetzt hätte ablegen sollen! Darauf Napoleon: „Avez-Vous donné Votre contingent?“ Er: „On ne l'a pas demandé“ — und damit ist Napoleon zufrieden gewesen und höflich geworden.

In Culm stieg ich bei meinem Vetter Carl[1]) ab und setzte am Nachmittag meine Reise fort, passierte in der Nacht Dresden und fuhr ununterbrochen über Elsterwerda, Luckau, Lübben und Beeskow den Tag und die folgende Nacht hindurch, bis daß ich am zweiundzwanzigsten Tag meiner Reise vor Sonnenaufgang wieder in Friedersdorf bei meinen charmanten Gästen eintraf. Dies war gegen Ende des Juli 1808. —

Ich hatte, als ich gleich darauf nach Berlin kam, meine Mutter in sechs Wochen nur nicht gesehen und erstaunte über die Veränderung, die ich in ihren Zügen bemerkte. Sie war plötzlich unbegreiflich gealtert, ungeachtet sie eben erst zweiundfünfzig Jahr alt geworden war, und ich fürchtete, daß sie in eine schwere Krankheit verfallen würde. Sie reisete um die Mitte des August nach Golßen (bei Baruth in Sachsen) zur Gräfin Fontana[2]), einer Jugendfreundin, um einige Zeit dort zuzubringen. Am 2. September erhielt ich mit der Post einen Brief meiner Schwester[3]), der etwa drei Tage unterwegens gewesen, die Mutter sei sehr krank, ich möchte doch hinkommen. Da der Weg quer durchs Land auf keiner gewöhnlichen Poststraße geht, so wollte ich Pferde nach Fürstenwalde schicken und den anderen Morgen reisen. Am Mittag

[1]) Karl Brühl, Sohn von Moritz Brühl. Vgl. o. S. 195 f.

[2]) geb. Gräfin Redern, vermählt mit dem sardinischen Gesandten Fontana.

[3]) Julie, späteren Gräfin Münster (1789—1872).

aber, wie die Pferde eben abgehen wollten, kam eine Stafette direkt von dort her, — sie sei denselben Morgen gestorben! Ich fuhr also gleich ab, die Nacht hindurch, mit schlechten Postpferden über Storkow nach Golßen hin, wo ich mit Tagesanbruch etwa um fünf Uhr ankam. Zu meiner Verwunderung sah ich Ehrenpforten und allerhand festliche Anstalten und erfuhr, daß eben heute die Vermählung der jüngsten Gräfin mit einem hölzernen Sachsen gefeiert werden sollte, ja, daß die Mutter nicht zu bewegen gewesen, sie nur solange aufzuschieben, als die Leiche derjenigen noch in ihrem Hause war, die sie ihre Freundin genannt hatte!

Die Trostlosigkeit und Ratlosigkeit meiner beiden jungen Schwestern und ihre Indignation über die scheußliche Gefühllosigkeit der Gräfin Fontana läßt sich nicht beschreiben. Dies war nun der sechste unerwartete Todesfall unter meinen nächsten Angehörigen in wenigen Jahren! Zu allen Verwickelungen, in denen ich schon steckte, bekam ich nun zwei junge neunzehn- und sechzehnjährige Schwestern auf dem Halse, und die Franzosen hatte ich bei mir im Quartier!

Mein Bruder Alexander, von Berlin auf der direkten Straße schneller herbeigerufen, war schon dort, und während unserer ersten Herzensergießungen und Beratungen ertönten auch schon die Trommeln, Schallmeien und Zinken der herbeiziehenden, der Gräfin gehörenden Ortschaften, — und es dauerte gar nicht lange, so tanzte schon alles, jubelte und soff vor den Fenstern des Schlosses. Einen scheußlicheren Mißton im Gemüt habe ich nie empfunden, als an diesem Tag. Um ihn zu vervollständigen und die höchste Empörung über menschliche Gefühllosigkeit zu erregen, erschien die Gräfin und beschwor uns, *an dem Hochzeitsfeste teilzunehmen*! Es wäre ein Unglück, aber doch nicht zu ändern und dergleichen Abscheulichkeiten. Ich schlug es bestimmt ab und erklärte, daß ich noch vor der Feierlichkeit, die Nachmittag stattfinden sollte, abreisen würde. So sollten wir denn nur *zum Diner* bleiben! — Meine Schwestern wollten vergehen, und ich machte dem alten steinernen Weibe solche fatale Gesichter, daß sie uns sehr unzufrieden verließ.

Mein Bruder Alexander übernahm, in Berlin alles zu besorgen und einzurichten und reisete dahin ab, ich aber mit meinen

Schwestern um Mittag nach Friedersdorf, froh, aus diesem Egoistenhause fortzukommen. Meinen Diener ließ ich dort, der die Leiche meiner Mutter nach Friedersdorf brachte, wo wir sie im Gewölbe neben meinem Vater beisetzten, in dem Gewölbe, welches ich nachher noch, ach so oft, öffnen mußte, um so viele, die meinem Herzen wert waren, zu ihrer Ruhestätte zu bringen!

Ich ward Vormund meiner Geschwister. Aber es zeigte sich bald, daß es unmöglich war, bei den vielen Geschäften, die ich hatte, ganz allein im Hause, ohne irgend ein anderes Frauenzimmer, und den Feind als täglichen Gast, — diese beiden jungen Mädchen bei mir zu behalten. Wo aber sie unterbringen? Mehrere schlugen es ab, endlich fiel mir noch eine Freundin meiner Mutter, die verwitwete Generalin Gräfin Henckel, ein. Diese hatte nach dem Tode ihres Mannes eine Zuflucht in Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich gefunden. Meine Mutter liebte sie zärtlich, und wenn sie nach Berlin kam, war sie stets bei ihr. Wie nachher der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin[1]) die Großfürstin Helene[1]) von Rußland heiratete, ward sie Oberhofmeisterin bei dieser und alle Winter mit ihr in Berlin. Einige Jahre nach deren frühem Tode ward sie abermals Oberhofmeisterin bei der Großfürstin Marie[2]), welche den Erbprinzen, jetzigen Großherzog von Sachsen-Weimar[3]) heiratete. Dort ist sie noch jetzt [1837], dreiundachtzig Jahr alt, und als eine sehr geistreiche und tapfere Frau das Schrecken aller Neuerer, Demagogen und derer, die in Hofsachen Inkonsequenzen begehen oder sich irgend etwas anmaßen wollen. An diese wendete ich mich zuletzt. Sie erklärte, ihr Dienst bei Hofe und ihre beschränkte Wohnung verhinderten sie zwar, meine Schwestern förmlich bei sich aufzunehmen, indessen sei in dem Hause neben dem ihrigen ein Quartier zu haben; wenn ich dies mieten wolle, so wollte sie sie in Aufsicht nehmen und soviel für sie sorgen, als ihr möglich sein würde.

Dies war nun freilich nicht das, was meinen Schwestern nötig gewesen wäre, aber es war der einzige Ausweg, ich mußte den Vorschlag also annehmen. Wir reiseten Ende November und fuhren

[1]) Friedrich (Ludwig), geb. 1778, starb vor seinem Vater 1819. Seine Gemahlin Großfürstin Helene, Tochter Kaiser Pauls I., starb schon 1803, im 19. Jahre.

[2]) Maria Pawlowna (Tochter Pauls I.), (1786—1859). Vgl. o. S. 261, Anm. 1.

[3]) Karl Friedrich (regierte 1828—1853).

über Berlin, Dessau, Leipzig, Naumburg und das Schlachtfeld von Auerstedt am Abend des vierten Tages in Weimar ein. Den folgenden Tag ging ich zur Gräfin Henckel, führte dann meine Schwestern dort ein und begab mich zum Großherzog[1]), meinem Gönner. Ich wurde gleich zu Mittag eingeladen, die Großherzogin war krank, die Erbprinzessin abwesend. Da erfuhr ich denn, daß der Großherzog schon am Nachmittag abreisete, um vier Tage auf einer Schweinsjagd in Hummelshayn zuzubringen. Ich wollte mich also gleich wieder beurlauben, dies wollte er aber nicht zugeben, sondern lud mich auf den vierten Tag ein nach Jena, wo er den Mittag eintreffen wollte. Dies ließ sich nicht abschlagen, ich mußte also drei Tage still liegen und begab mich am vierten nach Jena, wo ich die ganze Vorstadt, in der ich vor zwei Jahren gewohnt hatte, noch in Schutt und Trümmern fand, in welche die Franzosen sie gleich nach unserm Abzug verwandelt hatten. Auch stand mein Wirt zufällig eben bei den Trümmern seines recht hübschen, ehemals dreistöckigen Hauses; er klagte auch über die Folgen jener Zeit.

Der Herzog kam spät, und da er beständig zu tun haben mußte und in allen Zweigen menschlichen Wissens erfahren war, so hatte er sich zum Nachmittag den damals jungen und eben bekannt werdenden Professor Oken[2]) eingeladen, um sich ein neues System der Physik vordemonstrieren zu lassen. Ein kurioseres Gesicht als dieser kleine Mensch hatte, mit einem ungeheuren, weit hervorstehenden Riecher, habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Er hielt eine lange Vorlesung, von der ich sehr wenig verstand, da ich um die Physik mich niemals bekümmert habe; und dann folgte ein langes Gespräch zwischen ihm und dem Herzog über die Polaritäten, bis tief in die Nacht hinein, so daß, außer diesen beiden, alle andern einschliefen. Zur Nacht kam ich in ein Zimmer mit unserm Kapitän Müffling[3]), dem jetzigen kommandierenden General in Westfalen,

[1]) Genauer Herzog. Karl August wurde erst 1815 Großherzog.

[2]) Lorenz Oken, Anhänger Schellings, Verfasser einer „Naturgeschichte" und „Naturphilosophie" (1779—1851), seit 1802 in Göttingen, 1807—19 Professor in Jena.

[3]) Friedrich Ferdinand Karl Freiherr v. Müffling, (1775—1851), trat schon 1806 bei Auerstedt hervor, 1837 Gouverneur von Berlin, 1847 Generalfeldmarschall. Seine Selbstbiographie (1851) ist vielfach unzuverlässig.

den der Herzog zu sich genommen hatte, und der bis 1813 eine Art von Minister bei ihm war. Er erzählte mir manche Partikularitäten von den Franzosen vor und während der Schlacht. Ich hatte beabsichtigt, mit ihm das Schlachtfeld zu besehen, es ging aber nicht, weil der Herzog den folgenden Tag allerhand mit der Universität und mit Goethe zu tun hatte, wobei Müffling gegenwärtig sein mußte. Ich nahm Abschied vom Herzog, ungeachtet er mich wiederum für den nächsten Tag und auf längere Zeit nach Weimar einlud.

Ich ritt nun aufs Schlachtfeld. Wer je ein solches besucht hat, auf dem er selbst tätig gewesen, der weiß, wie einem dann alles total verschieden vorkommt, und wie schwer es ist, sich im einzelnen zu orientieren. Alles, was damals so lebendig und geräuschvoll war, ist nun still, ledig und tot. Alles erscheint kleiner und enger. Ich sah die steilen Steige, auf denen der Feind den Landgrafenberg erklimmt hatte und den kleinen Raum, in welchen wir am 13. seine Avantgarde zusammengedrängt hatten. Unser Lager, Anmarsch, Aufstellung und Rückmarsch war leicht zu erkennen. Aber vergeblich habe ich die Stelle gesucht, wo mir das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde[1]); dicht an Vierzehnheiligen muß es gewesen sein, aber der Weg mit den beiden Gräben zur Seite war rein verschwunden. —

Eine gewaltige Inkonsequenz hatte der in seiner ganzen Laufbahn so ehrenwerte Herzog kurz vorher begangen, indem er dem Napoleon während der Konferenz in Erfurt *auf dem Jenaschen Schlachtfelde* eine große *Hasenjagd* gegeben hatte! Worüber die Franzosen sich nicht wenig ergötzten. —

Verhältnisse des Landes 1807—09.

Nach der Schlacht von Friedland (14. Juni), die durch Bennigsens Schuld verloren ging und mit völliger Niederlage der Russen endete, wollte Kaiser Alexander anfangs von Waffenstillstand und Frieden nichts hören, sei es, daß Bennigsen ihm seine Niederlage nicht vollständig genug geschildert hatte, sei es aus Treue zu seinen Verträgen, sei es, weil die Österreicher im Begriff waren, loszuschlagen. Darauf eilte der

[1]) Vgl. die Schilderung im 2. oder in dem militärischen Nachtragsband.

Großfürst Konstantin[1]) zu ihm und stimmte ihn um. Man erzählte damals — und es scheint mir glaublich — daß er ihm zuerst die gänzliche Auflösung der Armee und den ganz laut ausbrechenden, höchst bedenklichen Widerwillen der Armee gegen diesen Krieg (— da sie glaubten, alle diese Entbehrungen, Strapazen und Niederlagen bloß um Preußens, um einer ihnen ganz fremden Sache willen, erdulden zu müssen —) geschildert habe, aber vergeblich. Alexander habe befohlen, die Armee solle standhalten oder, wenn dies nicht möglich sei, sich ins Innere von Rußland zurückziehen. Darauf sei eine heftige Szene zwischen beiden Brüdern vorgefallen, Konstantin habe ihm vorgehalten, er treibe die Armee zur Empörung und möge an das Schicksal ihres Vaters denken![2]) In der Tat ist es möglich, daß es dahin gekommen wäre. Genug, Alexander bewilligte den Waffenstillstand, der den 21. Juni geschlossen wurde.

Napoleon wünschte den Frieden teils aus natürlicher Unruhe, die ihn sein Lebelang angetrieben hat, immer etwas Neues zu unternehmen, ehe das Alte noch gänzlich beendigt war, teils aus Ungeduld, seine Rache an Spanien auszulassen, weil es schon vor der Schlacht von Jena gegen ihn gerüstet hatte. Nach dem König von Preußen wurde gar nicht gefragt, — es war, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Er besaß, nachdem die Franzosen in Tilsit standen, von seinem ganzen Reiche nur noch die einzige Stadt Memel, die er alsbald verlassen mußte, wenn der Krieg fortdauerte; aber er hätte es ohne Reue getan und wäre nach Rußland ausgewandert. Napoleon hatte ihn zu sehr geärgert, also hielt er fest bis aufs äußerste und darüber hinaus; aber da Alexander Frieden wollte, mußte er mit.

Gleich nach dem Waffenstillstande kamen Alexander und Napoleon in Tilsit zusammen. Letzterer verlangte, daß der König von Preußen, wenn er Frieden haben wollte, selber komme, — und so mußte er denn kommen, mit widerstrebendem Herzen. Von Hardenberg wollte Napoleon nichts wissen, er mußte sogleich entlassen werden. Der König brachte statt seiner den alten schmähsüchtigen Feldmarschall Kalckreuth und den Geheimen Rat Grafen

[1]) Alexanders jüngerer Bruder (1779—1831).

[2]) Kaiser Paul I. wurde bekanntlich in der Nacht vom 23./24. März 1801 ermordet. Vgl. o. S. 163 Anm. 3 und u. S. 663.

Goltz [1]), einen Waschlappen, als Friedensunterhändler mit, sie wurden aber gar nicht gehört, bis mit Rußland abgeschlossen war. Von da ab fing die sogenannte Freundschaft Napoleons und Alexanders an; ob dieser anfangs wirklich betört war und glaubte, daß die Freundschaft aufrichtig sei und es selbst aufrichtig meinte, — oder ob er gleich damals Napoleon mit seinen eigenen Waffen, d. h. mit Lügen, bekämpfen und überlisten wollte, weiß ich nicht; aber ein Jahr später war dieser Vorsatz fest bei ihm.

Wie nun mit Rußland alles verabredet war und uns allerhand Schwierigkeiten gemacht wurden, verfiel der alte Kalckreuth darauf, — vielleicht weil Talleyrand es ihm unter den Fuß gegeben [2]) — daß die Unterhandlungen weit besser gehen würden, wenn die Königin nach Tilsit käme und mit dem Napoleon redete. Es war mit Händen zu greifen, daß dies nur deshalb gefordert wurde, um die von ihm so vielfach geschmähete Frau zu demütigen und seinem Hochmut vor den Augen von ganz Europa ein schmähliches Fest zu bereiten. Dennoch ließ Friedrich Wilhelm sich bereden, diesen Leidenskelch über seine unschuldige königliche Gemahlin auszugießen. Da nun doch Frieden sein mußte, so wollte er ihn um jeden Preis, je eher, je lieber fertig, und dann eingebildete Ruhe haben. Sie mußte kommen. — Daß Preußen alle Länder bis an die Elbe verlieren solle, stand schon fest, aber den Besitz der Festung Magdeburg sollte die Königin erbitten. Nicht nur hatte der König von jeher und bis auf den heutigen Tag eine besondere Zuneigung zu dieser Stadt gehabt, sondern es war auch äußerst unangenehm, neben der so überaus nahen sächsischen Grenze noch eine solche Hauptfestung nur achtzehn Meilen von Berlin vor der Nase zu haben.

Der Kaiser Alexander und Napoleon wohnten in Tilsit. Der König hatte hier nur ein Absteigequartier und wohnte auf einem nahen preußischen Amte.[1]) Die Königin kam zur Stadt, Napoleon machte ihr den Besuch und war sehr höflich. Sie und der

[1]) August Friedr. Ferdinand v. d. Goltz, bald darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten (1807—1814), später Bundestagsgesandter in Frankfurt (1816—1824), gest. 1832. Vgl. o. S. 394. Man wird auch hier Marwitz' Urteil nicht wörtlich nehmen.

[2]) Napoleons Schwager Murat hatte den Rat gegeben.

[3]) Piktupönen, n. ö. von Tilsit.

König blieben aber nie im Orte; sie hat mit dem König einmal bei Napoleon und einmal bei dem Kaiser von Rußland gegessen. Bei welcher von diesen drei Zusammenkünften die Sollizitation vorgebracht worden ist, weiß ich nicht,[1]) aber sie hat behauptet, er habe ihr versprochen, wir sollten die Festung Magdeburg behalten. Es war aber versäumt worden, vorher mit Talleyrand zu sprechen und ihm 100000 Taler zu schenken, die er jedesmal ohne Erröten annahm, ja sie auch (oder mehr) ausdrücklich forderte, wenn ein Traktat zustande kommen sollte. Genug, sobald die Königin fort war, ging Talleyrand zu ihm hinein, und nachher sagte Napoleon zu seinen Umgebungen: „La Reine de Prusse est une belle femme, elle a manqué de me prendre!“ — und Magdeburg blieb verloren.

Von Stund' an war Napoleon weniger höflich, die Königin reisete ab und hatte die Schmach ohne Vorteil überstanden. Der König wollte durchaus nicht in die Abtretungen willigen und geriet in Gegenwart des Kaisers Alexander in einen heftigen Wortwechsel mit Napoleon, wobei er ihm sagte: es wäre ganz natürlich, daß er nicht begreifen könne, wie einem König zu Mute sei, der angestammte Untertanen verlieren solle. Hierauf ist Napoleon grün im Antlitz geworden vor Zorn und losgebrochen: „Oui, Vous devez les perdre. Je veux Vous mortifier! J'ai aimé la Prusse, je l'ai cajolée[2]) comme une jolie femme, elle m'a trompé et elle portera la peine de son infidélité! Fâchez — Vous autant qu'il Vous plaira!“ Dem König haben die Lippen vor Zorn gebebt, und wie der Wortwechsel weitergegangen, hat er, glaube ich, gar die Hand auf den Degen gelegt. Wenigstens ist der Kaiser dazwischengetreten, hat sie getrennt und beschwichtigt. — Er selbst hat diese Szene der Königin erzählt, wie ich von einer weiß, die zugegen war.[3]) Herrlich wäre es gewesen, wenn Friedrich Wilhelm der Gerechte dem Napoleon den Degen durch den Leib gerannt hätte!

Überhaupt hat nie ein Mensch weniger als er verstanden, bonne mine à mauvais jeu zu machen. Er konnte es nicht über sich gewinnen und maulte immer noch, wenn es auch wie hier

[1]) Die Unterredung fand am 6. Juli 1807 statt. Vgl. Paul Bailleu, Königin Luise in Tilsit, Hohenzollernjahrbuch 1899, S. 221—240. Über die Unterredung S. 226 ff. — [2]) Geliebkost, geschmeichelt. — [3]) Gräfin Moltke.

zu nichts mehr helfen konnte. Um so schlimmer, wenn die Hauptschuld, daß es so geworden, an ihm selbst lag. Alexander war dagegen in dieser Kunst ein Meister, — er verstand, die Franzosen alle zu gewinnen. Ja er ging hierin zu weit und vergab seiner Würde, indem er dem Napoleon sichtlich den Vorrang ließ. Z. B., sie ritten aus, um die russischen Garden oder französische Truppen zu sehen, dann jagte Napoleon voran, und er zottelte hinterher. Dies tat unser König nie; wenn Napoleon fortjagte, so blieb er ruhig im Schritt und ritt nach eigenem Willen. Die dummen und eitlen Franzosen, die nicht begreifen konnten, daß dies absichtlich und mit Fug und Recht geschah, bildeten sich ein und haben es in mehreren Memoiren niedergeschrieben, daß der König ein schlechter Reiter sei und nicht mitgekonnt habe. Er war aber ein sehr guter und dreister Reuter, ohne Vergleich der beste unter allen gekrönten Häuptern in Europa — und nun gar in Vergleich mit Napoleon, welcher ritt wie ein Schneider, oder Alexander, welcher im Sattel saß wie ein Mehlsack!

Dem Napoleon lag es jederzeit daran, zu zeigen, daß alle Traktate zwischen seinen Feinden eo ipso null und nichtig seien und nie anders, als zum Schaden des Schwächeren unter ihnen ausschlagen könnten, — wogegen alle Verbindungen mit ihm, und selbst Treulosigkeiten, zu seinen Gunsten begangen, jederzeit Vorteil brächten. Darum mußte auch hier Rußland wie die allein kriegführende Macht, Preußen aber nur wie der Bestrafte und nur teilweise Begnadigte angesehen werden. Der Traktat mit Rußland wurde vorweg geschlossen, und durch welches Kunststück es dem Napoleon hierbei gelungen ist, den Kaiser Alexander zu bewegen, ein kleines Stücklein von unserem Raube, nämlich den Kreis Bialystock[1]), anzunehmen, ist mir unbegreiflich, — denn offenbar geschahe es nur, um ihn öffentlich an den Pranger zu stellen und jeden Fürsten zu warnen, sich niemals wieder in ein Bündnis mit ihm einzulassen.

Endlich erfolgte am 9. Juli 1807 der Friedenstraktat mit uns, das Übermaß der Demütigung, denn er hebt an mit Aufzählung der Provinzen, die dem Könige gelassen werden sollen! Alles

[1]) Bialystock (in Neu-Ostpreußen) war 1795 bei der dritten polnischen Teilung an Preußen gekommen.

übrige ist eo ipso dem Sieger verfallen. Verloren wurden hierdurch also:

1. Alle Länder auf dem linken Ufer der Elbe.

2. Der Kottbuser Kreis der Neumark, zugunsten von Sachsen.

3. Ganz Südpreußen, Neu-Ostpreußen (die Erwerbungen von 1793 und 95) und der Netze-Distrikt (Erwerbung von 1772), ebenfalls zugunsten Sachsens, in der Form eines Herzogtums Warschau.

4. Die Stadt Danzig mit einem vergrößerten Territorio, unter der Form eines freien Staats. Thorn war zu dem Herzogtum Warschau geschlagen.

Wir büßten also nicht nur die ganze Clevische Erbschaft, alle Entschädigungen, welche der Große Kurfürst im Westfälischen Frieden für den schwedischen Teil von Pommern erhalten, Ostfriesland und die ältesten Stammlande des Hauses Hohenzollern ein, sondern auch den ältesten Teil der Mark Brandenburg, die Altmark, und alle Erwerbungen in Polen, exkl. des schlechtesten Teils von Westpreußen und des Teils desselben, der in Ostpreußen enklaviert ist, — nämlich das Bistum Ermeland, welches man gleichsam als Äquivalent für die verlorene Herrschaft Cottbus betrachten konnte. Wir waren also weit schwächer geworden, als Friedrich II. bei seinem Regierungsantritte, denn wenngleich das uns gebliebene Schlesien die damaligen überelbischen Länder kompensieren konnte, so bekam doch Friedrich Land und Heer in der schönsten Ordnung und im Wohlstande, und von vielfachen Interessen bewegte Nachbaren. Hier aber war das Land ausgesogen und ruiniert (die Unordnung folgte nach), vom Heere nur noch ein geringer Überrest vorhanden und ein übermächtiger Nachbar, eigentlich ein Gebieter!

Ferner wurde in diesem Traktat unsere Grenze mit Rußland bestimmt (wie Alexander sich diese Schmach gefallen lassen konnte, ist unbegreiflich!), die Amnestie der Berliner Bürgergarde!!!!, die Ausschließung der englischen Schiffahrt; und endlich sollte eine Konvention wegen der Termine zur Räumung unserer besetzten Länder geschlossen werden. Diese erfolgte am 12. Juli dahin, daß unsere Länder bis an die Weichsel bis zum 20. August, bis zur Oder am 5. September und bis zur Elbe am 1. November geräumt sein sollten. — Nun waren wir zufrieden und glaubten, uns dem süßen Frieden überlassen zu können. Wir hatten aber

die Hinterlist des Artikels 5 dieser Konvention, einfältig genug, übersehen, welcher lautete: „Alle Revenüen des preußischen Landes fließen vom Tage der Auswechselung der Ratifikationen an in die Kasse des Königs, und sind für Rechnung Sr. Majestät zu erheben, wenn die vom 1. November 1806 bis zum Tage der Auswechselung der Ratifikationen schuldigen und fälligen Kontributionen abgeführt sind." Nun waren aber sehr viele ausgeschriebene Kontributionen noch rückständig und das Land nicht imstande, sie zu bezahlen, — Napoleon ratifizierte auch nicht; also wurde auch das Land nicht geräumt, dessen Revenüen auch dem König nicht überliefert, sondern Napoleon bezog sie nach wie vor; auch unsere Kriegsgefangenen gab er nicht los.

Wir blieben also, wenn auch nicht im Kriegszustande, doch in dem weit schlimmeren der vollständigsten Unterdrückung und Willkür, — bis im folgenden Jahre, nachdem die Franzosen noch genug erpreßt, die Einkünfte gezogen und die Kontributionen vermehrt hatten, der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris schickte, um endlich die Räumung des Landes und Frieden zu bewirken. Nachdem dieser fünf oder sechs Monate unbeachtet dort verweilt hatte, wurde endlich am 8. September 1808 ein neuer Traktat geschlossen, oder vielmehr ein Dekret Napoleons promulgiert, nach welchem der König versprechen mußte, noch 120 Millionen Franken (30 Millionen Taler schwer Geld oder 34 Millionen 285 714 Taler preußisch) zu zahlen, worauf denn die Mark Brandenburg, als die letzte Provinz, im Monat Dezember 1808 geräumt wurde, und um jene Zeit auch erst die Kriegsgefangenen aus Frankreich zurückkamen, nachdem man viele an die spanische Grenze geführt und durch Hunger und schlechte Behandlung gezwungen hatte, Dienste in den Fremden-Regimentern zu nehmen, die in den ungerechten spanischen Krieg geschleppt wurden.

Diese Summe der 120 Millionen Franken hatte Napoleon aus den Kontributionen, die willkürlich den Provinzen aufgelegt wurden, und aus den rückständigen Revenüen von 1806 bis 1808 herauskalkulieren lassen. Denn bei unserer allerliebsten Methode, dem Feinde die vollständig organisierten Behörden und alle Beamten in den eroberten Provinzen zurückzulassen, waren ihm die Etats unserer Einnahmen genau bekannt, die Kassen standen unter

seiner Aufsicht, und da die Kontributionen und Leistungen mit Strenge eingetrieben wurden, so blieben natürlich manche von den gewöhnlichen Landesabgaben in Rückstand. Rechtschaffene Beamte sahen hierzu durch die Finger, damit der Rückstand dem Könige nach dem Abmarsch des Feindes zugute kommen möchte; manche fanden auch Gelegenheit, Gelder nach Preußen zu schaffen, die denn in den Büchern noch als Reste figurierten. — Dieses alles rechnete Napoleon zusammen, fügte einen willkürlichen Zuschlag hinzu und profitierte nun, über die Friedensbedingungen hinaus, 120 Millionen, die in fünf Vierteljahren eingekommenen Einkünfte des Landes und ebensolange die Verpflegung seiner Armee![1])

Für die Mark Brandenburg hatte die Sache nachstehende Folgen:

Ihr waren aufgelegt worden:

1) an Kontribution	2,866,659	Thlr.	21	Gr.	—	Pf.	Cour.
2) Requisitionen	6,872,881	„	12	„	—	„	„
3) Transportkosten für die feindliche Armee	91,036	„	4	„	2	„	„
4) Lagerkosten	155,578	„	18	„	4	„	„
Summa	9,986,156	Thlr.	7	Gr.	6	Pf.	Cour.

exkl. dessen, was die einzelnen Kreise und Ortschaften bezahlt und naturaliter geleistet hatten.

Um diesen Forderungen zu genügen, waren gegen Schuldokumente (Interimsscheine) aufgenommen worden	1,618,960	„	—	„	—	„	Cour.
in Gold, das Gold mit 15 pCt.	15,350	„	12	„	—	„	„
Bar waren zur Zeit des Friedens von Tilsit etwa erhoben und gezahlt worden	1,000,000	„	—	„	—	„	„
Summa abgetragen	2,634,310	Thlr.	12	Gr.	—	Pf.	Cour.
Die Provinz war also noch schuldig	7,351,846	Thlr.	19	Gr.	6	Pf.	Cour.

[1]) Vgl. über Preußens finanzielle Bedrückung durch Napoleon Max Duncker, „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen Frankreich gezahlt hat" in dem Sammelbande: Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III., 1876,

Sie weigerte sich, zu bezahlen, und auf das Andringen und die Drohungen des Feindes schickte sie eine Deputation an den König nach Memel, bestehend aus den Landräten v. Pannwitz[1]) und v. Zieten[2]) und dem Bürgermeister Freitag (von Frankfurt), denen sich auch der Herr v. Itzenplitz angeschlossen hatte. Diese fragten an, was sie tun sollten? und erhielten eine Kabinettsordre (vom 29. August 1807), in welcher es heißt: „Nächstdem muß es Eure erste Sorge sein, die rückständigen Kontributionsforderungen mit Anstrengung aller Eurer Kräfte zu befriedigen, weil davon allein es abhängt, wie bald wir die Früchte des Friedens genießen und, durch das erlittene Unglück enger als je verbunden, in den Stand kommen können, die großen Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen hat. Um Euch dies zu erleichtern, will Ich die Schulden, die das Land wegen Abführung der baren Kriegskontribution hat machen müssen, oder noch zu machen genötigt sein wird, nicht allein verzinsen, sondern auch allmählig tilgen." — Nun waren aber die vorangeführten Summen alle bar gezahlt worden, oder noch zu zahlen, und das ständische Komitee ging nun eifrig daran, das Fehlende zusammenzubringen, um den Feind loszuwerden. Das königliche Versprechen wurde aber nicht gehalten und die Provinz in eine große Schuldenlast gestürzt. —

Zurück zum Frieden von Tilsit. Der Feind zog sich vorläufig nur bis hinter die Passarge zurück. Der König ging wieder nach Memel und war beinahe ohne Land und ohne Einkünfte. Für seine Person ließ er es an Sparsamkeit nicht fehlen. Sein Hof war nie glänzend gewesen, — schon während seines ganzen Aufenthalts in Preußen hatte er höchst eingezogen und einfach gelebt, es wurde noch erspart, und er lebte weit schlechter als viele Bürgersleute. Aber wie geringen (oder vielmehr gar keinen) Einfluß konnte das haben auf den ganzen Staat?

S. 503—547. Über die der Mark aufgebürdeten Lasten v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg 1806—1808 Bd. II, S. 1—310. Die der Kurmark (ohne Berlin) auferlegte Kriegskontribution betrug 80,797,652 Francs, die der Stadt Berlin allein 10 Mill. (Ende 1808).

[1]) v. Pannwitz auf Stolpe, Landrat und Kreis-Feuersozietätsdirektor von Niederbarnim.

[2]) v. Zieten auf Wustrau, Landrat des Kreises Ruppin, Domherr zu Halberstadt.

Es kam also darauf an, vor allen Dingen den Feind loszuwerden, und daher war am nötigsten, in alle Provinzen Kommissarien zu senden, um zu erfahren, was der Feind noch alles fordere, und dann die Mittel zu finden, ihn zu befriedigen; denn je länger dies aufgeschoben wurde, um so länger blieb der König ohne Revenüen und je höher stieg die Forderung des Feindes. Alles übrige war bis dahin Nebensache. — Es war aber nicht des Königs Art, dergleichen selbst zu besorgen, und er war beinahe ohne Minister. Die in Berlin verbliebenen waren verabschiedet, — Hardenberg mußte auf Napoleons Geheiß verabschiedet werden, — Rüchel (der ihm wenigstens Preußen regiert hätte) ging im Unmut auch ab,[1]) — es blieben also nur die Minister Voß und Schrötter. Zu ersterem, scheint es, hatte der König kein Vertrauen, — der andere war kein Mann zu solcher Aufgabe. Der König ließ also den verabschiedeten Minister Stein kommen, machte ihn allmächtig, und da ging Voß (der weit älter im Platze war) auch ab.

Man hegte die größten Erwartungen von dem Minister Stein, denn er war ein Mann von Kenntnissen, vielem Verstande und von Energie. Auch war er (ein Reichsritter) lange genug in unserem Dienst, als Präsident in Westfalen und zuletzt als Minister, gewesen, um die Verfassung und die Bedürfnisse des Landes zu kennen. Wenigstens, was das nächste Bedürfnis betraf, nämlich die Summe der Forderungen des Feindes in allen Provinzen kennen zu lernen und sie dann coute que coute herbeizuschaffen, wozu nur Tätigkeit und Bekanntschaft mit dem Geldwesen gehörte, dazu schien er gerade der rechte Mann zu sein. Ich halte es für ganz gewiß, daß man im Herbst 1807 den Feind mit einigen 20 Millionen Talern abfinden konnte, d. h. mit der Summe, wohin anderthalb Jahr später die Schulden der Kurmark allein gestiegen waren.[2])

Man täuschte sich aber gewaltig. Er bekümmerte sich beinahe nicht um diesen Punkt, wovon denn das längere Verweilen des Feindes, die größere Erschöpfung des Landes und die wachsenden Forderungen des Siegers die natürlichen Folgen waren. Statt dessen brachte er uns die Revolution ins Land, deren Resultate

[1]) Vgl. o. S. 417 Anm. 1. Napoleon hatte auch Rüchels Entlassung gefordert; vgl. Hardenberg in Rankes Hardenberg III (1877) S. 476 f., 498, 510.

[2]) Zur Beurteilung vgl. Häusser, Deutsche Geschichte III[3] S. 134 Anm.

dem Lande so viel gekostet haben, daß die Erpressungen Napoleons dagegen verschwinden wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit. Es scheint, daß er gar nicht willens war, die Kontribution zu bezahlen, vielmehr trachtete er darnach, den Napoleon zu überlisten und ihn zu stürzen. Und durch welche erbärmliche Mittel! Er sammelte einen Haufen Ideologen, Nichtstuer und Maulhelden um sich, die sich und andere durch ihre Redensarten erhitzten, Europa eine andere Gestalt geben, deshalb Napoleon vertreiben, vor allen Dingen aber selbst dabei profitieren und zu Reichtümern und Macht gelangen wollten. Dies war der Tugendbund[1]).

Die Franzosen haben von seiner großen Macht geschrieben und von dem Schaden, den er ihnen getan; andere: es sei nur eine Verbindung Gleichgesinnter gewesen, ohne politischen Zweck; noch andere: letzterer sei zwar vorhanden, aber die Sache nur ganz unbedeutend gewesen, und die Verbindung habe sich bald aufgelöset. Alle diese Erzählungen sind richtig, denn es war mit dem Tugendbund, wie mit allen geheimen Verbindungen; es gab darin Betrüger, Getäuschte, und leichtsinnig Gutwillige: „Is habitus animorum fuit, ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur.[2])“ Der letzteren war denn natürlich die größte Zahl; sie wurden gebraucht, um allenthalben herumzuschniffeln, gegen die Franzosen aufzuhetzen (was denn nicht schwer war, da diese selbst alles Mögliche taten, um sich verhaßt zu machen) und dann Berichte abzustatten, wie unzufrieden man hier, und wie unzufrieden man dort sei, — wie hier oder dort nächstens ein Aufstand losbrechen werde, usw. Eine Menge listiger Gesellen verschafften sich dadurch leichten und angenehmen Lebensunterhalt, und es ist kaum zu glauben, welche Summen diese Kerlchens dem preußischen Schatz von 1807 bis 13 gekostet haben. Man sahe un-

[1]) Vgl. o. S. 456 Text und Anm. 2, u. S. 525 ff. Stein war weder Stifter noch Mitglied des Tugendbundes; doch hat er — nach manchen Bedenken — ihn beschützt und begünstigt. Vgl. A. Lehmann, Der Tugendbund (1867), S. 22 ff., und M. Lehmann, Stein II (1903), S. 530 ff. Woher Marwitz' Abneigung gegen den Tugendbund stammt, die er mit der gesamten Adelspartei teilt, geht aus dem Folgenden (und u. S. 525 ff.) hervor.

[2]) Tacitus, Historien I, 28: „Von der Art war die Stimmung der Gemüter, daß das schlimmste Verbrechen nur wenige wagten, mehrere wollten, alle zuließen.“

bärtige Jünglinge und unbeschäftigte Männer, die nicht einen Groschen im Vermögen hatten, mit allen Bequemlichkeiten weite Reisen unternehmen, zurückkehren, mit Behaglichkeit und geschäftslos leben, aber mit wichtigen Mienen sich bald hierhin, bald dorthin begeben, und wenn man fragte, woher denn die Mittel kämen? so wurde geheimnisvoll auf Verbindungen mit hohen Staatsbeamten hingewiesen. — Mit diesen Leutchen erreichte Stein aber weiter nichts, als seinen eigenen Sturz.

Der König selbst war ein Tugendbündler dieser Art; man hatte ihm die nichtssagenden Statuten der Verbindung vorgelegt, und er hatte sie genehmigt. Es war recht seiner Art gemäß, viel von dem berichten zu hören, was er selbst haßte,[1]) und auf welche Art man die Franzosen loswerden könnte, sobald nur nicht verlangt wurde, daß er selbst Hand anlegen sollte. Aber die höheren Klassen des Tugendbundes dachten anders; die Getäuschten waren überzeugt, daß man den König in die allgemeine Bewegung (die sie vor der Tür glaubten!) mit fortreißen würde; die Betrüger aber wollten zuerst Macht und Geld, sodann ferner, wenn der Zeitpunkt eintrete, ihn benutzen und ausbeuten, wenn nicht *mit* dem König, auch ohne alles Bedenken *gegen* ihn. Dies waren also die Verräter, und Stein war ihr Haupt. Er fing nun mit ihnen (und an Gehülfen aus den anderen Klassen fehlte es nicht) die Revolutionierung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des (eingebildeten) Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Spekulanten und Comtoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen aus der Geschichte des Landes hervorgegangene Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerten Charakter. Hiermit, als ob die bekriegten Kategorien, das Eigentum, der Ackerbau, die stabilen Verhältnisse, die alte Ordnung, das Recht, die Gemeinschaftlichkeit der Standesgenossen und das Prinzip der Tugend und Ehre die Ursachen unseres Falles gewesen wären! und deswegen gab er das Land dem Feinde preis!

[1]) Nämlich: Zu handeln.

Er machte nun den Anfang zu seiner sogenannten Regeneration des preußischen Staats mit allerhand auf die Rousseauschen und Montesquieuschen Theorien gegründeten Gesetzen, solchen, wie sie aus der französischen Revolution, samt dem Schaden, den sie angerichtet, längst bekannt waren. Aber abgesehen von dem ihnen anklebenden Verderben, konnte kein Augenblick ungünstiger gewählt sein, um sie in Wirksamkeit zu setzen, als der gegenwärtige, in einem vom Feinde besetzten Lande, der nur auf Zeit und Gelegenheit lauerte, um seine Forderungen zu steigern und Vorwände zu finden, um nicht abzuziehen; — denn alle solche neu konstituierenden Gesetze führen ihrer Natur nach zu Anfang Unordnung herbei, weil sie damit anheben, dem zu entsagen, was da ist, ohne eine Gewißheit zu haben, daß das, was eingerichtet werden soll, sich in der Wirklichkeit so einrichten wird, wie es auf dem Papiere scheint. Und wenn der Erfolg fehlschlägt, so ist der Umsturz der alten Einrichtung und Verwirrung die einzige Folge solches unvorsichtigen Versuches. Würde es aber auch nicht so schlimm, so dauert Verwirrung und Unordnung doch immer solange, bis das Neue alle Hindernisse überwunden hat, die ihm die gewohnte Wirklichkeit und das bis dahin anerkannte Recht bei jedem Schritte entgegensetzt. Und was war den preußischen Ländern in dem Augenblick wohl notwendiger, als Ordnung, Einigkeit und Festhalten am Rechte?

Es erschienen also[1]): 1. Am 9. Oktober 1807 das Edikt über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner und den freien Gebrauch des Grundeigentums. Schon diese fremdartige Benennung und Erschaffung einer Menschenklasse, die in der Art gar nicht existierte, ist bemerkenswert. Es gab auf dem Lande königliche Domänen, Edelleute und untertänige Bauern, alle mit ganz verschiedenen Rechten und Pflichten; und in den Provinzen, die uns nach dem Frieden geblieben waren, nur an äußerst wenigen Orten Bauern mit freiem Eigentum. Dies waren also sehr bestimmt unterschiedene Klassen, die noch niemals collective Landbewohner genannt worden waren, da es nicht auf den Platz

[1]) Über Steins Reformgesetzgebung vgl. Max Lehmann, Freiherr vom Stein, Teil II, die Reform (1903). Über die Agrarreform G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens, 2 Bde. 1887.

ankam, wo ihr Haus stand, sondern auf ihre Rechtsverhältnisse.

Im Eingang wurde, genau ebenso, wie Turgot dreißig Jahre früher in dem ersten revolutionären Edikt Ludwig XVI. unterschreiben ließ, als Zweck des Gesetzes *der größere Wohlstand* angegeben, der dadurch erreicht werden würde. Wenn die französische Kontribution *darauf* hätte warten sollen, so wäre sie heute noch nicht bezahlt.

Um nun zu diesem ersehnten Wohlstand zu gelangen, sollte:

a) Jeder Edelmann Bauergüter, jeder Bürger und Bauer Rittergüter kaufen können. Damit fiel die bisherige Sicherheit der Bauern in ihrem Grundbesitz weg; jeder reiche Gutsbesitzer konnte sie jetzt auskaufen und fortschicken. (Zum Glück war beinahe niemand mehr reich.) — Ferner wurden Gerichtsbarkeit, Polizei und Kirchenpatronat für jeden hergelaufenen Kerl käuflich, der Geld hatte, statt daß es bis dahin des landesherrlichen Konsenses bedurft hatte.

b) Die Verteilung jeder Besitzung in beliebig kleine Portionen wurde erlaubt. Dadurch entstand die jetzige ungeheure Masse der kleinen Grundbesitzer, die von ihrer kleinen Scholle nicht leben können, und die keinen Schutzherrn mehr haben, der bei ihrer Erhaltung interessiert und dazu verpflichtet ist.

c) Sogar Lehn- und Fideikommißgüter durften nun einzelne Stücke vererbpachten, und das Recht der Anwarter auf die unveränderte Sukzession wurde mit einem Federzuge vernichtet.

d) Das Untertänigkeitsverhältnis wurde für alle Bauern, die Eigentümer ihrer Grundstücke waren, sogleich, und für die übrigen Laßbauern[1] (Nießbraucher) zum Martinitag 1810 aufgehoben. Daß die größte Masse der Bauern zu letzteren gehörte und es der ersteren nur äußerst wenige gab, ist schon erinnert worden. — Hierdurch wurden nicht nur Mißverständnisse erregt, indem die Bauern glaubten, auch ihre Dienste und Abgaben seien aufgehoben (in Oberschlesien kam es zum Aufruhr, und die Kriegsmacht mußte einschreiten), sondern, und vorzüglich, die Vollendung der Erziehung der Bauerkinder fiel weg. Diese geschah nämlich, nachdem sie eingesegnet waren, durch den dreijährigen Dienst (bei geringerem Lohn) in einer geordneten Wirtschaft.[2] Jetzt laufen sie mit vierzehn Jahren

[1] Vgl. o. S. 48, Anm. — [2] Der Gesindezwangsdienst ist gemeint.

in die weite Welt, daher die vielen Armen, Vagabunden und Verbrecher.

Zum Schluß folgte der pomphafte Ausruf: „Mit dem Martinitag 1810 gibt es also in Unsern Staaten nur freie Leute!", worüber die Ideologen und Philosophanten von der Garonne bis zum Niemen ein Loblied anstimmten und den Minister Stein verherrlichten, — gleich als ob bis dahin irgendwo in unserm Lande Sklaverei oder Leibeigenschaft existiert hätte! — Letztere fing vielmehr alsbald zu entstehen an, nämlich Leibeigenschaft des kleinen Besitzers gegen den Gläubiger, — des Armen und Kranken gegen die Polizei und Armenanstalten, — denn mit der Pflichtigkeit war natürlich die Verpflichtung des Schutzherrn zur Vorsorge aufgehoben.

2. Am 19. November 1808, zwar erst nach Steins Katastrophe, aber doch noch während seiner Anwesenheit promulgiert, erschien eine Städte-Ordnung, durch welche jede Stadt der Monarchie in eine kleine Republik verwandelt wurde. Ein gewählter Magistrat ohne Macht (in den kleinen Orten wurde die Stelle des Bürgermeisters sehr bald an den Mindestfordernden übergeben) und neben ihm eine allmächtige Stadtverordnetenversammlung, so zahlreich (nach Maßgabe der Größe der Städte von zwanzig bis hundert Mitgliedern), daß notwendig der große Haufen und die Schreier das Übergewicht haben mußten. Hierdurch wurde nicht nur Haß und Zwietracht unter die Bürgerschaften gesäet, sondern auch die Macht von denen genommen, die sie bisher besessen und Ordnung gehalten hatten, nämlich dem Magistrat und den Gewerken, und selbige denen gegeben, die bisher ohne Macht waren, nämlich — den Bürgern, nach einem ganz unbestimmten Begriff; — wobei zugleich dafür gesorgt war, daß jedem Vagabunden, dem es beliebte, sich in einer Stadt niederzulassen, wenn auch mit Schulden und selbst mit Verbrechen belastet, das Bürgerrecht gegeben werden mußte,[1]) und mit ihm die Befugnis, an seinem Teil mit über das alte Stadtvermögen zu disponieren. Diese Bestimmungen bewiesen sich als so durchaus schädlich, daß eine Menge von sophistischen Deutungen und Deklarationen ergehen mußten, um dem Könige wieder einige Macht über seine Städte zu verschaffen, und diese selbst von dem Untergang zu retten, dem die Verwaltung des nur

[1]) Zur Widerlegung vgl. Häusser, Deutsche Geschichte III, 142 Anm.

an augenblicklichen persönlichen Gewinn denkenden Haufens sie entgegenführte.

3. Am 29. März 1808 ward die Aufhebung des Mühlenzwanges proklamiert, vorerst nur für Ostpreußen, später auf die ganze Monarchie ausgedehnt. Hierdurch wurden die Spekulanten begünstigt die neue Mühlen (zumeist auf kleinen, schuldenbelasteten Grundstücken) erbauten, zum Schaden der alten rechtmäßigen Besitzer. Denn die alten Mühlen waren mit Abgaben belastet, die neuen nicht, und erstere verloren nun ihre Mahlgäste, d. h. ihren Lebensunterhalt, weil letztere wohlfeiler mahlen konnten, als sie. Es entstanden nicht nur viele Prozesse, indem die alten Müller sich weigerten, ihre Abgaben zu zahlen (gewöhnlich Pacht), und sodann mußten die Behörden nachher (im Namen des Königs) zu Lügen ihre Zuflucht nehmen, denn es war versprochen, die alten Müller sollten entschädigt werden, und wie es nachher zur Ausführung kam, fand es sich, daß das verloren gehende (den neuen geschenkte) Kapital viele Millionen groß war, und nicht bezahlt werden konnte. Es wurden also eine Masse Cautelen und Bestimmungen nach und nach erfunden, unter welchen die Müller nur Entschädigung bekommen könnten, und ohne welche nicht. — Dadurch hat die angerichtete Verwirrung und Unruhe dreißig Jahre lang gedauert und ist noch jetzt [1837] nicht ganz gestillt.

4. Ebenso wurden die Bäcker- und Schlächter-Gewerke, aber ohne Entschädigung, aufgehoben.

5. Das Gesetz wegen Verkaufs der Domänen, welches dem Grundgesetz des preußischen Hauses, dem Gerafchen Vertrag[1]), schnurstracks zuwiderlief, und welches daher noch jetzt von jedem Nachfolger in der Krone für ungültig erklärt, und die verkauften Domänen zurückgenommen werden können. Angeblich sollte dieser Verkauf geschehen, um die französische Kontribution zu bezahlen, — aber es fanden sich damals keine Käufer, und von der Kontribution ist beinahe nichts bezahlt worden, — also war der eigentliche Grund, daß die Theorie geltend gemacht werde, der König

[1]) 1599 (bestätigt 1603) zwischen Kurfürst Joachim Friedrich und den Räten von Ansbach und Bayreuth geschlossen. Er bestimmte vor allem die Unteilbarkeit der Mark (einschl. Neumark) und den Anfall der fränkischen Herzogtümer an die Söhne Johann Georgs aus seiner dritten Ehe. Vgl. den Abdruck bei Moerner, Kurbrandenburgs Staatsverträge von 1601—1700 (1867) S. 29 ff.

müsse nichts besitzen, sondern ein salarierter Beamter sein, ein Staats-Entrepreneur mit gewissen, im voraus bestimmten Emolumenten, und die Domänen müßten an Privatleute übergehen, weil — risum teneatis amici[1]) — diese einen höheren Ertrag daraus ziehen würden!!

Aber nicht alle Steinsche Meliorations- und Volks-Regenerationsprojekte kamen während seiner kurzen Verwaltungsperiode ans Tageslicht, weil sich allenthalben zu viele in der Natur der Dinge liegende Hindernisse fanden. Aber sie wurden vorgearbeitet und lagen der folgenden Hardenbergschen Revolution zum Grunde. Dies ersieht man aus dem sogenannten Testamente des Herrn v. Stein, welches er bei seinem Abgange (vom 24. November 1808) den von ihm eingesetzten neumodischen Beamten hinterließ.[2])

Nach demselben sollte noch erfolgen:

6. Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, damit der Bauer das Recht mit vielen Kosten in der Ferne suchen und die Beamtenherrschaft jedes Überbleibsel persönlicher Autorität desto leichter vernichten und der zu Ehre und Recht Erzogene keinen Vorzug behalte vor dem, der beides verachtet.

7. Aufhebung der Polizei-Gerichtsbarkeit, damit auf dem Lande nach Belieben gestohlen werden könne.

8. Eine allgemeine National-Repräsentation! Diese scheiterte an Friedrich Wilhelms gesundem Instinkt, ungeachtet er sie 1815 noch einmal ausdrücklich versprach! — Er merkte, daß ihm die Krone und Reich kosten müsse.

9. Reformation des Adels! Die Verhandlungen liegen Ihnen vor, sagt Stein.

10. Allgemeine Konskription, — das ungerechteste Ding von der Welt.

11. Vernichtung der Naturaldienste und Frohnen. Lauter Geld! Auch von denen gefordert, die keins haben.

12. Neumodischer Unterricht der Jugend.

[1]) Freunde, lacht nicht darüber!

[2]) Es ist bekanntlich von Schön aufgesetzt, von Stein nur in einigen Ausdrücken abgeändert und unterzeichnet. Vgl. seinen Abdruck bei Pertz, Leben Steins II, 309 ff. und Marwitz' Aufsatz über das Steinsche Testament im 2. Bande. — Über die Abfassung des Polit. Testaments Ranke, Hardenberg III² S. 105 f.

Wenn das alles würde fertig sein, so schloß Stein, dann wäre das goldene Zeitalter da. Natürlich wurde vorausgesetzt, Napoleon werde solange warten. Aber der paßte besser auf! Unter den Maulhelden, die Stein zum Herumreisen und Spionieren gebrauchte, war auch derselbe Koppe[1]), der im Feldzuge von 1806 bei Hohenlohe angestellt war. Dieser wurde erwischt, ins Gefängnis gesetzt, und von den Papieren, die man bei ihm gefunden, zwei Briefe Steins im Moniteur mit den bittersten Anmerkungen bekannt gemacht.[2]) Sie waren beide an den Fürsten Wittgenstein[3]) gerichtet, nachherigen Oberkammerherrn und Polizeiminister. Dieser, damals nicht im preußischen Dienst, wurde zu Geld- und geheimen diplomatischen Geschäften gebraucht und hielt sich gewöhnlich in Hamburg, auch im Mecklenburgischen, auf. Er hatte verschiedene Stationen von getreuen preußischen Offizianten (Förster, Postmeister u. dgl.) von der mecklenburgischen Grenze bis Königsberg, durch welche die Korrespondenz befördert wurde. Das Wichtigste aber wurde, wie er mir selbst erzählt hat, durch die Frau des Postmeisters in Prenzlau besorgt, welche in solchen Fällen statt eines Kuriers hin- und herreisete, und welche denn, selbst bei den Postämtern, wo die Franzosen Aufseher oder Spione hatten, keinen Verdacht erregte. Jetzt aber hatte Stein den windigen Koppe geschickt, welcher denn nicht ermangelt hatte, durch Prahlen und Wichtigtun sich verdächtig zu machen.

Der eine Brief war von Stein selbst (vom 15. August); er sprach darin von Napoleons bösen Absichten, von den Verbindungen, die man im neuen Königreich Westfalen unterhalten müsse, von dem unvermeidlichen Ausbruche eines Krieges zwischen Frankreich und Österreich, und daß man dann die Pläne wieder aufnehmen

[1]) Assessor Koppe, Sohn des Göttinger Professors und (seit 1784) Generalsuperintendenten in Gotha Johann Benjamin Koppe.

[2]) Der Brief an Wittgenstein (das andere war eine Vollmacht) ist bei Pertz, Stein, II, 231 ff. abgedruckt. Vgl. auch M. Lehmann, Stein, II, 568 ff.

[3]) Wilhelm Ludwig Georg Graf (seit 1804 Fürst) zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1770—1851), 1797 Oberhofmeister der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., einflußreicher politischer Vermittler; 1810 erster preußischer Oberkammerherr, 1812 Leiter der höheren Polizei, 1814 Polizeiminister, 1819 Minister des Kgl. Hauses, Gegner Hardenbergs, Führer der Reaktion (—1840). Vgl. B. Gebhardt, Allg. Dtsche. Biogr. Bd. XLIII, S. 626 ff.

könne, die man im Frühjahr 1807 gehabt. Der andere Brief war von der Oberhofmeisterin der Königin, der alten neunundsiebzigjährigen Gräfin Voß. Diese schalt tüchtig auf Napoleon und meinte, halb im Ärger, halb im Scherz: ob man ihm denn nicht ein Pülverchen beibringen könne? Daß dieser Brief noch weit heftigere Schmähreden nach sich zog, als der des Ministers, war natürlich. Wie dieser Moniteur nach Königsberg kam, waren König und Königin natürlicherweise sehr aufgebracht über die Alte, wie sie solches Zeug schreiben könne, und sie ward zur Verantwortung gezogen. Sie war aber klug, leugnete standhaft und behauptete, die Franzosen hätten diesen Brief geschmiedet, um sie und die Königin zu verleumden.[1]) Ja, sie setzte sich alsbald hin und schrieb an den Napoleon selbst in demselben Sinne und so klug, daß die Sache auf sich beruhen blieb.

Von Stein mußte aber wohl noch mehr herausgekommen sein, denn bald nachher erschien im Moniteur ein Kaiserliches Dekret, durch welches Stein — „le nommé Stein" — förmlich in die Acht erklärt und allen französischen Militär- und Zivilbeamten befohlen wurde, ihn zu greifen, wo sie ihn habhaft werden könnten, und nach Paris abzuliefern. Ein solches Verfahren gegen den Premierminister einer anderen Macht war unerhört im europäischen Völkerrechte, wie so vieles andere, was Napoleon tat.

Bei unserer Schwäche, und da wir keinen Krieg seinethalben führen konnten, konnte er nicht im Amte bleiben; der König und jedermann erwartete, daß er seinen Abschied begehren würde, aber keineswegs. Er wollte bleiben.[2]) Der König ließ ihm zu verstehen geben, er möchte gehen; er aber drang vielmehr darauf, der König solle ihn, dem Napoleon zum Trotz, behalten, und bei des Königs Unentschlossenheit zog sich die Sache wohl zwei Monate hin. Dies konnte uns wahrlich nicht beim Napoleon in besseren Kredit setzen. Wie endlich gar in der Königsberger Zeitung vom 27. Oktober 1808 folgendes Gedicht erschien:[3])

[1]) Der Brief war auch in der Tat eine Fälschung. Vgl. Pertz II, 276.

[2]) Das ist ein Irrtum. Stein hat gleich nach dem Eintreffen der Nachricht in Königsberg am 21. September sein Entlassungsgesuch eingereicht, das jedoch vom König abgelehnt wurde. Lehmann, Stein II, 571.

[3]) Auch in den Berl. Nachrichten vom 8. Nov. 1808, mit französischen Anmerkungen.

„An den, dem es gilt!

Fest, Edler, steh! ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogen Drang sich bricht.
Empörtes Element umschlag' ihn rings; zerschmettern —
Verrücken mag es ihn, den Ur-Granit-Stein nicht!

Bleib' unser Hort! Geführt von Dir, mit Dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Mut!
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet
Der Bau, der fest auf Dir, dem starken Grundstein ruht!

Wer Dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren;
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in Dir, ist Sein!
O mög' er sorgsam Dich, dem Volk zum Heil, bewahren,
Dich, seines Diadems kostbarsten Edelstein!" [1])

konnte der König nicht länger zögern, wenn er nicht Napoleons ganzen Zorn auf sich wollte losbrechen sehen. Er verabschiedete ihn also endlich.

Man kann kaum glauben, daß irgend einer seiner albernsten Anhänger diese albernen Verse ohne sein Mitwissen habe drucken lassen, denn die Zeitungen wurden beaufsichtigt und mußten, Napoleons wegen, beaufsichtigt werden! Welche Dummheit gehörte nun nicht dazu, den König öffentlich aufzurufen, zu seiner Sicherheit in Gefahren diesen Edelstein zu bewahren, den der Herrscher Napoleon schon vogelfrei erklärt hatte? Wie sollte es denn der Ur-Granit-Stein, der Grundstein und der Edelstein anfangen, um den Napoleon zu verhindern, ein Dekret zu erlassen: „La maison de Prusse a cessé de règner", und es augenblicklich zu vollstrecken? — Der Edelstein konnte wohl einen Aufstand an einigen einzelnen Orten hervorrufen, und ein paar tausend Menschen massakrieren lassen, aber gegen die französische Übermacht sich behaupten, konnte er damals nicht. Dazu mußte der Beistand Gottes abgewartet, und die siebenjährigen Sünden (von 1799 bis 1806) durch siebenjährige Knechtschaft erst abgebüßt werden.

Stein mußte also wider seinen Willen sich fortpacken, nachdem er dem König ein Ministerium und Behörden aus seinen Kreaturen zusammengesetzt hatte, fast lauter Fremdlinge, — mit denen es

[1]) Der Verfasser war Professor Süvern. Das Gedicht wurde, ebenso wie ein zweites vom 3. November, ohne jedes Zutun Steins gedruckt. Vgl. Pertz, Stein II, 278 ff.

aber zwei Jahre lang ganz schlecht ging, bis sie ein anderes Haupt bekamen. Solange ward zwar vielfach gequält, aber beinahe gar nicht regiert, und die Verwirrung, durch die neue Gesetzgebung gesteigert, erreichte den höchsten Grad, wenngleich die weltverbessernde Kohorte mit sich selber sehr zufrieden war. Minister wurden ein junger Graf Dohna[1]), bisher Präsident in Marienwerder, für das Innere, und Altenstein[2]) für die Finanzen. Ersterer war ein ziemlich bornierter endoktrinierter Liberaler, qui se battait les flancs pour s'enthousiasmer, — letzterer ein armer Reichsritter, ich glaube, vom Reichskammergericht in Wetzlar, den ich noch zwei Jahr früher als eine Art von subordinierten Sekretär bei Stein gesehen hatte, der ihm Bücher holte und sie wieder wegtrug. Dieser Mann hat sich seitdem ununterbrochen, also bald dreißig Jahre lang, im Ministerio erhalten, die längste Zeit als Kultusminister, bei der in die Augen fallendsten Unfähigkeit bloß dadurch, daß er den König unter keiner Bedingung jemals inkommodierte. Mit dem mattherzigen Goltz (der von seiner Frau geprügelt wurde), für das Auswärtige, waren demnach alle Ministerien besetzt, on ne peut pas plus mal!

Stein verfügte sich nach Prag, wo er sich bis 1812 aufgehalten hat, vorzüglich mit dem vertriebenen Kurfürsten von Hessen intrigierend. Dann war er in Rußland, und 1813 trat er gleichsam als eine der kriegführenden Mächte mit auf. Er administrierte Preußen[3]) in den ersten Monaten des Jahres 1813 und bis zu unserer Teilnahme am Kriege für den Kaiser von Rußland, und bewirkte dort das kleine Spezimen von Revolution, wie die Preußen dort die Landwehr bildeten, aber auch, bloß zur Deckung der Provinz, selbständig darüber disponieren wollten und sich nur ungern dem Landwehredikt, und daß der König sie gebrauche, fügten. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er von den drei verbündeten Monarchen mit der Verwaltung aller eroberten und befreiten Länder Deutschlands und mit der Betreibung ihrer Leistungen an Truppen

[1]) Graf Friedrich Ferdinand Alexander v. Dohna-Schlobitten (1771—1831), 1808 Minister des Innern, 1810 entlassen, 1813 bei Erhebung Ostpreußens und Errichtung der preußischen Landwehr wieder hervortretend.

[2]) Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770—1840), 1808 Finanzminister, 1810 gleichfalls entlassen, 1817—38 Kultusminister, als solcher um das preußische Unterrichtswesen entschieden verdient. — [3]) d. i. Ostpreußen.

und Geld — exklusive der größeren Staaten, Bayern, Württemberg und Baden, die gleich mit gegen Frankreich zogen, und Sachsens, welches unter russischer Verwaltung stand, — beauftragt. Er war eigentlich unumschränkter König von diesem Teil von Deutschland.

Übrigens, so liberal Stein sich in seinen preußischen Gesetzen gezeigt hatte, so ein enragierter Royalist wurde er nach 1815 in Redensarten, — aber nicht im Handeln. Der Herzog von Nassau blieb sein Landesherr, und ungeachtet es ihm dabei nicht schlimmer erging, wie der großen Mehrzahl der ehemals unmittelbaren, weit vornehmeren Häuser, so konnte er sich doch nie überwinden, ihn als Landesherrn zu betrachten und zu behandeln. Er blieb in fortwährendem Streit und Auflehnung gegen ihn. Er kaufte das Kloster Kappenberg in Westfalen und wurde dadurch preußischer Landstand und seit 1826 Landtagsmarschall auf den westfälischen Landtagen. Obgleich damals schon siebzig Jahr[1]) alt, hatte er doch noch seine ganze frühere Turbulenz und war schuld an dem schlechten[2]) Geist, der sich in diesen Versammlungen gezeigt hat, wie man aus den gedruckten Verhandlungen ersehen kann. Überhaupt war er nichts weiter als ein Brouillon mit vielem Verstande und vieler Herrschsucht.[3]) —

Kehren wir zu unserer Zeitperiode zurück. So war es also in der Zivilverwaltung und -Gesetzgebung hergegangen. Wie war es im Militär?[4]) So wenig in ersterer eine gänzliche Veränderung (noch weniger eine totale Umkehr) notwendig gewesen, so unabweislich war sie bei diesem.

Neben den wenigen alten Regimentern, die übrig geblieben waren, standen nun (eben fertig und nicht gebraucht) eine ziemliche Anzahl von neuen Formationen, die eine feste Gestalt gewinnen mußten; sodann mußte der Stand der Armee mit den Hülfsquellen der wenigen Provinzen, die uns übriggeblieben, und mit der Zahl, welche zu überschreiten Napoleon uns verboten hatte, in Übereinstimmung gebracht werden; ferner ließ sich unser bisheriges Rekrutierungssystem nicht mehr fortsetzen, weil es nicht möglich war,

[1]) Stein ist am 26. Okt. 1757 in Nassau geboren. — [2]) d. h. liberalen.

[3]) Über Marwitz' Beurteilung Steins vgl. die Einleitung.

[4]) Vgl.: [v. Scherbening], Die Reorganisation der preuß. Armee nach dem Tilsiter Frieden, Beihefte zum Militärwochenblatt, 2 Bände, (4 Hefte), 1854—66.

die Hälfte der Armee durch Rekrutierung im Auslande (das heißt im Deutschen Reiche) herbeizuschaffen, seitdem es dem Napoleon seine Kontingente stellen mußte, und endlich hatten sich die Mängel unserer Fechtart viel zu deutlich gezeigt, als daß ein Zweifel über die Notwendigkeit, sie abzuändern, hätte übrig bleiben können.

Was nun die Formation anbetrifft, so abstrahierte, wie ich schon früher bemerkt, Friedrich Wilhelm gänzlich davon, die alten, berühmten Regimenter wieder aufzurichten, selbst die, von denen ein hinlänglicher Stamm übrig geblieben, und deren Kanton, aus dem sie von jeher ihre Mannschaft an Einländern gezogen, noch in unseren Händen war. Dagegen blieben diejenigen bestehen, welche noch wirklich vorhanden waren, auch solche, deren aus Polacken bestehende alte Mannschaft desertiert und durch neue Rekruten ersetzt worden war. Beides halte ich für einen großen Fehler.

Von der Infanterie blieben demnach nur sieben Regimenter[1]), zu denen fünf neuerrichtete kamen:

8. das Leib-Infanterie-Regiment, formiert aus der Garnison, die in Kolberg so tapfer gefochten;

9. das Kolbergsche Regiment, eben daher;

10. das erste schlesische, großenteils aus Überbleibseln in Preußen formiert, in Schlesien komplettiert;

11. das zweite schlesische, aus Überbleibseln in Schlesien;

12. die neu formierte Garde.

Alle die erstgenannten elf Infanterie-Regimenter bekamen nun zwar Namen nach den Provinzen, sie konnten aber nicht sämtlich daraus rekrutiert werden. Die Regimenter hießen zwar nach Provinzen, aber nur zwei ostpreußische, die Pommern beinahe ganz und das Leib-Regiment waren wirklich provinziell. Im Jahr 1813 wurden durch das bekannte Krümper[2])-Einexerzieren noch zwölf

[1]) Rüchel, Ruits, Schöning, Besser, Diericke, Hamberger, Courbière. Von diesen hatten sich die Regimenter Rüchel, Schöning und Diericke 1807 ausgezeichnet. — Auch hier haben Marwitz' Ausführungen aus äußeren Gründen stark gekürzt werden müssen. Vgl. den demnächst erscheinenden Aufsatz: „Die Neu-Formation der preuß. Armee nach dem Tilsiter Frieden", in den Jahrbb. für die deutsche Armee und Marine 1908.

[2]) „Krümper" hießen die Kantonisten, die, je 3—5 Mann in einer Kompagnie, an Stelle altgedienter Mannschaften traten, um jedesmal einen Monat lang exerziert zu werden. So wurde die ganze dienstfähige Mannschaft (trotz des Pariser Vertrages vom September 1808) waffenfähig gemacht. Vgl. M. Lehmann, Scharnhorst II, 157 ff., 202 f.

Regimenter gebildet, welche als 1. bis 12. Reserve-Regiment (auch als 3. und 4. brandenburgisches, pommersches usw.) wie ihre Stamm-Regimenter unter diesen Provinznamen verdienten Ruhm erwarben. Gleichwohl wurden bald nach dem Frieden alle diese Namen abgeschafft und die Regimenter bloß nach Nummern benannt, — so daß ihr Ruhm ebensogut wieder verschwunden ist, wie der ihrer Vorfahren, der alten Regimenter Friedrichs II.

Mit der Kavallerie ging es bei der neuen Formation des Jahres 1807 ebenso her. Wir hatten, mit den Garde du Korps, jetzt vier Kürassier- und sechs Dragoner-Regimenter, alle mit neuen Namen, dazu noch sechs Regimenter Husaren und drei Ulanen.

Die Artillerie wurde ganz umgegossen, 1813 vermehrt und 1816 in die jetzige Form und Organisation gebracht. Und da die Stammliste von da anhebt, ungefähr als ob es vorher keine Artillerie gegeben habe, die letzte alte Stammliste aber von 1805 ist, so ist gar nicht mehr zu sagen, weder was von der alten Artillerie 1807 übrig gewesen, noch in welchen jetzigen Brigaden die Artilleriekorps stecken, die den Krieg von 1813/15 so glorreich mitgemacht haben.

Alles, was bisher erzählt worden, ist ohne Zweifel beinahe ausschließlich des Königs Werk. Man erkennt zu deutlich seine vorgefaßte Meinung. Was nun folgt, rührt größtenteils von Scharnhorst her, der des Königs militärischer Ratgeber und nach und nach eine Art Kriegsminister wurde. Da er sich immer zu der liberalen Partei, zu Stein und nachher Hardenberg, hielt, und stark in dem Tugendbund steckte, so haben ihn die Ideologen und Philosophanten viel zu sehr gepriesen, als sei er der größte Held gewesen, und als habe er allein den preußischen Staat gerettet! Das ist zu viel gesagt. Ein Held war er nicht, nicht einmal ein ausgezeichneter Generalstabschef einer Armee im Felde, das beweisen die beiden Schlachten, wo er als solcher agiert hat, von Auerstedt und Lützen. Auch wissen seine eifrigsten Anhänger trotz aller ihrer Mühe und aller Loblieder, die sie auf ihn gedichtet haben, z. B.:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, Euer General . . . ."[1])

[1]) Von Schenkendorf, 1813.

keine andere Heldentat von ihm hervorzufinden, als daß er in den Niederlanden 1794, als die Hannoveraner in der Stadt Menin eingeschlossen gewesen und sich herausgeschlagen haben, von dem kommandierenden General Wallmoden genannt worden sei als der, der ihm die besten Dienste geleistet.[1]) Als damaliger Hauptmann! Das ist recht gut, aber doch nichts Außerordentliches und Rares! Die Schriftsteller haben dies so viel nachgebetet, und die Bildsäule, die ihm der König errichten lassen, hat denn auch das Ihrige beigetragen, daß z. B. sein Sohn, der sonst ein ganz verständiger Mann war, so von Hochmut zerrissen ist, daß er meint, es habe nie eine berühmtere Abstammung gegeben, und die Verdienste eines solchen Vaters würden in dem Sohne niemals genug geehrt.

Scharnhorst hatte durchaus nichts Militärisches in seinem Aussehen und Wesen, er sah vielmehr aus wie ein alter, nachdenklicher Schreiber. So steht er auch in seiner Bildsäule in Berlin da; er ist gewiß der erste Mensch, dem man bloß wegen guter Anstalten, die er gemacht, unter Feldherren eine Bildsäule gesetzt hat. — Er hatte auch keineswegs eine solche prächtige Normal-Lende, wie ihm Rauch da in der Bildsäule herausstecken läßt, sondern Schenkel gemeiner Art.

Indessen war es doch ein wahres Glück für das Land, daß er um den König und ans Ruder der militärischen Angelegenheiten kam, denn alles Dauerhafte und Wesentliche, was zwischen 1807 und 1813 eingerichtet ist, rührt von ihm her. Er hatte ein eigenes Talent, mit dem Könige umzugehen und sich durch seine Brüskerien nicht abschrecken zu lassen. Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den anderen Tag wieder vor, und den dritten Tag wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundertmal gesagt, will's nicht haben", oder: „Bleiben mir vom Halse! Gar nicht mehr von reden hören!" so schwieg er wieder und rückte nach vierzehn Tagen oder drei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König, teils aus Ungeduld, teils in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil der so sehr darauf versessen sei, zuhörte und nachgab. — Auch war er ganz unermüdet arbeitsam und dachte an nichts anderes, als an sein Geschäft.

Man hat ihm ein immenses Verdienst daraus gemacht, daß

[1]) Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst I, 150 ff., 156 f.

er die bösen Ausländer abgeschafft und ein Nationalheer gegründet habe, welches ganz andere Kerls wären, weil sie mit Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland föchten! Das ist aber gar nicht wahr. Kein Ausländer wurde weggeschickt, vielmehr wurde ausdrücklich bestimmt, daß auch ferner Ausländer (und welche?) angenommen werden sollten, aber sie konnten aus den Ursachen, die ich bereits angegeben, nicht mehr rekrutiert werden. Also mußte man wohl mit den Einheimischen sich begnügen. 1813 wurde kein einziger Ausländer zurückgewiesen, und wir würden recht froh gewesen sein, wenn wir 100000 Ausländer hätten bekommen können.

Man muß aber nicht glauben, daß die Scharnhorstschen Einrichtungen diejenigen sind, die gegenwärtig [1837] noch in der Armee bestehen; es ist alles modifiziert und verdorben worden. Es war doch ein viel zu vernünftiger und redlicher Mann, als daß er solche soldatenmörderische Einrichtungen, wie die jetzigen, hätte erdenken und einrichten sollen! Namentlich würde er niemals die Tollheit der jetzigen dreijährigen Dienstzeit eingeführt haben.[1]) Vielmehr blieb die alte Kanton-Einrichtung und zwanzigjährige Dienstzeit stehen, und die gab die Soldaten von 1813!

Daß die genannten Regimenter der Infanterie das Doppelte ihres Bestandes stark gemacht und abwechselnd immer beurlaubt wurden (die Krümper), ist ebenfalls seine sehr vernünftige Einrichtung, und auch (diesmal mit Recht) gepriesen worden. Die Waffenfabrikation, Gewehre und Kanonen (eine Sache, die er gründlich verstand), hat er ebenfalls nach Kräften, und gut, betrieben, aber nicht so enorm, wie man gefabelt hat. Dazu fehlten ihm die Mittel. Wir hatten den Bedarf für die doppelte Stärke; für die gesamte Landwehr war aber 1813 nichts da. Die Engländer lieferten teils die Waffen, und dann wurden sie vom Feinde abgenommen.

Er war ein Artillerist, daher wurde die Artillerie ganz anders und zweckmäßiger eingerichtet; aber die Einrichtung allein hätte

[1]) Die dreijährige Dienstzeit (und allgemeine Wehrpflicht) wurden zwar erst durch Boyens Wehrgesetz vom 3. Sept. 1814 eingeführt, waren aber die Ausführung und Fortsetzung Scharnhorstscher Entwürfe. Dieser hatte schon 1809 die dreijährige Dienstzeit geplant. Vgl. Meinecke, Boyen I, 395 ff., 400. — In früheren Jahren beurteilt Marwitz die dreijährige Dienstzeit und allgemeine Wehrpflicht viel günstiger. Vgl. u. S. 605 (1818), 609 f., 891, 708 u. dagegen S. 508.

wenig oder nichts geholfen, wenn nicht die Disziplin darin wäre aufrecht erhalten und sie nicht zum Gebrauch wacker wäre eingeübt worden. Daß ersteres geschehen, verdanken wir dem Prinzen August[1]), der damals zur Artillerie überging und später deren Chef wurde. Er hat die Artillerie in eine Masse zusammengehalten und sie nicht unter die anderen Waffen zersplittern lassen, wie ohne ihn seit 1816 gewiß geschehen wäre; er hat auch von ihr die neue, jede Subordination, jede Ordnung und Unterordnung zerstörende Gesetzgebung weit mehr entfernt gehalten, als es den einzelnen Befehlshabern der anderen zerstreuten Waffenarten möglich gewesen ist. Das Exerzitium aber und den raschen und kräftigen Gebrauch, womit unsere Artillerie in dem Kriege von 1813 bis 1815 so viel geleistet, hat sie vorzüglich dem als Generalleutnant verstorbenen Major v. Holtzendorf[2]) zu verdanken, der bald nach Verabschiedung der sehr Alten und Unbrauchbaren der älteste Offizier dieser Waffe wurde. Neben und unter ihm haben sich denn Schmidt, Braun[3]) usw. ausgebildet. — Es ist also unrichtig, wenn man dem Scharnhorst die günstige Veränderung, die mit unserer Artillerie vorgegangen, ganz und allein zuschreiben will.

Dagegen war er, und seine Lehren fielen hier auf einen nur zu empfänglichen Boden beim König, der Mörder der preußischen Kavallerie. Ich habe die Mißgriffe, die fortwährend mit ihr vorgenommen worden, in so vielen Aufsätzen beleuchtet, daß es unnütz wäre, sie hier zu wiederholen.[4])

An der Ergänzung der Armee wurde nichts geändert, vielmehr das alte, sehr gute und milde Kantonsystem beibehalten; nur mußten die Kantons weit schärfer angegriffen werden, als früher, weil die Ausländer nicht mehr zu haben waren, und wegen der aus-

[1]) August Prinz von Preußen, Bruder des Prinzen Louis Ferdinand (1779 bis 1843), in Krieg und Frieden gleich ausgezeichneter Offizier, 1808 Generalmajor und Chef der gesamten Artillerie, 1813 Generalleutnant, 1814 General der Infanterie, bis zu seinem Tode Generalinspekteur und Chef der Artillerie. Vgl. über ihn: Kriegsgeschichtl. Einzelschriften des Gr. Generalstabs II (1883) S. 1—104.

[2]) Karl Friedrich v. Holtzendorf (1764—1828), 1809 Brigadier der reitenden Artillerie, in den Befreiungskriegen verdient, 1813 Generalmajor, 1818 Generalleutnant.

[3]) Vgl. o. S. 360 Anm.

[4]) Trotzdem erörtert sie Marwitz auf 35 Folio-Seiten. Vgl. seinen Aufsatz: Über die Ursachen des Verfalls der preuß. Reiterei, in dem militär. Nachtrags-Band.

zuexerzierenden doppelten Stärke. Es gibt jetzt schon Unwissende, welche sich einbilden, der jetzige dreijährige Dienstunsinn rühre aus jener Zeit und von Scharnhorst her! Dazu war er aber doch zu verständig. Diese Dummheit kam erst nach dem Kriege von 1815,[1]) wie die Redensarten die Oberhand gewannen über die Taten.

Das Avancement wurde geändert. Fürs erste wurde hierbei den Liberalen ein Freudenschmaus gegeben, indem deklariert wurde, daß jedermann, ohne Rücksicht auf Geburt, Offizier werden könne, — und da alle sich steif und fest einbildeten, der preußische Staat wäre nur durch die adelichen Offiziere zugrunde gegangen, und wenn es bürgerliche gewesen wären, würden wir den Napoleon nach Frankreich hinein und zum anderen Ende wieder hinausgejagt haben, so ermangelten sie nicht, einen Lobgesang anzustimmen und das größte Heil von dieser Maßregel im voraus zu verkündigen. In der Tat und Wahrheit konnten Bürgerliche bis dahin ebensogut Offiziere werden, wie von da ab, — nämlich bei der Artillerie und bei den Husaren,[2]) und die Erfahrung hat gelehrt, daß noch heute diese beiden Waffen vollkommen hinreichend wären, die Bürgerlichen aufzunehmen, die sich den Beschwerlichkeiten und Aufopferungen des Offizierstandes unterziehen wollen!

Sodann sollte die Anstellung der Junker (nun Portepeefähnriche genannt) nicht mehr von den Regimentschefs, sondern von der Wahl der Offiziere abhangen, und um zu dieser zu gelangen, mußte ein Examen vorangehen, ein zweites aber vor der Wahl zur Beförderung vom Portepeefähnrich zum Leutnant. Die Fähnriche und Kornetts im Offizierstande fielen jetzt weg, und Leutnant ward die unterste Offiziersstufe. In diesen Studien und Examinibus lag nun das vollständige Korrektiv, daß der Bürgerstand die Offiziersstellen nicht alsobald überschwemmte, — wozu ihn sein durch die Schriftsteller angefachter Hochmut gewiß getrieben haben würde —; denn wer unter ihnen die Fähigkeiten zu jenen Wissenschaften und zu noch mehr hatte, der sah auch ein, daß sie ihm nur ein schlechtes Auskommen, unter Mühsal und Entbehrung, erwerben würden, und daß er mit seinen Fähigkeiten im friedlichen Erwerb weit mehr würde gewinnen können. Diese bedankten sich also bestens und verlangten

[1]) Vgl. o. S. 506, Anm. — [2]) Aber nur bei diesen. Die Zahl der bürgerlichen Offiziere war daher bis 1806 sehr gering.

nicht, Offiziere zu werden. Es kamen nur die, welche an einem guten Fortkommen im Erwerbsstande verzweifelten, oder Söhne von eitlen Vätern, die ihren Sprößling gern im Offiziersrock mit dem Degen an der Seite erblicken wollten. Diese aber waren nicht, oder nur selten, imstande, das Examen hinter sich zu bringen, am wenigsten, wie nach dem Kriege von 1815 bei jeder Division eine Schule für die Portepeefähnriche und eine allgemeine Studienkommission und Examinationskommissionen eingerichtet wurden, welche die Studien immer höher hinaufschraubten, so daß z. B. in der Mathematik die schwierigsten Kunststücke gelöset werden sollten, an welche selbst geübte Mathematiker stocken; oder in der Fortifikation Beurteilung ganzer Festungssysteme, und in der bald hinzugefügten Taktik strategische Aufgaben! Oder in der Geschichte alle mögliche Jahreszahlen und Nebenumstände, in der Geographie die Einwohnerzahl aller Städte, deren Fabriken und alle solche Narrenspossen.[1])

Zu diesen Exzessen kam es aber, wie gesagt, erst später, wie man das Wissen ganz und gar über das Können, und das Erlernte über Charakter und Betragen setzte. Im Jahr 1808 hatte man noch so vielen Menschenverstand, einzusehen, daß man alle diese Wissenschaften von Grund aus verstehen und doch ein unbrauchbarer Offizier sein könne, weil dessen Dienst nicht in Anwendung gedachter Wissenschaften, sondern in Entwickelung eines tüchtigen Charakters, persönlicher Autorität, Gehorsams, Selbstverleugnung und unverzagtem Mute besteht. Daher wurden die Fähnriche noch nicht wie jetzt dem Dienst ganz und gar entzogen und zwei bis drei Jahre lang in die Quälstube gesperrt, sondern der Unterricht ging nur so weit, daß der Unwissenheit vorgebeugt wurde, und der praktische Dienst blieb die Hauptsache.

Es gab auch damals, wie der gebildete Mittelstand erst aufzukeimen begann, eine Anzahl echt preußischer Bürgersöhne, welche, von der Katastrophe des Vaterlandes ergriffen, nach Preußen oder nach Kolberg geeilt waren, um gegen den Feind zu kämpfen, und die nun den Dienst liebgewonnen hatten und Soldaten blieben. Hieraus wurden sehr gute Offiziere in den nachfolgenden Kriegen. Ähnliches geschah im Jahre 1813, wo aber das alberne Institut

[1]) Marwitz selbst hat 1816 f. an der Spitze der Divisionsschule (späteren Kriegsschule) in Frankfurt gestanden. Vgl. seine hier gehaltenen Reden im 2. Band.

der freiwilligen Jäger den größten Teil solcher jungen Leute ohne Nutzen absorbierte.

Im ganzen aber zeigte es sich, daß auch hier die hochtönende Gleichheitsphrase der Wirklichkeit und der Natur der Dinge widersprach, und zwar Schaden anderer Art stiftete, aber die Natur der Dinge nicht ändern konnte. Der Erwerbsstand blieb bei seinem Trachten nach Erwerb, — der Überrest des Adels beim Degen. Art läßt nicht von Art, — vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen:

Fortes creantur fortibus et bonis:
Est in juvencis est in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam![1])

So blieb also der Adel nach wie vor die Pflanzschule des Offizierstandes bis auf den heutigen Tag, — wenngleich die hereinbrechende Not und Verarmung der Grundbesitzer manchen angesessenen Edelmann zwangen, seine Söhne zum Erwerb in ihrem Fach anzuhalten und den Soldatenstand aufzugeben. Es blieb aber immer noch die große Masse der Offiziersöhne, die nichts besaßen, die nie irdisches Gut und Streben danach gekannt und von ihren Vätern nur von Ehre und von dem Beruf reden gehört hatten, als Soldat zu leben und zu sterben. Mögen immer die Ideologen, nach ihrer Art, einzelne Beispiele aufzählen, wo Söhne den Vätern in Sinn und Charakter ganz entgegengesetzt waren, und wo Leute von geringer Herkunft gute Offiziere und auch Feldherren geworden sind, so können, hier so wenig wie jemals, einzelne Beispiele die Erfahrung ganzer Geschlechter umwerfen.

Man kann unmöglich den Ursprung des Adels in etwas anderem suchen, als im Kriegesdienste. Gunst oder Geld haben fürwahr nichts Edles an sich, geben also auch keinen Grund zum Adel. Könige können aus Gunst oder des Geldes

[1]) Horaz, Oden IV, 4. Etwa:

Von Heldenart stammt wiederum Heldenart;
So lebt im jungen Stiere, so lebt im Roß
Der Väter Kraft; kampfmut'ge Adler
Zeugen kein sanftes, mildes Täubchen!

wegen Titel beilegen, also auch den Namen des Adels vergeben, — sie können demnach *vornehme Herren erschaffen, aber keine Edelleute*. Durch die Kinder der Bankiers, der Kaufleute, der Ideologen und Weltbürger wird, neunundneunzigmal unter hundert Fällen, der Spekulant oder der Ladenschwengel hindurchblicken, — der Krämersinn steckt in ihnen, der Profit ist immer vor ihren Augen, d. h. sie sind und bleiben *gemein*. Der Sohn eines (meinetwegen dummen) Edelmannes wird sich immer scheuen, einer Gemeinheit beschuldigt werden zu können. Ich traue im Kriege weit mehr auf den Sohn eines armen Landedelmannes oder Offiziers, die auf ihrem Schlosse oder in ihrer Garnison Mangel leiden, als auf den eines Reichen, der seinen Reichtum der Spekulation und wohl gar Bankerotten verdankt!

Auch das zu viele Lernen ertötet den Charakter.[1]) Im Kriege aber fallen alle die Künste weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienstes bringen, weil der Krieg, besonders, wenn er von einiger Dauer ist, die Seelenkräfte der Menschen zum Vorschein bringt, welche, im Glück wie im Unglück, allein von entscheidender Wirkung sind. Diese Eigenheit des Krieges wird nicht erkannt, obgleich die allen Soldaten, vom Feldherrn bis zum Gemeinen, so nötigen Eigenschaften, wie z. B. richtiger Blick und Urteil unter erschwerenden Umständen, Entschlossenheit, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Ausdauer, *nirgends anders* als im Kriege gezeigt und erprobt werden können. Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menschen schließen. Er offenbart sich nur *durch Taten*, und kann nicht, wie Verstandeskräfte, im Examen erprobt oder durch Reichtum ersetzt werden. — Solchen natürlichen, erworbenen Adel kann ein König *anerkennen* und durch Verleihung des Titels auf Nachkommen erstrecken, aber Edelleute nach Belieben *zu machen*, das ist er nicht imstande, also auch die bloße Verleihung des Titels eine ungeheure Absurdität!

So ist der alte Adel und mit ihm das Rittertum entstanden, was sich nicht besser, als mit den Worten *Montlosiers*[2]) schildern

[1]) An diesem Satz nahm noch der Geschichtschreiber *Ludwig Häusser*, Treitschkes Vorläufer, Anstoß. Vgl. seine Gesammelten Schriften Bd. II (1870), S. 442, 446.

[2]) François Dominique Reynaud Graf von Montlosier, (1755—1838), charakteristischer Vertreter aristokratischer Ideen in Frankreich zur Zeit der französischen

läßt: „Si, dans quelque contrée lointaine, on venait à découvrir une institution, qui eût pour statut la vérité, la fidélité, toutes les affections nobles de l'âme, portées au plus haut degré d'exaltation; — si on découvrait une institution qui, au milieu d'un peuple avide de plaisirs, proclamât l'amour des dangers et le dédain des richesses, qui eût pour premier précepte: »Ton coeur ne connaîtra point la cupidité, il ne sera jamais atteint par la crainte, un mensonge ne sera jamais dans ta bouche, un artifice dans ton coeur; — tu obéiras, mais ton obéissance même sera illustre. Elle aura l'honneur seul pour mobile.« Si on découvrait une institution, dont l'objet fût de faire les hommes sans peur et sans reproche, qui sût allier d'une manière magique la soumission à l'indépendance; — qui du sein de ses misères, élévât assez haut le coeur de l'homme pour le mettre au-dessus de ses deux attraits les plus puissants: l'amour des richesses et l'amour de la vie, que dis-je? qui l'élévât au-dessus même de l'Etat, en le rendant supérieur à ses récompenses et à ses menaces, à l'appareil de ses faveurs et à celui de ses disgrâces, comme on s'extasierait à cette découverte! C'est ainsi qu'a brillé l'institution de l'ancienne chevalerie. Les savans, les prêtres, les jurisconsultes, les rois sont parvenus à faire disparaître (auch die Induſtrie vorzüglich durch Erfindung des Schießpulvers) ce beau monument. L'esprit a voulu se conserver, lors même que l'institution a été effacée."

Aber in der Tat hat es niemals eine Inſtitution gegeben, in welcher das Rittertum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offiziersſtande Friedrichs II. Dieſelbe Entſagung jedes perſönlichen Vorteils, jedes Gewinſtes, jeder Bequemlichkeit, — ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb! Dagegen jede Aufopferung für dieſe, für ſeinen König, für ſein Vaterland, für ſeine Kameraden, für die Ehre der preußiſchen Waffen! Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge. Welcher andere Stand, wie viele überhaupt in jetziger Zeit können ſich gleicher Geſinnung rühmen? Trachtet darnach, ihr Nachkommen, daß man ſie an Euch rühme!

Revolution, ſchrieb beſonders: „De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours", 3 Bände, 1814, eine begeiſterte Lobrede auf den Feudalſtaat.

Wie seit 1807 in immer steigender Progression daran gearbeitet worden, diese Gesinnung sowohl im Adel, als im Offiziersstande zu töten, die Klugheit an die Stelle des Mutes, den Vorteil an die Stelle der Ehre zu setzen, und statt des stolzen, selbstbewußten Gehorsams den knechtischen einzuführen, — so daß beide Klassen jetzt am Rande ihres Grabes stehen, davon werden diese Blätter noch manches Zeugnis abzulegen haben![1])

Die Rechtspflege, Disziplin, Belohnungen und Strafen wurden gänzlich verändert. Die barbarische Strafe des Spießrutenlaufens wurde abgeschafft, quod bene[2]), desgleichen die Stockschläge und Fuchtel, womit, wie mir scheint, etwas zu übereilt vorgeschritten wurde. Es war auch ein Opfer, welches dem allerliebsten Zeitgeist gebracht wurde, welcher weichlich ist, und dem es entsetzlich dünkte, seinen Buckel hinzuhalten, selbst wenn er es vollkommen verdient hatte. Zwar wurden statt der Stockschläge andere Strafen eingeführt, die weit strenger waren, als ein paar sogenannte Jagdhiebe, nämlich dreierlei Arten von Arrest: der gelinde, der in bloßer Einsperrung bestand, wie bisher; der mittlere bei Wasser und Brot mit Verlust des Soldes; und der strenge in einem finsteren Kasten, dessen Boden mit kantigen Latten belegt war, so daß, da die Schuhe ausgezogen wurden, der Kerl ohne Schmerzen weder stehen noch liegen konnte, ebenfalls bei Wasser und Brot. Eigentlich war also für den Bestraften nichts gewonnen; es gibt aber Kerls von so fauler Natur und mit so dickem unempfindlichem Fell, daß sie in solchem Kasten lieber faulenzen, als sich beim Exerzieren Mühe geben, welches den Lehrmeister, der mit ihnen nicht vorwärts kommt, zur Verzweiflung bringt, wogegen sie durch die Erschütterung von ein paar Hieben, a tempo, augenblicklich aus ihrer Apathie erweckt werden. Man kann dies schon bei Kindern bemerken, welche durch langweilige Strafen in ihrer Unart bestärkt, aber durch die Rute augenblicklich zur Besinnung gebracht werden, woher auch der Spruch:

[1]) Diese Stelle wie manche ähnliche (vom Herausgeber meist getilgte) zeigt, wie selten Marwitz damals eine Ahnung seines bald darauf eintretenden Todes hatte (s. S. 451). Seine eigentlichen Lebensnachrichten schließen schon Anfang 1809. Er hatte gehofft, sie noch mindestens bis zum Jahre 1815 führen zu können. Einen gewissen Ersatz bieten die Tagebücher 1813/15. (Vgl. den militär. Nachtragsband.)

[2]) Was zu loben ist.

Ach, du liebe Rute!
Was tust du mir zu gute!

Natürlich darf man weder Kinder noch apathische Kerle verprügeln, das heißt, sie an Schläge gewöhnen, welches aber meines Wissens in der preußischen Armee nie geschehen, sondern nur von Schriftstellern erfunden worden ist. Es wurde für solche Inkorrigible eine zweite Klasse gebildet, in welche sie durch Standrecht hinunter gesetzt werden konnten, allwo sie den Schlägen unterworfen waren.

Es wäre besser gewesen, die Sache umzukehren und die ehrliebenden und dienstbrauchbaren Soldaten durch eine Kommission in die erste Klasse hinauf zu setzen, — die Rekruten aber sämtlich durch die zweite Klasse hindurch gehen zu lassen. Sie würden sich ganz anders angestrengt haben, und die zweite Klasse wäre weniger zahlreich geblieben, als jetzt. Denn was soll es bedeuten, einen faulen Bauerbengel, der gestern noch von seinem Bauer zur Arbeit gestoßen und geohrfeigt wurde, oder einen durchtriebenen Racker aus der Stadt, den die Polizei öfters hat auspeitschen lassen, gleich mit süßer Milde zu behandeln, wie einen gefühlvollen Herrn? und von Ehre mit dem zu reden, der nur tierischen Trieben zu folgen gewohnt ist?

Ferner wurde das Militär in allen Sachen, die nicht den Dienst betrafen, nach der neuen Gleichheitstheorie der Zivilgerichtsbarkeit unterworfen. Dies war der größte Verderb, denn weil das Zivilrecht auf Gleichheit gegründet ist und nur den angerichteten Schaden bestraft, das Militärrecht aber, auf die durchgreifendste Ungleichheit basiert, schon den kleinsten Mangel an aufopfernder Pflichterfüllung bestraft, — so konnte den Soldaten nichts Verderblicheres eingeimpft werden, als die demagogischen, egoistischen Gleichheitsgedanken und die Listen und Pfiffe, mit denen er bei den unbedeutendsten Einlassungen vor Gericht bekannt werden mußte. Außerdem unterlag er nun bei jeder Erbschaft (bestehe sie auch in nichts) und bei jeder unbedeutenden Zwistigkeit den Prozeßkosten, von denen bis dahin im Militär niemals die Rede war.

Aber das Übel ging weiter. Die Auditeure bei den Regimentern wurden (gleich damals, oder später?)[1] abgeschafft und für die ver-

[1] Im Juli 1809. Vgl. v. Scherbening a. a. O. I, 590 ff., II, 393 f.

einigten Divisionen[1]) bei deren Stäben angestellt. Dadurch bekamen sie einen ganz anderen Charakter und eine andere Stellung. Bisher waren sie Teile der Truppe und eigentlich selbst Militärs gewesen; — sie hatten nur mit dem Regimentschef zu tun, kamen täglich auf Parade, lebten mit den Offizieren, kannten also den Dienst, die Disziplin und deren Erfordernisse, bekamen Soldaten-Gedanken und mußten sich in ihren Untersuchungen und bei ihren Vorträgen an Stand- und Kriegsgerichte, an ihr Gesetzbuch, die Kriegsartikel, binden.

Jetzt gehörten sie keinem Truppenteil mehr an, sie waren nur dem Namen nach Militärs, sie hatten auf der Parade und mit den Offizieren nichts mehr zu tun und lebten in den größeren Städten (denn in kleineren waren keine Divisionsstäbe) mit dem Zivil, hatten nur Zivil- und Allgemeine Landrechtsgedanken, und wußten nicht ein Wort mehr vom Dienst, von der Disziplin und deren Erfordernissen. Die Untersuchungen wurden weitläuftig; sie fanden immer Gründe, warum die Kriegsartikel auf den vorliegenden Fall nicht paßten und warum auf den Gleichheitskodex, das Allgemeine Landrecht, zurückgegangen werden mußte, und verlangten, daß die Stand- und Kriegsgerichte nach ihren langen und spitzfindigen Deduktionen und nach den an den Haaren herbeigezogenen Zivilgesetzen sprechen sollten. Dadurch wurde in den seitdem verflossenen dreißig Jahren die alte Unterordnung und der Gehorsam gänzlich gebrochen, und jeder schlechte Kerl, der die gröbsten Subordinationsfehler begangen hat, ist imstande, wenn er schon genugsam vor Gericht unterrichtet worden, den Vorgesetzten, der ihn zur Rechenschaft zieht, auf die Festung zu bringen, wie auch täglich geschieht, um so mehr, da der König nach und nach alle die strengen Scharnhorstschen Strafen abschaffte, so daß nur gelinder Arrest und Festung, d. h. für faule und schlechte Kerle nicht nur gar keine Strafe mehr übrig blieb, sondern man auch den Vorgesetzten nach und nach alle Strafgewalt abnahm und alle Vergehen, die über drei Tage des gelindesten Arrestes nach sich ziehen, vor die Auditeure und zur gerichtlichen Untersuchung brachte.

Hierzu ist noch Zweierlei zu bemerken. Erstens, daß die Justiz, so wie für die Schuldigen beinahe null, jetzt für die Unschuldigen

[1]) Die Divisionen hießen damals noch Brigaden. Vgl. u. S. 616 Anm. 2, 639 Anm. 2.

hart wurde; denn die Auditeure wurden mit Geschäften überhäuft, und da die alte Einrichtung blieb, daß jeder Beklagte in Arrest kam und während der Untersuchung darin verblieb, so saß der Unschuldige oft vierzehn Tage oder vier Wochen, bevor er freigesprochen wurde, was sonst in achtundvierzig Stunden geschah. Zweitens blieb für die Offiziere die alte strenge Ordnung und Gesetz. Sie blieben verantwortlich für ihre Untergebenen, sie sollten noch alles regieren und wissen und verhindern, ungeachtet ihnen alle Mittel genommen waren, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Der kleinste Fehler brachte sie auf die Festung, vorzüglich, wenn es ihnen einfiel, ihr Ansehen und ihre Ehre behaupten zu wollen. Nur den Gemeinen war alles erlaubt. — Und solche Bande bildet man sich ein, im Krieg, Unglück, Strapazen, Entbehrungen und Tod zusammenhalten zu können? Daß es aber nur nach und nach und bis jetzt, nicht damals schon so weit kam, geht aus dem Vorangehenden hervor. Auch war das ganze Volk noch treu und nicht so in Verderbnis versunken, als wohin man es jetzt mit vieler Anstrengung gebracht hat.

Was die Besoldung anbetraf, so blieb es in Ansehung der Gemeinen bei den Dragonern, Husaren und der Infanterie beim alten, nämlich für erstere bei 2½ Taler, für die Infanterie bei 2 Taler monatlich. Die Kürassiere aber, welche 3 Taler monatlich hatten, verloren einen halben Taler und mußten sich mit 2½ Taler begnügen. — Die Leutnants wurden 1808 etwas besser gesetzt, als sie gewesen; die Sekondeleutnants der Kavallerie von 15 Taler, 18 Groschen auf 20 Taler, die Premierleutnants von 20 Taler, 20 Groschen auf 30; die Sekondeleutnants der Infanterie erhielten seit 1808 17 Taler, die Premierleutnants 25. Dies war die einzige Erhöhung; vom Kapitän und Rittmeister aufwärts wurde alles herabgesetzt. Daß der Schwadrons- und Kompagniewirtschaft ein Ende gemacht wurde, war gut und löblich, denn es kam sehr viel Mißbrauch dabei vor, aber die übermäßige Herabsetzung der Gehalte hatte vieles gegen sich.[1])

[1]) Marwitz berechnet, daß die Gehälter bei einem Rittmeister von 2380 auf 1300, bei einem Major von 2800 auf 1900, einem Oberstleutnant und Oberst von 3100 resp. 4950 auf 2600, einem Generalmajor von 6000 auf 3000 (mit Kommando 4200), einem Generalleutnant von mehr als 7000 auf 4000 (mit Kommando 6400) Taler sanken. Über die alte Kompagniewirtschaft vgl. M. Lehmann, Scharnhorst II, 136 ff.

Die alten hohen Gehalte waren nicht bloß bestimmt, eine Belohnung langer und treuer Dienste zu sein, und ein Mittel, für das höchste Alter, wenn der Dienst aufhören mußte, zu sparen (wodurch dem Andrang auf Pensionen gesteuert wurde, die überhaupt gering waren), sondern sie hatten noch zwei andere Zwecke, die sie auch vollkommen erfüllten: nämlich, erstens, die Offiziere von schlechten Gesellschaften abzuhalten und die Befehlshaber in den Stand zu setzen, ihren Charakter und ihre Denkungsart kennen zu lernen, wovon bekanntlich auf dem Exerzierplatze nichts zum Vorschein kommen kann. Denn es war Gewohnheit und niemand entzog sich dem, daß die Rittmeister die Offiziere ihrer Schwadron täglich, die Regimentskommandeure und Generale die ihrer Regimenter täglich zu Mittag, letztere auch zu Abend bei sich sahen, wo denn bald an den Tag kam, wes Geistes Kind ein jeder war.

Zweitens, den alten Befehlshabern es möglich zu machen, ihren Dienst bis in ein höheres Alter fortzusetzen. Dazu dienten die vielen Rationen. Jedes Kavallerie-Regiment hatte einen Stallmeister, welcher außer dem Unterricht der Offiziere und Junker, der ihm oblag, des Generals Pferde zureiten mußte. Generale vom höchsten Rang und solche Infanteriegenerale, welche hoch genug herauf waren, um mehr als eine Brigade führen zu können, hielten sich einen eigenen Stallmeister, welchen zu salarieren sie hinreichend besoldet waren. Sie konnten sich also mehr Pferde halten, als sie selbst in ihrem Dienst zu reiten nötig hatten, und erwarten, bis sie tätig genug gemacht waren, daß solche alte Herren ohne Erschöpfung ihrer Kräfte, und ohne durch ihr Pferd vor der Fronte turbiert zu werden, ihren Dienst versehen konnten. Diese beiden wesentlichen Vorteile fielen nun weg. Die Befehlshaber sahen ihre Offiziere nicht mehr in ihrem Hause, lernten sie also nur von außen und nicht mehr von innen kennen, und konnten nicht mehr länger dienen, als ihre Kräfte zureichten, ihre eigenen Stallmeister zu sein und ihren Dienst auch auf halbrohen Pferden zu versehen, oder so lange ihr Beutel es aushielt, wenn sie schlechte Reiter waren, unaufhörlich mit Pferden zu wechseln, um sich so viele fromme und bequeme Tiere zusammenzubringen, als sie brauchten.

Davon abgesehen aber und davon, daß man die Besoldungen

von 1808 nicht mehr wie eine Belohnung langer Dienste betrachten konnte, war sie doch noch vollkommen hinreichend, damit ein jeder seinem Range gemäß davon leben konnte. Dies änderte sich aber auch nach den Feldzügen von 1813 bis 15 (gleichsam zur Belohnung) und alles wurde heruntergesetzt.

Dadurch stehet die jetzige Besoldung so gegen die Scharnhorstsche:

	Scharnhorst [1808]			Jetzt [1837]	
Jährlich.	Infant. Tlr.	Kavallerie. Tlr.		Infant. Tlr.	Kavall. Tlr.
Sekonde-Leutnant . . .	204	240	—	204	240
Premier-Leutnant. . . .	300	360	—	300	360
Die jüngere Hälfte derselben	—	—	—	204	240
Kapitain und Rittmeister .	1360	1474	—	1200	1300
Die jüngere Hälfte derselben	—	—	—	600	650
Stabsoffizier	2040	2153	—	1800	1900
Oberst, als Regiments-Kommandeur	2833	2946	—	2500	2250
Generalmajor	3400	3400	—	3000	3000
Zulage als Brigade-Komm.	1360	1360	—	300	300
Generalleutnant	4533	4533	—	4000	4000
Zulage als Divisions-Komm.	2720	2720	—	1200	1200
und in Ansehung der Rationen:					
	Rationen.	Rationen.		Rationen.	Rationen.
Ein Leutnant	—	2	—	—	2
Rittmeister	—	4	—	—	3
Stabsoffiziere	2	4	—	2	4
Regiments-Kommandeur .	4	6	—	4	5
Brigade-Kommandeur . .	8	8	—	6	6
Divisions-Kommandeur . .	10	10	—	8	8

und nur der Kriegsminister, dessen Geschäft am Schreibtische ist, behielt zwölf Rationen, nach dem Spruche: Wer das Kreuz hat, segnet sich. Man sieht also, daß die Sparsamkeit auf den höchsten Punkt getrieben wurde, und daß niemand mehr seinem Range gemäß leben konnte. Jedermann war gezwungen, sich abzuschließen und allein zu leben; die alte Kameradschaftlichkeit verschwand, und Vorgesetzte und Untergebene sahen sich nur noch auf dem Exerzierplatz, zum größten Schaden der letzteren und des Dienstes.

Dabei war höchst inkonsequent, daß der König die Heiraten jetzt ebensosehr begünstigte, als sie früher gehindert worden waren. Der größte Teil der Leutnants ist jetzt verheiratet, aus Langerweile und Ermüdung des ewigen Rekrutendressierens, weil es keinen anderen gesellschaftlichen Umgang für ihn mehr gibt, als kostspieligen. Dies geschieht, ungeachtet doch selbst die Hauptleute zweiter Klasse noch nicht imstande sind, eine Frau zu ernähren, und die Folge ist — Hunger und Kummer und gänzliche Mittellosigkeit bei Märschen und im Krieg, wenn der Mann auf der Landstraße und Frau und Kind in der Garnison getrennte Wirtschaft führen sollen! Wer kann frohen Mutes in den Krieg ziehen, wenn er seine Angehörigen in solchem Elend zurücklassen muß?

Dies waren ungefähr die Hauptveränderungen, welche mit dem preußischen Militär vorgenommen wurden; denn was die Fechtart anbetrifft, so habe ich von der Kavallerie schon anderwärts das Nötige, und wie sehr sie verdorben, beigebracht, und was die Infanterie betrifft, so kann ich mir ersparen, von den wesentlichen Verbesserungen zu reden, die sie erfuhr, weil alle militärischen Schriften voll davon sind und weil jedermann weiß, daß die beständigen Bewegungen in Linie aufgegeben und an deren Stelle Kolonnen und Tirailleurs angewendet wurden, — meiner Meinung nach zu ausschließlich; denn die Wirksamkeit des alten preußischen Feuers ist gänzlich verloren gegangen und wir opfern eine Unmasse von Menschen in den Dörfern und Büschen auf, wohin uns die Franzosen oft verlocken, weil sie dort viel geschickter sind, als wir; welches daher rührt, daß jeder Franzose seinen persönlichen Vorteil besser wahrzunehmen versteht, als der Deutsche, und daß sie überhaupt listiger und beweglicher sind. Wir könnten darin von den Engländern lernen, welche die alte, von dem Herzog von York[1]) eingeführte preußische Taktik nicht so gänzlich beiseite geworfen haben, wie wir. — —

Während nun sein Reich sowohl in der Zivil- als Militäradministration gänzlich umgewandelt wurde, lebte Friedrich Wilhelm das Jahr 1807 hindurch sorglos in Memel, die Jahre 1808 und 1809 aber in Königsberg. Es war ein Unglück, denn in dem kleinen

[1]) Vgl. o. S. 159, Anm. 2.

Orte Memel lag seine Untätigkeit jedermann klar vor Augen, und was er sich des Morgens mit den Militärsachen beschäftigte, ward man nicht anders gewahr, als durch die ewigen Proben mit neuen Uniformen und den Veränderungen an selbigen. Da Memel in einer Sandwüste an der Küste liegt, so gab es dort nur einen Vergnügungsort, Tauerlauken,[1]) ein Wirtshaus in einem kleinen Eichenwalde. Dorthin begab sich der König jeden Nachmittag mit der Königin und dem kleinen damaligen Hofstaat und trank Tee. Als man nun eines Tages hinter den Büschen lauten Jubel und Gelächter vernahm, ging man hin und fand die königlichen Lakaien, welche sich die Zeit mit Topfschlagen vertrieben. Dies ward sehr anmutig gefunden, ebenfalls probiert und eine Zeitlang täglich fortgesetzt, so daß ganz Memel, und darunter nicht wenige Fremde, das Vergnügen haben konnten, auch Seine Majestät, wenn die Reihe an ihn kam, mit verbundenen Augen seine zwanzig Schritt vorschreiten und mit dem Knüttel vor sich schlagen zu sehen, ob er den Topf treffen werde, oder nicht!

In Königsberg im Schlosse war er zwar den Blicken etwas mehr entzogen, im Sommer aber mietete er ein kleines Häuschen in der Vorstadt, „Die Huben" genannt, mit einem Gärtchen an der Landstraße, wo man ihn ebenfalls den ganzen Tag sah, ungeachtet ihm mehrere Schlösser auf dem Lande, deren es dort sehr schöne gibt, zum Sommeraufenthalt angeboten worden waren. Daß er hier von allen Souveränen und Ministern, vorzüglich vom Napoleon, durch Emissarien beobachtet wurde, springt in die Augen, und dieser faßte eine förmliche Mißachtung für ihn.[2])

[1]) Drei viertel Meilen nördl. von Memel.

[2]) Der noch folgende unvollendete Schlußabschnitt über den Verkauf der preußischen Domänen 1809 ff. und den märkischen Landtag von 1809 muß aus Raumrücksichten hier fortbleiben (einiges darüber in dem folgenden „Hausbuch", u. S. 523 f.); der letzte Abschnitt bricht mitten im Satze ab: der Tod hat Marwitz die Feder aus der Hand genommen.

II.

Hausbuch

(Tagebuchartige Aufzeichnungen)

1809—1827.

Kapitel 9.[1])

Die Zeiten der Knechtschaft. Kampf gegen Hardenbergs Reformen. (1809—1812.)

Der Landtag von 1809. — Friedrich Wilhelm III. und der Tugendbund. — Hardenberg Staatskanzler. — Der Geist der Hardenbergschen Verwaltung. — Kampf gegen Hardenbergs Reformen: Gefangenschaft in Spandau. — Rüstungen von 1811. — Napoleons Feldzug gegen Rußland.

Die Unordnung in meinem Hauswesen und die Notwendigkeit, meine Tochter wieder zu mir zu nehmen, bestimmten mich im April 1809 wieder zu heiraten. Ich nahm die Gräfin Moltke und empfand bald die guten Folgen dieser Wahl.[2]) — Zu dieser Zeit glaubte das Land sich von dem Drucke der französischen Truppen, welche es eben verlassen hatten, erholen zu können und unter der Leitung unserer, durch Leiden belehrten, nun wieder eingesetzten Regierung den vorigen Wohlstand bald wieder zu erlangen. — Ich aber glaubte dieses nicht. Ich hatte diese Regierung und den Charakter des Königs zu genau kennen gelernt, um irgend etwas darauf zu bauen. Ich hoffte nur Rettung von dem Allmächtigen und von einer Verkettung von Begebenheiten, zu der mir die Welt nicht reif schien und welche ich daher nicht mehr zu erleben hoffen konnte. — Ich glaubte daher, mich auf meine Familie und auf den näheren Kreis meiner Provinz beschränken zu müssen.

Schon im Winter 1809 wurde ein allgemeiner Landtag aller

[1]) Kap. 9—10 geschrieben Januar—April 1815. Der folgende zweite Teil (1809—27), den ich nach Niebuhrs Vorgang als „Hausbuch" bezeichne, sind Eintragungen in das Hauptrechnungsbuch, die, 1804 beginnend, bis Anfang 1828 fortgeführt sind. Diese knappen Aufzeichnungen (in den „Nachrichten aus meinem Leben" wurden sie bereits gelegentlich herangezogen) sind meist sehr bald nach den Ereignissen gemacht, tragen also einen wesentlich anderen Charakter, als der erste Teil.

[2]) Vgl. o. S. 400 Anm. 2. Ihr Bild folgt im 2. Band.

kur- und neumärkischen Stände nach Berlin zusammenberufen.[1]) Ich ward nebst dem Herrn v. Prittwitz auf Quilitz zum Deputierten der Ritterschaft des Lebusischen Kreises erwählt. Die königlichen Forderungen waren: Zur Tilgung der an Frankreich versprochenen Kontribution eine Garantie von zehn Millionen Talern[2]) zu übernehmen, wogegen königliche Domänen den Ständen wiederkäuflich überlassen werden sollten.

Die Stände dagegen forderten eine allgemeine Liquidation der Kriegsschäden durch alle Provinzen und Ersatz dessen, was für das Allgemeine geleistet sei. Es ward versprochen, aber die königliche Forderung sehr dringend gemacht. Ich selbst half die große Zahl derer besiegen, die aus der Verlegenheit der Regierung Vorteil ziehen wollten. Der Kontrakt wurde geschlossen, die Garantie übernommen und der Landtag aufgehoben, so wie die Regierung ihre Absicht erreicht hatte. So wurden die Provinzen ihrem Schicksal überlassen. Ich selbst hatte den Landtag schon früher verlassen,[3]) weil meine Mitdeputierten gar zu erbärmliche Kerle waren.

Um die Zeit brach der österreichische Krieg aus. Ich verlor meinen Bruder Eberhard durch die Schlacht von Aspern.[4]) — Mein Bruder Alexander machte erst den zwecklosen Zug des kopf- und planlosen, wenngleich gutgesinnten Schill mit, den er auf demselben kennen lernte, wie ich ihn schon früher kannte,[5]) und ging nachher auch nach Österreich, seinen Bruder zu ersetzen. — Ich fühlte keinen Beruf, Haus und Hof zu verlassen, um unter den Fahnen einer Nation Krieg zu führen, deren Geist ich nicht kannte. Sonst hätte ich dort eine Anstellung haben können, die mir der Erzherzog Carl schon im Sommer 1808 anbot, wie ich meinen Bruder Eberhard dorthin brachte.[6]) Wenn unser König sich für die gute Sache erklärt hätte, wäre ich mitgegangen. Er tat auch lange so, als ob er sich erklären wollte, führte viele Menschen irre, sowohl aus seinem Lande, als den österreichischen Hof und seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, durch den er Verbindungen mit Öster-

[1]) Vgl. darüber die Abhandlung von Otto Schönbeck, Der kurmärkische Landtag vom Frühjahr 1809, Forsch. z. Brand.-Pr. Gesch. XX, 1—108.

[2]) Es wurden den Kurmärkischen Ständen für 12 Millionen Taler 60 Domänen pfandweise überlassen. Der Rezeß liegt im Ständ. Archiv der Mark Brandenburg.

[3]) Hierüber ein Brief vom 15. März 1809 (Ständ. Archiv d. Mark Brandenburg).

[4]) Vgl. o. S. 470 Anm. 1. — [5]) Vgl. o. S. 430 f. — [6]) Vgl. o. S. 471.

reich und England unterhielt und ihn nachher im Stich ließ, wie alle anderen, wenn der Augenblick des Handelns kam.

Um den mit den feindlichen Heeren eingedrungenen undeutschen[1]) Gesinnungen entgegenzuarbeiten, hatten einige Personen in Preußen im Jahr 1808 eine Verbindung gestiftet, welche sie den Tugendbund nannten.[2]) Er war gut gemeint und wurde deshalb von dem damals regierenden Minister Stein und anderen Gutgesinnten unterstützt; da er aber aus lauter erbärmlichen Gesellen bestand, die wohl viel vom Widerstand gegen das Franzosentum redeten, aber niemals etwas taten, so zerfiel er bald wieder in sein Nichts. Er gab aber Gelegenheit, daß mehrere wahre Patrioten, der General Scharnhorst[3]), Oberst Gneisenau, Grolman[4]), Boyen, eine ganze Familie Röder[5]) usw. dem Könige näher kamen und Einfluß auf ihn gewannen. Diese, die nie mit dem entschlafenen Tugendbunde etwas gemein gehabt hatten, wurden nun von dessen Gegnern, den Franzosenknechten, mit ihm verwechselt und gleich ihm gehaßt.

Der König, dessen Gesinnung ganz von den Franzosen abgewendet war, ließ sich in allen Stärken mit ihnen ein, und sie hofften nun, ihn auch zum Handeln treiben zu können. Hierin irrten sie aber sehr. Er war von Natur allem Handeln abgeneigt,

[1]) Es ist charakteristisch, daß Marwitz 1813—15 und gelegentlich noch bis 1818 „Teutschland", „teutsch" usw. schreibt. Auch er wurde damals von der deutschnationalen Idee ergriffen; Arndts Muster hat ihn dazu bestimmt. Vgl. die Einleitung.

[2]) Vgl. über die Stiftung des Tugendbundes die bereits genannte Schrift von August Lehmann, Der Tugendbund (1867) S. 3 ff.

[3]) Scharnhorst und Gneisenau waren nie Mitglieder des Tugendbundes; Boyen und Grolman gehörten ihm an. Über Scharnhorsts Verhältnis zum Tugendbunde vgl. seine Aufzeichnung bei M. Lehmann, II, 656 f. Er bemerkte, daß er es sich „zur Ehre rechnen würde, in dieser Gesellschaft gewesen zu sein, da ihr Zweck edel und groß war und daß er die Anerbietung, in derselben (sic) zu treten, nur deswegen nicht annahm, weil er voraussah, daß das Benehmen einzelner Mitglieder nachteilige Gespräche von derselben erregen würde." Vgl. über den Tugendbund auch die feinen Ausführungen Meineckes, Boyen I, 200 ff.

[4]) Karl Wilhelm Georg v. Grolman (1777—1843), 1807/09 um die Reorganisation der preußischen Armee unter Scharnhorst verdient, 1809—12 in österreichischen und spanischen Diensten, 1815—19 Generalstabschef, 1825 Divisionskommandeur, 1837 General der Infanterie. Vgl. v. Conrady, Grolman, 3 Bde., 1894—96.

[5]) Eugen, Hermann, Karl v. Röder und vor allem Friedrich Erhardt v. Röder (1768—1834). Über diesen vgl. o. S. 281 Anm. 2.

aber genug absoluter Monarch, um den Satz begriffen zu haben und durchzusetzen, so oft es nötig war: „Ich bin König, und was ich befehle, muß geschehen; kein anderer hat darin mitzureden!" Denn sein Charakter war gebildet aus zwei Potenzen, die sich gegenseitig ergänzten und bestimmten: Liebe der Ruhe und Furcht vor allen Geschäften, sodann aber: Eigensinn und Despotie. Hieraus erklärt sich seine ganze Regierung, das Versäumen der wichtigsten Momente, das Nachgeben gegen verderbliche Neuerungen, denen er durch Selbstarbeit hätte steuern müssen, der Verfall des Heeres und aller alten guten Einrichtungen, dann wieder das Feststehen im Unglück (jedoch ohne irgendeine Anstrengung, um sich herauszuhelfen), und das Durchgreifen, wenn sich Widerstand zeigte gegen Anordnungen, die er selbst früher am meisten getadelt hatte. Man hat ihm Unentschlossenheit und Mangel an Selbstvertrauen vorgeworfen, aber ganz mit Unrecht. Er war jederzeit entschlossen, nichts zu tun. Man hat ihn „den Gerechten" genannt, aber außer einigen bürgerlichen Ansichten im Kleinen, hatte er keinen Begriff vom Recht.

Daher kam es, daß von der Zeit an zwischen den Gesinnungen unseres Hofes, die sich durch einzelne Anordnungen kundgaben, und zwischen dessen wirklichem Betragen ein so auffallender Unterschied sichtbar wurde. Der König ließ sich von dem sogenannten Tugendbunde allerlei einflößen, erlaubte die Rüstungen in seinem Lande, Nachforschungen und Verbindungen allerlei Art; sobald aber irgend etwas hierin reif geworden war und er sich öffentlich erklären sollte, dann war er es nicht gewesen, und es geschah nichts. Er pflegte dann wohl zu sagen: „Man hat dies oder das getan oder tun wollen!" nur daß dieses „man" er selbst gewesen war, das gestand er sich selbst nicht. Durch dieses Betragen kompromittierte der König sich immer mehr gegen Napoleon, der von allem unterrichtet war und glaubte, es fehle dem König nicht an Willen, sondern nur an der Macht, und man müsse ihm diese je mehr und mehr benehmen. — Er drückte also das Land je länger je mehr und spannte seine Forderungen immer höher.[1])

Der Minister Stein war noch immer die Hoffnung dieser Männer, welche sich nun größtenteils in Berlin aufhielten und an

[1]) Vgl. oben S. 487ff.

dem Grafen Arnim v. Boitzenburg[1]) einen rastlosen Mitarbeiter fanden, in dessen Wohnung sie zumeist zusammenkamen. — Man suchte auch mich mehrere Male in diese Verbindung hineinzuziehen (welche, wie schon erwähnt, der Tugendbund nicht war, aber vom Volke dafür gehalten wurde, und welcher man einen viel größeren Wirkungskreis zutraute, als sie besaß); allein ich widerstand ihnen, denn sie konnten mir auf meine bestimmten Fragen keine Antwort geben, — denn wenn ich fragte: „was wollt Ihr?" so hieß es: „Befreiung des Vaterlandes." — „Auf welche Weise?" — „Durch offene Gewalt und Empörung von Teutschland gegen Napoleon." — „Wie wollt Ihr die zuwege bringen?" — „Durch den König." — „Wie wollt Ihr das machen?" — „Einfluß auf ihn gewinnen und ihn in den Krieg stürzen." — „Das könnt Ihr nicht, er läßt sich nicht hineinstürzen; er redet von allem, läßt sich in alles ein, und wenn der Augenblick des Handelns kommt, tritt er zurück. Siehe 1805, siehe 1809." — „O, er wird schon handeln, wenn die Umstände nur darnach sind." — „Wenn er es aber nicht tut, was tut Ihr dann?"

Hier schwiegen sie immer. Ich hielt es für Zeitverlust, mich in Dinge einzulassen, von denen kein Erfolg abzusehen war und von denen ich glauben mußte, daß, wenn sie auch wirklich zur Reife kämen, sie doch augenblicklich durch schlechte oder leichtsinnige Führung, wie 1805, 1806, 1809, gegen die besonnene Übermacht Bonapartes scheitern müßten. Ich hatte aber unrecht; der Himmel half so, daß der König dennoch 1813 wider seinen Willen in den siegreichsten Krieg gestoßen ward, der je gefochten worden ist. Der General Scharnhorst wurde die Seele dieser Partei, unermüdet, unbemerkt, durch keine Zurücksetzung, durch keine ihm in reichem Maße zugefügte Kränkung irregemacht, arbeitete er fünf Jahre lang an der Wehrhaftmachung des Landes und entwickelte dann plötzlich eine Kraft, die alle Welt in Erstaunen setzte. Ich erfuhr hiervon wenig und lebte sehr eingezogen auf dem Lande, meiner Familie, der Wirtschaft und der Erziehung meiner Tochter.

Im Sommer 1809 ward ich meinen Mitständen mehr bekannt

[1]) Graf Friedrich Abraham Wilhelm v. Arnim, Kammerherr und Legationsrat (1767—1812). Vgl. über ihn Kirchner, Das Schloß Boytzenburg und seine Besitzer (1860), S. 375—390.

durch die von mir und dem Herrn v. Prittwitz unternommene und bewirkte Absetzung des Landrats v. Schöning[1]), der viele durch mich ans Licht gebrachte Malversationen begangen hatte. — Im Sommer 1810 kam ein Befehl, die durch den Krieg ganz zuschanden gemachten Landstraßen wieder zu bauen. Ich übernahm den Auftrag und richtete eine ganz neue ein von Müncheberg bis Küstrin. — Im Winter 1810 hatte ich Gelegenheit, den Hof und das Betragen des Königs recht von nahem zu sehen. Ich war bei seiner Rückkehr aus Preußen, bei seinem Einzug in Berlin, und sah den Jubel des Volks und wie man beflissen war, alles mit Wasser zu begießen.[2]) — Meine Frau hielt ihre erste Niederkunft in Berlin. Die Königin war Patin meines ältesten Sohnes Rudolf.[3])

Seit dem Abgange des Ministers Stein war die Landesadministration in den subalternen Händen Dohnas für das Innere und Altensteins für die Finanzen, denen noch obenein Beyme mit der Justiz beständig entgegenarbeitete, ganz und gar zugrunde gegangen. Sie wären vermutlich brauchbar gewesen unter einem Oberherrn, der selber gearbeitet hätte.

Immer von Bonaparte wegen der Kontributionszahlungen gedrängt und bedroht, sah der König ein, daß er zugrunde gehen müsse, wenn er nicht jemand fände, der ihm regieren hülfe, und so fiel er dem Minister Hardenberg in die Hände.

Hardenberg[4]) war bekanntlich Minister in Ansbach und dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen. Er hatte sich dadurch ausgezeichnet, daß er vor 1806 nicht in den Schlamm versunken war, in welchem Haugwitz, der Herzog von Braunschweig und alle diejenigen steckten, in welche der König damals Vertrauen hatte und die sein Betragen bestimmten; daß er eine Idee von Selbständigkeit des preußischen Staates hatte, während die andern alle Kriecher und Schleicher waren; daß er, 1807 eine kurze Zeit leitender Minister, fest an Rußland gehan-

[1]) Otto Ludolph v. Schöning (1741—1820), Ritterschaftsrat im Sternberg—Krossen—Züllichauschen Departement, der sich nach der Familiengeschichte 1809 „wegen Altersschwäche" zurückzog. Vgl. Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlecht v. Schöning (1880) S. 78.

[2]) Vgl. über den Einzug am 28. Dez. 1809 das Tagebuch der Gräfin Voß S. 365 f.

[3]) Gest. 1811 während Marwitz' Gefangenschaft in Spandau. Vgl. u. S. 535.

[4]) Vgl. über ihn o. S. 117 ff., 252 Anm. 1, 262 ff.

Schloß Friedersdorf seit dem Umbau durch Schinkel (1828).

gen hatte und Napoleon seine Entlassung zu einer Bedingung des Friedens von Tilsit gemacht hatte. Seitdem hatte Hardenberg, obzwar vom Hofe entfernt, immer mit dem Könige in Verbindung gestanden, und der Kaiser von Rußland hatte es nach und nach bei Bonaparte dahin gebracht, daß er dem König erlaubte, ihn wieder anzustellen.[1]) Hardenberg selbst hatte an Bonaparte geschrieben, ihm sein Glaubensbekenntnis abgelegt und die Motive seines früheren Verfahrens auseinandergesetzt, die denn freilich nicht auf das Recht allein gebaut waren (wie schon der von ihm geschlossene Baseler Frieden zeigte), sondern nur auf den besten zu erlangenden Vorteil, — so daß, wenn Bonaparte 1805 nicht durch das Ansbachische marschiert wäre und uns Hannover beizeiten versichert hätte, Hardenberg auch nicht für den Krieg gegen ihn gestimmt haben würde. Er unterschied sich also von seinen damaligen Konsorten nicht durch das Prinzip, sondern durch etwas helleren Blick, indem jene immer hündisch wedeln wollten, Bonaparte mochte tun, was er wollte. Dieser hätte ihn also zum Anhänger haben können, wenn er nur Preußen unter seinem Ministerio etwas mehr Ehre erwiesen hätte und ihm etwas mehr Lebensodem hätte lassen wollen.

Übrigens war Hardenberg von hellem Blick, einnehmendem Wesen, aber leichtsinnig, liederlich, und hatte die Art und Unerfahrenheit eines Jünglings mit in sein graues Alter (er war sechzig Jahre)[2]) hinübergetragen, daher, wenngleich nicht faul, doch immer seinen Geschäften nicht gewachsen und jederzeit von augenblicklichen Eindrücken bestimmt. Ich habe ihn viel gesehen und sehr genau gekannt. So wie er sein lebelang mit den Weibern unredlich war, eine nach der andern heiratete, entführte, sitzen ließ, und noch zehn andere neben ihr frequentierte, so war er auch als Minister, nach allem greifend, sich mit allem beschäftigend, aber nichts vollendend und behauptend.

Mit diesem machte nun Friedrich Wilhelm einen förmlichen Vertrag, durch welchen er ihm im eigentlichen Verstande die Regierung abtrat. Hardenberg wurde Staatskanzler[3]), erhielt große Güter, eine ungemessene, unbestimmte Besoldung, und das Recht, daß alle Staatsangelegenheiten, die inneren, die äußeren,

[1]) Davon ist aus anderen Quellen nichts bekannt. — [2]) geb. 31. Mai 1750. — [3]) Am 4. Juni 1810. Vgl. Ranke, Hardenberg III² S. 163.

die Zivil-, die Militärsachen, die Justiz, die Finanzen, teils von ihm geleitet wurden, teils doch jederzeit zu seiner Wissenschaft und zu seinem Einfluß gelangen mußten. Der König versprach, niemals den Glauben an ihn von sich zu werfen, und alles, was ihm Nachteiliges oder klagend gegen Hardenberg berichtet werden möchte, diesem sogleich mitzuteilen. So bekam er die ganze Regierung in seine Hände, und jeder Möglichkeit, ihm, wenn es schlecht ginge, beizukommen, war im voraus der Weg versperrt. Nur durch die Gerichtshöfe hätte es geschehen mögen, wenn die Sache gar zu arg geworden wäre, aber auch dafür ward gesorgt, indem in der Person des bisherigen Kammergerichtspräsidenten Kircheisen[1]) ein Justizminister gesetzt wurde, der alles vereinigte, was Beschränktheit, Dummheit, Unbehülflichkeit, Versunkenheit in den Buchstaben des Landrechts und Gehorsam gegen Befehle nur irgend in einem menschlichen Wesen Widerwärtiges zusammenbringen können. Alle bisherigen Minister wurden entlassen und alle Stellen mit subalternen Hardenbergschen Kreaturen besetzt.

Im ganzen Teutschland, zumeist aber im Preußischen, hatte schon lange ein großer Zwiespalt bestanden zwischen der Erziehung des Volkes und der Regierungsverfassung. So wie der Geist der Zeit sich überhaupt auf die Seite des Verstandes hinlenkte und alles zu erklären und zu erforschen begierig war, so war auch die Erziehung die liberalste, die Grundsätze des Unterrichts die freiesten und die Art, zu denken, die kühnste. Je weiter aber dieses Streben nach Einsicht und nach dem Forschen ging, um so weiter wendete es sich ab vom Handeln, welches oft die Zeit hinwegnimmt, welche der Geist auf das Forschen verwenden möchte, um so weiter wendete es sich ab von den Staatsangelegenheiten, welche ihrer Natur nach durchaus irdisch sind und in welchen der Augenblick muß in acht genommen und erfaßt werden. — Es bildete sich der Wahn aus und verbreitete sich weit, daß man ein Weltbürger sein könne (Kosmopolit), ohne ein ordentlicher Staatsbürger zu sein, und eben daher kam es, daß die Staatsangelegenheiten nur von dazu besoldeten Dienern betrieben wurden, ohne eigentliche lebendige Teilnahme von seiten der Staatsbürger, daß diese letzteren sich

[1]) Friedrich Leopold v. Kircheisen (1749—1825), Vizepräsident, dann Präsident des Kammergerichts, 1798 geadelt, 1810—1825 Justizminister.

je mehr und mehr isolierten, und daß, je freier die Gedanken wurden, um desto mehr die Regierung einseitig und despotisch gehandhabt wurde.[1])

Da nun in Preußen die lange und große Vorsorge Friedrichs II. und der Ruhm seiner Regierung dem Volke erstlich die Notwendigkeit ganz entnommen hatte, sich um die Staatsangelegenheiten zu bekümmern, und sodann auch glauben gemacht hatte, daß es vollkommen unnütz sei, indem es den einzelnen gar nicht berühre, so war auch hier notwendigerweise die doppelte Isolierung der Staatsdiener in ihren Ämtern und der Bürger in ihrem häuslichen Kreise merkbarer geworden, als anderswo.

Schon in den alten Tagen Friedrichs des Großen, noch mehr unter seinem verschwenderischen, arbeitsscheuen[2]) Nachfolger, zumeist aber unter Friedrich Wilhelm III., der sich mehr als einer seiner Untertanen in seinem häuslichen Zirkel isolierte und sich dadurch der eigentlichen Staatsverwaltung so entfremdete, daß er die Kunst, deren Uhrwerk dann und wann wieder aufzuziehen, nicht einmal verstand, ja sogar keine Individuen seines Volkes kennen lernte, die er zu Staatsdienern hätte gebrauchen können, wenn alte ihm abgingen, — war der alte Mechanismus der Verwaltung erst abgenutzt, zuletzt ganz tot und unbrauchbar geworden. — Wie nun gerade zur selben Zeit der grübelnde und spekulierende Geist anderswo zum Ausbruche gekommen und, lange ungekannt und ungeachtet, endlich auch gegen das preußische Staatsgebäude angerannt war, hatte er es ganz unhaltbar gefunden und erst seine Militärmacht, gleich hinter ihr aber seine ganze Verwaltung vernichtet, in welcher jeder an seinem Teil sich isolierte, seinen Platz fahren ließ, und auf kleinliche Art nur für sein Häusliches zu sorgen trachtete.

[1]) Die nämliche Erscheinung zeigte sich beim König, und war er darin der wahre Repräsentant seiner Zeit. Er dachte und redete überall frei, ließ sich im Reden auf alles ein und handelte, wenn er handelte, wie ein Despot. [v. M.]

[2]) Dieses scharfe Urteil Marwitz' über Friedrich Wilhelm II. ist interessant, da es mit dem viel günstigeren seiner späteren Jahre (vgl. o. Kap. II) in Widerspruch steht. Man sieht daraus, wie sich Marwitz' ganzer Unwille immer mehr auf Friedrich Wilhelm III. richtete, ihm allein die Schuld des nationalen Unglücks zuschob und dadurch ihm selbst die viel mangelhaftere Regierung des Vorgängers später in rosigem Lichte erschien.

Da nun wieder aufgebaut werden sollte, konnte es nicht anders geschehen, als im Geiste der Zeit; dieser zeigte, in seinem bloßen Verstande, viele Mängel des Alten und neue Theorien, die dem Übel abhelfen würden; das aber sah er nicht, daß diese zwar ausgeführt werden, niemals aber Leben erhalten könnten, wenn nicht das Volk selbst vaterländischer gemacht und sein innerstes Leben mit dem Staatsleben verflochten würde.[1])

Schon seit 1807 waren mit manchen dieser Theorien Versuche gemacht worden, deren keiner Vollendung fand, weil der Minister Stein gestürzt wurde und seine Nachfolger den Hauptanstoß immer vom Könige erwarteten, der ihn nie gab, teils aus Scheu vor der Arbeit, teils aus einem gewissen richtigen Instinkt, daß es nicht gut sei. Als aber der leichtsinnige, eingebildete Hardenberg das Ruder in die Hand bekam, da brach eine wahre Revolution aus und den verderblichsten Neuerungen wurde Tür und Tor geöffnet. Er wollte den Staat regenerieren und tat es (gewiß in guter Absicht) im Geiste der Zeit auf die verderblichste Art.

Er war infolge seines leichtfertigen Lebens von lauter gemeinem Volk umringt (denn kein wahrer Mann von Stande und der von edler Sitte durchdrungen war, kam ihm je recht nahe: sie flößten ihm eine Art von Scheu ein). Diese gemeinen Umgebungen warfen sich nun in die gemeinste Verbesserungsmethode, in die, die vom Gelde ausgehen sollte. Sie hatten den Adam Smith studiert, aber nicht eingesehen, daß er nur vom Gelde redet, weil man in einem so durchaus gesetzmäßigen, eine lebendige Verfassung habenden Lande, wie England ist, wohl das Geldstudium aufs höchste treiben kann, ohne die Verfassung umzuwerfen, daß aber in einem Lande ohne Verfassung und ohne lebendige Gesetzgebung, welches noch obenein unter dem härtesten äußeren Drucke seufzte, eine auf die Geldtheorie gegründete Staatseinrichtung entweder gar nicht zustande kommen könne, oder den Staat ganz umwerfen müsse. Es wurden nun den Smithschen und seiner Nachfolger Theorien gemäß viele Einrichtungen gemacht, die auf der einen Seite das Volk in einen großen Wohlstand bringen und auf der andern durch darauf gegründete neue und schwere Ab-

[1]) Dieser Satz — die eigentliche Grundidee der Reform — zeigt charakteristisch, daß Marwitz um 1815 von dem Geiste der großen Reformer keineswegs unberührt war.

gaben die Staatskassen füllen und die gegen Bonaparte eingegangenen Verbindlichkeiten lösen sollten. Nur schade, daß dieser den Wohlstand, wenn er wirklich eingetreten wäre, sogleich wieder an sich gerissen haben würde, und daß man ihn auch gar nicht abwartete, sondern mit den erschöpfenden Abgaben anfing, und dadurch den letzten Rest des alten Wohlstandes zerstörte.

Ich war durchdrungen von der Richtigkeit dieser Ansicht und von der Verderblichkeit dieses Beginnens, und sah ein, daß dem Staate nur zu helfen sei durch eine ordentliche Verfassung, durch Teilnahme der Staatsbürger an den Staatsangelegenheiten und durch eine feste Gesetzgebung, entgegengesetzt den willkürlichen Edikten, welche heute wieder umwerfen, was sie gestern befahlen, und daß alles dieses mit Gerechtigkeit und also mit der Hoffnung des Bestehens nur gegründet werden könne auf die alte, immer noch rechtlich bestehende, wenngleich im Dunkeln liegende Landesverfassung. Was ich in dieser Ansicht alles getan und gelitten habe, wie wenig Unterstützung und wie viele Erbärmlichkeit bei meinen Mitständen, welche Versunkenheit, Despotie und Knechtschaft zugleich bei den Staatsbehörden ich gefunden habe, dieses findet man umständlich und mit Aktenstücken belegt, in meinem Archiv in den vielen darüber verhandelten Akten, vorzüglich in denen: „Über den Schuldenzustand der Kurmark 2c." und in der Schrift: „Über vier Reden des Staatskanzlers v. Hardenberg 2c."[1]).

Ich will hier also nicht darauf zurückkommen, sondern nur bemerken: daß der König auf keine der ihm vorgelegten Bittschriften der Landstände weder achtete noch antwortete, daß er, als uns unser Eigentum, die Land-Armen-Kasse, geraubt ward, als man die uns verkauften Domänen zum zweitenmal an andere verkaufte, als man uns unsere landschaftlichen Einkünfte nahm, die darauf fundierten, für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten aber ließ, als man uns unsere Hypotheken-Registratur raubte, — mich, der ich hierüber zu klagen kam, nicht vorließ, und daß er auch da weder antwortete, noch irgend etwas änderte, als ich dem König seine eigene, bei seinem Regierungsantritt uns herkömmlich gegebene Assekuration[2]), die uns in allen unseren Rechten und Freiheiten be-

[1]) Siehe diese Schrift im zweiten Bande und die Einleitung dazu. — [2]) Vgl. o. S. 181 f.

stätigte, und nach deren Erteilung erst, wie allen seinen Vorfahren, ihm gehuldigt worden, durch den General Köckeritz vorlegen ließ; — daß Hardenberg, ich weiß nicht, ob aus bösem Willen oder aus Verblendung, oder, um durch Nachgiebigkeit nicht seinen Posten zu verlieren, in seinem System beharrte, die Verfassung umwarf, alle Rechte mit Füßen trat, indem er von Regeneration des Staates redete, die Tyrannei Bonapartes in allen Stücken und selbst seine Gesetze (namentlich die westfälischen) nachahmte und nicht etwa die einmal angenommene Theorie durchführte, sondern zwei Jahre lang von System zu System und von Gesetz zu Gesetz, je nachdem ihn der Geldmangel drückte, umherschwankte; daß er im Sommer 1811, wie die Hauptkatastrophe eintrat und alle Provinzen mit Bittschriften an den König erschienen, denen vieles nachgab und sie beschwichtigte, die nur von ihrem Geldverlust redeten, daß er aber den König bewog, mich und den Grafen Finckenstein[1]) aus der Mitte der Lebusischen Stände (in deren Vorstellung[2]) vom Recht und von Hardenbergs schlechter Verwaltung die Rede war) herauszugreifen und fünf Wochen lang auf der Festung Spandau eingesperrt zu halten; daß überhaupt und vorzüglich hierbei unsere Mitstände sich als die erbärmlichsten Gesellen betrugen, weder Scham noch Ehre zeigten und also verdienten, daß ihnen so mitgespielt wurde, wie geschah; daß endlich der größte und unheilbarste Schaden sich in den Gerichtshöfen offenbarte, welche keine Ahnung mehr von ihrer Würde hatten; daß der Justizminister Kircheisen der blinde Knecht Hardenbergs war, verurteilen ließ, wen jener wollte, freisprach, wen jener wollte, und daß sogar das Kammergericht zu unserer Arretierung, zu einem Gewaltstreich ohne Urteil und Recht sich mißbrauchen ließ, und die Gemeinheit so weit trieb, uns sehr hoch angesetzte Kosten wegen unserer Verhaftung mit Exekution abzunehmen.

Unsere Gefangenschaft in Spandau war im Juli 1811.[3])

[1]) Den oben (S. 470) erwähnten Präsidenten Friedrich Ludwig Karl, Reichsgraf Finck v. Finckenstein.

[2]) Vgl. ihren Abdruck im 2. Bande: „Letzte Vorstellung der Stände von Lebus und Beeskow-Storkow an den König", mit Hardenbergs Randbemerkungen (nach dem Original im Berl. Geh. Staatsarchiv). Die Eingabe ist von Marwitz verfaßt. Vgl. ihren teilweisen Abdruck bei Klose Leben Hardenbergs (1851) S. 283 ff.]

[3]) Vgl. das Tagebuch über die Gefangenschaft in Spandau im 2. Band.

Während derselben starb in zwei Tagen mein Sohn Rudolf und eine später geborene Tochter, Elisabeth. Ich kam los, machte mit meiner, wie zu erachten, ganz vernichteten Frau eine Reise durch Böhmen und Schlesien und zog mich von allen ständischen Geschäften zurück, denn ich sah ein, daß es vergeblich sei, halten zu wollen, was seiner Natur nach nicht mehr zu halten ist. Unsere Gefangenschaft war indessen doch eine Zeit des Triumphs gewesen. — Ich genoß seitdem einer weit verbreiteten Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann.

Die neuen Hardenbergschen Abgaben, das Verkaufen der Domänen um Spottpreise an Juden, die Einziehung aller geistlichen Güter, alle diese Ungerechtigkeiten, dieses Verzehren des Nationalkapitals, konnten unsere Finanzen nicht in die Höhe bringen, kaum erhalten: einmal, weil seine Administration gar zu schlecht, die Verwirrung und Verschwendung bodenlos war, und sodann, weil Bonaparte immer neue Forderungen machte und verschlang, was hier erpreßt ward, und durch sein Kontinentalsystem alles zugrunde richtete, was durch die Hardenbergschen Gesetze noch nicht ganz entseelt worden war. —

Während alles dieses aufs schlechteste und trostloseste ging und sich dahinschleppte, verfolgte Scharnhorst unbemerkt, aber rastlos tätig, sein militärisches Ziel. Die Armee ward in einem vortrefflichen Zustand erhalten und durch das Krümpersystem[1]) ohne Aufsehen auf das Doppelte der Stärke gebracht, die sie nach den mit Bonaparte geschlossenen Traktaten haben durfte. Bonaparte, der schon seine Vorbereitungen gegen Rußland machte, beobachtete uns, merkte alles dieses, und mehrere Male schien der Augenblick nahe, wo er Preußen verschlingen würde.

Hardenberg hatte seit dem Anfange seines Ministerii nach einer Allianz mit Napoleon getrachtet, war aber niemals einer Antwort gewürdiget worden. Seit dem Frieden von Tilsit hatte der König neunmal und die Königin dreimal eigenhändig an Napoleon geschrieben, das Elend des Landes vorgestellt und um Schonung gebeten; beide hatten aber auch nicht eine Silbe zur Antwort bekommen.

[1]) Vgl. o. S. 508, Anm. 2.

Wie nun im Sommer 1811 Napoleons Rüstungen immer bedenklicher wurden und sein Stillschweigen ebenso hartnäckig blieb, vermochte Scharnhorst den König, sich zur Gegenwehr zu bereiten und lieber ehrenvoll unterzugehen, als sich wehrlos verschlingen zu lassen. Die Truppen wurden zusammengezogen, Spandau mit neuen Verschanzungen versehen und bei Kolberg und bei Glatz große verschanzte Lager errichtet. Hardenberg, so gern er im Bündnis mit Napoleon still gesessen, oder wenigstens günstigere Zeiten abgewartet hätte, hatte keinen andern Ausweg und mußte einstimmen. Gneisenau, welcher nach dem Frieden von Tilsit als heimlicher Gesandter in England[1]) und Schweden gewesen war, nun aber seit einem Jahre sich auf seinem Gute in Schlesien aufhielt, wurde nach Berlin gerufen und zum Schein zum Staatsrat ernannt. Der König ließ sie alle machen, was sie wollten, und kompromittierte sich täglich mehr. Wie aber im Herbst alles fertig war, und man den Angriff täglich erwartete, erschien plötzlich, wie vorherzusehen war, eine donnernde Ordre Napoleons, das Heer zu entlassen, die Festungswerke wieder zu demolieren und alle Verteidigungsanstalten einzustellen. Sogleich wich der König von seinem bisherigen Betragen, gehorchte und entließ Scharnhorst und Gneisenau und seinen General-Adjutanten Boyen.[2]) Er bewährte also aufs neue den Charakter, den er während seiner ganzen Regierung bewiesen hatte, nämlich: sich bis zum entscheidenden Augenblick leiten zu lassen und dann auszuweichen.

Scharnhorst behielt aber heimlich die Leitung der Festungs- und Waffenangelegenheiten, und ging nach Schlesien, wo er in Verborgenheit sehr viel tat. Gneisenau ging später wieder als heimlicher Gesandter nach England.[3]) — Ich hatte alle diese Dinge mit

---

[1]) 1809—10. Vgl. Pertz, Leben Gneisenaus I, 558—628. Delbrück, Gneisenau I[2] (1894), S. 181 ff.

[2]) Vgl. über Gneisenaus Entlassung (am 9. März 1812) Pertz a. a. O. II, 272 ff., über die Boyens F. Meinecke, a. a. O. I, 287; dessen Entlassung war vom 11. März 1812 datiert. Über Scharnhorst M. Lehmann, Scharnhorst II, 437 f., 446 ff., 453 ff.; dieser wurde nicht entlassen, behielt aber nur einen kleinen Teil seiner Geschäfte, vgl. u.

[3]) August 1812 bis Januar 1813. Vgl. Pertz a. a. O. II, 344 ff., Delbrück, Gneisenau I, 277 ff.

angesehen, aber keinen Teil genommen, weil ich zu gut vorher wußte, wie es kommen würde.

Indessen bemächtigte sich eine unbegreifliche Langmut des Bonaparte. Sein Gewalt- und Glücksstern fing an zu weichen. Er verschlang uns nicht, und sei es, daß er bei allen Anstalten gegen Rußland dennoch hoffte, durch bloße Demonstrationen mit seiner Macht jenes zur Unterwürfigkeit zu bewegen und es deshalb durch einen Gewaltstreich gegen uns nicht reizen wollte, sei es, daß er eine verzweifelte Gegenwehr erwartete und die Kräfte nicht opfern wollte, die ihre Überwältigung ihm würde gekostet haben; genug, wie er im Frühjahr 1812 gegen Rußland zog, wurden wir dennoch zur Allianz zugelassen; wir mußten ihm, außer den immer noch besetzten Oder-Festungen, noch Spandau und Pillau einräumen, wir mußten unser Kontingent stellen (20000, sowie Österreich 30000), und der König verfügte sich mit dem Kronprinzen und Hardenberg nach Dresden, wo sie ihre Unterwürfigkeit bezeigten, aber ungemein gnädig aufgenommen wurden.

Murat war schon früher (im Mai 1812) durch Berlin gekommen, hatte in roten Hosen und gelben Stiefeln in Charlottenburg beim König gegessen, und ihn beim Willkommen und Abschied wacker geherzt und geküßt, worauf denn der König, nachdem jener sich entfernt, gesagt hatte: „Der Mann ist ein Liebhaber von einem kurioſen Anzug!" — Sonst nämlich nannte er jeden Prinzen, auch den kleinsten: „der Herr."

Ich war den ganzen Winter von 1811 zu 1812 in Friedersdorf, leitete meine Wirtschaft und die Erziehung meiner Tochter und fing instinktartig an, mich wieder mit Politik und Kriegskunst zu beschäftigen. Ich schrieb einen Kommentar über Stutterheims Werk vom Kriege 1809,[1]) und verschiedenes über den Krieg in Rußland.[1]) Meine Meinung war, daß Rußland unbesiegbar sei, doch glaubte ich, daß es viele Fehler machen und Napoleon dadurch Sieger bleiben würde. — Im Mai 1812 gebar meine Frau einen Sohn, Konrad.

Dieser Krieg gegen Rußland brachte das höchste Maß von

[1]) Noch vorhanden. Friedersdorfer Archiv XIII B., Nr. 41 und XIII B., Nr. 43. Vgl. die Denkschrift: Von dem gegenwärtigen Interesse des Königs von Preußen (31. Dez. 1812, Bd. II).

Elend über unser Land. Es mußte alles hergeben, alles liefern und die höchste Arroganz und Hochmut ertragen, nicht nur von den Franzosen, sondern auch von jedem kleinen elenden Sünder, der mit ihnen verbündet war. So wirkte alles zusammen. Der Verlust der Ehre und der Macht 1806 und 1807, die harte Bedrückung 1808, die Ausplünderung durch Napoleon und Hardenberg 1810 und 1811, und nun neue Zahlung und neue Schande. Es war offenbar von der Vorsehung so eingeleitet, daß Hardenberg ein schlechter Minister sein und dem Volke den letzten Groschen aus der Tasche ziehen und die letzten Stützen der alten Verfassung umwerfen mußte. War er sparsam, so konnte er noch vieles retten, das Volk wurde nicht arm, bis zur Verzweiflung; war er weise, so konnten viele noch einen Halt suchen im Innern und wurden nicht gewaltsam nach außen getrieben. — Dazu kamen noch zwei merkwürdige Umstände, — der eine, daß unser Heer sich äußerst tapfer in Rußland schlug und dadurch Vertrauen auf dasselbe geweckt wurde; der andere, daß die Nation so unbegreiflich gutmütig war und weder dem König noch seinem Minister den Teil des Unheils zuschrieb, den sie doch offenbar zu verantworten hatten, sondern daß es die Franzosen als die einzige Ursache alles Unglücks betrachtete, dergestalt, daß es wähnte, alles würde gut und vortrefflich sein, wenn nur diese nicht wären.

Die Russen führten den Krieg so erbärmlich wie möglich. Aber ihr Kaiser stand hoch über seiner Nation. Die Begeisterung, die 1805 und 1806 in ihm gewesen und die nur durch unseres Herrn Kälte und Untätigkeit niedergeschlagen worden war, erwachte aufs neue. Er bot alle seine Kräfte auf und beschloß, die Flecken, die seit dem Frieden von Tilsit auf ihm hafteten, wieder abzuwaschen und nicht Frieden zu machen, solange noch ein Feind in Rußland sei. Es gelang ihm, das Volk zu begeistern. Die Armee schlug sich im einzelnen vortrefflich; die Anführung ihrer Feldherren war unter aller Kritik. Nachher gaben sie vor, mit Willen getan zu haben, wozu Napoleon sie gezwungen hatte.

Dieser bewährte sein altes Feldherrntalent, aber auch seinen alten Eigensinn, der bis ins Tolle gewachsen war, und durch diesen schlug er sich selbst wieder aus Rußland heraus. Er operierte auf der richtigen Linie und schlug die Russen bei allen Hauptgelegen-

heiten; aber er bedachte nicht die Landesart, nicht das Klima, nicht den festen Sinn des Kaisers. Er war überzeugt, daß er in Moskau Frieden schließen würde. Alexander hielt ihn mit Unterhandlungen hin, bis die schlimme Jahreszeit da war, und brach sie dann ab. — Nun trat Napoleon, im Begriff, zu verhungern, den 200 Meilen langen Rückmarsch an. Sein Heer erfror und verhungerte, aber er kam mit einem kleinen Überrest davon, welches ganz unmöglich gewesen wäre, wenn die Russen nicht ebenso erbärmlich operiert hätten, wie bei seinem Vordringen. Die Kosaken machten ihn zuschanden, während die regulären Truppen in geringer Zahl hinterherzogen, da sie doch vor ihm sein und ihm bei Smolensk oder an der Beresina den Weg versperren konnten.

Wie nun der Überrest der Franzosen die Grenze Preußens erreichte, waren die verfolgenden Russen ihnen an Zahl wenig überlegen (20- bis 30000), und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie in Verbindung mit den 16- oder 18000 Preußen unter York, welche nur bis Riga gewesen waren, also gesund zurückkamen, das Königreich Preußen, oder wenigstens die Weichsel, verteidigt und gehalten haben würden, zum Ruin unseres Landes und zur ewigen Befestigung der Knechtschaft. — Es ist also nicht genug zu preisen und wird lange nicht so erkannt, wie es sollte, daß der General York den mannhaften Entschluß faßte, die Franzosen zu verlassen und mit den Russen eine Konvention zu schließen. — Hierdurch wurde die Flucht der Franzosen, die am Niemen würden Halt gemacht haben, bis an die Oder verlängert und der erste Anstoß zur Befreiung des Vaterlandes gegeben.

Kapitel 10.

Der Befreiungskrieg. (1813—1814.)

Schwanken des Königs. — Marwitz bei Hardenberg. — Hardenbergs Zaudern. — Anrücken der Russen. — Marwitz nach Breslau, wieder in Dienst. — Bündnis von Kalisch. — Marwitz bildet und führt eine Landwehr-Brigade. — Frühjahrs- und Herbstfeldzug. — Marwitz' Streitigkeiten mit Putlitz. — Gefecht bei Hagelberg. — Winterfeldzug. — Der Frühjahrsfeldzug in Frankreich. — Alexander v. der Marwitz fällt. — Napoleon gefangen, nach Elba. — Neue Not Deutschlands und Preußens auf dem Wiener Kongreß.

Diese Vernichtung des ungeheuren französischen Heeres und die Flucht Bonapartes von Rußland nach Paris wirkten sehr verschieden auf das Volk, Hardenberg und den König. Das Volk jubelte und harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo ihm würde erlaubt sein, über die durchziehenden Franzosen herzufallen und sie alle totzuschlagen. Es erwartete jeden Augenblick, daß der König sich erklären würde. Hardenberg jubelte auch, glaubte aber, mit Napoleon sei es vorbei und man werde nun durch Demonstrationen und durch Traktaten alles erhalten können, was man nur wolle. Der König entsetzte sich, denn er merkte, daß eine Zeit des Handelns kommen würde, und beschloß, seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, nämlich: nichts zu tun und das Ende abzuwarten.

Wie nun die Nachricht von dem Übertritt des Generals York kam, war alles Volk überzeugt, es sei auf Befehl oder mit Bewilligung des Königs geschehen, und es werde bald losgehen. Hardenberg freute sich innerlich, der König aber ergrimmte, behandelte alle die, welche vom General York an ihn geschickt wurden, aufs abscheulichste, setzte ihn ab, gab dem General Kleist, der auf ihn folgte, das Kommando und stellte ihn unter die Befehle des Königs von Neapel, der die französische Armee kommandierte.

Die Russen waren aber so klug, keinen von des Königs an den General York geschickten Adjutanten durchzulassen, sondern sie sämtlich in das Hauptquartier des Kaisers zu schicken, von wo sie denn mit Freundschaftsversicherungen zurückkamen; der General York aber hatte den Mut, wie seine Absetzung und die königliche Erklärung in den Zeitungen in Preußen bekannt wurden, das Kommando zu behalten und eine Gegenerklärung drucken zu lassen, nach welcher er die Zeitungen nicht für kompetent erachtete und eine direkte Botschaft vom Könige erwarten wollte, welche, wie gesagt, immer von den Russen aufgefangen wurde.

Dieses alles geschah im Dezember 1812. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn schon damals der König das Land aufrief, wie später, die Sache so gut wie beendigt gewesen wäre, denn alsdann wurden nebst einer größeren Zahl Unteroffiziere und Soldaten viele tausend französische Generale und Offiziere erschlagen, oder gefangen, die nun mit Extrapost, mit Vorspann (!), zu Pferde und zu Fuß durch unser Land nach Frankreich reiseten und dort die neue Armee wieder besetzten, die Napoleon formierte. Was hätte er machen wollen ohne Marschälle, ohne Generale und ohne Offiziere? Der König sendete sie ihm alle zu, und Bonaparte operierte nun solange darauf los, bis er sich selbst absetzte.

Ich war in Friedersdorf und sah zwar, seit Bonaparte den Rückzug hatte antreten müssen, ähnlichen Ereignissen, doch nicht einem solchen Weltgericht entgegen. — Die erste vollständige Nachricht von der gänzlichen Zerstörung der französischen Armee erhielt ich von meinem Bruder Alexander. Dieser hatte in Österreich gedient, den Schlachten von Wagram[1]) und Znaim[2]) beigewohnt und war dort geblieben bis im Herbst 1810. Nun hatte er sich wieder in die Wissenschaften geworfen, in denen er erzogen und zur Meisterschaft gelangt war. 1811, während ich in Spandau war, verwaltete er wieder Friedersdorf. Allein seine glühende Liebe zur Freiheit und die Überzeugung, daß alles Wissen in einem Sklavenlande nicht gedeihen könne, zogen ihn immer wieder ab. Er lebte in vielen Verbindungen, die ich mied, und glaubte, durch eine all-

[1]) Am 5.—6. Juli 1809, Sieg Napoleons über Erzherzog Karl.

[2]) Gefecht am 11. Juli 1809, dem am 12. ein Waffenstillstand, dann am 14. der Wiener Friede folgte.

gemeine Revolution müsse das Bessere herbeigeführt werden. Jetzt war er als Referendarius bei der Regierung in Potsdam angestellt, nachdem er schon 1809[1]) einen Staatsratsposten ausgeschlagen hatte, um mit Schill zu ziehen. Dieser nun sendete mir einen Boten; ich verfügte mich zu ihm. Er hatte viele Pläne zum Guten, die aber, so wie die Sachen von oben standen, unausführbar waren. Endlich schlug er mir vor, ich solle zu Hardenberg gehen und mit ihm über die Lage der Sache reden; er sei schwach und hasse die Franzosen; vielleicht bedürfe es nur eines Anstoßes; schon mein Erscheinen, nach der unwürdigen Behandlung, die ich mit Würde getragen, müsse etwas bewirken, und vielleicht würde ich die Hand ins Spiel bekommen.

Letzteres erwartete ich nicht, weil mir die gemeinen Umgebungen Hardenbergs, die Spekulanten, Juden und Wechsler zu genau bekannt waren; doch wollte ich mich keinem Guten entziehen. — Ich ließ mich bei Hardenberg melden und ward, unter dem Beifügen, es würde ihm sehr angenehm sein, auf den nämlichen Nachmittag beschieden.

Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck mein Eintritt auf ihn machte. Erinnerung dessen, was er sonst, und mir so oft, versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und gegen mich, und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Betragen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte: „Der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und jeden Teutschen ergreifen; jetzt käme es darauf an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande getan hätte; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und um zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten."

Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele; er wurde sehr gesprächig und gab sich ganz preis: „Dies sei seine Meinung auch; schon lange habe er auf einen solchen Zeitpunkt gewartet" —

[1]) Nach o. S. 456: 1808. Frühjahr 1809 muß die richtige Angabe sein, da Niebuhr 1808 in Holland war. Also irrt Fontane, Wanderungen II, 260.

er detaillierte mir alle seine geheimen Verbindungen mit England und (während des Krieges) mit Rußland, — „jetzt müßten und würden wir alles wieder gewinnen, darum werde auch schon gerüstet. Wahrscheinlich aber werde man es nicht brauchen, Napoleon sei so herunter, daß er Frieden machen müsse, und wir würden ohne Blutvergießen bloß durch Negoziationen zu unserm Zweck kommen." Ich erstarrte! — Also noch nicht belehrt? die Zeit nicht begriffen? Napoleon noch nicht kennen gelernt? — Ich sagte: „Wenn dem auch so sei, so werde die Zeit vergehen, der Augenblick sei dringend, ihn müsse man ergreifen; wenn man jetzt alle Franzosen festhielte, so ständen wir im Vorteil, und ganz Teutschland würde entbrennen." Er: „Dazu sei der König nicht zu bewegen." — Ich: „Er habe ihn ja doch während seines Ministeriums zu allem gebracht, wozu er ihn habe bringen wollen, so werde ja auch dies möglich sein in dem wichtigsten und dringendsten Momente der Zeit." Er: „Das möge ich nicht glauben, der König ließe sich wohl leiten bis auf einen gewissen Punkt, aber wenn es zur Entscheidung komme, behalte er seinen Willen."

Hierin hatte Hardenberg recht; aber er hatte gerade das einzige Mittel in Händen, den König zu zwingen. Bei des Königs Abneigung vor Geschäften, bei der gänzlichen, dem König wohlbekannten Verwirrung aller Geschäfte und der Auflösung aller Formen, konnte er, und kann noch bis jetzt, Hardenberg gar nicht entbehren. Sowie dieser also drohete, das Ministerium niederzulegen, mußte der König tun, was er wollte; aber dazu war Hardenberg zu eitel und zu sehr in seine Macht verliebt; er wollte sie nicht aufs Spiel setzen. Er liebte seinen Posten mehr wie das Land.

Das Gespräch drehete sich hierauf, so daß ich fallen ließ: „Wenn es so stehe, würden wir alles verlieren und alles versäumen." Dieses verneinte er und versicherte, es werde fleißig gearbeitet, vorzüglich wären wir in Übereinstimmung mit den Österreichern, und der König sei entschlossen, alles zu tun, was diese tun würden. Man könne nichts übereilen; wenn es Zeit sein würde, werde er es mich wissen lassen. Diese Unterredung geschah einige Tage vor Weihnachten 1812.

Ich verließ ihn und ging zu dem Kapitän Thile[1]), meinem alten Bekannten, der den militärischen Vortrag beim Könige hatte, um zu erfahren, wie es dort und in der Armee stehe. Er war geheimnisvoll und meinte: „Es gehe viel vor, aber er dürfe es nicht sagen; wenn es Zeit sein würde, werde er mich benachrichtigen." — Er benachrichtigte mich aber nicht.[2])

Mein Bruder geriet in Verzweiflung und reisete nach Preußen zum General York und zu den Russen. Ich ging nach Friedersdorf, einsehend, daß ein großer Moment versäumt werde, aber auf Gott vertrauend, daß er sein großes begonnenes Wunder auch vollführen werde, und in diesem Glauben rüstete ich mich zum Kriege.

Hardenberg negoziierte nun fleißig mit den Österreichern und erwartete von dorther die Bestimmung und den Impuls, den er selbst hätte geben sollen. Begreiflicherweise wurde hier gar nichts abgemacht. Die Österreicher trauten uns nicht; seit 1809 hatten sie sich den Franzosen ganz in die Arme geworfen und wurden ziemlich gut von ihnen behandelt; auch hatten sie die Vernichtung der französischen Armee nicht so vor Augen, wie wir; alles Ursachen, durch welche sie weniger aufgereizt und später zum Handeln bestimmt werden mußten, wie wir.

Da nun auf diese Weise nichts zustande kam, unterhandelte Hardenberg immerfort mit Napoleon und machte allerhand Forderungen, auf welche Art dieser den Staat gegen die andringende russische Gefahr schützen sollte. Hätte Napoleon sich im mindesten hierauf eingelassen, wäre seine Armee nicht so gänzlich desorganisiert gewesen oder hätte er sich nur entschließen können, etwas aufzugeben, um das übrige zu erhalten, so hatte er unsern König und unser Land fest, und die Russen machten Frieden. Er brauchte z. B. nur Danzig und die polnischen Festungen zu verlassen, den Vizekönig[3]) samt den hierdurch gewonnenen Truppen nebst Poniatowsky[4]) beizeiten aus Polen

[1]) Ludwig Gustav v. Thile (1781—1852), März 1812—1817 vortragender Adjutant beim König, Schüler Scharnhorsts; 1829 Generaladjutant, 1841—48 Geh. Staats- und Kabinettsminister. Vgl. Meinecke, Allg. Dtsche. Biogr. XXXVIII, 28 ff.

[2]) Durch den Kapitän Thile suchte Marwitz die oben (S. 537 Anm.) genannte Denkschrift vom 31. XII. 1812 an den König zu bringen; doch überreichte sie dieser nicht.

[3]) Eugen Beauharnais (1781—1824), Stiefsohn Napoleons, 1805 Vizekönig von Italien, 1807 von Napoleon adoptiert. — [4]) Vgl. o. S. 92 Anm. 1.

herauszuziehen, alle Sachsen dazu stoßen zu lassen und so 50- bis 60000 Mann an der Oder aufzustellen (diese hatte er, denn in Danzig allein blieben 20000), so rührte ihn niemand an. So aber verblendeten ihn Stolz und Eigensinn. Er selbst bereitete sich sein Verderben, nicht unseres Königs oder Hardenbergs Maßregeln. Er glaubte nicht an das Vordringen der Russen. Er glaubte sie durch ausgesprengte Lügen von großen Armeen, die er in Polen habe, aufzuhalten. Er zersplitterte seine geringen Kräfte, um allenthalben *etwas* zu zeigen, und würdigte unsere Vorstellungen keiner Antwort.

So verging die Zeit bis Mitte Januar. Napoleon war schon sechs Wochen lang in Paris; wir hatten noch nichts getan, und es hatte sich schon eine ziemliche Anzahl Truppen unter Augereau in der Mark Brandenburg versammelt; die Division Grenier war aus Italien hierher im Marsch, und alles ließ erwarten, daß wir in der Knechtschaft beharren würden, als eine sonderbare Begebenheit den ersten Anstoß gab. — Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß die Franzosen willens seien, den König in Potsdam aufzuheben und fortzubringen. Gewiß ist, daß nicht ein Wort hiervon wahr war, aber ungewiß, ob dieses Gerücht zufällig entstanden oder von Gutgesinnten absichtlich ausgesprengt war. Genug, es regte den König an, der seine Person nicht preisgeben wollte. Er entwich plötzlich, den 22. Januar 1813, aus Potsdam und reisete durch die Lausitz nach Breslau. Der größte Teil von Schlesien war nämlich durch eine im vorigen Jahr geschlossene Konvention, während das ganze übrige Königreich den Franzosen preisgegeben wurde, allein gerettet worden. Hier waren alle unsere Truppen versammelt, und kein Franzose hatte es noch betreten. Nun marschierten unsere Garden, die so lange in dem gleichfalls neutralen Potsdam gestanden hatten, ebenfalls dahin, und der ganze Sitz der Regierung wurde nach Breslau verlegt, wodurch der König aus aller Berührung mit den Franzosen kam.

Um die nämliche Zeit veränderten sich auch die Dinge bei den Russen. Sie hatten den Feind im ganzen schlecht verfolgt, ihre Hauptmacht war also noch weit zurück, wie ihre leichten Truppen die Grenze von Preußen erreichten; dazu waren sie natürlich durch den Feldzug und durch den Marsch von mehreren hundert Meilen

auch ermattet, erkrankt und zerstreut. Der Kaiser Alexander kam im Dezember nach Wilna, und nun regte sich die Frage, in welcher Art der Krieg fortgesetzt werden sollte? Alle Russen stimmten, wie natürlich, dafür, an der Weichsel Halt zu machen und hier den Feind zu erwarten. Die Befolgung dieses Rates hätte ihnen die Zeit gegeben, ihre Armee aufs beste und stärkste zu reorganisieren, und würde wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben. Der Minister Stein aber, der bei dem Kaiser war, und alle in russischen Dienst getretenen preußischen Offiziere, stellten die höhere Ansicht auf, daß man Teutschland befreien und, durch Hinstellung einer festen Vormauer, Rußland auf immer vor dem Andringen Frankreichs sicherstellen müsse. Glücklicherweise erwachte in dem Kaiser seine eigene teutsche Natur. Er folgte dieser. Wäre er ein Russe gewesen, er hätte es nimmermehr getan. Er begab sich den 21. Januar 1813 über die preußische Grenze und schickte, gleichsam zum Versuch, zwei leichte Reiterkorps unter dem General Czernischeff[1]) und Oberst Tettenborn[2]) über die Weichsel. Diesen folgte die sogenannte Wittgensteinsche Armee (12- bis 15000 Mann), und wie alles über Erwarten gelang, marschierte die Hauptarmee auf Kalisch, wo er selbst den 24. Februar eintraf.

Mein Bruder Alexander hatte dies alles in Preußen mit angesehen, auch mitgewirkt, daß die Provinz Preußen sich für Rußland und den General York erklärte und ihre Landwehr errichtete. Nun kam er in den ersten Tagen des Februar nach Friedersdorf vorausgereist und kündigte mir die Nähe der Russen an. Wir hatten, wie alle die nächsten Dörfer um Seelow, französische Einquartierung, verhungerte Überreste des Oudinotschen Korps; Bösewichter, deren einer im vollen Ernst bedauerte, daß man in Rußland zu viele Rücksichten genommen und nicht früher Menschenfleisch gefressen habe, denn wenn man sich beizeiten entschlossen hätte, alle maroden Franzosen zu schlachten, so wären die übrigen gesund herausgekommen. Diese Kerls wußten nichts und stritten

[1]) Fürst Alexander Iwanowitsch Tschernitschew (1779—1857), Militär und Diplomat, 1807 und 1812—14 ausgezeichnet, 1832 Kriegsminister.

[2]) Friedrich Karl Freiherr v. Tettenborn (1778—1845), Reitergeneral, zunächst in österreichischen, dann in russischen Diensten, verfolgte die Franzosen 1812, besetzte 1813 Hamburg und Bremen.

sich, ob die Russen schon an der Weichsel wären, oder nicht. — Ich machte mich mit meinem Bruder auf und reisete über Frankfurt, Drossen (durch den Vortrab der von Posen zurückkommenden Armee des Vizekönigs Beauharnais) und Landsberg zu Tettenborn, den wir in Soldin fanden.

Czernicheff war noch zurück, und Tettenborn wollte es nicht wagen, beim Tauwetter allein über die Oder zu gehen, um nicht beim Fortgehen des Eises abgeschnitten zu werden. Ich beredete ihn dazu, weil die Franzosen keine Kavallerie hatten und er mithin allenthalben ausweichen konnte. Er ging bei Zellin über. Ich reisete zurück. — In Gusow (wo eine Kriegskasse im Schlosse war, im Dorfe nur 100 Mann), in Seelow, Friedersdorf wußten die Franzosen noch gar nichts. In Frankfurt stand ein Regiment, welches auf den Vizekönig wartete und vier Kanonen (oder mehr?) in der Gubener Vorstadt zu stehen hatte. Ich zurück zu Tettenborn, den ich in Neu-Lewin[1]) traf (sein Gefährte Benkendorf[2]) hatte eben in Wriezen einige hundert Pseudo-Westfalen gefangen), und schlug ihm vor, das Gusower Schloß mit der Kriegskasse zu überfallen (ich wollte ihn durch den Garten führen), dann die Franzosen in Seelow und Friedersdorf zu fangen und in der nächsten Nacht Frankfurt zu überrumpeln. Vom Felde hinten hätte ich ihn durch den Gasthof Neu-Dresden in die Gubener Vorstadt gebracht, dort erst die Kanonen genommen und nun das Tor gesprengt oder aufgeschossen. Die zitternden Franzosen hätten sich ergeben, und nun hätten die Russen die Oder-Brücke besetzt oder nötigenfalls abgebrannt, wodurch der Vizekönig genötigt worden wäre, auf Glogau oder über Crossen nach Sachsen zu marschieren. So wäre die ganze Provinz drei Wochen früher, als nachher geschah, von diesen Schandbuben befreit worden.

Tettenborn hatte aber keine Lust. Er war von Eitelkeit besessen und drängte ohne Zweck immer auf Berlin los, damit man von ihm reden und in den Zeitungen drucken sollte. Er trieb sich acht Tage lang herum auf dem Strich von sechs Meilen zwischen Wriezen und Berlin. — Ebenso wie meinen Rat auf Frankfurt,

[1]) Östlich von Wriezen, westlich der Oder.

[2]) Konstantin v. Benkendorf (1785—1828), General und Diplomat, drang an der Spitze eines fliegenden Korps bis Kassel vor.

so verschmähte er auch unfehlbare Anschläge auf Berlin, die andere ihm gaben, wo er das im Tiergarten bloßstehende Geschütz nehmen und mit seinen 1000 Pferden durch das offenstehende Brandenburger Tor hineinreiten konnte.

Unterdessen war Czernicheff herangekommen, und nun jagte Tettenborn am 20. Februar mit wenigen Kosaken durch die immer noch ungeschlossenen Tore in Berlin hinein. Wäre die ganze Masse hinterhergestürzt, so entstand ein Aufruhr, und die Franzosen wurden alle erschlagen. So waren es aber zu wenige; sie mußten wieder heraus, und schon des andern Tages kam der Vizekönig mit ungefähr 20000 Mann über Frankfurt auf Berlin. Czernicheff und Tettenborn mußten in die Gegend von Oranienburg entweichen, und die Franzosen hauseten in Berlin bis zum 4. März, wo das Korps von Wittgenstein[1]) herankam und, ihnen folgend, die Hauptstadt besetzte.

Der König in Breslau hatte sich inzwischen keineswegs entschlossen. Soviel hatte er, wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse. Er rief also unterm 3. Februar die ganze Jugend seines Landes auf, um als Freiwillige in sogenannten Jäger-Detachements zu dienen. Ich weiß es ganz gewiß, daß er keineswegs entschlossen war, diese Freiwilligen *gegen* Frankreich zu gebrauchen; *ja er glaubte nicht, daß welche erscheinen würden!* „Freiwillige aufrufen," sagte er, „ganz gute Idee; aber keiner kommen!"

Hardenberg hatte zwar Lust, mit Frankreich zu brechen: wenn er aber ohne Krieg hätte davonkommen können, wäre es ihm weit lieber gewesen, und hätte Napoleon ihm Vorteile geboten, so hätte er sich ohne Bedenken mit diesem alliiert und die Freiwilligen *für* Frankreich fechten lassen.[2]) Dieses geht ganz klar aus einer Art von Manifest hervor, das er gegen Frankreich erließ, in welchem als Ursach' des Krieges angegeben wird, nicht, daß wir unterdrückt waren und nun wieder frei werden wollten, sondern: „daß Frankreich uns gegen Rußland nicht geschützt habe, daß es uns sogar

[1]) Ludwig Adolf Peter Fürst v. Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg (1769 bis 1843), führte 1812 die Russen in Livland, besetzte am 11. März 1813 Berlin, nach Kutusows Tode Oberbefehlshaber der verbündeten Armee; legte nach der Niederlage von Bautzen den Oberbefehl nieder. Sein Nachfolger war der Österreicher Schwarzenberg.

[2]) Daß diese Ansicht irrig ist, braucht nicht erst betont zu werden.

gehindert habe, uns selbst zu schützen, indem der Vizekönig von Italien dem Abmarsch der freiwilligen Jäger aus Berlin sogar Hindernisse in den Weg gelegt habe! — daß Rußland weit großmütiger sei, — wir uns also in dessen Arme würfen usw."! —

Noch wie Tettenborn in der Neumark stand (d. h. wenige Tage, nachdem die Freiwilligen aufgerufen waren), schickte der König den Major Lützow zu ihm und ließ ihn um Gottes willen bitten, „nicht über die Oder zu gehen und ihn und sein Land nicht ins Unglück zu stürzen." Dies weiß ich ganz gewiß, denn ich kam kurz darauf zu Tettenborn, nachdem Lützow wieder abgereiset war.

Aber die preußische Nation stand auf einer ganz anderen Stufe, als ihr König und sein Ministerium. Sie war nun durch Unglück dahin gekommen, wohin ich acht Jahre früher durch Überlegung. Sie leistete nun, was ich 1805, 1807 und 1811 (jedesmal unter verschiedenen Umständen, aber doch immer zu dem nämlichen Zweck) gehofft und zu bewirken versucht hatte, und so riß sie den König mit sich fort. Sowie nur dessen Aufruf erscholl, lief alles zu den Waffen. Ungeachtet die Anstalten und Absichten noch sehr zweideutig waren, so fiel doch keinem auch nur der leiseste Zweifel ein, daß es nicht sogleich gegen die Franzosen gehen würde. Das ganze Land wurde augenblicklich ein Heereslager. — Wie nun gleich in den ersten Tagen die Freiwilligen nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden in Breslau eintrafen, da schwoll dem König doch für einen Augenblick das Herz. Er mußte gestehen, daß er das nicht erwartet habe. —

Nun blieb Bonaparte immer kalt und einsilbig wie ein Stockfisch, der Kaiser Alexander hingegen gab die besten Versprechungen. Da entschloß sich der König endlich, seinen General-Adjutanten, den Obersten Knesebeck, der ihm selbst durchaus ähnlich war und die kleinlichsten Ansichten hatte,[1]) nach Kalisch zu schicken. Dieser

[1]) Dieses scharfe Urteil über Knesebeck mag befremden, da Marwitz ihn 1806 ff. sehr hochgeschätzt hatte; vgl. auch den Brief Knesebecks an Marwitz vom Januar 1809 in meinem Aufsatz: Nachträge zu Marwitz' Berichten ... (Forsch. z. Brand.-Preuß. Gesch. Bd. XX S. 202 ff.) Beide Männer waren in den politischen Kämpfen von 1811, wo Knesebeck Marwitz' Haltung mißbilligte, völlig auseinander gekommen; zugleich mögen militärische Gegensätze (Organisation der Landwehr) mitgespielt haben (Lehmann, Scharnhorst II, 517 Anm.). Über Knesebecks Mission nach Kalisch vgl. Lehmann, a. a. O., II, 507 f.

hatte eine Menge Bedenklichkeiten und machte so viele unsinnige Forderungen, daß der Kaiser schon im Begriff war, abzubrechen und umzukehren, und daß der Minister Stein die größte Mühe hatte, ihn noch bei seinem Vorsatze zu erhalten. Er schickte nun den Knesebeck in Begleitung des Ministers Stein nach Breslau zurück und ließ den König ersuchen, ihm den General Scharnhorst zu schicken. Knesebeck wurde vom König aufs beste empfangen, erhielt einen Orden und ward Generalmajor; Stein ward vor Ärger krank. Scharnhorst verständigte sich augenblicklich mit dem Kaiser und kam in wenigen Tagen mit dem abgeschlossenen Allianztraktat zurück. Er wurde sehr schlecht empfangen und viele Dinge ihm abgenommen und dem Knesebeck gegeben, der sie verdarb. Dieser umgab nun während des ganzen Krieges den König.

Sowie mein Bruder Alexander, der seine ganze Hoffnung auf Tettenborn gesetzt hatte und auf den Volksaufstand, den er zuwege bringen würde, erkannte, daß er nichts war, als ein tapferer Windbeutel, trieb ihn die Ungeduld nach Breslau. Hier kam er dem General Scharnhorst nahe und wäre gewiß im Generalstab angestellt worden, wozu er alle Fähigkeiten hatte, wenn nicht der König einen Widerwillen gegen ihn gehabt hätte, weil er den groben Gastwirt in Olmütz erstochen hatte.[1]) So aber wurde er lange hingehalten, reisete endlich zurück und ging später mit dem General Dörnberg[2]). — Mir aber schickte er Ende Februar einen Brief von Hardenberg, welcher sagte: „Nun sei es Zeit, nun solle ich kommen.“ — Auch Scharnhorst (den ich beinahe nicht kannte) ließ mich einladen.

Ich säumte also keinen Augenblick und reisete nach Breslau. Es war aber noch nicht Zeit. Ich mußte mich beinahe vierzehn Tage lang dort herumtreiben.[3]) Statt mir gleich einen Wirkungskreis anzuweisen, sollte ich nun meine Dienste erst *anbieten*. Ich entgegnete: Meine Gesinnung sei bekannt genug, und ich

[1]) Vgl. *Fontane*, Wanderungen II (Oberland)[3] S. 262.

[2]) Ferdinand Wilhelm Kaspar Freiherr v. Dörnberg (1768—1850), war 1809 durch einen mißlungenen Aufstand im Königreich Westfalen bekannt geworden, machte den Zug des Herzogs von Braunschweig mit, trat 1812 in russische Dienste, siegte am 2. April 1813 bei Lüneburg, später Generalleutnant und hessischer Gesandter.

[3]) In diesen Tagen verfaßte Marwitz auf Gneisenaus Wunsch sein „Manifest“, einen Vorläufer des späteren „Aufrufs an mein Volk“. Vgl. Bd. II.

hätte sie so oft bewährt, daß der König gar nicht daran zweifeln könne. Nun kam es aber heraus: „Ich sei doch immer eine Art von Rebell, und seit der Spandauschen Geschichte könne ich doch nicht verlangen, daß der König den ersten Schritt gegen mich tue!" Dies konnte ich nun zwar allerdings verlangen, weil er im Unrecht war; allein in diesem hochwichtigen Moment war es auch wieder ein Geringes für mich, des Königs und Hardenbergs kleinliche Eitelkeit zu befriedigen. — Ich bot also meine Dienste schriftlich an, jedoch mit der Klausel: „gegen Frankreich", denn damals war noch nichts erklärt. — Ich ward angenommen und in meinem alten Rang in die Armee einrangiert, wodurch ich einer der ältesten Majors wurde (aber zwei Tage darauf wurden meine Hinterleute, die Flügel-Adjutanten Wrangel[1]) und Graf Henckel[2]), Oberstleutnants). Doch gab mir diese Wiederaufnahme keine wirkliche Anstellung. Ich erklärte, da alle Regimenter mit Offizieren überfüllt waren, am liebsten in der Landwehr, die errichtet werden sollte, dienen zu wollen, und reisete am 16. März wieder nach Hause.

Des Tages zuvor war der Kaiser Alexander von Kalisch nach Breslau gekommen und hatte den König in den Abgrund hineingerissen, vor welchem ihm grauete. Es erschien nun der Allianztraktat, die Kriegserklärung und nach vierzehn Tagen, durch Knesebeck so lange aufgehalten, das Landwehr-Edikt.[3]) Dieses machte eine Menge Unzufriedene. Aus allen Provinzen waren schon seit drei Wochen Deputierte in Breslau. Diese waren behandelt worden wie 1811. Sie kamen alle mit Anerbietungen zu freiwilligem Dienst, zur Errichtung von Landwehrtruppen, Stellung von National-Regimentern usw. Keiner wurde gehört, keinem wurde gedankt, keinem widerfuhr auch nur die mindeste freundliche Behandlung, und dann erschien das Edikt, welches gerade dasjenige befahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Es war schändlich. Alle gingen unzufrieden nach Hause, vorzüglich aber wurden die Schlesier wütend,

[1]) 1828 Generalleutnant und Kommandeur der 15. Division, also nicht der spätere Generalfeldmarschall.

[2]) Graf Henckel v. Donnersmark, 1815 Oberst, 1828 Oberlandmundschenk von Schlesien. — [3]) Der Allianztraktat mit Rußland wurde am 27./28. Februar unterzeichnet, die mit der Kriegserklärung identische Note am 17. März übergeben, das Landwehredikt erschien gleichfalls am 17. März. Über das Landwehredikt Lehmann, Scharnhorst II, 535 ff.

die beinahe alle in Person zugegen gewesen waren. Die meisten gaben sich nun das Wort, nicht zu dienen, und bekümmerten sich um nichts, wodurch es geschah, daß drei Monat nachher für die schlesische Landwehr noch beinahe nichts geschehen war, und sie erst im Juli und August durch die Tätigkeit des General Gneisenau zustande kam.[1])

Ich hatte mich seit 1811 mit meinen Mitständen gar nicht gemein gemacht. Wie nun aber Anfang April das Landwehr-Edikt erschien, ging ich auf den Kreistag und trieb aus Leibeskräften. Da sie alle dumm waren und nichts verstanden, wählten sie mich zum Deputierten, und wie sie einen Brigadier vorzuschlagen hatten, mich auch dazu. Ich hob nun in Gesellschaft des Landrats Lehmann[2]) Mannschaft und Pferde aus und organisierte alles, nebenher auch den Landsturm.[3])

Wie ich mitten darin war, am 15. April, starb nach kurzer Krankheit mein Sohn Konrad. Welchen Eindruck dieser unerwartete Verlust des dritten, sehr gesunden, starken und blühenden Kindes auf meine Frau machte, in dem Augenblick, wo ich eben in den Krieg ziehen sollte, läßt sich nicht beschreiben.[4]) Für mich war es die härteste Prüfung, die der Himmel mir hätte senden können. Ich wurde recht dazu gestempelt, Haus und Hof und Familie und alles Eigene hintanzusetzen, um nur an das Vaterland zu denken. Ich erwartete einen langen, fürchterlichen Krieg wie den in Spanien. Ich zweifelte nicht an einer Irruption des Feindes in die Mark und verbarg und vermauerte, was mir geistig kostbar war — irdische Pretiosen hatte ich nicht — und marschierte in den letzten Tagen des April mit der ersten Landwehr in den preußischen Staaten diesseits der Weichsel aus. Wie die Gefahr heran-

[1]) Vgl. die Geschichte der Organisation der Landwehr in Schlesien im Beiheft zum Militärwochenblatt 1845. Delbrück, Gneisenau I[2] S. 325 ff.

[2]) Landrat des Kreises Lebus, 1811 wegen Mitunterzeichnung der „Letzten Vorstellung" abgesetzt, auf Bitten des Kreises dann aber doch im Amte belassen (Akten des Geh. Staatsarchivs).

[3]) Über die Organisation der Landwehr in der Kurmark vgl. [v. Walbersee], Gesch. d. Organisation der Landwehr in der Kurmark 1813, Beihefte zum Militärwochenblatt (I—II) 1857; Meinecke, Boyen I, 283 ff.

[4]) Vgl. meinen Aufsatz: Zwei Briefe Schellings über Tod und Unsterblichkeit, Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. 22. Juli 1906.

kam, flüchtete meine Frau statt nach Preußen, wie ich verordnet hatte, nach Schlesien, geriet dort in die retirierende Armee hinein, ging unter vielen Beschwerlichkeiten nach Prag, gebar dort am 11. Juni eine Tochter, Sophie, ging im September wieder nach Breslau, und nach der Schlacht von Leipzig nach Friedersdorf zurück, wo alles unversehrt geblieben, weil kein Feind hingekommen war.

Wie ich vom Könige als Brigadier bestätigt wurde, wie ich, da nach der Schlacht von Lützen der General Bülow bis Trebbin zurückging, in Potsdam unter dem alten General Neander kommandierte, darauf Ende Mai nach Sachsen vorrückte und am 8. Juni das erste und glückliche Gefecht mit der Landwehr vor Wittenberg hatte, dieses ist in meinen militärischen Papieren zu lesen.[1]) Hier aber, wo niemand es lesen wird, als nach meinem Tode, kann ich wohl sagen, daß mein Beispiel und meine Tätigkeit, sehr lobenswert unterstützt von dem Regierungspräsidenten v. Bassewitz,[2]) der brandenburgischen Landwehr die Richtung gegeben haben, welche sie nahm. Anfangs glaubten die meisten, es werde eine Versammlung von Spießbürgern sein, welche einige Wachen besetzen, und nachher davonlaufen würde. Ich zeigte es ihnen aber anders, und wie ich voranging, folgten sie nach. —

Ich kehre zu den Staatsbegebenheiten zurück. Die Allianz war geschlossen, und der Krieg sollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Österreicher gewiß, und wahrscheinlich hat ihm nur dieser Glaube den Entschluß zum Kriege gegeben. Der österreichische Kaiser Franz war aber ein Mann, auf den noch weit weniger zu rechnen war, wie auf unsern König. Er hatte dieselben bürgerlichen Ansichten, dieselbe bürgerliche Lebensart, aber nicht den Eigensinn oder die Ausdauer unsers Königs. Wenn er heute etwas versprochen hatte, so konnte man ihn dahin bringen, daß er es morgen zurücknahm, sagend: „Es tut mir leid, aber, halter, es geht nit"! — Sein Minister, der Fürst Metternich, war ein Kerl wie Hardenberg, aber viel schlechter; ebenso liederlich, ebenso

[1]) Vgl. das Tagebuch über den Feldzug von 1813/14 in dem militärischen Nachtrags-Band.

[2]) Magnus Friedrich v. Bassewitz (1778—1858), 1810 Präsident des Regierungskollegiums in Potsdam, 1824—40 verdient als Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Verfasser der oben zitierten Werke über den Zustand der Mark 1806—10.

unordentlich, ebenso dissipiert, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieser machte Hardenberg glauben, er werde mitgehen, rüstete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir, Frankreich und Rußland, uns schwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch vorteilhafte Unterhandlungen etwas Kleinliches für Österreich zu erlangen.

Für unser Land war es das größte Glück, daß Hardenberg ein so arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieser fünfundsechzigjährige Jüngling rettete das Vaterland als ein blindes Werkzeug des Allmächtigen, da ein besonnener und redlicher Minister es würde verdorben haben. — Er glaubte, daß Bonaparte so herunter sei, daß er keine Armee mehr würde zusammenbringen können. Er glaubte, die Russen kämen mit 200000 Mann. Er glaubte, Österreich werde ihm beitreten. Er glaubte, der Krieg würde ein leichter Siegeszug sein bis an den Rhein und dort einen hübschen Frieden, das Unterpfand aller Glückseligkeit, zur Folge haben.

Ein erfahrener Staatsmann würde gewußt haben, daß Napoleon schon wieder 100000 Mann auf den Beinen hatte, und zu Ende April damit in Thüringen erscheinen würde; er würde gewußt haben, daß die russische Armee nur auf dem Papier existierte und um die nämliche Zeit noch nicht 40000 Mann von ihr in Sachsen würden stehen können; ein weiser Minister würde eingesehen haben, daß Österreich es nicht redlich meine und daß alle teutsche Staaten (durch die österreichischen Kraftäußerungen von 1809 irregeleitet), so wie er selbst getan, sich nach dem Beispiele Österreichs richten und unterdessen von Bonaparte fortgerissen werden würden; ein redlicher und kluger Diener Friedrich Wilhelms hätte unter diesen Umständen, und die Persönlichkeit seines Herrn kennend, daß er die Hauptsache immer von andern erwartet, ihm niemals zum Kriege raten können, denn er hätte glauben müssen, daß die Schlacht in Sachsen verloren gehen, Napoleon uns überlaufen, und, durch alle seine Festungen gesichert, bis an die Weichsel vordringen würde, wo denn ein für uns höchst nachteiliger Friede unfehlbar zustande gekommen wäre. Der leichtsinnige Hardenberg aber, alles falsch sehend, alles falsch kalkulierend, stürzte seinen Herrn in diesen Krieg, welchen die Weisheit Gottes, der Enthusias-

mus der Nation (den Hardenberg selbst durch seine verkehrtesten Maßregeln nicht hatte dämpfen können), die Tapferkeit der Armee und der redliche Eifer Scharnhorsts und derer, auf denen nach seinem Tode sein Geist ruhete, zum glücklichen Ziel brachten.

Wir rückten in Sachsen ein;[1]) dessen König erklärte sich nicht. Wir verloren die Schlacht von Lützen; Napoleon verfolgte uns nicht, weil er zwar dieselbe Planlosigkeit wie sonst erblickte, aber doch den übermenschlichen Mut, den die schlecht geführte Armee gezeigt hatte, hatte respektieren lernen. — Wir verloren die Schlacht von Bautzen; er folgte etwas rascher, aber der Tod Durocs[2]), der an seiner Seite fiel, und das Gefecht von Haynau[3]) machten ihn wieder stutzen. — Er wußte, daß er in zwei Monaten noch 200000 Mann mehr unter den Waffen haben würde; Hardenberg glaubte dies nicht und hoffte dagegen auf Vollendung der Landwehr und auf den Beitritt Österreichs; die Russen waren des Krieges müde, und so kam der Waffenstillstand zustande, von dem jeder seinen Vorteil hoffte.

Die Landwehr kam zustande durch den hohen Eifer des Volks, welches durch das bisherige Unglück keineswegs entmutigt war. Der König hatte durch den eignen Anblick der Tapferkeit seiner Truppen und durch die Erfahrung ihrer sittlichen Überlegenheit über die Franzosen ein Vertrauen gefaßt, welches er früher nie gehabt hatte. Jetzt war er, dessen Charakter es überhaupt nicht war, ein einmal Angefangenes sogleich wieder zu verlassen, für den Krieg. Österreich war für die Unterhandlungen und glaubte, wie schon gesagt, in ihnen den Meister zu spielen und zu gewinnen. Durch die Fortschritte Napoleons, der Meister von Sachsen war und festen Fuß in Schlesien hatte, waren jedoch seine früheren Ansprüche schon sehr herabgesetzt. Es forderte jetzt, wie es sah, daß Napoleon seine alte Arroganz noch immer behauptete, weiter nichts, als daß er Polen aufgeben solle. — Über den Rheinbund wagte es nicht, sich zu erklären, also wäre es beim Alten geblieben, und für Preußen war auch nicht die Rede davon, daß es diesseits der Elbe etwas wiedererlangen sollte.

[1]) Vgl. die Schilderung des Frühjahrsfeldzugs von 1813 vom General v. Holleben, Bd. I, 1904. Berlin, E. S. Mittler & Sohn; Bd. II erscheint 1908 (vom Gen. Lt. v. Caemmerer). — [2]) Vgl. o. S. 161 Anm. — [3]) Am 26. Mai, Sieg Blüchers über die Division Maison.

So gemäßigt, oder vielmehr so erbärmlich, waren die Forderungen; ganz geeignet, Napoleons Herrschaft für die Ewigkeit wieder zu befestigen. Im Gefühl, wieviel er hierdurch zugestehe, glaubte Metternich noch bramarbasieren zu können und erklärte sowohl an Frankreich als auch an Rußland und Preußen: wenn Napoleon diese Forderung nicht zugestehe, dann werde er der Allianz beitreten. Er glaubte sie sich hierdurch auf immer abgestreift zu haben; aber wie groß war sein Erstaunen, als Bonaparte alles rund abschlug und geradezu erklärte: auch nicht ein Dorf werde er herausgeben von allem, was er bisher beherrscht habe! Nun konnte Österreich nicht anders, es mußte der Allianz beitreten. Noch machte es sich teuer wegen des Oberkommandos, wegen Vereinigung aller Hauptarmeen in Böhmen usw. Alles ward zugestanden, und nun war es mit im Kriege begriffen.

So leitete Gott das große Werk, daß trotz alles Ungeschicks, aller Kleinlichkeit, der Feind selber, der allein tätige, alles zu seinem Untergange bereiten und sich die Gegner alle mit Gewalt zusammentreiben mußte. Nun trat auch Schweden zur Allianz, und auch hier war der Finger Gottes sichtbar. Der neue Kronprinz Bernadotte, von Haß gegen Napoleon getrieben, hatte im vorigen Jahre die Teilnahme gegen Rußland versagt, vielmehr sich an dieses angeschlossen und das Versprechen erhalten, daß man ihm zum Ersatz des 1808 an Rußland verlorenen Finnlands zum Besitz von Norwegen verhelfen wollte. Um dieses zu erhalten, landete er jetzt mit 20000 Schweden in Teutschland, wohl beflissen alle Umstände zu benutzen, aber nicht redlich mitzufechten. Wie nun Österreich noch nicht ganz entschlossen war, und die Russen gar keine Lust mehr zum Kriege hatten, so daß ihre vielen Schwierigkeiten den Kaiser Alexander selbst beinahe wankend machten, ward eine Konferenz in Trachenberg[1]) angesetzt, zwischen dem Kaiser Alexander, unserm König und Bernadotte. — Da dieser nun Norwegen von den Dänen ohne die Demütigung Bonapartes nicht erhalten konnte, so trieb er redlich zum Kriege und stärkte jene beiden im Glauben. Weil er nun so gut geredet hatte, bekam er das

[1]) Am 10.—12. Juli 1813. S. Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, Bd. I, S. 89, 91 ff., dessen umfassende Schilderung (3 Bde., 1903—06) für alles Folgende zu vergleichen ist.

Kommando aller Truppen in Norddeutschland und versprach, die Hauptstadt zu decken. Es ging ein ganz sonderbarer Geist vor ihm her. Ungeachtet er niemals Heldentaten verrichtet hatte, so traute jedermann in der Mark sie ihm doch zu, und keinem fiel ein, daß, wenn er anführe, noch irgend eine Gefahr sein könne.

So ging der Krieg los.[1]) Oudinot drang auf Berlin. Bei Großbeeren schlug ihn Bülow, während Bernadotte unter der Windmühle von Ruhlsdorf saß. Girard sollte von Magdeburg aus sich mit Oudinot vereinigen. Bei Hagelsberg[2]) unweit Belzig vernichtete ihn unsere Landwehr unter Hirschfeld[3]). — Napoleon schickte Ney zu Hülfe, dessen Angriff hielt Tauentzien bei Dennewitz aus, bis Bülow hinzukam, angriff und den entscheidendsten Sieg erfocht. In Schlesien sollte Blücher defensiv gehen, während die große Armee unter Schwarzenberg von Böhmen aus offensiv operieren wollte. Schwarzenberg ging nicht offensiv mit seinen Österreichern vor, während Napoleon dem alten Blücher mit seiner ganzen Macht auf dem Halse lag. Dieser ging zurück; wie er aber sah, daß dies seine Armee entmutete, ging er auf einmal, gegen den Rat aller seiner ihm zur Leitung gegebenen Umgebungen zum Angriff über, im größten Nebel und Regen. Der Herr der Heerscharen gab den Feind in seine Hände, und er erfocht den großen Sieg an der Katzbach.

Unterdessen war auch Schwarzenberg gegen Dresden, aber zu spät, vorgegangen; man griff nicht herzhaft an, 12000 Österreicher ließen sich schändlicherweise gefangen nehmen. Moreau, den man aus Amerika hatte kommen lassen, und der eigentlich kommandierte, wurden gottlob[4]) beide Beine abgeschossen (damit die Teutschen Vertrauen zu sich selbst bekämen), und sogleich lief alles nach Böhmen zurück. Während diese große Armee im Gebirge steckte, schickte Bonaparte 30000 Mann unter Vandamme von Königstein her in das Teplitzer Tal. Der russische General Oster-

[1]) Vgl. den strategischen Überblick über die Befreiungskriege vom Generalleutnant v. Caemmerer (Berlin, Mittler, 1907) S. 36 ff.

[2]) Die jetzige Namensform lautet Hagelberg. Wir behalten im Text die von Marwitz stets gebrauchte Form bei.

[3]) Karl Friedrich v. Hirschfeld (1744—1818), bewährte sich in den Revolutionskriegen, 1801 Generalmajor, 1813 als Belohnung für den Sieg bei Hagelberg (27. August, vgl. u. S. 561 f.) Generalleutnant, 1815 General der Infanterie.

[4]) Vgl. o. S. 116, Anm. 1.

mann-Tolstoy, der hier mit den Garden stand, ließ unserm König, der zuerst in Teplitz angekommen war, melden, er müsse sich zurückziehen. Die ganze Armee war verloren, wenn es geschah. — Der König sah es ein und ließ ihm sagen: er fordre ihn vielmehr auf, den Posten zu behaupten, er werde gleich selbst kommen und Zeuge seiner Taten sein. Zugleich ließ er den General Kleist benachrichtigen, wie es stehe, er möchte auf der Chaussee von Peterswalde dem Vandamme in den Rücken fallen. Alles geschah. Ostermann opferte sich auf, verlor den Arm und den größten Teil seiner Mannschaft, der König war Zeuge; unterdessen kam die große Armee aus dem Gebirge heraus, zur Unterstützung, und Kleist dem Feinde in den Rücken; und obgleich sich der größte Teil der französischen Kavallerie bei Nollendorf durch das ganze Kleistsche Korps durchschlug, so wurde doch die Infanterie und Vandamme selbst bei Kulm gefangen. — Dies hat unser König allein bewirkt, und kommt ihm hier mit vollem Rechte das Lob zu, welches unser gutmütiges Volk schon in allen früheren Schlachten ihm gespendet hatte, daß er dieses und jenes *selbst geordnet* und ausgeführt habe.

Nun entstand eine Art Stillstand im Kriege, von ungefähr einem Monat. Er würde noch länger gedauert und Napoleon die Alliierten bis zu einem nachteiligen Frieden ermüdet haben, wenn die Operationen allein von den Österreichern oder von Bernadotte hätten ausgehen sollen. Es war aber ein Held, der vorwärts trieb, und der hieß Blücher. Wie er Napoleon bis gegen Dresden getrieben hatte, ging er rechts ab und bei Wartenburg unweit Wittenberg über die Elbe, ihm in den Rücken.[1]) Bernadotte, von ihm, dem englischen Gesandten Stuart und vom General Bülow, der ihn mehreremal zu verlassen und sich an Blücher anzuschließen drohete, getrieben und oft beschimpft, mußte folgen. Auch die große Armee setzte sich endlich von Böhmen in Bewegung.

Bonaparte zog sich von Dresden auf Leipzig. Hier ward er eingeschlossen und die größte Schlacht der neuern Geschichte geschlagen. Den 16. schlug Bonaparte die Österreicher bei Wachau, ward aber von Blücher bei Möckern in dem blutigsten aller Gefechte

[1]) Die neuere Forschung hat erwiesen, daß das Verdienst dieses kühnen Flankenmarsches vor allem Blüchers Generalstabschef Gneisenau zukommt. Vgl. H. *Delbrück*, Gneisenau 2. Aufl., Bd. I, S. 868 ff., 880 ff.

total besiegt. Am 17., wo Bonaparte sich hätte Luft machen können, war er so gütig, still zu sitzen und die Herankunft der russischen Reserve unter Bennigsen, welche das letzte Loch zumachte, zu erwarten. Den 18. ward er auf dem ganzen Kreise zurück- und beinahe in die Stadt Leipzig hineingedrängt, — wobei man ihm hinten das Loch öffnete, damit er abmarschieren konnte; den 19. marschierte er ab, und Leipzig wurde mit Sturm genommen. Hier wurde der König von Sachsen gefangen genommen, den Bonaparte nun, nachdem er ihm alles geopfert, sitzen ließ. Die sächsische Armee war abgefallen und übergegangen, und der König wurde gefangen nach Berlin geführt.

Nun war es ein Siegeszug bis an den Rhein. Napoleon brachte von 300000, die er bei Dresden hatte, nicht 20000 mit hinüber. Wäre Wrede[1]) bei Hanau nicht ein Rindvieh gewesen, so erreichte er Mainz gar nicht.

Napoleon hatte, die kleineren Festungen Stettin, Küstrin, Wittenberg, Glogau, Torgau, Modelin und Zamosc[2]) ungerechnet, in Danzig zurückgelassen 20000, bei und in Hamburg 30000, in Magdeburg 24000, in Dresden 30000, also zusammen 104000 Mann. Diese wurden allenthalben von schwächeren Gegnern blockiert. Wenn sie herausgebrochen wären und sich vereinigt hätten, konnten sie noch den Meister spielen. Sie waren aber blind.

Jetzt fielen auch alle bisherigen deutschen Sklaven von den Franzosen ab. Die Fürsten gaben sich die Miene, Patrioten zu sein, die Völker waren es. Bayern war schon vor der Schlacht von Leipzig abgefallen; dies kann ihm aber nicht zum Verdienst angerechnet werden, denn das Ende war bei unserer moralischen Übermacht vorauszusehen, und unterlag Bayern *mit* Bonaparte, so wurde es von Österreich verschlungen. Es wurde also durch den Trieb der Selbsterhaltung, nicht durch ächten teutschen Sinn geleitet. —

Mir war das Glück nicht beschieden, die Hauptbegebenheiten des Krieges mit eigenen Augen anzusehen, sondern ich bekam einen ganz andern Wirkungskreis, — dem Ganzen vielleicht deswegen

[1]) Karl Philipp Fürst v. Wrede, bayrischer Feldmarschall (1767—1838), der bekanntlich am 30./31. Oktober 1813 von Napoleon auf seinem Rückzuge bei Hanau geschlagen wurde. Mit Marwitz' drastischem Urteil stimmt auch die neuere militärische Kritik sachlich überein. — [2]) Südöstlich von Lublin in Russisch-Polen.

ersprießlich, weil ein jeder diesem nicht so leicht hätte vorstehen können.

Die Landwehr war ursprünglich in Divisionen geteilt worden. Meine Brigade kam zu der des Generals Putlitz[1]). Dieser alte Herr hatte einen usurpierten Ruhm von Tapferkeit. Er war bei Bitsch[2]) verwundet worden und hatte im Jahr 1807 in Schlesien das verschanzte Lager bei Glatz kommandiert, wo er sich hatte überfallen und in der letzten Redoute zusammenhauen lassen. Es war ein Mann, der eigentlich nicht dumm war. Er hatte Lebensklugheit und eine ziemliche Pfiffigkeit, sich geltend zu machen. Er hatte einiges gelesen und war ein großer Liebhaber von Münzen, vom Tabaksrauchen und vom Essen. Mit diesen drei Dingen beschäftigte er sich den ganzen Tag. Die Pfeife kam ihm nicht aus dem Munde, und ohne sich jemals voll zu essen, ging er doch den ganzen Tag von einem kleinen Frühstück zum andern. Natürlich blieb ihm keine Zeit, an den Dienst zu denken; auch war er der unbrauchbarste Soldat, den ich in meinem Leben gesehen habe; er wußte nichts, was vorging, und bekümmerte sich um nichts. Dabei war er habgierig und suchte allenthalben sein Profitchen. Seine sogenannte Tapferkeit rührte eigentlich nur vom Eigensinn her, da nicht fortzugehen, wo er einmal war. Ich habe ihn immer feigherzig gesehen, und zwar, wie der ganze Mensch aus Kleinlichkeiten zusammengesetzt war, aus der kleinlichsten Ursach. Er war nämlich ein so erbärmlicher Reuter, daß er nicht einmal im Schritt vorwärtskommen konnte. Da ihm nun begreiflicherweise immer ums Zurückkommen bange war, so ritt er lieber gar nicht vor.

Mit diesem Kerl führte mich mein Unstern zusammen. Ich war im Juni 1813 Oberstleutnant geworden. Meine Brigade war die einzige in seiner Division, die wirklich ganz fertig war. Wie man dem Putlitz nun im Juli ein kleines Korps an der Elbe

[1]) Ludwig Otto Gans Edler Herr zu Putlitz (1750—1828), 1780 ohne Abschied aus dem preußischen Dienst entlassen, 1786 wieder eingestellt, seit 1803 Kommandant von Glogau, gegen dessen Kapitulation Ende 1806 er sich sträubte; sehr schwerhörig, deshalb 1812 pensioniert; 1813 Kommandeur einer brandenburgischen Landwehrdivision, 1815 endgültig pensioniert. Marwitz' Urteil über ihn dürfte zu scharf sein. Vgl. Poten, Allg. Dtsche. Biogr. XXVI, 743 f. und Putlitz' Bericht über die Kapitulation von Glogau in der Unterhaltungsbeilage zur Tägl. Rundschau 1906 S. 1149 ff., 1153 ff., 1159. — [2]) Vgl. o. S. 282, Anm. 1.

anvertraute, gab man mich ihm mit. Ich weiß nicht, ob er darum angesucht hat, oder ob man es so einrichtete, damit ich aushelfen sollte, wo er nicht zureichte. Genug, ich kam unter seinen Befehl und blieb die ganze Campagne darunter. Anfangs war die Bestimmung an der Elbe mir selbst angenehm, denn wir waren die Vordersten und hofften, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Es fügte sich aber alles anders. Putlitz wurde immer gebraucht, sobald es vorwärts ging, die Löcher hinten zu verstopfen, und ich war nun bei ihm fest.

Was dieser Mann mir für Herzeleid angetan hat durch seine Dummheit und Verkehrtheit und Kleinlichkeit, ist aus meinen Papieren zu ersehen.[1]) Seine Umgebungen, der Oberstleutnant Kyckpusch vom Generalstabe und Rittmeister Zeuner, trugen redlich dazu bei; sie setzten ihm in den Kopf, daß er ein kommandierender General sei, und nun wurde der Alte ganz verrückt.

Je weniger Freude mit meinen Vorgesetzten, desto mehr hatte ich mit meinen Untergebenen. Ich fand überall regen Eifer, Dienstbeflissenheit, Tapferkeit, Folgsamkeit, kurz, ich war wie ein Vater unter guten Kindern. Wir hatten eine Postierung an der Elbe. Wie der Waffenstillstand zu Ende ging, mußte Putlitz vor Magdeburg, ich mußte allein bei Havelberg bleiben. Er nahm mir meine besten Bataillone mit fort. Bald mußte ich zum General Hirschfeld, einem braven und tüchtigen, obgleich durch eine alte Blessur am Kopf bisweilen etwas konfusen Mann, stoßen.

Hier hatten wir nach einigen Hin- und Hermärschen die Schlacht von Hagelsberg bei Beltzig am 27. August. Putlitz war auch dabei, fiel aber gleich am Anfang vom Pferde,[2]) brach das Schlüsselbein und ward fortgebracht. Außer dem 1. ostpreußischen Reserve-Regimente war meine Infanterie-Brigade die einzige, welche in Ordnung war. Die Kavallerie kommandierte an diesem Tage der Oberst Bismarck. Das Reserve-Regiment hatte die Avantgarde, ich die Reserve. Es kam ein Augenblick, wo alles davonlief und

[1]) Nicht weniger als vier Aktenbände des Friedersdorfer Archivs handeln von Marwitz' Streitigkeiten mit Putlitz (XIII D. 19 a—d).

[2]) Nach anderer Angabe stürzte er mit dem Pferde. Vgl. die Schilderung des Gefechts bei Friederich a. a. O., I, 427 ff. und B. v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee I (1894) S. 405—437.

ich mit meinen drei Bataillonen allein Stand und Ordnung hielt. Dadurch dezidierte ich die Schlacht, die offenbar schon verloren war. Nachher folgte der entscheidende Angriff, wo mein Lebuser Bataillon wieder das Beste tat. Ich war zufällig nicht dabei, denn ich war zum Oberst Bismarck geritten, um ihn zu bewegen, mit der Kavallerie auch vorzugehen. Er war aber unbeweglich. Das Übrige dieser Schlacht siehe in meiner ausführlichen Beschreibung derselben.[1]) Ich kam gesund heraus und erhielt nur eine Kugel durch den Mantel. Nachher bekamen viele, und ich unter ihnen, das Eiserne Kreuz zweiter Klasse; auch erhielt ich den russischen St. Annen-Orden zweiter Klasse mit Brillanten.

Hierauf mußte ich nach Mecklenburg zum General Wallmoden [2]) mit meiner ganzen Brigade marschieren, den Davout vor sich hertrieb. Bernadotte ließ einen solchen Lärm machen von der rasenden Verstärkung, die er schicke, daß Davout, wie ich kam, bis nach Ratzeburg zurückging. Sogleich wurde ich zurückbeordert und kam den 14. September wieder vor Magdeburg an, zu Putlitz, dessen Schlüsselbein wieder ziemlich heil war.

Jetzt ward ich mit meinem Kavallerie-Regiment über die Elbe in die Altmark geschickt, um die westfälische Administration zu stören und die Kommunikation zu beunruhigen. Ich tat es, hob alle Präfekten und Kassen auf, fing alle Korrespondenzen auf, auf den beiden Hauptstraßen von Magdeburg nach Wesel und von Hamburg nach Kassel, ging bis Braunschweig, überrumpelte und nahm die Stadt am 25. September und machte über 600 Gefangene und über 20000 Taler Beute. Diese steckte ich nicht in die Tasche, sondern verwendete sie für königliche Rechnung zu rückständigem Sold und

[1]) Marwitz verfaßte Ende 1814 eine „Beschreibung des Treffens von Hagelsberg", die 1817 in Berlin („In der Myliusschen Buchhandlung") anonym im Druck erschien. Sie ist bescheiden „dem Sieger von Hagelsberg", General v. Hirschfeld, gewidmet, obwohl Marwitz selbst der Hauptanteil an dem Siege zukommt. Diese längst vergriffene Schrift soll in dem militärischen Nachtrags-Bande wieder abgedruckt werden.

[2]) Ludwig Georg Thebel Graf v. Wallmoden-Gimborn (1769—1862), nacheinander in der hannöverischen, preußischen, österreichischen Armee, bereits 1807 Generalmajor, 1809 Feldmarschalleutnant, 1812 erst in englischen, dann in russischen Diensten, führte die leichten Truppen 1813/14 als Parteigänger im nördlichen Deutschland, 1838 General der Kavallerie.

notwendigen Anschaffungen für die Truppen. Ich kam zurück und erhielt von Bernadotte den Schwert-Orden, welcher damals etwas Seltenes war. Ich mußte in der Altmark stehen bleiben und eine Brücke nebst Verschanzungen bei Ferchland anlegen. Ich tat es. Meine Vorposten hatte ich bei Wolmirstädt gegen Magdeburg.

Bald erhielt ich den Auftrag, gegen Magdeburg vorzugehen und die Kommunikation mit einem französischen Lager bei Calbe zu unterbrechen, welches Bernadotte von vorn wollte angreifen lassen. Er hatte aber gewindbeutelt und griff nicht an. Ich aber hatte zwei sehr glückliche Gefechte bei Atzendorf und bei Thalenwarsleben, am 10. und 14. Oktober.

Nach der Altmark zurückgekehrt, wo ich mein Quartier in Grieben, dicht vor meiner Elb-Brücke, nahm, hatte ich den ganzen Oktober und November sehr unangenehme Geschäfte mit dem Schanzenbauen und einer Art von Organisierung der Altmark. — Meine Vorposten bei Wolmirstädt hatten viele kleine und immer glückliche Gefechte. Ich benutzte diese Art von Ruhe, um meine Brigade zu exerzieren, zugleich hatte ich die unangenehmsten Querelen mit dem alten Sünder Putlitz. Er und seine Umgebungen waren neidisch auf die glücklichen Züge, die ich gemacht hatte, und auf die darin erworbene Beute. Er glaubte, ich hätte alles für mich behalten, wahrscheinlich, weil er so würde gehandelt haben, und stichelte erst, dann forderte er offenbar etwas für sich. Ich tauschte ihm drei schlechte Wagenpferde gegen drei gute aus und schenkte ihm ein Reitpferd, welches ich für bares Geld von dem Rittmeister Bornstedt kaufte. Es war ein so ruhiges Tier, daß er Wohlgefallen daran fand, und nun hatte ich eine kurze Zeit Ruhe, aber nicht lange. —

Im Dezember kam Frost; die Brücke mußte weg und die Schanzarbeiten eingestellt werden. Ich bekam daher zwei Bataillone, die bisher am Brückenkopf gestanden hatten, mit auf das linke Ufer und ging mit ihnen näher an die Festung. — Nun gab es beinahe tägliche Gefechte, auch einige Querelen mit Putlitz, der eine ganz eigne Tendenz hatte, alles zu zerstören, was ich in Ordnung oder in Gang gebracht hatte, und, in seinem Hauptquartier Burg, Tabak rauchend, kaum wußte, daß Krieg war.

Er hatte früher von Hohenziatz aus Magdeburg nicht blockiert,

ſondern beobachtet. Wie die Brücke von Deſſau, kurz vor der Schlacht von Leipzig, verloren ging, verlegte er ſein Hauptquartier nach Burg, nahm den größten Teil ſeiner Truppen mit dorthin und ließ nur zwei oder drei Bataillone vor Magdeburg. Das war vernünftig, denn da Tauentzien nach Berlin geflohen war[1]), ſo konnte Bonaparte jeden Augenblick über die Elbe gehen und Putlitz gegen Magdeburg quetſchen. — Wie aber die Schlacht von Leipzig alle dieſe Umſtände verändert hatte, war er mit elf Bataillonen und drei Schwadronen, ſtark genug, ſein Hauptquartier in Königsborn zu nehmen und Biederitz, Gübs, Preſter uſw. ſtark zu beſetzen. Er tat es aber nicht, weil in Burg gute Freimaurergeſellſchaft war und ſeine Umgebung ſich dort auf Bällen und mit den Mädchen vergnügte. Er behielt acht Bataillone unnütz zurück und ward ſchuld, daß die Dörfer Preſter, Pechau, Zibbekleven, Gübs uſw. alle Augenblick von den Franzoſen geplündert wurden. — Er hätte dieſes ſchlechten Betragens wegen vor einem Kriegsgericht verantwortlich gemacht werden ſollen.

Da nun um dieſe Zeit die Armeen am Rhein ſtanden und der Übergang täglich erwartet wurde, ſo ſchickte ich einen Offizier nach Frankfurt am Main, mit Briefen, um zu bewirken, daß ich dorthin abgerufen würde. Hätte ich für meine Perſon Verſetzung gefordert, ſo wäre ich wahrſcheinlich durchgedrungen; da ich mich aber nicht entſchließen konnte, mich von meinen wackeren Kriegsgefährten zu trennen und es demnach auf Abberufung der ganzen Brigade ankam, ſo ſcheiterte ich, ungeachtet der alte Blücher ſelbſt an den König ſchrieb, um mich bei ſeiner Armee zu haben. Mit dieſem war ich, ungeachtet der kleinen Neckereien von 1807, wozu ihn ſeine Adjutanten verführt hatten,[2]) aufs beſte daran, vorzüglich ſeit ich ihm 1809 einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte.[3]) — Den 16. Dezember ließ ſich der älteſte Graf Finckenſtein in Wolmirſtedt überfallen und beinahe eine ganze Kompagnie gefangen wegnehmen. Ich rückte aus, griff den Feind in Wolmirſtedt an (der aber gleich wich) und folgte ihm bis Barleben auf dem halben Wege nach Magdeburg.

[1]) Tauentzien war vom 12.—15. Oktober 1813 übereilt nach Berlin zurückmarſchiert. Vgl. Friederich a. a. O. II, 358 ff.

[2]) Vgl. o. S. 417 ff. — [3]) Hierauf bezieht ſich wohl ein Brief Blüchers an Marwitz vom 12. September 1809, vgl. Bd. II.

Nun sollte Magdeburg auch auf dem linken Ufer durch Hirschfeld und Russen eingeschlossen werden, wir aber zu Bernadotte gegen die Dänen marschieren. Ich mußte also auf das rechte Ufer zurück, wohnte dort am 4. Januar 1814 noch einem Ausfall bei und ging dann auf drei Tage nach Berlin, wo ich meine Frau und Kinder sah. Zurückgekehrt, ward ich mit zwei Bataillonen und meinem Kavallerie-Regiment vorausgeschickt zum Schweden. Ich kam bis Schwerin in Mecklenburg, wo der Friede mit den Dänen bekannt wurde, und nun ging es wieder zurück bis Braunschweig, wo uns Bernadotte zehn Tage ohne Ordre stehen ließ.

Den 14. Februar wurde aufgebrochen, um über den Rhein zu gehen.[1]) Wir wurden beständig aufgehalten durch die im Zickzack marschierenden Schweden (Bernadotte wollte durchaus nicht über den Rhein), erhielten dann aber den niederschlagenden Befehl, Wesel zu blockieren. — Wir kamen den 5. März davor an. Der Oberstleutnant Kyckpusch, ein tüchtiger Soldat, aber unruhig und anmaßend, hatte für Putlitz die Disposition im allgemeinen gemacht, welche recht gut war. Ich setzte die Posten aus und besorgte die Einschließung. Putlitz besah die Posten einmal oberflächlich, dann setzte er sich in die Stube und rauchte. Wir hatten schweren Dienst und wurden täglich alarmiert, was wir den Franzosen ver-

[1]) In einem auf diesem Marsch geschriebenen Briefe aus Lemgo an seine Frau (vom 20. Februar) erzählt Marwitz folgende humorvolle Geschichte: „Die Fürstin-Regentin [Pauline, in Lippe-Detmold] ist eine Kanaille; sie hat Napoleon jederzeit auf das treueste gedient. Da es ihm schlecht ging und Bülow in diese Gegend kam, wollte sie nicht liefern. Ein Herr von Haxthausen aus dem Hannöverschen, der sie haßt, erbittet sich von einem Russen 15 Kosaken, um sie zu zwingen, rückt in Detmold ein, marschiert vor dem Schlosse auf und geht hinein. Die Bürger, voller Freude, bewirten die Kosaken, nehmen sie in die Häuser und machen sie betrunken. Haxthausen expostuliert mit der Fürstin, beide werden grob, sie ruft den Bedienten, ihn die Treppe hinabzuwerfen, er ans Fenster — die Kosaken sind fort! Er wird nun die Treppe hinabgeworfen, in dem Rinnstein umgekehrt und ins Tollhaus gesperrt. Die Kosaken, die von ihrem Anführer nichts erfahren, ziehen den andern Tag ab, und er sitzt fünf Tage im Tollhause. Nun zieht General Thümen ein; Haxthausen mit der Narrenjacke rennt den Essen bringenden Wärter um, auf die Straße, auf Thümen los. Dieser hält ihn in dem Kleide, und weil alles hinter ihm her ist, auch für einen Tollen, erkennt ihn aber am Ende, macht ihn los, und zwiebelt Serenissima ein wenig, aber noch nicht genug. Sonst ist aber das Land mit der Regierung zufrieden." — Übrigens bildet die Regierung der Fürstin-Regentin (1802—20) einen Glanzpunkt in der Geschichte von Lippe.

galten. Den 30. März machten sie einen großen Ausfall, den ich zurückschlug. Putlitz sah von weitem zu und frühstückte. Ich bekam dafür später das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Kurz darauf wurde die Einnahme von Paris und der Frieden bekannt. Unser Kerl in Wesel, Bourke genannt, kehrte sich aber nicht daran, sondern wurde nun erst recht toll; den ganzen April hindurch lagen wir uns mit ihm in den Haaren, auf dem linken Ufer der Lippe, welcher Posten der exponierteste war, den Putlitz aber nie sah und immer noch schwächte. Endlich erfolgte die Übergabe; Putlitz wurde als Kommandant nach Glogau versetzt und mir das Kommando gegeben. Dies machte ihn wütend. Er sprengte allerlei albernes Zeug aus, daß ich ihn gehaßt hätte, weil er nicht genug für mich gesorgt und mich nicht genug empfohlen hätte; doch habe er es getan, mit mir sei gar nicht auszukommen u. dgl. Den 12. Mai zogen wir in Wesel ein[1]) und standen dann in Kantonierungen bis Ende Juni zwischen Anholt, Emmerich und Rees. Ich lag in Anholt beim Fürsten Salm. —

Mit den großen Angelegenheiten war es unterdessen folgendermaßen gegangen.[2]) Am Rhein angekommen, war die große Frage: ob man hinübergehen sollte oder nicht? Die Österreicher wollten nicht, die Schweden wollten nicht, die Russen wollten größtenteils nicht, aber der Kaiser von Rußland wollte, unsre Armee wollte, der König aber samt seinen Umgebungen wollte nicht. Er sagte: „Nun eine Schlacht gewonnen, den Feind bis über den Rhein getrieben, gleich übermütig werden! Übermut tut selten gut, pflegt man zu sagen! In Frankreich hineingehen! Ebenso geschwind wieder herauskommen, wie Napoleon aus Rußland!" Das Lebensprinzip siegte aber über das des Todes. Die Österreicher knüpften Unterhandlungen an. Napoleon wollte sich auf nichts einlassen, und so bewirkten der Kaiser Alexander und Blücher den Übergang. Napoleon hatte das gar nicht erwartet und war nicht schlagfertig; wenn wir nicht den Umweg durch die Schweiz machten, konnten wir beinahe ohne

[1]) Eine recht lebendige Schilderung des Einzugs am 10. (nicht am 12. Mai) findet sich in Marwitz' Briefen an seine Gattin Charlotte; vgl. Band II.

[2]) Vgl. v. Janson, Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich, 2 Bände. (Berlin 1903—05, E. S. Mittler & Sohn.)

Schwertschlag bis Paris gehen und ihn absetzen. Diese Betrachtung mußte dazu bewegen, ungeachtet jene Operation sonst strategisch richtig war.[1])

Am Anfang ging alles aufs beste. Wir drangen bis in die Champagne vor, Bülow eroberte Holland beinahe ohne Schwertschlag. Aber wir waren zu langsam gewesen. Napoleon hatte aus Spanien Truppen bekommen; wir gewannen trotzdem die Schlacht von Brienne. In Châtillon ward sodann unterhandelt. Wir boten die Rheingrenze an, Napoleon verwarf sie. Die große Armee zauberte, Blücher trennte sich von ihr, ging längs der Marne vor, vereinzelte sich und ward bei Montmirail, Château-Thierry und Champaubert geschlagen.

In dem Gefecht von Montmirail, am 11. Februar, erlitt ich den größten Verlust, der mich treffen konnte; ich verlor dort meinen braven, geliebten, rechtschaffenen, einsichtsvollen Bruder Alexander. Im Frühjahr 1813 hatte er sich zu Dörnberg gewendet und dem Gefecht von Lüneburg beigewohnt. Darauf, dessen absolute Unfähigkeit einsehend, hatte er sich zu Czernicheff begeben und diesem bei Halberstadt und bei der Expedition auf Leipzig wichtige Dienste geleistet. Während des Waffenstillstandes war er von Czernicheff zu allerhand politischen Missionen gebraucht worden. Gleich nach dem Waffenstillstand, am 21. oder 24. August,[2]) war er mit Czernicheff in der Gegend von Wittenberg, bei Boßdorf, attackierte mit den Kosaken ein Karree polnischer Infanterie, wobei ihm das Pferd erschossen wurde, er unter demselben liegen blieb und die Kosaken hinter ihm umkehrten. In dieser hülflosen Lage kam ein Kerl aus dem Karree heraus und hieb ihn zuschanden, mit sieben oder acht Wunden, von denen er eine steife Hand behielt, und so ward er in das Karree hineingezogen und vor den Augen der Russen fortgeführt, welche keinen Versuch machten, ihn zu befreien. In Wittenberg ward er von den Polen gut behandelt, in Leipzig von den Franzosen ganz schändlich, die ihn mit einem

[1]) Marwitz selbst hatte in einer Denkschrift vom November 1813: „Von dem Wesen des jetzigen Krieges" dazu geraten. Vgl. Bd. II.

[2]) Es war am 21. August. Vgl. v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813, Bd. I (1894) S. 286 f. Boßdorf liegt fast 2 Meilen nördlich von Wittenberg.

ganzen Haufen in das unterirdische Stadtgefängnis sperrten. Auf dem Transport nach Frankreich entsprang er bei Buttelstedt in einer stürmischen Nacht, und kam glücklich mit seinen Wunden bis nach Prag,[1]) den Tag, nachdem meine Frau abgereiset war; doch fand er dort meine Schwester Karoline.[2]) Hier ließ er sich kurieren und kam gegen Weihnachten nach Frankfurt am Main, wo er in unsere Armee, als Adjutant des Generals Pirch[3]), aufgenommen wurde. Das Gefecht, in dem er blieb, war das erste bedeutende, dem er wieder beiwohnte.

Es scheint aus den eingezogenen Nachrichten, daß eine Flintenkugel in die Schläfe ihn auf der Stelle getötet hat, er also nicht aufs neue die Schmach erlebte, dem Feinde in die Hände zu fallen. Die Welt erlitt an ihm einen großen Verlust. Er war ein außerordentlicher Mensch im Wissen wie im Handeln. Er würde das Höchste geleistet haben, wenn er erst zu innerer Beruhigung gelangt wäre. —

Nach den vorerwähnten unglücklichen Gefechten hatte Blücher sich mit der Hauptarmee vereinigt. Napoleon griff deren linken Flügel, die Württemberger und Bayern, an und schlug ihn. Weil keine rechte Übereinstimmung war und man große Armeen nicht zu bewegen verstand, entschloß man sich zum Rückzug. Blücher aber ging wieder an der Marne vor.

Nun atmeten die Österreicher nur den Frieden und wollten mit Gewalt den Rückzug fortsetzen, bis aus Frankreich heraus. Diesmal aber war nächst dem Kaiser von Rußland, der immer das Rechte wollte, und gegen die Meinung aller seiner Umgebungen, unser König für das Dableiben. Er sagte: „Habe es wohl gesagt, daß es nicht gut wäre, nach Frankreich zu gehen! Waren aber alle so hitzig! Nun gleich mutlos werden, und wieder herauslaufen! Hübsche Folgen haben! Nein, nun wir 'mal hier sind, auch da bleiben!"

Unterdessen bot man in Châtillon die schändlichsten Dinge an, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Napoleon ein

[1]) Über Alexanders Schicksale dort vgl. Rahels Briefe: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bd. II (1834) S. 121 ff. und Fontane a. a. O. II, 273 ff.

[2]) geb. 1792, spätere Gattin des Ministers v. Rochow. Vgl. ihre demnächst erscheinenden Memoiren: „Vom Leben am preußischen Hofe 1815—52. (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn). — [3]) Generalmajor v. Pirch II, Bruder des o. S. 231 erwähnten.

Schreiben unseres kleinmütigen Generals Kneseбeck aufgefangen hätte, in welchem dieser den schlechten Zustand der Armee schilderte und die Planlosigkeit, mit welcher man zu Werke gehe, und „daß nichts übrig bliebe, als je eher je lieber wieder aus Frankreich herauszumarschieren". Sogleich wuchs Bonaparte der Kamm. Er erklärte: „qu'il ne traiterait plus avec ses prisonniers" und brach alle Unterhandlungen ab. Unsere Hauptarmee aber machte bei Bar sur Aube Halt, hatte dort ein glückliches Gefecht und ging wieder vor.

Napoleon war wieder hinter Blücher hergezogen. Dieser hatte die Marne bei Château-Thierry repassiert und sich mit dem General Bülow bei Soissons vereinigt, der, eben aus Holland kommend, dem immer zögernden Bernadotte davonmarschiert war. Wie Napoleon sie angriff, zogen sie sich nach Laon und gewannen hier die bekannte große Schlacht; Napoleon zog ab gegen die Hauptarmee, sie folgten. Diese war wieder langsam vorgerückt, einige österreichische Divisionen hatte man südlich heruntergeschickt, zur Verstärkung der bei Lyon gegen Augereau stehenden österreichischen Armee. Auch hatte glücklicherweise der Kaiser Franz mit seinem Metternich sich etwas abwärts gezogen, so daß die Beratschlagungen weniger behindert waren.

Wie nun diese Armee am 20. und 21. März Napoleons Angriffe bei Arcis sur Aube abgewiesen hatte, wollte dieser, im Vertrauen auf die erhaltenen Nachrichten und den aufgefangenen Brief Kneseбecks, den Rückzug durch eine Flankenbewegung entscheiden und marschierte auf St. Dizier ab. Schwarzenberg wäre ganz gewiß zurückgelaufen, wenn er diese Bewegung beizeiten erfahren hätte, aber so blieb sie ihm verborgen — bis Napoleon einige Märsche gewonnen hatte. Wären Franz und Metternich dagewesen, so hätte Schwarzenberg auch jetzt noch umkehren müssen, aber so stellte ihm der Kaiser Alexander vor, daß er zurückgehend doch verloren wäre und brachte es dahin, daß man auf Paris vorrückte.

So trieb Napoleon seine Feinde selbst zu seinem Untergange. — Wie nun der Marsch nach Paris angetreten wurde, begegnete man der Blücherschen Armee, die von Laon herabkam, vereinigte sich mit ihr und nahm nun die feindliche Division Pacthod gefangen.[1])

[1]) Vgl. v. Janson, a. a. O. II, 358 ff.

Hierauf folgte die Schlacht am Montmartre, die Einnahme von Paris und die Wiedereinsetzung der Bourbons. — Bonaparte verlor ganz den Kopf. In Lothringen und Elsaß oder in Italien, wo die Österreicher einen ganz elenden Feldzug geführt hatten, hätte er sich recht gut halten können. Er trieb sich aber selbst vom Thron. — Sein Freund, unser General Kneſebeck, war der einzige Mensch, der mir vorgekommen ist, welcher Bonapartes Absetzung mißbilligte. Er meinte: „Dieser sei ein rechtmäßiger, anerkannter Regent, und darum könne man ihn nicht absetzen!“

Sowie der Kaiser von Rußland bis zur Einnahme von Paris der Förderer alles Guten gewesen war, so ging nun wieder — wie beim Frieden von Tilsit — alles Schlechte von ihm aus. In Paris, unter lauter Franzosen, kam seine französische Erziehung zum Durchbruch; er sah und handelte wie ein Franzose aus der früheren, etwas besseren Zeit. Hier, in der Hauptstadt des Henri quatre, wollte er nichts ausüben wie générosité, magnanimité und dergleichen und verdarb alles; unser König ließ ihn, wie immer, machen, was ihm gefiel, und der Kaiser von Österreich kam erst an, wie schon alles verdorben war. Auch hatte Metternich keine Lust, viel zu ändern, denn er spekulierte schon, wie er sich wieder mit Frankreich alliieren wollte. So erfolgten die sonderbarsten Begebenheiten. Unsere siegenden Truppen mußten in Frankreich hungern, frieren und nackt wieder herausmarschieren, wie sie hineingekommen waren. In Paris selbst wurde kein Mann einquartiert, sondern die Garden lagen auf den Straßen, die Offiziere mußten für ihr Geld leben. Dann ließ man die Kriegsgefangenen los und schickte sie nach Frankreich hinein, unsere Truppen aber hinaus, so daß zuletzt die Franzosen in Paris eine Art von Übermacht gewannen, die alliierten Offiziere Mißhandlungen erfuhren und selbst die Monarchen nicht sicher waren. Den Bonaparte setzte man als Souverän nach Elba, schützte sein Leben unterwegens, wie ihn das Volk ermorden wollte, und gab ihm Schiffe, Waffen, Soldaten und Geld.

In Paris amüsierte man sich zwei Monate und vergaß Land und Leute. Dann schloß man einen Frieden, den man zwei Monate früher weit vorteilhafter hätte gebieten können, verzieh Frankreich alle Sünden, schenkte ihm allen Raub, ließ ihm seine ehemaligen

Grenzen und gab noch einige der besten Landstriche des alten Teutschlands obenein in den Kauf.[1])

Der König hatte sich in Paris verliebt, dabei zum Glück vielleicht die einzige tugendhafte Französin in ganz Frankreich gefunden; im Juni reisete er mit dem Kaiser von Rußland und den Ministern nach England und verbrachte dort einen ganzen Monat in Festen und Lustreisen. Dann nahm er den Vorwand, das wieder erworbene Neufchâtel zu sehen, um noch einmal nach Paris zu gehen und ganz Frankreich zu durchreisen, wo er vom Pöbel insultiert wurde. Ende Juli kam er nach Potsdam. Die Stadt Berlin hatte einen festlichen Empfang bereitet, Siegessäulen errichtet, Waffentrophäen aufgestellt usw., aus Freude über seine glückliche Rückkehr, aber nicht bloß deswegen, sondern auch als ein Siegesdenkmal für die Nation und das Heer und als eine Herzenserhebung zu Gott in diesem großen Moment. Er ward wütend, es mußte vieles abgerissen und alles verdorben werden; und so hielt er mit seinen Garden einen militärischen Einzug, durch leere Straßen und ohne daß eine einzige Freudenstimme laut geworden wäre. So war es ihm recht, und er gab seine Zufriedenheit zu erkennen. Vierzehn Tage vorher hatte ich an der Spitze der Berliner Landwehr, und noch früher die freiwilligen Jäger ihren Einzug gehalten, wo alle Straßen wogten, alle Fenster voll waren, die Blumenkränze flogen und das Jubelgeschrei die Luft erfüllte. Am meisten war ich mit meinen Lebusern in Frankfurt geehrt worden.

Während dieser ganzen — seit dem Einmarsch in Paris[2]) verflossenen vier Monate, war gar nicht regiert worden. Man hoffte, es werde nun geschehen, aber keineswegs. Ende September werde der König und Hardenberg auf den Kongreß nach Wien gehen, also sei keine Zeit dazu. Für das Land und für die Armee ward nicht gesorgt. Es erfolgte keine Vergütung der Kriegsschäden, keine Hülfe an zugrunde gerichtete Einwohner, kein Erlaß der unerschwinglichen durchaus französischen Abgaben, keine Versorgung der Invaliden, keine Aushülfe des Ackerbaues, keine Ergänzung des Heeres, keine Instandsetzung der Festungen, keine Anschaffung von Be-

[1]) Über den ersten Pariser Frieden schrieb Marwitz am 10. Juni 1814 einen für seine Auffassung bezeichnenden Brief an seine Frau; vgl. die Briefe im 2. Band.

[2]) Am 31. März 1814. Vgl. Janson II, 413 ff.

kleidungs- und von Waffenvorräten für die Armee. Die Landwehr ward zum größten Teil auf Urlaub entlassen, alle Abschiede verweigert und keine Ergänzung der Untauglichen durch Taugliche vorgenommen, die Landwehroffiziere aber soviel wie möglich aus dem Dienst getrieben, hingegen denen von ihnen, die Ziviloffizianten waren, die versprochene Beförderung nicht gehalten. In den wieder akquirierten altpreußischen Provinzen wurde die französische Verwaltung und die französische Justiz beibehalten, und da endlich der Befehl erging, die preußische Gerichtspflege wieder einzusetzen, kehrte sich der Justizminister Kircheisen nicht daran, sondern ließ es bei der französischen.

Nun ging es Ende September nach Wien und der König samt Hardenberg sind noch in dem Augenblick da, wo ich dieses schreibe (Ende März), also seit fünf Monaten. Die Verhandlungen wurden auf das ungeschickteste geführt. Der alte Jüngling Hardenberg, der sich seiner Sache gewiß glaubte und bei seiner Abreise geprahlt hatte, wurde in allen Stücken angeführt.

Der Hauptzweck hätte sein müssen: Die Freiheit Teutschlands zu sichern, vornehmlich gegen Frankreich, aber nächstdem auch gegen alle andern Nachbaren. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte Preußen stark gemacht werden, einmal, weil es schon stark war, und die Schwachen ihm zufallen mußten, sodann aber, weil das kräftigste Lebensprinzip sich in ihm geäußert hatte. Es kam also nur darauf an, das Verhältnis zu Österreich zu bestimmen und einen festen Bund zwischen beiden Staaten zustande zu bringen. Dies wollten alle Preußen redlich, wie sie nach Wien gingen. Es geschah aber nicht, durch Schuld Österreichs und Englands und durch die Zwietracht, die Frankreich säete.

Kaiser Franz war eine Null wie immer und gehorchte Metternich. Diesem grauete vor der schweren Rolle, die Österreich als Erster in Deutschland würde spielen müssen, und er hatte niedrige Eifersucht gegen Preußen, was die erste Rolle hätte spielen können, wenn Österreich nicht wollte. Er gab daher alles Teutsche auf und wendete sich ganz auf Italien, wo Österreich gehaßt wurde. Diese Richtung wird Österreich den Untergang bringen. — England sorgte für seinen Handelsvorteil, ließ sich aber durch miserable hannöversche Rücksichten irreführen. Es errichtete ein

Königreich in den Niederlanden und eins in Hannover, dem wir Abtretungen machen mußten wegen der erhaltenen Kriegsbedürfnisse, und störte so die Einheit des nördlichen Teutschlands und durchschnitt unsere Macht auf das Empfindlichste. — Bayern wollte eine große Rolle spielen, war unverschämt und hatte das Glück, von Frankreich unterstützt, Österreich für sich zu gewinnen, welches die Natter nicht sah, die es in seinem Busen nährte. — Württemberg war gut gesinnt, aus Haß gegen Bayern. — Rußland behielt Polen, wie natürlich, da es dieses Land allein erobert hatte, und bot uns mehremal, wie wir in der Klemme waren, seine Hülfe an, die Friedrich Wilhelm aber, der sich in Wien wieder in eine Gräfin Zichy verliebt hatte, jederzeit standhaft von sich wies.

So geschah es, daß auf diesem Kongreß statt des angegebenen großen Gesichtspunktes ein durchaus kleinlicher verfolgt wurde, der der Entschädigungen, welche man sonderbarerweise nach der Seelenzahl berechnete, also einen wahren Menschenhandel trieb, während man zugleich eifrig bemüht war, den Sklavenhandel in Afrika abzuschaffen. Diesem miserablen Gesichtspunkte zufolge zankte man sich erst viele Monate darüber, ob Sachsen an Preußen fallen sollte oder nicht, und äußerte viele Teilnahme gegen dessen schändlichen, in Berlin gefangenen König, nächst dem von Bayern den größten Verräter am teutschen Vaterlande;[1]) nachher, wie man über Teilung Sachsens einig war, wies man Preußen einen Landstrich am Niederrhein an, den es nie behaupten konnte, weil man dessen Vormauern, die Maasfestungen nebst Luxemburg und Mainz, an andere begünstigte Schwache verschenkte. Der König ließ sich alles gefallen, und Jüngling Hardenberg, statt sich die Augen aus dem Kopf zu schämen, prahlte in den Berliner Zeitungen über die großen Vorteile, die er erlangt hätte! Da er doch nie hätte zufrieden sein dürfen, ehe er nicht die Oberherrschaft über alle Länder nördlich des Erzgebirges, des Fichtelgebirges, des Mains und der Ardennen, wo nicht bis Dünkirchen, doch wenigstens bis an die Maas erlangt hätte!

Nachdem dieses geschehen war, geriet Österreich mit Bayern aneinander, weil dieses, welches schon dadurch übermäßig belohnt war, daß man ihm allen von Napoleon zugewendeten Raub ließ,

[1]) Ähnlich äußert sich Marwitz in seinem Tagebuch von 1815, vgl. den Nachtragsband.

noch die unverschämtesten Ansprüche machte. Es wollte wegen seiner 1814 gemachten Anstrengungen vergrößert sein. Zugleich zerfiel Österreich mit Murat, dem König von Neapel, dem es einfältigerweise 1814, wie an Bayern, die größten Versprechungen gemacht hatte, — ungeachtet seine Verräterei klar war, — und die es jetzt nicht halten wollte.

Wie es so weit war, sendete der Himmel Hülfe. Bonaparte benutzte die Mittel, die man ihm großmütigerweise geschenkt hatte, verließ Elba, landete in Frankreich, reisete nach Paris und vertrieb dadurch die Bourbons von dem Thron. Die Nachwelt wird es nicht glauben, aber es ist buchstäblich wahr, die französische Nation war so verfault, daß kein Arm sich für den rechtmäßigen König regte, daß unter 25 Millionen Menschen keiner sein Eigentum, seine Freiheit und das Leben seiner Kinder gegen diesen Menschenfresser verteidigte, sondern daß die große Räuberbande, die Armee, ihrem alten Anführer sogleich wieder zufiel und in der Nation niemand den Mut hatte, sich ihr zu widersetzen.

Sogleich waren die Mächte auf dem Kongreß wieder einig. Wir, die bisher Verfolgten, waren sogleich die lieben Brüder; denn wir sollten nun wieder vorankämpfen, und der Kaiser Alexander tat wieder das Beste, um alles auf den richtigen Weg zu treiben. So gehen wir einem neuen Krieg entgegen.

Österreich geht offenbar zugrunde. Es kann sich in Italien schon kaum mehr gegen Neapel behaupten; die erste Rolle in Teutschland, die man ihm von allen Seiten so bereitwillig antrug, hat es nicht annehmen wollen. Wenn Bonaparte Glück haben sollte, wird es sich wahrscheinlich binnen Kurzem mit diesem alliieren. — Es frägt sich also nur, ob wir die erste Rolle in Teutschland spielen werden? oder, ob es ganz zerfallen soll? Zu jenem ist unsere Nation[1]) offenbar geschaffen, aber weder der König noch sein Ministerium. Nach diesem hin drängen die beiden feindlichen Elemente, die wir in Teutschland leider haben, Bayern und Hannover. Bayern will es durchaus Preußen gleich tun und gesteht diese seine Absicht unverhohlen; aber es ruht auf ganz andern Elementen, und weil diese ungerecht sind, kann von

[1]) D. h. die preußische. Vgl. Fr. Meinecke, Histor. Ztschr., Bd. 82, S. 99. Die gesperrten Worte sind hier vom Herausgeber unterstrichen.

dorther nur Zwiespalt kommen. Preußen verdankt seine Größe seiner Tapferkeit und größtenteils Diensten, die es dem teutschen Vaterlande erwiesen hat, Bayern hingegen die seinige der Untreue und Diensten, die es dem Feinde wider das Vaterland geleistet hat. Hannover ist ganz unteutsch und nur auf das Geld gerichtet, wie England. Es will dahin gelangen, den Meister zu spielen in Norddeutschland, aber da es auch nur auf fremder Kraft ruht und nicht auf eigner, kann auch von dorther kein Heil kommen.

Von Wien her erscholl also wieder die Kriegstrommete, und da zeigte sich wieder recht lebhaft, wie hoch unser Volk stehet über seiner Regierung. Trotz des unverantwortlichen Betragens dieser letzteren, das vorher geschildert ist, war kein Vorwurf, kein Unmut zu hören, und alles lief augenblicklich wieder zu den Waffen, beinahe wie vor zwei Jahren. — Die vielen Fehler, die auch hier wieder von oben begangen wurden, aufzuzählen, fehlt es hier an Raum.

Ich für meine Person war im Juli 1814 mit der Landwehr zurückgekehrt und hatte meine Angelegenheiten ziemlich vernachlässigt gefunden; doch hatte ich nicht viel Zeit darauf verwenden können, sie zu ordnen, weil ich immer noch ein Kommando in der Landwehr behielt, vom Oktober an eine Division (sieben Regimenter), und dieses mich nötigte, beinahe immer in Berlin zu sein. Meine Neigung wäre gewesen, sogleich wieder den Abschied zu nehmen und mein Landwesen wieder fortzusetzen. Bei dem schlechten Zustande aber, in welchem mein Vermögen sich befand, konnte ich es gegen meine Familie nicht verantworten, ein Einkommen von 2500 Talern jährlich, welches ich genoß, von der Hand zu weisen. Ich blieb also im Dienst, und da ich, ungeachtet der hohen Kommandos, weit über meinem Rang, die man mir immer anvertraut hatte, im Avancement ganz übergangen worden war, schrieb ich eben um die Zeit, wie Bonaparte in Frankreich landete, an den König und bat um Wiederherstellung in meinen Rang, da ich schon im Dezember 1813 hätte Oberst werden müssen. — Ich bekam eine sehr höfliche Antwort und wurde Oberst, jedoch war nicht die Rede von Zurückdatierung des Patents in jene Zeit. Da ich keine Beförderung, sondern nur Erhaltung in dem Platz gefordert hatte, den ich während des Krieges eingenommen hatte, da keine Ursach war, warum ich mich gegen meine Hinterleute sollte zurücksetzen

lassen, die man dazu nicht gebrauchte, wozu ich fortwährend gebraucht wurde, so würde diese Behandlung dennoch meinen Abgang nach sich gezogen haben, wenn nicht in demselben Augenblick die Marschordre gekommen wäre. —

Ich bin im Begriff, nach dem Rhein abzugehen, und wenn ich den Krieg überlebe, so wird es sich weiter finden. Der österreichische raffte Eberhard, der vorige Alexander dahin, so käme nun die Reihe an mich. Ich würde auch recht gern sterben, wenn meine Söhne noch lebten, so aber sehe ich nicht gern Friedersdorf in fremde Hände kommen. — Zum vierten Mal verlasse ich jetzt Haus und Hof und ziehe in den Krieg. Hätte ich von Anfang an Friedersdorf verpachtet gelassen und mich weder um Staats- noch Kriegsangelegenheiten bekümmert, sondern kaufmännisch mit dem jedesmaligen Ertrag hausgehalten, so würde ich jetzt mehr als 70000 Taler an barem Vermögen besitzen. Davon bin ich jetzt weit entfernt! Aber ich danke doch Gott, daß es nicht so ist; denn wenn ich diese vierzehn Jahr lang so im Knausern hätte leben können, da möchte ich ein allerliebster Kerl geworden sein! Da möchten Kopf und Herz gut aussehen!

Ich habe gelebt und werde leben für das Wohl des Vaterlandes, für das Rechte und Wahre und für die sichere Gründung meines Stammes und seines Besitzes. — Ich wünsche, daß meine Frau jetzt einen Sohn zur Welt bringe[1]) und daß dieser immer das Irdische dem Ewigen nachsetzen möge, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesinnungen in andere Geschlechter fortpflanzen mögen; daß mein Vaterland dauernd hochstehen möge über dem schlechteren Ausland; und wenn ich dann in diesem Kriege falle, so wird mir der Übergang nicht schwer werden, da mir der Himmel bevölkerter ist, als die Erde.[2])

[1]) Am 18. Mai 1815 wurde ihm eine Tochter, Adelheid, geboren (gest. 1839).

[2]) Unterschrift: Friedersdorf 28. April 1815. v. d. Marwitz. Darunter eine kurze Nachschrift: Ich bin lebendig hier wieder angelangt am 19. Dezember 1815. v. M.

Kapitel 11.

Endgültige Niederwerfung Napoleons: 1815.

Rückkehr Napoleons: Der Feldzug von 1815. — Marwitz' Teilnahme daran. — Elende Politik der großen Mächte. — Zweiter Pariser Friede.

Im vorigen Abschnitt ist der Zustand des Vaterlandes und meine eigene Geschichte gezeigt bis zum Ausbruch des Krieges 1815. Über diesen Krieg, in welchem ich der Schlacht von Ligny, dem zweitägigen Gefecht von Wavre (der zweite Morgen war einer der heißesten, die ich erlebt habe) und dem Arrieregardengefecht von Namur beiwohnte,[1]) über meinen Aufenthalt in Frankreich[2]) und über meine nachherige Reise nach England, von der ich im Dezember 1815 nach Friedersdorf zurückkehrte, habe ich besondere Tagebücher geführt, deren Inhalt ich hier nicht noch einmal wiederholen werde.[3]) Nur einiges, was dort übergangen oder nur kurz berührt ist, werde ich hier anführen.

Sowie Napoleon den Ludwig XVIII. durch seine Reise nach Paris aus dem Lande herausgejagt hatte, wurde der Wiener Kongreß einig. Man teilte sich die herrenlosen Länder, rüstete sich zum Kriege und dachte weiter nicht daran, das gemeinsame Vaterland durch ein festes Band auch für die Zukunft zu vereinigen.[4])

[1]) Für das Gefecht von Namur und den ganzen Feldzug erhielt Marwitz den Pour le Mérite mit Eichenlaub, für den Rückzug nach Ligny den russ. St. Wladimir-Orden 3. Klasse.

[2]) Siehe das Tagebuch über den Feldzug von 1815 (in dem militärischen Ergänzungsband) und die Briefe an seine Gattin im 2. Band. — Von neueren Werken über den Krieg von 1815 besonders v. Lettow-Vorbeck—Voß, Napoleons Untergang 1815, 2 Bände, Berlin, Mittler, 1904—06.

[3]) Vgl. den Auszug aus dem Tagebuche über die Reise nach England im 2. Band.

[4]) Die voraufgehenden Worte sind im März 1817 geschrieben, das Folgende vom Dezember 1818 ab. Marwitz macht dazu die Bemerkung: Unterbrochen durch

Napoleon fand in Frankreich die vollständigste Unterstützung. Es zeigte sich, was man im Auslande und wie ich den letzten Teil meiner Geschichte im vorigen Abschnitte schrieb, gar nicht ahnen konnte, daß die Bourbons gar keinen Zusammenhang mit der französischen Nation hatten. Sie waren dort wie Fremde, die in einem Wirtshause leben. Es war nicht Apathie der Nation, welche diese verhinderte, sich dem einbrechenden Napoleon zu widersetzen, sondern es existierte vielmehr der innigste Zusammenhang zwischen der Nation und ihm, nicht durch eine Konspiration wider die Bourbons, wie einige gefabelt haben, sondern durch eine vollkommene Übereinstimmung der Meinungen, Gedanken und Wünsche. Die ganze Nation trachtete nach ungerechtem Erwerb und nach Sieg über die Fremden. Ebenso Napoleon; dabei war er der Klügste und Geschickteste in Frankreich, kein Wunder also, daß die ganze Nation ihn als ihr Haupt anerkannte, sobald er sich nur zeigte; kein Wunder, daß die Bourbons hinausreisen mußten, sobald er hineinreisete; kein Wunder, daß die ganze Nation die größten Anstrengungen machte, um ihr Haupt gegen das Ausland aufrechtzuerhalten und um dereinst wieder unter seiner Anführung plündern zu können.[1])

Wir, England und Rußland meinten es mit dem Kriege redlich, die andern ließen sich Zeit. Österreich hatte eine solche Truppenmasse in Italien vereinigt und zufällig einen unternehmenden General gewählt, Bianchi[2]), daß es zu seiner eigenen Verwunderung Murat aufs Haupt schlug, dessen Armee zerstreute und den bourbonischen Ferdinand wieder auf den Thron von Neapel setzte. Um so mehr blieben Österreichs Blicke auf Italien gerichtet.

Die Zusammensetzung unserer Armee war merkwürdig; alle Landwehren wurden nackt und bloß, ohne Ergänzung und ohne Entlassung der vielen Unbrauchbaren, an den Rhein getrieben, dagegen die Garden und eine Menge alter Regimenter (diese zum

viele Geschäfte und ein langes Augenübel, welches erst nachließ, als ich Schnupftaback zu nehmen anfing (Sommer 1818).

[1]) Die in der 1. Ausgabe (I, 364 f.) hier mitgeteilten Fragmente aus Marwitz' Briefen an seine Gattin (vom Mai und Juni 1815) sollen im 2. Bande im Zusammenhang abgedruckt werden.

[2]) Friedrich Frhr. v. Bianchi (1768—1855), schon in den italienischen Feldzügen und 1809 bewährt, ebenso 1813 als Divisionsgeneral, schlug am 1. Mai 1815 Murat entscheidend bei Tolentino.

VI. Armeekorps) zurückgehalten. Die ganze Kavallerie ward (es ist merkwürdig zu sagen, aber doch wahr) in dem Augenblick ihres Aufbruchs zur Armee auseinandergerissen und zu neuen Regimentern dadurch formiert, daß jedes Regiment eine Schwadron abgab, welche zu einem neuen Regiment zusammenstießen.[1]) — Dabei wurden nun die meisten Offiziere versetzt, beinahe alle Befehlshaber gewechselt; sehr viele von diesen bekamen ihre neuen Truppen nicht eher zu sehen, als in dem Augenblick, wo es gegen den Feind ging. Nicht viel besser war es bei der Landwehr, die zwei Dritteile unserer Infanterie ausmachte. Ein großer Teil der Offiziere, der in den vorigen Feldzügen seine Zivilposten aufgegeben, sein Vermögen zugesetzt und trotz erhaltenen Versprechens seine Posten nicht zurückerhalten hatte, der daher zurückbleiben und für seine Familie sorgen wollte, ward gezwungen, mitzugehen, ebenso alles, was das vorige Mal mitgewesen und wieder entlassen oder Offizier geworden war. — Nur die einzigen freiwilligen Jäger, die nicht Offiziere geworden waren, machten eine Ausnahme: es waren gerade die, die am wenigsten getan hatten. Denn die erste Aufwallung der Brandenburger, Pommern und Schlesier bei Lützen abgerechnet, war durch sie nichts weiter geleistet worden. Die besten unter ihnen hatte man nach und nach zu Offizieren gemacht, die anderen hatten sich fast sämtlich verkrümelt.

Aller menschlichen Klugheit nach mußte diese Armee geschlagen werden. Aber Gottes Klugheit war größer. Seine Fügungen und die angeborne Tapferkeit unseres Volkes gaben den Sieg, trotz aller schlechten Anstalten.

Napoleon wünschte den Frieden und bot ihn an, um sich erst recht festsetzen und vollständig rüsten zu können, auch um erst die Parteien niederschlagen zu können, die ihn zwar als Anführer wollten, nicht aber zum unumschränkten Despoten. Er hatte es früher aber gar zu arg gemacht. Die Könige und Minister, die in dieser Zeit nichts gelernt und eingesehen hatten, hatten das Einzige begriffen, daß ihm nicht zu trauen sei. Es blieb also beim Kriege.

Unsere Armee stand bei Namur unter Blücher. Rechts neben ihr, unter Wellington, die englisch-deutsche, zwischen Brüssel und Mons. Sie bestand aus einem Drittel Engländern und aus

[1]) Zur Kritik vgl. Meinecke, Boyen Bd. II, S. 60 Anm. 4.

zwei Drittel Hannoveranern, Belgiern, Nassauern, Braunschweigern und Hanseaten. Diese Deutschen wurden für ihre Unteutschheit, lieber mit den Engländern als mit uns fechten zu wollen, hart bestraft. Mit ihrem kargen Solde unter der englischen Disziplin sind sie nachher in Frankreich während des Sommers beinahe verhungert, während unsere Soldaten, die zwar noch weniger Geld bekamen, aufs reichlichste umsonst verpflegt wurden.

Die Russen waren noch auf ihrem weiten Marsche begriffen, die Österreicher, Bayern und andere Deutsche zögerten so lange sie konnten, als Napoleon einsah, daß er sein Schicksal bestehen müsse, also losbrach.

Wir nahmen die Schlacht bei Ligny leichtsinnig an, fochten sie tapfer und wurden geschlagen, während Wellington, bei Quatrebras auch angegriffen, seine Armee nicht so schnell sammeln konnte, als er versprochen hatte.

Nun ergriff Napoleon der Siegestaumel; er verkannte das ihm verderblichste Element und wollte alles auf einmal erreichen (gerade wie 1812 und 1813). Hätte er am 17. die Engländer bloß beobachtet, und uns mit der ganzen Macht unablässig verfolgt, so schmiß er uns ohne Zweifel ganz auseinander und war nachher den langsamen Engländern so überlegen, daß er sie gewiß schlug, wenn sie auch ebenso tapfer fochten wie bei Belle-Alliance. Wenn er nach solchen Successen Frieden anbot, so ist kein Zweifel, daß er ihn und den Thron erhalten hätte. So aber war er blind, glaubte schon erreicht, was noch zu erreichen war, sendete uns den Grouchy nach, der erst zu handeln anfing, wie es schon zu spät war und fiel selbst wie ein wütender Stier auf die Engländer los. Diese hielten stand, Blücher fiel ihm in die Flanke, und seine Armee ward zertrümmert, weil er den Augenblick nicht erfaßte, wo er sie noch retten konnte.

Blücher, dieser unersetzliche Feldherr, nicht durch tiefes Wissen, sondern durch seinen raschen, richtigen Blick, durch seine stets unverzagte Kühnheit, und durch seine erregende Einwirkung auf die preußische Armee, hatte ihn zum zweiten Mal vom Thron geworfen, nicht Wellington, der mit Einsicht die Schlacht leitete, aber, fern von jener Adlerkühnheit, sich nachher den Diplomaten hingab

und vielen Schaden anrichten half. Kein Wunder, daß er von diesen und von ihren Nachbetern vorzugsweise gepriesen wurde!

Mit der verlornen Schlacht verlor Napoleon auch die Besinnung. Er bekümmerte sich nicht um die Armee des Grouchy, der durch unsere Schuld mit 40000 Mann entkam, sondern floh voran nach Paris, und wie er hier Widerstand fand, legte er seine Krone nieder, dachte auf Rettung seiner Schätze, welche er acht Tage lang aufs sorgfältigste einpackte, reiste ab, überlieferte sich den Engländern und wurde von diesen, wie ihm ganz recht war, betrogen.

Seine Armee hatte aufs tapferste gefochten, und wie wir in Frankreich einrückten, sahen wir recht deutlich, wie sehr er und die Armee mit dem Volke zusammenhing. Trotz aller einfältigen Versicherungen unserer Diplomaten, daß wir nur mit Napoleon Krieg führten und Freunde des Landes wären, wurden wir doch nirgends wie Freunde empfangen, sondern recht deutlich und allgemein wie Feinde. Wer nicht auf uns los schoß, hieb und stach, der schnitt uns wenigstens scheele Gesichter und hatte seines Hasses kein Hehl. Die Kapitulation von Paris (welches sich noch wehren konnte) ist keine Widerlegung. Sie wurde bewirkt durch einige Machthaber, welche nun einsahen, daß sie ihre geraubten Schätze unter bourbonischer Regierung sicherer würden bewahren können, als wenn sie der geschlagenen Bonapartischen oder republikanischen Sache noch länger anhingen. Blücher ging diese Kapitulation ein, weil er hoffte, noch vor Ankunft der schnell reisenden Monarchen, deren verkehrte Gesinnung ihm bekannt war, 100 Millionen Franken für die preußische Armee erheben zu können. Diese Hoffnung schlug aber fehl. Jene kamen zu schnell und hatten Mitleid mit den unschuldigen, unglücklichen Parisern.

Ebensogroß, wie der Haß gegen uns, war die Verachtung und der Spott über die Bourbonen. Die Verzagtheit, mit der sie davongelaufen waren, und in welcher auch nicht einer von ihnen sich entschlossen hatte, mit uns für seinen Thron zu kämpfen, hatte sie noch mehr wie je zuvor aus der Gemeinschaft der, wenngleich schlechten, doch tapferen Nation ausgeschlossen. Sie hatten aber Glück. Ludwig XVIII. reiste, sowie die Schlacht gewonnen war und wie wir in Frankreich einrückten, hinter Wellingtons Bagage her.[1] — Bei Blücher durfte er mit seinem verächtlichen Anhang sich nicht

[1] Vgl. u. S. 643.

einmal hinter dem Troß sehen lassen, denn dieser erklärte ihm geradezu, daß er mit ihm nichts zu schaffen habe; die Preußen führten Krieg mit Napoleon und mit dessen Anhängern, als welche nunmehr ganz Frankreich sich kundgegeben habe; es führe aber nicht Krieg, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, da es uns sehr gleichgültig sei, wer über unsere Feinde herrsche.

So kam nun Louis dixhuit (den die Franzosen spottweise Louis tout de suite und Louis biscuit nannten, weil er gleich hinterhergezogen kam und gleichsam zum zweiten Mal neu gebacken wurde) hinter der englischen Armee her in Paris hineingewatschelt und traf dort mit den drei Monarchen von Preußen, Österreich und Rußland zusammen. Nun gewann die Sache gleich die Gestalt, als ob der ganze Krieg nur um seinetwillen geführt worden sei, und er nahm wieder von Frankreich Besitz.

Die Österreicher, Russen und andern Bundesgenossen kamen auch so schnell wie möglich herbeimarschiert, um teil an der Beute zu nehmen. Aber es bekam keiner etwas. Der Kaiser von Rußland spielte gleich wieder den Großmütigen und ward der wärmste Freund Frankreichs, ebenso England, welches keinen andern wollte mächtig werden lassen und weiter nichts im Sinne hatte, als seine Armee noch eine Zeitlang auf Kosten Frankreichs zu erhalten. (Wellington, um noch so lange wie möglich ein glänzendes Kommando zu führen.) Österreich, Bayern, Württemberg wünschten sehr, teilzunehmen an der festen Grenze, die es nach unserem Siege leicht war, zu behalten.

Elsaß, Lothringen, Flandern sollten, wie billig, abgerissen und geteilt werden, aber die andere Partei war zu mächtig, die Minister zu kleinlich gesinnt, unser König zu friedfertig. Es bekam keiner etwas. Die Franzosen stellten gleich vor: Wir hätten ja erklärt, nur gegen Napoleon Krieg zu führen, dieser sei nun fort, mithin der Krieg von selbst zu Ende! — Sie, als getreue Untertanen Ludwigs, seien vielmehr unsere Alliierten usw.!! — Niemand fiel es ein, zu antworten: sie hätten sich ja keineswegs wie Alliierte und wie getreue Untertanen Ludwigs gezeigt, sondern vielmehr wie Feinde und wie die verzweifeltsten Anhänger Bonapartes, die nur durch Gewalt und nachdem wir 50000 Mann auf dem Schlachtfelde gelassen hätten, wären besiegt worden, sondern man unterstand sich nicht, dergleichen zu entgegnen, und es wurde

endlich wegen der Kriegskosten und wegen Sicherstellung für die Zukunft unterhandelt.

So kam denn endlich die nichtswürdigste Konvention zustande, die je geschlossen worden ist.[1]) Alle das vergossene Blut, alle der Verrat wurde mit Gelde abgekauft durch eine während fünf Jahren zu zahlende Kontribution, welche die verbundenen Mächte unter sich teilten, und die sogenannte Sicherung für die Zukunft sollte erhalten werden durch Zurücklassung einer alliierten Armee in Frankreich, unter Wellingtons Kommando. Sie sahen nicht ein, daß sie eine solche Okkupations-Armee gleichsam nur deswegen daließen, um alle Franzosen im Haß gegen die Fremden zu vereinigen und um diese Armee von den schlechtesten unvaterländischen Gesinnungen anstecken zu lassen. — Während dieser Zeit sollten die vortrefflichen Bourbons sich recht unter dem liebenswürdigen Volke befestigen, und die Okkupation sollte auch schon nach drei Jahren aufhören können, wenn das Geld richtig gezahlt würde.

Ehrliebende Minister würden geantwortet haben: von Eurem Gelde, obgleich Ihr es uns geraubt habt, wollen wir nichts; wie Ihr, liebenswürdiges Volk, und Ihr, vortreffliche Bourbons, Euch untereinander vertragt, das ist uns ganz gleichgültig und lediglich Eure eigene Sache. Aber unsere teutschen Länder, die Ihr seit 250 Jahren teils durch Gewalt, teils durch List uns abgenommen habt, die nehmen wir uns jetzt wieder zurück. Darin setzen wir unsere Sicherheit für die Zukunft.

Aber von solcher Gesinnung war nirgend eine Spur zu finden, als in der preußischen Armee. Diese belagerte die französischen Grenzfestungen auf Blüchers Befehl immer frisch weg, während man in Paris sich wie Alliierte behandelte, und eroberte eine nach der andern[2]), jedoch ohne Nutzen, da sie zwar zum Teil noch drei Jahre lang von Engländern und Russen okkupiert, nachher aber sämtlich zurückgegeben wurden.

Nach der Konvention — denn ein Friede konnte es, weil Alliierte ihn schlossen, nicht einmal genannt werden — folgte das

[1]) Der zweite Pariser Friede wurde am 20. November 1815 unterzeichnet. Die Kriegskontribution betrug 700 Mill. Frs.

[2]) Vgl. v. Voß a. a. O. II S. 194 ff.

Gaukelspiel der heiligen Allianz im Tugendlager (bei Vertus) [1]) und ein jeder reisete oder marschierte nach Hause.

Ich hatte den Sommer über an der Loire, in Orleans und unweit Angers gestanden. Hier war man allenthalben auf eine Teilung Frankreichs gefaßt oder auf Besetzung des Thrones durch einen fremden Prinzen. — Wenn man doch einmal Politik treiben wollte, so wäre es politisch gewesen, nicht Ludwig XVIII., sondern, nach Bonapartes Entfernung, die Gegenpartei zu unterstützen, wo es denn leicht war, ein königliches und ein republikanisches Frankreich im Norden und Süden zustande zu bringen. Diese hätten sich einander in den Haaren gelegen, und wir hätten unterdessen unsere Grenzen befestigt.

[1]) Westlich von Chalons. Vgl. die Schrift der Frau v. Krüdener, Le camp de Vertus (1814).

Kapitel 12.

Die Jahre des Stillstandes: 1815—1819.

Marwitz erhält eine Kavallerie-Brigade, wird nach wiederholten Zurücksetzungen General. — Zunehmende Verschwendung der Hardenbergschen Verwaltung; keine Verfassung. — Herrschaft der Wucherer. — Untergang des mühsamen Erwerbs. — Russische Einflüsse in Heer und Kirche. — Reisen des Königs. — Hardenbergs Finanzverwaltung. — Elender Zustand der Justiz. — Boyens Wehrgesetz und Landwehrordnung. — Kosten von Armee- und Zivilverwaltung. — Aachener Kongreß. — Das Zollgesetz von 1818. — Marwitz als Brigadekommandeur. — Die Verfassungsfrage.

Wie der Krieg zu Ende war, nahm ich meine, zu Anfang desselben liegen gebliebene Angelegenheit meiner großen Zurücksetzung im Avancement wieder vor. Ich stellte vor, daß ich als jüngster Oberst nicht anders stehe, denn als ältester Oberstleutnant; daß ich nach meinem, während des Krieges 1813 gehabten Rang ältester Oberst sein müsse und daher bäte, mein Patent dahin vorzudatieren. — Der König machte nun in Paris extraordinarie fünf Generale, von denen vier den Krieg nicht mitgemacht hatten. Schon zu Anfang desselben waren, wie ich erst später erfuhr, deren dreizehn gemacht worden, alles meine und anderer Hinterleute, ungerechnet diejenigen, die während des vorigen Krieges über mich und andere hinweggesprungen waren (worüber ich mich, da es teils Auszeichnung der Tapferkeit war, teils dafür gelten konnte, nicht beschwerte). Da nun der König abreisete, so nahm ich auch Urlaub und reisete über England nach Hause.

Dort fand ich die Antwort auf mein Begehren: „mein Patent könne nicht vordatiert werden; der König wolle aber bei anderer Gelegenheit Bedacht auf meine Beförderung nehmen." Unterdessen waren noch acht Generale ernannt worden, so daß seit jener ersten

Vorstellung im März nicht weniger als sechsundzwanzig dem Platze vorbeigerückt waren, der eigentlich der meinige sein mußte.

Ich forderte meinen Abschied und erhielt mein Schreiben zurück und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, für Wohlverhalten im Feldzuge. Den konnte ich mir nicht anrechnen lassen. Hatte ich ihn nicht verdient, so mußte man ihn mir nicht geben; bei der Profusion aber, mit der man die Orden wegwarf, hatte ich ihn verdient. Ich war von der Kavallerie des III. Korps der einzige, der etwas getan hatte. Bei Ligny hatte ich durch Deckung des rechten Flügels gegen die von Quatrebras her anmarschierende Division einen wichtigen Dienst geleistet, bei Wavre mit dem 8. Ulanen-Regiment am 19. den exponiertesten Posten gehalten und am 20. bei Namur ein sehr glückliches Gefecht gehabt, ein solches, daß ich die ganze Arrieregarde des Feindes würde vernichtet haben, wenn die Generale Hobe und Thielmann[1]) nicht unbegreiflicherweise das Hereinbringen aller Truppen ins Gefecht gehindert hätten. — Ich erneuerte daher meinen Antrag. — Nun kam ein Kabinettsschreiben, welches mir Avancement bei der nächsten Beförderung verhieß. Dies war immer noch nicht hinreichend, aber ich ließ es mir gefallen, aus Rücksicht für meine Familie, und trat nun erst meinen Posten als Brigade-Kommandeur in Crossen an, welche Brigade nachher nach Frankfurt a. d. O. verlegt wurde.[2])

Das Avancement blieb aus, über ein Jahr lang, bis zum 30. März 1817, dem Jahrestage der Schlacht von Paris. — Ich konnte nach solchen Zurücksetzungen (um so wunderbarer, da sie eigentlich in der Zeit geschehen waren, Herbst 1813, wo ich dem Vaterlande, wenn jemals, Dienste geleistet hatte, und wo mir viel anvertraut worden war) wenigstens erwarten, der erste zu sein, der nun General wurde. Allein es wurden mir noch zehn vorgezogen. Ich ward der eilfte, und man schien es mir hoch anzurechnen, daß ich gegen mein spätes Oberstwerden (welches Patent ich gar nicht angenommen hatte) doch nun wieder siebenundzwanzig eingebracht hätte.

[1]) Johann Adolf Freiherr v. Thielmann (1765—1824), in sächsischen Diensten, 1807—1813, zuletzt als Generalleutnant, auf seiten der Franzosen, trat 1813 zu den Verbündeten über, Führer eines Streifkorps, seit 1815 im preußischen Dienst, 1824 General der Kavallerie. Vgl. v. Petersdorff, General v. Thielmann, 1894.

[2]) Die 5. Kavalleriebrigade im III. Armeekorps.

Ich hätte nun eigentlich den Abschied nehmen sollen. Noch mehr als diese Zurücksetzung trieb meine Neigung mich zum ruhigen Landleben. Allein das schlechteste aller Motive, das Geld, vermochte mich, noch länger in der Sklaverei zu bleiben. Mein Vermögen war — wie nach dem Erzählten zu erwarten ist — ziemlich zerrüttet, und ich glaubte mich gegen Frau und Kinder verpflichtet, ein jährliches Einkommen von 3300 Talern nicht ohne dringende Not aufzugeben. Bald nach meiner Abreise zur Armee 1815 hatte meine Frau mir wieder eine Tochter geboren, Adelheid, im Sommer 1817 die dritte, Bertha[1]).

Wie nun ganz Europa beruhigt und der große Sündenbock auf Helena festgehalten war, hatten die Regierungen weiter nichts zu tun, als die Wunden zu heilen, welche das lange Elend und der entsetzliche Krieg geschlagen hatten. Bei uns wurden viele schöne Worte darüber gegeben, aber nichts getan. Im Jahre 1810 waren die neuen Auflagen erdacht und eingeführt worden, um die Kontribution an Frankreich zu bezahlen. Es war aber nichts damit bezahlt worden,[2]) sondern sie fielen ganz und gar in den Abgrund der Hardenbergischen Verschwendung, welche nebenher noch einen großen Teil der Domänen verschlang, die auf das Unverantwortlichste gegen Staatspapiere verschleudert wurden, die man nicht vernichtete, sondern wieder ausgab. Napoleon hatte damals nichts von uns bekommen, als die auf Domänen kreierten 5 Millionen Pfandbriefe, die er verkaufte, und die große ständische Obligation der 5 Millionen Taler,[3]) welche er im Jahre 1812 wieder herausgab gegen den Approvisionsvertrag seiner damals nach Rußland marschierenden Armee. Nachher hatte ein für uns glücklicher Sturm eine große Anzahl mit englischen Waren beladener Schiffe in unsere Ostseehäfen getrieben, und mit diesen hatten wir abermals einen Teil dieser Kontribution berichtigt.

Von dem Ertrage der deshalb auf das Land gelegten Abgaben war niemals auch nur das mindeste zu Abtragung der gedachten

[1]) Geb. 30. Juli 1817, 1851 mit dem Grafen Hugo zu Münster-Meinhövel vermählt.

[2]) Das ist nicht zutreffend. Die Kontribution ist zum Teil mit diesen Mitteln abgezahlt worden. Vgl. u. S. 589, Anm. 1.

[3]) Es waren 4 Millionen Taler (außerdem in Pfandbriefen 8 Millionen). Der durch allmähliche Rückzahlung von seiten der Regierung (1815–37) ungültig gewordene Rezeß liegt im Ständischen Archiv der Mark Brandenburg (Berlin).

Kontribution verwendet worden. Unterdessen lag das kurmärkische Schuldenwesen noch immer in dem alten Abgrund. Es wurde bewiesen, daß die Kurmark mehr, als diese ihre Schuldenlast betrage, an den Staat, aus der französischen Okkupationszeit her, zu fordern habe, und daß sie diese Schulden nur auf ausdrücklichen königlichen Befehl (sie zeigte die Kabinettsordre de dato Memel[1]) vor) gemacht habe; es wurde aber nicht darauf geachtet. — Wie nun 1812 der Krieg mit Rußland war, mußte das Land so viel an die Franzosen liefern, daß die ganze Kontribution getilgt wurde. Dennoch blieben die Abgaben. 1813 machte das Land die Armee mobil und errichtete die Landwehr auf seine alleinigen Kosten; der König gab auch nicht einen Groschen dazu.

Mit diesem Heere, mit dieser Landwehr wurde der Feind geschlagen, Paris zweimal erobert und, statt aller Sicherung für die Zukunft, eine Gegenkontribution von Frankreich erstritten. — Diese hätte denn doch nach jedem Recht dem Lande[2]) gehört, welches das Elend getragen, die Kontribution gezahlt, das Heer gerüstet, den Krieg geführt und diese Gegenkontribution erobert hatte? Mit nichten. Sie fiel aber in den Abgrund der Staatskassen, und das Land zahlte fortwährend die zur Bestreitung der Kontribution an Napoleon auf dasselbe gelegten Abgaben. — Die Kurmark erhielt ihre dem Staat gemachten Vorschüsse nicht zurück.[3])

Von Freiheit und Verfassung war kaum mehr die Rede. Nicht nur bei uns, sondern beinahe in allen Ländern Europas brüsteten sich die Ministerien mit ihrer Weisheit. Sie allein hätten durch ihre vortrefflichen Kombinationen den Feind geschlagen und den jetzigen glücklichen (!!) Zustand herbeigeführt. Wendete etwa einer ein, daß die Kraft und Freiheitsliebe des gemißhandelten Volkes doch auch das Ihrige getan hätten, so wurde dies entweder geradezu bestritten oder höchstens zugegeben, daß die Völker sich aus Liebe

[1]) Vom 29. August 1807 (abgedruckt bei Bassewitz, die Kurmark Brandenburg 1806—1808 Bd. II S. 62 f.); vgl. o. S. 489. Außer ihr kommt die am 27. Dezember 1808 aus Königsberg an die Stände der Kurmark ergangene in Betracht. Durch sie wird bestimmt, daß unter Leitung des Geh. Staatsrats und Oberpräsidenten Sack sofort ein Landtag zusammentreten soll, um die von den Ständen garantierte Summe von 8 Millionen Talern spätestens bis zum 1. April 1809 „zu Sr. Kgl. Majestät weiteren Disposition bereit" zu machen.

[2]) D. h. den alten Provinzen. — [3]) Zur Kritik vgl. o. S. 587 Anm. 3.

zu ihren rechtmäßigen Monarchen so gut betragen hätten! Von dieser Liebe war aber wenig zu sehen gewesen, denn diese Monarchen hatten sich weder vorher noch nachher so betragen, daß sie Liebe verdient hätten.

Allerdings ist die Rechtmäßigkeit eines Monarchen ein großes Heil für ein Volk, aber sie schließt alle anderen Rechtmäßigkeiten der bürgerlichen Freiheit, des überall gleichen Rechtes, des Besitzes und Herkommens in sich. Wenn ein Monarch alle diese Rechtmäßigkeiten mit Füßen tritt, so darf er von der seinigen nicht weiter reden; denn er selbst hat die Gewalt an die Stelle seines sonst guten Rechtes gesetzt. Und nichts ist törichter, als ewig von der bloßen Liebe zu der Person des Regenten zu reden und dadurch die Liebe zu einer dem ganzen Volk heiligen Sache nicht laut werden zu lassen, gleichsam als ob das in jedem Menschen liegende Gefühl des Rechts, des Strebens nach Freiheit und des Widerstrebens gegen Unterdrückung durch solches Geschwätz sich austilgen ließe!

Die französische Kontribution, welche immer richtig gezahlt wurde,[1]) fiel also ganz und gar in die Staatskassen, und Hardenberg nebst seinen Kreaturen sorgte eifrig, daß diese dadurch nicht gefüllt werden konnten. Der ganze Staat wurde neu zugeschnitten und die kostspieligste Zivilverwaltung eingeführt. Sämtliche alte Provinzen wurden, ohne den Schein eines Grundes, auseinandergerissen und neue Regierungsdepartements eingerichtet. So kam die Altmark und Magdeburg zur Provinz Sachsen, die Lausitz dagegen größtenteils zur Neumark usw.; auch unser Lebusischer Kreis samt dem Beeskowschen wurde von der Kurmark (wozu sie seit Entstehung dieser Benennung gehört hatten) abgerissen und zur Neumark geschlagen. Ebenso wurden alle Kreise anders zugeschnitten, die einen vergrößert, die andern verkleinert, beides ohne Wunsch und Zustimmung der Eingesessenen, ja ohne irgend einen ordentlichen Grund, sondern aus bloßer Neuerungssucht. So wurde unser Lebusischer Kreis aus dem größten der Kurmark nun zu einem der

[1]) Diese Ansicht trifft nicht zu. Die meisten von den zahlreichen Kontributionsausschreiben hatten infolge der Verarmung des Landes nur teilweisen Erfolg, wie aus den Akten im Geh. Staatsarchiv hervorgeht. (Vgl. auch o. S. 487). Bis Febr. 1810 waren in der Kurmark z. B. statt 7 nur 5 Mill. Th. eingegangen. (Denkschrift Villaumes, G. St.) Daß die Zahlungstermine an die französische Regierung infolgedessen nicht eingehalten werden konnten, ist bekannt.

kleinsten. Das Oderbruch wurde einem neu gemachten Küstrinschen Kreise, die Frankfurt zunächst gelegenen Dörfer einem neuen Frankfurtschen zugelegt.

Die aus diesen unnützen Veränderungen entspringenden Kosten und Verwirrungen waren unbeschreiblich. Letztere zeigten sich vorzüglich bei der Justiz und bei den ständischen Instituten. Die Justiz wurde allenthalben mit den Regierungsbezirken vereinigt, mithin gingen alle Prozesse, Akten, Depositen, Vormundschaften, Hypothekenbücher usw. von einem Gerichtshofe an den andern über. — Kein Wunder, daß alles verschleppt und durcheinandergeworfen wurde. — Die ständischen Institute, das Pfandbriefs- und das des neuen Schuldenwesens, ließen sich nicht so leicht trennen, wie Akten versendet werden, daher kam es, daß bei diesen die alte Einteilung beibehalten werden mußte, wodurch denn neue Verwirrungen entsprangen, da doch die neuen Regierungen auf jene Angelegenheiten auch mit einwirken mußten.

Die neuen Regierungen wurden nun auch an neuen Plätzen eingerichtet. Da mußten denn neue Gebäude aufgeführt oder alte gekauft und verändert, die größten Bureau-, Registratur- und Versammlungslokale eingerichtet, auch Dienstwohnungen für die Herren Präsidenten angeschafft und möbliert werden. Dazu kamen eine ungeheure Menge von Dotationen. Niemand wird tadeln, daß die Feldherren, welche das Heer zum Siege geführt hatten, und daß auch Hardenberg, dem doch der König wenigstens den glücklichen Ausgang großenteils zuschrieb, reich dotiert wurden[1]): aber dabei blieb es nicht stehen.

Der Minister Humboldt, ein schlechter, aber kluger und sehr reicher Mann, der sich geltend zu machen wußte, bekam mehr als die Feldherren, Blücher ausgenommen. Der nichtswürdige Haugwitz erschien auch, im Sommer 1817, klagte, daß man seit 1806 ihn nicht mehr gebraucht habe, da er doch jederzeit zu Befehl gestanden habe, und daß er seit der Zeit sein Gehalt von 8000 Talern jährlich nicht erhalten habe. Sogleich übte Hardenberg Großmut an seinem alten Feinde, gleich als ob er es aus eigener Tasche zahle,

[1]) Hardenberg erhielt damals (1814) die Fürstenwürde und das Amt Quilitz sowie die Johanniter-Komturei Lietzen, die zu der Herrschaft Neu-Hardenberg vereinigt wurden.

und jener bekam das seit eilf Jahren angeblich rückständige Gehalt mit 88000 Talern auf einem Brett und von da ab richtige jährliche Zahlung. — Der getaufte Jude und Armeelieferant Crelinger bewies scheinbar, daß er bei den Lieferungen, die er geleistet, nicht betrogen und nicht genug gewonnen habe; sogleich erhielt er 150000 Taler. — Hardenbergs Günstling, der ganz gemeine Schreihals Scharnweber[1]), bewies, daß er bei dem vielen guten Rat, den er erteilt, seine eigenen Angelegenheiten versäumt und dadurch großen Schaden gelitten habe; sogleich wurde ihm das an Friedersdorf grenzende schöne Amt Goltzow zu einem so niedrigen Preise in Staatspapieren überlassen, daß er, indem er es, ohne es anzutreten, sogleich wieder verkaufte, in demselben Augenblick 90000 Taler gewann. Er hatte aber niemals etwas besessen, daher auch nie etwas verloren. Er war erst Hardenbergs Bedienter und dann sein Administrator gewesen.[2])

So ging es durch alle Klassen. Da Hardenberg niemals Leute von Geburt und von edler Sitte um sich leiden konnte, sondern nur Emporkömmlinge, die er ebenso schnell wieder wechselte, wie seine Pläne, seine Beschäftigungen und sonst seine Weiber, so mußten diese samt ihrem Anhange immer zweimal ausgestattet werden. Zuerst, wenn sie zur Gunst gelangten; dann gab es neue Posten, neues Gehalt und wiederum neue Posten und neues Gehalt für ihre Angehörigen und Freunde. Sodann, wenn sie die Gunst verloren, wurden sie durch neue Günstlinge ersetzt, sie selbst aber *behielten ihren Gehalt als Pension*. Wohin das nach und nach führte, läßt sich begreifen. Staatsräte und Geheime Staatsräte, die nie viel getan hatten und jetzt nicht mehr gebraucht wurden, behielten Gehalte von 3000 und 4000 Talern, während mit Wunden bedeckte alte Generalmajore und Generalleutnante nur ihre 800 und 1200 Taler erhielten.

---

[1]) Der Kriegsrat Scharnweber war seit 1811 in allen Fragen der Bauernregulierung geradezu das „andere Ich" Hardenbergs. Vgl. *Knapp*, Bauernbefreiung I, 164 ff., II, 248 ff. Auch für ihn (ebenso für Altenstein, Bassewitz, Hatzfeld, Heinitz, Lottum, den Minister Itzenplitz usw.) versagt die in bezug auf preußische Beamtengeschichte recht lückenhafte Allg. Dtsche. Biogr. vollständig.

[2]) Vgl. im Gegensatz zu diesen ungerechten Urteilen, Scharnwebers schönen Brief an Marwitz (vom 28. VI. 1814) im 2. Band.

Das auffallendste Beispiel gab Hardenbergs Neffe, der junge Minister Bülow[1]). Vom Magdeburgischen Kammerpräsidenten war er westfälischer Finanzminister geworden. Hier wurde er vom Volke geliebt, weil er nicht stahl wie seine französischen Kollegen. 1814 ward er in unsere Dienste genommen und ward ebenfalls Finanzminister. Diesem Posten war er in keiner Art gewachsen, am wenigsten, da er keine Macht hatte, den Freigebigkeiten seines Oheims zu steuern. Wie er 1817 sah, daß es gar nicht mehr ging, forderte er den Abschied. Sogleich ward ein neues Ministerium für ihn errichtet, das des Handels, beinahe ohne Geschäfte, und er behielt sein Gehalt von 11000 Talern und seine große Dienstwohnung. — Ebenso wurde Hardenbergs Chirurgus, ein Jude, Koreff, Professor an der Universität, Geheimerrat, und kumulierte so, ohne ein anderes Geschäft, als das der Pillenfabrikation für den alten Kanzler, mehrere ansehnliche Gehalte.

Es gibt überhaupt nichts Verderblicheres auch für die Finanzen eines Staates, als wenn die Gewohnheit einreißt, alle Stellen mit Parvenüs zu besetzen; denn diese sind die eitelsten und trachten immer nur nach vermehrter Einnahme und nach vermehrtem Flitterglanz. Wenn sonst ein im Lande angesessener Mann einen Posten zu verwalten hatte, so hatte er ein mäßiges Gehalt und betrieb seine Geschäfte in seinem eigenen Hause. Wurde er verabschiedet, so ging er auf seine Güter zurück und fiel dem Staate nicht weiter zur Last, es sei denn, daß er ein ganzes Leben ihm geopfert hätte. Der Parvenü hingegen will zuvörderst mit allem ausstaffiert werden; er verlangt eine Dienstwohnung, daneben sucht er immer noch allerhand Profitchen mit Staatspapieren und dergleichen, und wenn er sich dann nach einigen Jahren etwas gesammelt hat, so wird er übermütig und weiß sich so zu drehen, daß er sein Gehalt, ohne weitere Geschäfte, auf Lebenslang behält.

Zu diesen Ausgaben kamen noch die für angekaufte Provinzen, gleich als ob das Geld im Überfluß vorhanden gewesen wäre. Auf dem Wiener Kongreß hatten sich Hardenberg und der König

[1]) L. Fr. Victor Hans Graf v. Bülow (1774—1825), Vetter Hardenbergs, zuerst in preußischen Diensten, 1808 Finanzminister im Königreich Westfalen, Vertreter liberaler Wirtschaftspolitik, 1813 preußischer Finanzminister; gab sich als solcher manche Blößen, Nov. 1817 Minister für Handel und Gewerbe, 1825 entlassen. Vgl. Caro, Allg. Dtsche. Biogr. III, 533 ff.; Treitschke, Dtsche. Gesch. II, 188 ff.

so betören lassen, daß sie nicht nur ihre neuen Provinzen an den verschiedensten Orten angewiesen bekamen, sondern auch noch genötigt wurden, mit fast allen ihren Nachbarn Konventionen einzugehen und besondere Ausgleichungsverträge abzuschließen. So mit Hannover, welchem die Besetzung von 1806 durch Hildesheim, Goslar, Ostfriesland und andere einzelne Orte vergütigt werden mußte; so mit Darmstadt wegen des Herzogtums Westfalen, mit Nassau wegen Neuwied, Solms usw.; so mit Weimar, dem fast der ganze Neustädter Kreis von Sachsen und mehrere andere Ämter überlassen wurden; so mit Schwarzburg, mit Mecklenburg-Strelitz, mit den Niederlanden; überall gab es Schulden zu übernehmen und Kompensationen zu zahlen; auch von dem Königreich Sachsen mußten wir beinahe die Hälfte seiner Kassenbillets übernehmen.

Die lästigsten Traktate aber waren die mit Dänemark und mit Schweden. Von Schweden erhielten wir Schwedisch-Pommern und Rügen, welches dasselbe schon einmal an Dänemark abgetreten hatte, und zahlten dafür 3 500 000 Taler. Dann gaben wir an Dänemark das von Hannover erhaltene Lauenburgische auf dem rechten Elb-Ufer zur Entschädigung und zahlten demselben auch noch 2 Millionen Taler. Dieser Preis überstieg den Wert des Landes weit. Daneben bewilligten wir hier, wie an einigen anderen Orten, das Fortbestehen der Landes-Verfassung, die wir in unseren alten Provinzen je länger je mehr zerschlugen (hielten aber nicht Wort), und für Schwedisch-Pommern auch noch das Fortbestehen des englischen Handels in der bisherigen Art, welche Art wir bei Abschließung des Traktats weder kannten noch erfragten, sondern erst nachher durch einen insgeheim nach Stockholm gesendeten Agenten zu erforschen suchten. Diese Bewilligung machte denn, wie sich leicht erraten läßt, ein gewaltiges Loch in unser ganzes Acciseſystem.

Wie sehr durch alle diese Operationen und durch das unbedachte Ausgeben von Tresorscheinen die Masse unserer Schulden und Staatspapiere vermehrt wurde, springt in die Augen. Es wurde noch auf andere Weise nachgeholfen. Bülow hatte als westfälischer Finanzminister dort eine gewisse Schuld kontrahiert, zu deren Sicherheit Einkünfte aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen verpfändet waren. Den Wucherern, die den Vorschuß gemacht hatten,

war nach Zerstörung des westfälischen Staates ihr Kapital mit vollem Recht verloren. Sie hätten sich billigerweise nur an Hieronymus[1]) halten können. Sie kamen aber nach Berlin und fanden hier sogleich Hülfe. Es ward für nötig erachtet, den Teil dieser Schuld (mehrere Millionen) zu übernehmen, für welchen Hieronymus preußische Grundstücke verpfändet hatte. — Dies geschah zu derselben Zeit, wie die kurmärkischen Stände die Übernahme ihrer für den Staat, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, gemachten Schulden nicht erhalten konnten, ja nicht einmal ein Eingehen auf ihre desfallsigen Vorstellungen und Berechnungen.

Überhaupt war das das Charakteristische der Hardenbergschen Regierung, daß sie vorzüglich den Wucherern günstig war. Daher ward sie auch überall von diesen wegen ihrer Treue in den übernommenen Verpflichtungen gepriesen, während fleißige Untertanen nur über Untreue in allen Verhandlungen und in den heiligsten Verpflichtungen einer Regierung gegen eine treue und ergebene Nation klagen konnten. Aus dieser Begünstigung der Wucherer und Spekulanten entsprang denn auch die Folge, die sich freilich auch in den meisten europäischen Staaten schon früher gezeigt hatte, nämlich, daß die Geldzirkulation einen ganz anderen Weg nahm, als den ehemaligen. Ehemals war der Fleiß beinahe die einzige Bedingung derselben, jetzt ward es die Spekulation. Sonst konnte man nur erwerben durch Grundbesitz, indem man dem Boden seine Produkte abgewann, oder durch Arbeit, Gewerbe und Handel. Kurz, wer nicht arbeitete und nicht fleißig war, durch dessen Hände ging kein Geld. Jetzt ward es anders. — Die heillose Einrichtung der Hypotheken, durch welche einer Menge Müßiggänger der Mitbesitz und der Erwerb der Fleißigen mit in die Hände gespielt wurde, hatte zwar schon von lange her den alten besseren Zustand der Dinge untergraben, aber die Menge der Staatspapiere setzte dem Übel die Krone auf. Jetzt ward es leicht, ohne alle Arbeit, durch bloße Spekulation, zu gewinnen. Die Menge der Papiere wollte verzinset, die Menge der unnützen Staatsdiener erhalten sein, daher die Notwendigkeit hoher Abgaben und daher der Zufluß des Geldes an die Regierungen, statt daß es sonst nur

[1]) König Jérôme von Westfalen, Napoleons jüngsten Bruder (1784—1860). August 1807—1813 König von Westfalen.

durch den innern Verkehr zirkuliert hatte. — So traten also die Geldverlegenheiten und die Verschwendung der Regierung an die Stelle des nützlichen Verkehrs.

Es ward jetzt weit einträglicher, an der Börse zu lauern und Staatspapiere bald zu kaufen, bald zu verkaufen, als sich mit dem Ackerbau, mit Fabriken oder mit Handarbeit zu quälen, und so wurden der müßigen Spekulanten immer mehr, der fleißigen Arbeiter, die doch am Ende den Aufwand decken mußten, immer weniger. Es gab jetzt eine Menge Leute in Berlin, die ohne das geringste Geschäft, ohne die mindeste Arbeit, bloß von der Börse — andere, die bloß vom Finanzminister lebten. Des letzteren Wissenschaft war nicht mehr die einer strengen Ordnung und Sparsamkeit, sondern die eines Wucherers, der aus den Umständen Vorteil zu ziehen sucht, und dessen ganzes Geschäft in Borgen und Wiederbezahlen besteht. Sobald nun dieser Mann in Geldverlegenheit geriet, welches aus den vorangeführten Ursachen alle Augenblick geschah, so rief er seine Freunde, die Wucherer und Spekulanten, zu Hülfe. Diese kamen und streckten vor, natürlich niemals, ohne im voraus den Gewinn sicher in der Tasche zu haben, indem sie entweder Papiere gegen eine Verschreibung in barem Gelde gaben und diese Papiere, die dann der Finanzminister des anderen Tages an der Börse oder anderswo verkaufen ließ, sogleich wohlfeiler wieder einhandelten, oder, indem sie große Zinsen im voraus bekamen, und was dergleichen wucherische Umschläge mehr sind. Hatte nun der Minister, wie gewöhnlich, zur Verfallzeit kein Geld, so brachte ein neuer Umschlag ähnlichen leichten Gewinn; — hatte er zufällig die Mittel der Zahlung, indem ihm etwa auch einmal eine Spekulation gelungen war, so strichen sie ihr Geld ein und konnten sicher sein, daß er ihnen doch bald wieder in die Hände fiel.

Das Schlimmste dabei war, daß auch die Moralität hierbei verloren ging, indem bei der großen Allgemeinheit der Sache der Abscheu vor dem Wucher verschwand, und daß Leute mit diesen nichtswürdigen, faulen und das Land offenbar verderbenden Umschlägen sich abzugeben anfingen, deren Väter solchen Greuel mit Abscheu von sich gewiesen und einen Wucherer (jetzt hieß ein solcher Kerl ein Rentier) nicht in ihrem Hause gelitten haben würden.

Auch der Charakter des Königs hatte in den großen Begebenheiten, die er erlebt hatte, eine andere Richtung genommen. Die Grundzüge blieben zwar dieselben, aber es kam hinzu ein noch erhöhtes Selbstvertrauen, welches zwar, beinahe ohne weitere Kenntnis derselben, alle Geschäfte seinen Ministern überließ, aber dennoch, wenn es Dinge galt, über die er entscheiden mußte, niemals irgend eine Einrede gestattete. Hierdurch mußte notwendig der Zwiespalt zwischen den öffentlich proklamierten Grundsätzen der Regierung und zwischen ihrem Tun, der schon durch Hardenbergs Leichtsinn und der Minister Unverantwortlichkeit groß genug war, aufs höchste gesteigert werden. Es kam hinzu eine Sucht, russische Einrichtungen nachzuahmen, von denen er das Äußere nur zu gut hatte kennen lernen; daher Ordensfeste, Paraden und kirchliche Feierlichkeiten ohne Zahl, bei denen dieses das Sonderbarste war, daß eigentlich des Königes Inneres allen Zeremonien abgeneigt war; daß sein auf wenige unfähige Personen beschränkter Hof gar nicht imstande war, dergleichen Feierlichkeiten mit einiger Würde durchzuführen, und daß ihm selbst bei allen diesen Gelegenheiten unheimlich zumute war, so daß er sie, ohne irgend einen Sinn durch sein Betragen oder seine Reden hineinzulegen (er sprach öffentlich nie ein Wort), nur immer hastig zu Ende trieb. —

Höchst sonderbar kam jetzt beim König eine Vorliebe zur russischen Kirche zum Vorschein, von welcher er behauptete, daß sie mit der protestantischen viele Ähnlichkeit habe, während er die katholische haßte.[1]) Von Natur ungefähr in der Art religiös, wie ein wohlerzogener Bürgersmann, hatte er sich seit dem Tode der Königin diesem Hange mehr hingegeben, wobei aber, weil sein Geist nicht genug emporgerichtet war, die sonderbarsten Widersprüche mit unterliefen. Er hatte die Königin im Garten zu Charlottenburg begraben und ihr dort ein Denkmal setzen lassen, welches an sich recht hübsch, aber durchaus unchristlich und einer Königin nicht würdig war. In einem kleinen Tempelchen[2]) steht ein Sarkophag, auf welchem eine recht schöne, ähnliche, ruhende, halbnackte Bildsäule der Königin, im ganz durchsichtigen Gewande, liegt. Man

[1]) Vgl. hierzu die oben erwähnten Memoiren von Marwitz' Schwester Caroline v. Rochow: Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852, S. 92 ff.

[2]) Mausoleum in Charlottenburg.

glaubt nicht das Grabmal einer christlichen, tugendhaften Königin zu sehen. Diesen Ort nun besuchte er oft mit seinen Kindern.

Dann fing er an, das Militär öffentlichen Gottesdienst halten, Gedächtnistafeln für die Gebliebenen aufrichten, Fahnen einweihen zu lassen u. dgl. Hierzu war aber die Zeit möglichst kurz zugemessen, und wenn der unglückliche Prediger sich vergaß und etwas länger redete, so wurde er nachher tüchtig heruntergemacht. Seine Helfer bei diesen kirchlichen Sachen waren ein paar Priester in Potsdam, Eylert[1]) und Offelsmeyer[2]). Der erste galt für einen sehr frommen Mann, man braucht aber nur das Buch zu lesen, welches er über die verstorbene Königin geschrieben hat,[3]) um inne zu werden, wes Geistes Kind er ist. Mit diesem erfand der König eine neue, der russischen ähnliche Liturgie, welche in Wechselgesängen vor dem Altar, einem Gebet für den König, dem Segen (auf dieses folgend) und hinterher einer kurzen Predigt bestand. Diese Liturgie wurde bei dem Militär und in den Garnisonkirchen eingeführt, hier teils mit Widerwillen, teils gedankenlos, in den übrigen Kirchen des Landes aber gar nicht angenommen. — Dennoch entstand indirekt Gutes daraus (wie denn überhaupt dieser König ein merkwürdiges Beispiel ist, mit welchen schwachen Werkzeugen die Vorsicht zu walten versteht!): die Soldaten wurden zur Kirche angehalten und im Singen geistlicher Lieder geübt, während sie sonst nichts als Zoten sangen, und da jetzt die ganze Bevölkerung mit dreijähriger Dienstzeit durch das Militär passierte, so konnte es nicht fehlen, daß das Blendwerk doch mittelbar einen guten Erfolg hatte.

Hierauf wurde versucht, die beiden Konfessionen der protestantischen Kirche in eine zu vereinigen. Es gelang zum Schein. Die Geistlichkeit und ein großer Teil der Gemeindeglieder an den meisten Orten des Königreichs genossen gemeinschaftlich das Abend-

[1]) Bischof Rulemann Friedrich Eylert war Hofprediger Friedrich Wilhelms III. (lebte 1770—1852), von Einfluß auf die Schaffung der Union und Einführung der Agende. Er verfaßte die verbreitetste, in ihren langen Reden schwerlich zuverlässige Biographie des Königs: Charakterzüge und histor. Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., drei Teile, 1842—46.

[2]) Friedrich Wilhelm Offelsmeyer, evangelischer Feldpropst der Armee, gest. 1834.

[3]) „Gedächtnisfeier der Königin Luise von Preußen", Potsdam 1816.

mahl; es ward eine große Erklärung darüber gedruckt, der König ernannte zwei Bischöfe, und nachher blieb alles wieder, wie es zuvor gewesen war, nämlich jede Konfession für sich.[1])

Am ärgerlichsten wirkte die Russomanie des Königs auf das Militär. Jedes Jahr wurden mit den Montierungen, Benennungen und Einrichtungen die unnützesten und unbedeutendsten Veränderungen vorgenommen, die zuletzt eine solche Verwirrung anrichteten, daß bald niemand mehr wußte, welches Regiment man vor sich sah. Überall wurde das Nützliche dem Neuen nachgesetzt.

Nächstdem hatte der König in den fremden Ländern Geschmack an Kunstwerken und Verschönerungen gewonnen und verwendete hierauf große Summen. Löblich, wenn die Finanzen gut verwaltet worden wären, aber bei deren Verwirrung nachteilig für den Staat. Das Nachteiligste von allem war die vermehrte Arbeitsscheu des Königs und eine gewisse Unruhe, die seit dem mehrmaligen Aufenthalt in fremden Ländern in ihn gefahren war. Er konnte gar nicht mehr ruhig an einem Orte bleiben. War er in Berlin oder Potsdam, so bestand sein Leben in einem beständigen Umherreisen zwischen diesen Orten und nach Charlottenburg und der Pfaueninsel, so daß er meist an einem derselben zu Mittag, am andern zum Tee war und am dritten schlief. Das schlimmste war, daß er sich hierbei immer von seiner ganzen Familie begleiten ließ, so daß derselbe unstete Geist in sie fuhr, alle ernsthafte Beschäftigung für diese Jugend beinahe unmöglich wurde und sie keine andern Menschen kennen lernten, als die wenigen flachen Hofschranzen, die mit umherreisten. — Wie wenig der König selbst bei diesem ewigen Treiben sich beschäftigen konnte, leuchtet ein. Aber damit war es nicht genug, es mußte auch noch jeden Sommer eine große Reise unternommen werden, nicht im Lande, um dasselbe kennen zu lernen, und zu dessen Wohl, sondern ins Ausland, zum Vergnügen.

Im Sommer 1816 wurde er von einer weiteren Reise, die er vorhatte, durch das lange Ausbleiben der an den Prinzen von Oranien vermählten Großfürstin Anna von Rußland,[2]) welche erst

[1]) Wohl nur in den ersten Jahren nach der Union.

[2]) Jüngsten Schwester Alexanders I., (1795—1865) 1816 mit dem späteren König Wilhelm II. der Niederlande vermählt.

Ende Juli nach Berlin kam, abgehalten, und reisete daher nur nach Karlsbad und Töplitz. Im Sommer 1817 ging er abermals dahin, nachher aber im Fluge durch seine Rheinprovinzen hindurch, angeblich, um eine Musterung seiner in Frankreich stehenden Armee vorzunehmen, in Wahrheit aber, nachdem diese in zwei Tagen beendigt war, um sich drei Wochen lang in Paris zu amüsieren. . . . . Er hatte, um recht bequem und ungestört zu reisen, die Regierung gewissermaßen niedergelegt und durch ein öffentlich bekanntgemachtes Patent den Staatskanzler autorisiert, in seinem Namen zu regieren. Welchen Schaden ihm dies in der öffentlichen Meinung zufügte, ist gar nicht zu beschreiben.

Er hatte schon früherhin immer geliebt, mit Tänzerinnen und dergleichen Volk zu verkehren und sich den Schein des Schlechten zu geben; aber er hatte sich niemals mit solchen Personen ernsthaft eingelassen, sondern begnügte sich auch hier mit dem Schein. Diesmal hatte er in Karlsbad eine sehr genaue Bekanntschaft mit einer jungen französischen Gräfin Dillon gepflogen, die übrigens eine sehr anständige Person gewesen sein soll, so daß man sagte, er wolle sie zur linken Hand heiraten; es ward aber nichts daraus. Im folgenden Winter kam dieselbe Geschichte in Berlin mit einem Fräulein [v.] Brandenstein aus Mecklenburg wieder vor; es ward aber auch nichts daraus. Nachdem er nun lange genug in Paris gewesen war, jagte er wieder durch seine neuen Rheinprovinzen hindurch, besah nichts, keine öffentliche Anstalt, keine Festung, redete mit niemand, schalt diejenigen tüchtig aus, die ihm in den Weg kamen, so daß die Rheinländer, die an solches Betragen nicht so gewöhnt waren, wie seine alten Untertanen, geradezu anfingen, ihn zu hassen.[1])

Dasselbe Jahr (1817) war die Prinzessin Charlotte nach Rußland an den Großfürsten Nikolas vermählt worden.[2]) Dies gab Gelegenheit, daß er im Sommer 1818 eine Reise nach Moskau und Petersburg machen konnte. Die Regierung ward ebenso niedergelegt wie im vorigen Jahre, aber im verstärkten Maße. Damals waren die Militärangelegenheiten ihm nachgeschickt worden oder

[1]) Vgl. u. S. 618 f.

[2]) Vgl. o. S. 136. Genaueres bei Schiemann, Geschichte Rußlands unter Nikolaus I. Bd. I (1904) S. 201 ff., 217 ff.

vielmehr liegen geblieben. Diesmal übertrug er sie seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, und nahm den Kronprinzen mit. Diese Reise dauerte zwei Monat. Von da zurückgekehrt, kam der russische Kaiser[1]) nach Berlin, dann ging es zum Kongreß nach Aachen, wo er durch sein Verhalten gegen seine neuen Untertanen alle Herzen dem Kaiser von Österreich zuwendete, endlich ging es noch einmal auf acht Tage nach Paris, und erst im Dezember kam er nach Berlin zurück.

Wie kostspielig diese Reisen waren, läßt sich erachten, da ein reisender König allenthalben reiche Geschenke geben muß. — In früheren Jahren hatte er, an die alten Einrichtungen gebunden, sich doch öfters noch zur Arbeit zwingen müssen. Jetzt, durch den gänzlichen Wechsel der Dinge losgelassen und durch die erlebten Weltbegebenheiten und reiferes Alter zuversichtlicher geworden, bezog er alles nur auf seine Person, wies ab, was ihm nicht gefiel und zwang das Übrige, sich zu fügen.

Unter einem solchen Könige, der dabei doch nie etwas Übles wollte, hätte das Land immer noch glücklich sein können, wenn es eine Verfassung gehabt hätte, die ihm das Regierungsgeschäft erleichtert hätte, oder wenn sein Vezier ein redlicher und fleißiger Mann gewesen wäre. In Despotien[2]) ist die erste Forderung, die an den Regierenden gemacht werden muß, daß er einsichtsvoll und fleißig sei. Aber wie oft wird ein Friedrich II. geboren, der, mit der tiefsten Einsicht begabt, ein ganzes Leben mit dem eisernsten Fleiße seinem Volke widmet? Sonst waren Despoten blutdürstig und grausam. Jetzt steht die Menschheit auf einer anderen Stufe, solche Wüteriche werden nicht mehr geboren. Aber alle die bürgerlichen Eigenschaften und das allgemeine Wohlwollen, mit welchem unsere jetzigen Fürsten begabt sind, können dem Lande nur dann etwas helfen, wenn es eine Verfassung hat, wo denn von dem Regenten weniger gefordert wird.

Die einzige Stütze, welche die genannten Eigenschaften unserm König ersetzen konnte, hatte er in seinem Großvezier Hardenberg nicht. Dieser war zwar eigentlich nicht faul, aber leichtsinnig, unzuverlässig, von einer Theorie zur andern überspringend, und von

[1]) Alexander I. (1801—25). — [2]) D. h. absoluten Monarchien.

den erbärmlichsten Parvenüs umgeben. Das Land hatte er nie gekannt und ward ihm von Tag zu Tage fremder. Er war schon lange harthörig gewesen, und in diesen letzten Jahren ward er beinahe taub. Das hatte zur Folge, daß er sich immer mehr zurückzog und sich zuletzt beinahe gar nicht mehr sprechen ließ. Die Minister, die fremden Gesandten konnten ihn bisweilen in einem halben Jahre nicht zu sprechen bekommen; alles sollte schriftlich abgemacht werden. Die notwendige Folge war, daß nun gar nichts mehr abgemacht wurde und eine tote, schreibende Behörde mehr da war, — während die Minister selbst unter der Last der Schreiberei erlagen und, da keine Verantwortlichkeit auf ihnen ruhete, nach Gelegenheit bald willkürlich verfuhren, bald alles von sich wiesen.

Durch alle die erwähnten Ausgaben war am Schlusse des Jahres 1817, trotz der in die Staatskassen fließenden französischen Kontribution, der Geldmangel so groß, daß man zu einer starken Anleihe in England schreiten mußte. Da die Erfahrung schon gelehrt hatte, wie vorteilhaft jedes wucherliche Geschäft mit unserer Regierung sei, so kam sie bald zustande. Folgendes waren die Bedingungen: Man borgte von England 5 Millionen Pfd. Sterl. Für 2½ Millionen, welche wir erhielten, wurden für jegliche 70 Pfd. deren 100 verschrieben (A); für 1¼ Millionen verschrieben wir für 72½ Pfd. Sterl. abermals 100 (B); und für noch 1¼ Millionen, die gezahlt wurden, verschrieben wir für 75 Pfd. auch deren 100 (C), und zahlten für die verschriebene Summe 5 Prozent Zinsen.

Dies gibt folgende Berechnung:

A.	Für erhaltene 2,500,000 Pfd. werden verschrieben	3 591 428⁴/₇	Pfd.,
	jährliche Zinsen gezahlt	179 572	Pfd.
B.	Für erhaltene 1,250,000 Pfd. werden verschrieben	1 725 517²/₇	Pfd.,
	jährliche Zinsen gezahlt	86 276	Pfd.
C.	Für erhaltene 1,250,000 Pfd. werden verschrieben	1 666 666²/₃	Pfd.,
	jährliche Zinsen gezahlt	83 333	Pfd.
Wir bekommen also 5,000,000 Pfd.,			
	werden dafür schuldig	6 983 612	Pfd.
	und zahlen jährliche Zinsen	349 171	Pfd.

und zwar laufen die Zinsen vom 1. April 1818, die geborgte Summe hingegen wird, von da ab, erst in sieben Terminen, jeden Monat mit $^1/_7$, das letzte also erst am 1. November, gezahlt. Wir verlieren also, um dieser 5 Millionen Pfund habhaft zu werden, ein- für allemal 1983612 Pfund oder 13224080 Taler und jährlich 349171 Pfund oder 2328106 Taler, die wir, da wir sie nicht übrig haben, durch neue Auflagen vom Volk werden erheben müssen. Dabei wurde gepriesen, unter welchen vorteilhaften Bedingungen der Staat geborgt habe! Ich aber frage: ob je der schlechteste Bankerotteur ein schlechteres Geschäft gemacht hat?[1])

Im Lande selbst fingen die Folgen der 1811 ins Werk gerichteten unbesonnenen gänzlichen Emanzipation der niederen Stände sich zu zeigen an. Sie waren nicht erfreulich. Die Gewerbe sanken. Der Meister ward der Knecht seiner Gesellen. Er hatte kein Mittel mehr, die faulen und liederlichen zu zwingen; sie liefen von einem Meister zum andern und wanderten bettelnd im Lande umher, obgleich es allenthalben Arbeit für sie gegeben hätte, wenn sie nur hätten arbeiten wollen. Ebenso ward der Bauer der Knecht seines Gesindes, der Herr der seiner Bedienten, weil alle zwingenden Gesetze aufgehoben waren und jeder gleich davonlief, sobald man Ordnung und Fleiß von ihm verlangte. — In den Städten war kein Bäcker, Schuster und Schneider mehr, der nicht versuchte, seinen Sohn studieren zu lassen, um ihn im Dienste des Staates anstellen zu können, auf dem Lande kein Bauer, der den seinigen nicht in die Stadt geschickt hätte, damit er ein Handwerk lerne.

So entstand ein allgemeines Drängen von unten nach oben, allenthalben Liederlichkeit, ein Überfluß von brotlosen, leichten Erwerb suchenden Menschen in der Stadt, Mangel an Arbeitern auf dem Lande. Die so schnell dienstfrei gemachten Bauern verbesserten ihre Grundstücke nicht, wie man theoretisch kalkulierend gehofft hatte, sondern sie verfielen in Faulheit, ließen ihren Acker für Geld bestellen und abernten und saßen zu Hause oder in der Schenke. Wer sonst im Sommer um drei Uhr aufgestanden war, schlief jetzt bis sechs und sieben Uhr, wer sonst gearbeitet hatte, ging jetzt spazieren.

[1]) v. der Marwitz berücksichtigt dabei nicht, daß andere Staaten sich damals viel härtere Bedingungen bei Anleihen gefallen lassen mußten. Anm. von Marcus Niebuhr zur ersten Ausgabe. Vgl. u. S. 671 Anm.

Daher allenthalben der größte Mangel an Arbeitern und Taglöhnern, während alle Landstraßen von Bettlern und von Handwerksburschen wimmelten, die um eine Gabe ansprachen. — Die Bauern halfen sich noch, da auf ihren Höfen jetzt Hypotheken eingeführt wurden, sie selbige also ganz leicht mit Schulden belasten konnten. Wenn aber erst eine Generation wird dahin gegangen sein und das verschuldete Eigentum ein paarmal in gleiche Teile wird geteilt worden sein, dann werden unsere Kinder sie in demselben hülflosen Zustand erblicken in dem jetzt [Ende 1818] die Rittergutsbesitzer leben. — Die reichen Bauern des Oderbruchs, denen diese Leichtigkeit des Geldaufnehmens auf erste Hypotheken am meisten zustatten kam, nutzten sie so gut, daß man sie in die Städte fahren sah, um sich an „Voß-Yer un Schuumwien" (Fuchseier und Schaumwein) zu laben: so nannten sie gebrannte Mandeln und Champagner.

Eine der übelsten Folgen muß dieses Unwesen in der Folge auf die Rekrutierung unserer Armee hervorbringen. Die Bauernsöhne und die jungen gesunden Taglöhner waren die festeste Stütze unseres Heeres. Arme Kolonisten, schwindsüchtige Schreiber und schwächliche Handwerker geben nie gute Soldaten. Jetzt ist alles so gestellt, daß erstere verschwinden und letztere im Übermaße zunehmen.[1])

Unsere Justiz ging den erbärmlichen Gang fort, auf dem sie schon lange begriffen war. Sie war tot für das Volk, weil sie nicht auf teutsche Verfassung und Sitten, sondern auf römische gegründet war. Selbst die eigentliche Rechtsgelehrsamkeit war von ihr gewichen, seit an die Stelle des mühsamen Studiums der alten römischen Gesetze die leichte Erlernung des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung getreten war. Das Landrecht war übrigens ebensowenig national, wie das römische Recht, denn es hatte nicht den mindesten Zusammenhang mit der Verfassung, welches doch das erste Erfordernis einer den Geist des Volkes durchdringenden Gesetzgebung ist.[2]) — Die Rechtsgelehrten wurden nun gleichsam eine besondere Kaste, in welche man durch ein ganz leichtes Studium

[1]) Daß eine ähnliche Entwicklung sich in der Tat vollzogen hat, ist bekannt.

[2]) Vgl. den Aufsatz über das Religionsedikt und Allgemeine Landrecht im 2. Band.

aufgenommen werden konnte, und dann ohne Verantwortlichkeit, ohne Zusammenhang mit dem Staat und mit dem Leben seiner Bürger, ohne Mühe, auf die faulste und leichteste Art bloß darauf bedacht sein konnte, recht viele Sporteln zusammenzuschreiben, um dadurch reich zu werden. Dieses einzige Ziel ihres Strebens erreichten dann auch beinahe alle Justizpersonen, vorzüglich die Justizkommissarien.[1])

Eine wirkliche Justiz gab es im Lande nicht, am wenigsten seit dem Ministerium des einfältigen Kircheisen[2]). Soll einmal eine ordentliche Justiz im Lande eingeführt werden, so wird das Erste sein müssen, die gänzliche Absonderung, die gewissermaßen feindliche Stellung aufzuheben, in welcher die Justizpersonen gegen die übrigen Staatsbürger stehen. Hierzu scheint nichts ersprießlicher zu sein, als öffentliches mündliches Verfahren und der Urteilsspruch durch Geschworne, denn alsdann ist dem Volke Eintritt und Kontrolle gegeben bei dem, was jetzt hinter einem Vorhang verhandelt wird — und die jetzige grenzenlose Faulheit der Justizpersonen muß mit einem Male aufhören.

Das Schlimmste bei diesem Unheil ist, daß es beinahe noch gar nicht erkannt wird. In der Armee herrschen noch die letzten Überbleibsel alter teutscher Gerichtsformen, nämlich die, daß der Rechtsgelehrte nur den ordnungsgemäßen Gang der Sache leitet, der Urteilsspruch aber niemals durch ihn, sondern durch die Gleichen (les pairs) des Beklagten geschieht. Diese Art und Weise wird noch in den Stand- und Kriegsgerichten beobachtet, aber doch auch seit den neueren Zeiten, die alles verbessern wollen, und nirgends in den Geist, weder der Dinge noch des Volkes, eindringen, manches Üble eingemischt. Die persönliche Autorität der Oberen ist fast ganz dahin, nicht durch Ungehorsam der Niederen, sondern infolge der herrschenden Gleichmachungsideen von oben, die auch den besten und erprobtesten Mann jederzeit für ebenso schlecht annehmen, wie den umherlaufenden Gauner. Daher fällt es ganz weg, daß ein Vorgesetzter irgend eine kleine Angelegenheit nach eigener Einsicht abmachen könne, denn er ist jedesmal nicht bloß mit der Rüge seiner Vorgesetzten, sondern mit einer gerichtlichen Untersuchung bedroht, die über die geringste Kleinigkeit verfügt wird. Daher befaßt sich

[1]) = Rechtsanwälte. — [2]) Vgl. o. S. 530.

auch niemand mehr mit augenblicklicher Abstellung auch nur der kleinsten Mißbräuche, sondern alles wird vor Gericht gezogen, und da natürlicherweise die Kriegsgesetze hierbei nicht ausreichen, so geht das Unheil des allgemeinen Landrechts je länger je mehr auch auf die Militärgerichtsbarkeit über. — Hierbei ist die endlose Verschleppung, wegen der Menge der stets schriftlich zu verhandelnden Sachen, nur der kleinste Nachteil; ein weit größerer liegt in dem Widerspruch zwischen der strengen Unterordnung im Militär und den Gleichheitsideen, die dem Landrecht zum Grunde liegen. —

Bei alledem war in diesem Zeitraum die Militäradministration von allen Zweigen der Staatsverwaltung offenbar noch die beste. Der Kriegsminister Boyen war[1]) offenbar ein redlich gesinnter, arbeitsamer Mann, der das Beste wollte. Zwar war er langsamen Geistes und brachte in gegebener Zeit eigentlich immer nur wenig vor sich, aber doch war sein Streben beständig nach dem Guten gerichtet. Zwar war er hochmütig und wähnte sich einen zweiten Scharnhorst, den er sogar in den Manieren nachzuahmen suchte, aber dieses Vorbild war so gut, daß auch die redlich nachstrebende Kopie niemals schlecht ausfallen konnte.

Das Gesetz über die Ergänzung des Heeres, welches jeden Preußen verpflichtete, in dreijähriger und bedingungsweise einjähriger Dienstzeit durch dasselbe hindurchzugehen,[2]) um, so ausgebildet, in die Landwehr zu treten, war eines der weisesten, die je gegeben worden sind.[3]) Es war, wenn es konsequent durchgeführt wird, fähig, den Geist in der Nation zu erhalten, der sie 1813 so hoch gehoben hatte, und vielen von den Übeln entgegenzuarbeiten, welche durch unsere, nur eitlen Theorien huldigende, alles auflösende Zivilgesetzgebung nur zu sehr verbreitet wurden. Aber in den Ausnahmen, welche diesem Gesetz aufgedrungen wurden, regte sich auch schon dieser auflösende, verderbende Geist.

[1]) Boyen trat mit den übrigen liberalen Ministern (außer Hardenberg) am 25. Dez. 1819 aus dem Amt (vgl. Meinecke, Boyen II, 388). Doch darf man aus obiger Stelle nicht schließen, daß Boyen nicht mehr im Amt gewesen sei. Sie ist — auf zukünftige Leser berechnet — im Dezember 1818 geschrieben.

[2]) Das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht (Sept. 1814). Vgl. Meinecke I, 399 ff.

[3]) Vgl. das entgegengesetzte Urteil o. S. 506, 508. Man sieht, wie sich Marwitz' Anschauungen allmählich entwickelt haben.

So wie man 1813 den freiwilligen Jägern zu große Vorteile zugestanden hatte, so geschah es hier mit denen, welchen erlaubt war, um ihren Studien nachgehen zu können, ihre Dienstzeit mit einem Jahre abzulösen.

Der Zeitgeist setzte einen zu großen Wert auf eine sogenannte wissenschaftliche Bildung, die doch nur bei sehr wenigen Individuen eine wirklich wissenschaftliche ist, bei den meisten hingegen nur eine angelernte Verderbnis. Man erkannte noch nicht, daß die wirklich brave und tüchtige Gesinnung, auf welcher das Heil der Völker beruht, nicht besteht in vielem Erlernten, sondern in der Gewöhnung, immer recht und ehrliebend zu handeln. — Ob nun zwar eine wirklich durchgeführte wissenschaftliche Bildung gerade dahin führt, so ist doch die große Masse der Jünglinge, die dem Namen nach studiert, nicht auf diesem Wege, sondern sie sucht nur, wie hier schon früher bemerkt, ein bequemeres Auskommen, als durch ihrer Hände Arbeit. Da man nun denen, welche, eben weil sie studierten, nur ein Jahr zu dienen brauchten, auch zugleich die nächsten Aussichten auf Offizierstellen in der Landwehr eröffnete, so tat man offenbar zu viel. Genug für einen, der wirklich den Wissenschaften folgen wollte, wenn die Verteidigung des Vaterlandes ihm nur ein Geringes von seiner Zeit raubte; es brauchte darum nicht einem jeden, der unter dem Schein der Studien nur seine Zeit leicht hinbrachte, noch eine Aussicht mehr zum bequemen Leben eröffnet zu werden! Mit einem Wort: die nur ein Jahr Dienenden hätten, ganz im Gegenteil, gar keine Aussicht auf Offizierstellen haben sollen. Wer Offizier werden wollte, hätte durchaus die ganze vorgeschriebene Zeit in den Waffen und im Dienst sich unterrichten müssen. — So wäre man einer Menge loser Buben ledig gewesen und hätte tüchtige Leute an ihrer Stelle gehabt. Und ein wahrhaft der Wissenschaft Ergebener würde es sich immer zur Pflicht gerechnet haben, bei entstehendem Nationalkriege an jedem Platz gegen den Feind zu ziehen.[1])

Ein Hauptfehler unserer sonst guten Militärorganisation war die gänzliche Trennung der Landwehr vom stehenden Heere.[2]) Das

[1]) Wie Marwitz' Bruder Alexander.

[2]) Boyens „Landwehrordnung" wurde am 21. November 1815 erlassen. Vgl. Meinecke a. a. O. II, 164—270.

gab einen doppelten, widerstrebenden Geist. Die Landwehr, in allem Äußerlichen zurückgesetzt, sollte nachher von diesen unerfahrenen Offizieren geführt werden! Schon in den Exerzierperioden zeigte es sich, daß diese Offiziere keinen Trieb hatten zum Befehlen und zur Ordnung, weil sie die Untersuchungen fürchteten, die die notwendigen Folgen unserer mangelhaften Justizverfassung waren und die unausbleiblich bei dem kleinsten Streit oder Widerstrebung im Dienst eintraten. Auf der anderen Seite hatten die Gemeinen ebensowenig Trieb zum Gehorchen, weil sie, und oft mit Recht, sich für erfahrner im Dienst hielten, als diese Offiziere.

In dieser Anordnung liegt der Keim des Unterganges unserer Landwehr bei langem Frieden.[1]) Wie leicht wäre es, dem abzuhelfen, wenn einesteils nur ausgediente Individuen zu Offizieren befördert würden (gerade die besseren würden sich dazu melden!) und wenn andererseits die Landwehr-Regimenter brigadenweise mit der Linie so verbunden würden, wie sie ins Feld rücken sollen, dergestalt, daß der Kommandeur des Linien-Regiments die ganze Ordnung der beiden zur Brigade stoßenden Landwehr-Regimenter mit versähe und sie auch exerzieren müßte, wozu er mit seinen gedienten Offizieren und Unteroffizieren ganz andere Mittel in Händen hätte, als jetzt die nur auf vierzehn Tage zusammenkommende und dann ganz isolierte Landwehr!

Daß der Kriegsminister Boyen von der Kavallerie, dieser unserer nötigsten Waffe in etwanigen Kriegen mit Österreich oder mit Rußland, nichts verstand und auch der König sie ganz verfallen ließ, ist in mehreren Schriften, die ich in diesem Zeitraume aufgesetzt habe, zur Genüge dargetan.[2]) Die Infanterie blieb auf einem guten Fuß.

Da bei der äußerst geringen Stärke des stehenden Heeres (36 Regimenter à 3 Bataillone à 520 Mann[3]) = 56160 Mann Infanterie und 36 Regimenter à 520 Mann = 18720 Mann Kavallerie) dasselbe im Lande sehr zerstreut war, so konnten nur

[1]) Marwitz' scharfblickende Kritik ist, wie man weiß, zum guten Teil berechtigt.

[2]) Vgl. die militärischen Schriften in dem Nachtrags-Band. Marwitz hat zwischen 1815 und 1819 auf Bitten Boyens wiederholt über kavalleristische Fragen (Landwehrkavallerie u. dergl.) Aufsätze und Gutachten verfaßt.

[3]) Die damaligen 2 Reserve-Regimenter und die Garnison-Bataillone sowie Jäger und Schützen sind vergessen. Anm. zur 1. Ausg.

wenig Übungen im Großen vorgenommen werden.[1]) Diese aber wurden natürlicherweise nach dem Muster der häufigen Berliner Übungen eingerichtet, welche leider nicht ganz dem Geiste entsprachen, den man ihnen gewünscht hätte. An die Stelle der genauen Musterungen (Spezialrevuen) Friedrichs II., wo er zu Fuß die Glieder durchging, die Rekruten und die Waffen prüfte und mit den Offizieren sprach,[2]) traten jetzt große Paraden russischer und französischer Art, wo die Truppen wohlgeputzt in Linie standen, der König unter Musik die Fronte herunterritt und dann vorbeimarschiert wurde; bei den eigentlichen Manövern aber wurde alles übereilt und keine eigentliche Belehrung, sondern nur, wo gefehlt worden war, Verweise gegeben, die dann natürlich sehr oft den Unschuldigen trafen, woher es denn kam, daß diejenigen, die am meisten in Berlin manövriert hatten, sehr oft auch am meisten ungewiß waren, und daß nicht selten die schlechtesten Regimenter, wenn sie nur gut angezogen waren, schöne Musik hatten und gut vorbeimarschierten, die beste Revue hatten und denen öffentlich vorgezogen wurden, wo wahre Ordnung und Kriegserfahrung war.

Die Unterrichtsanstalten im Militär waren vortrefflich eingeleitet. Bei jeder Brigade (nachher Division genannt) eine Schule für die Unteroffiziere und Portepeefähnriche.[3]) In Berlin eine allgemeine Kriegsschule für diejenigen Offiziere, die sich zum Generalstab auszubilden wünschten, und noch besondere Schulen für Artilleristen und Ingenieure. Jeder Unteroffizier, der Fähnrich werden wollte, mußte vom Offizierkorps seines Regiments dazu gewählt

[1]) Dagegen konnten augenblicklich ins Feld rücken durch Kriegsreserve und Landwehr

36 Infanterie-Regimenter (inkl. Garde) à 3 Bataillone à 800 M.	=	86,400 M.
72 Regimenter Landwehr, ebensostark	=	172,800 M.
	Infanterie	259,200 M.
36 Kavallerie-Regimenter (inkl. Garde) à 800 M.	= 28,800 M.	
62 Schwadronen Landwehr à 200 M.	= 12,400 M.	
	= Kavallerie	41,200 M.
		300,400 M.

nebst einer sehr zahlreichen Artillerie. Diesem konnte folgen das zweite Aufgebot der Landwehr, ebenso zahlreich wie das erste. [v. M.]

[2]) Vgl. die in den Forsch. z. Brandenb.-Preuß. Gesch. XX, 2 oder XXI zu veröffentlichende Schilderung. — [3]) Vgl. o. S. 509 und u. S. 639 Anm. 2.

werden, nachher ein Examen bestehen, dann vom Regimentskommandeur vorgeschlagen und vom König bestätigt werden. Ebenso jeder Fähnrich, der Offizier werden wollte. Wer im Examen zweimal durchfiel, konnte sich erst nach mehreren Jahren wieder melden, das dritte Mal hatte er alle Hoffnung verloren. Aus den Offizieren der Kriegsschule und aus den Adjutanten wurden die Generalstabsoffiziere gewählt; das bloße Besuchen der Kriegsschule und selbst Fortschritte auf derselben gaben aber kein Recht zu dieser Beförderung, da die Zahl der Aspiranten immer zu groß war. Im Kriege ward nicht nach dem Wissen, sondern nach dem Betragen vor dem Feinde befördert.

In diesen Schulanstalten war nun sicherlich der beste, bis jetzt gefundene Maßstab zur Beförderung im Heere gegeben. Denn obgleich das Wissen allein keineswegs die Brauchbarkeit eines Offiziers konstituiert, so ist doch bis jetzt kein besserer Mittelweg zwischen dem Schlendrian der Anciennetät und dem noch größeren Unwesen der Beförderung nach Protektion gefunden worden. Dabei sicherte die notwendige Wahl des Offizierkorps noch so viel wie möglich, daß ein vielwissender Schwächling, Philister, Kriecher oder Bösewicht nicht leicht Offizier werden konnte.

Auf diese Weise standen die Militär-Lehranstalten weit über denen des Zivils. — Neben dem Unterricht stärkten die Beschwerden des Exerzierens und der Leibesübungen den Körper, die Disziplin hielt die Ehrbegierde aufrecht, und allen schlechten und faulen Subjekten war gleich von Hause aus die Aussicht genommen, vorwärts zu kommen. — Wenn diese Anstalten im wahren Geiste erhalten werden, wenn der Freiheitsgeist in der Armee bleibt, durch welche sie in den letzten Kriegsjahren so vor allen geglänzt hat, so ist es möglich, daß durch sie dereinst alle Übel wieder gut gemacht werden, welche durch unsere schlechte Zivilverfassung und durch deren Despotensinn, der immer schöne Versprechungen gibt, wenn er in Not ist, aber sie niemals hält, leider im Lande so sehr verbreitet werden. Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr vollendet werde, wie sie durch selbige begonnen worden ist.

Einen großen, aber, wie es scheint, unvermeidlichen Nachteil hat das System der dreijährigen Dienstzeit; den nämlich, daß

Offiziere und Unteroffiziere beinahe erliegen unter der Last des beständigen Exerzierens, da sie jährlich den dritten Teil der ganzen Armee ausdressieren müssen. Diese wirklich ungeheuere Arbeit nimmt ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch, und wenn ihnen dadurch jede andere Beschäftigung beinahe unmöglich gemacht wird, so hat es wenigstens den guten Erfolg, daß sie zur Tätigkeit gezwungen sind und immer mehr Gewandtheit erlangen in dem Mechanischen ihres Berufs.

Wenn alle Minister der Zivildepartements sich so der Sparsamkeit beflissen hätten, wie der Kriegesminister, so hätten unsere Finanzen sehr bald wieder in den besten Zustand kommen müssen. So aber war der Kontrast zwischen seinem redlichen Streben, daß die Armee dem Lande keine Last sein möchte, das wirklich in Knauserei ausartete, und zwischen der Verschwendung in allen übrigen Zweigen, wirklich merkwürdig. Friedrich II. hatte 18 Millionen Einkünfte gehabt, davon 11 auf die Armee verwendet, mit den übrigen 7 die Ziviladministration bestritten und einen tüchtigen Schatz hinterlassen. Seitdem waren alle Bedürfnisse teurer geworden, man hatte den Sold erhöhen, und bei der Rücksichtslosigkeit der neueren Kriege die Kleidung verbessern müssen; dann hatten die im Lande eingeführten Theorien es mit sich gebracht, daß das Kriegesdepartement jetzt Brot, Fourage, Reisen, Einquartierung usw. bezahlen mußte, was sonst in natura ohne Anrechnung geliefert worden war; daneben mußte es jetzt in den neuen Provinzen Festungen erbauen, und so war es denn wohl sehr begreiflich, daß die Armee jetzt 25 Millionen kostete. Dagegen verschlang die Ziviladministration von unseren jetzigen jährlichen 45 Millionen Einkünften nicht nur deren 20, sondern noch obenein den Ertrag der verkauften Domänen, die französische Kontribution, die englische Anleihe und den Wert der unberechnet ausgegebenen Tresorscheine!

Hieran gar nicht denkend, schrieen Staatskanzler, Finanzminister, Präsidenten, und das ganze Land hallte nach: daß die Armee zu groß und zu kostbar sei, indem sie mehr denn die Hälfte der Staatseinnahmen verschlänge; sie müsse reduziert werden! — Diese Sünder bedachten weder unsere Lage, an jeden der mächtigsten Staaten von Europa grenzend, noch die Unmöglichkeit, die Volks-

masse in einem kleineren Heere militärisch durchzubilden, noch die Gewißheit, daß dieser Staat zwischen übermächtigen Nachbaren untergehen müsse, wenn Kriegeskunst und militärischer Geist in demselben nicht mehr gepflegt würden und nicht wenigstens in etwas ihren auflösenden Theorieen entgegenarbeiteten!

In der Tat hätte man fragen können, was bedarf denn ein Staat noch mehr als Sicherheit von innen und von außen? Wird nicht erstere erzielt durch die Justiz, welche dem Staate nichts kostet, da sie sich durch ihre Sporteln selber erhält? Wozu denn also noch Abgaben, als für die Erhaltung der Sicherheit nach außen, für die Armee? Hat es denn vordem Abgaben im jetzigen Maße gegeben, als es noch keine stehenden Heere gab? Erhielten nicht die Domänen das königliche Haus und würden sie allein es nicht jetzt auch noch erhalten? Sprecht also: was macht Ihr denn mit den 20 Millionen Einkünften, die Ihr nach Bezahlung der Armee jährlich noch übrig habt? — Verwendet Ihr sie denn nicht an ganz etwas Unnützes, an leere Schreiberei, die Ihr besser ganz unterließet? an Dinge, die Ihr besser den Provinzen und Ständen ganz überließet, ohne Euch weiter als ganz im allgemeinen und also mit wenigen Kosten, darum zu bekümmern? Legt also vor allen Dingen Rechnung ab über Eure eigene Verwaltung, und dann helfet treulich mit sorgen, daß der Staat fest und würdig stehen könne gegen seine Nachbaren! Eure jetzigen kleinen Pfuschereien und Umtriebe, durch welche Ihr Glück im Innern verbreiten wollt, denen entsagt nur ganz und gar. — Wenn Ihr dem Volke nur den Spielraum gestattet, so wird es für sein inneres Wohl weit besser selbst sorgen! — —

Nachdem im Jahre 1818 die drei ersten Jahre der Besetzung von Frankreich verflossen waren, während welcher es die Kontribution immer richtig bezahlt hatte, so verlangte es, in Gemäßheit der ihm 1815 gegebenen Aussicht, gänzliche Räumung. Hierauf versammelten sich im Herbst dieses Jahres die drei Monarchen[1]) nebst den französischen und englischen Ministern in Aachen und nahmen die Leiden des liebenswürdigen Volkes in Betrachtung. Dieses schrie nämlich, als ob ihm durch die Besetzung und durch die Kontribution ein Leid angetan sei, das nie vorher erhört

[1]) Die Kaiser von Rußland, Österreich und der König von Preußen. Vgl. über den Aachener Kongreß Treitschke, Deutsche Geschichte II, 444 ff.

worden wäre, und man glaubte ihm, ungeachtet diese sogenannten Leiden noch nicht den zehnten Teil dessen betrugen, was wir von 1806 bis 1813 hatten erdulden müssen.

Man sagt, daß auf diesem Kongreß noch allerhand andere Dinge zur Sprache gekommen sind, daß Rußland z. B. ganz Polen wieder habe herstellen wollen, und dazu von uns und von Österreich die nötigen Abtretungen verlangt habe, daß auch wir, Österreich und England, jeder seinen besonderen Plan neuer Einrichtungen gehabt haben; indessen ist bis jetzt über alles dieses nichts bekannt geworden, und wenn solche Pläne existiert haben, so sind sie wohl sämtlich gescheitert. — Die Hauptsache wurde folgendermaßen abgemacht:

Frankreich bot Sicherheit für die noch zu zahlende zweijährige Kontribution. Da man ihm aber nicht traute und da es bekannt war, daß die Bourbons im Lande so verachtet sind, daß es beinahe nicht fehlen kann, daß über kurz oder lang neue Unruhen ausbrechen müssen, wenn sie die Stütze der 150000 Mann fremder Truppen entbehren werden, so wollte man sich mit ihnen nicht einlassen und rief fremde Bankiers, vorzüglich die Herren Baring[1]) aus London und Rothschild zu Hülfe. Diese arrangierten sich mit der französischen Regierung und kontrahierten ihrerseits wieder mit den Mächten, die das Geld empfangen sollten. Nun wurde der Befehl zum Abmarsch der Truppen gegeben. Kaum aber waren diese aufgebrochen und kaum hatten die Wucherer angefangen, die Effekten der französischen Regierung in Paris zu versilbern, als der Kurs dort so bedeutend fiel, daß die Herren Baring und Konsorten erklärten, sie könnten ihre Verpflichtungen ohne den größten Nachteil nicht erfüllen, worauf man ihnen denn, statt der früher bedungenen zweimonatlichen, eine neunmonatliche Zahlungsfrist zugestehen mußte. — Durch diese Begebenheit wurden die versammelten Minister inne, welche unauslöschliche Schmach sie auf ihre Monarchen vor ganz Europa dadurch geworfen hatten, daß sie selbige so öffentlich und mit sie vielem Pomp zu einem Kongreß zusammengeschleppt hatten, um auf ihm nichts weiter zustande

[1]) Alexander Baring, erster Baron Ashburton (1774—1848), Finanz- und Staatsmann, Parlamentsmitglied, Sohn des Begründers des Bankhauses Baring Brothers & Co.

zu bringen, als ein schlechtes kaufmännisches Geschäft! Sie glaubten sich rechtfertigen zu müssen und erließen eine gemeinschaftliche Erklärung, die so aussah, als ob sie von einem bankerutten Kaufmann verfaßt wäre. Sie setzten in derselben alle die wucherlichen Umstände auseinander, die es nötig gemacht hätten, so und nicht anders zu kontrahieren, und priesen das Glück, welches für Europa daraus hervorgehen müsse, daß man fortan mit Frankreich in Friede und Freundschaft leben werde! —

So ward denn dem ganzen Europa das verdrießliche Schauspiel gegeben, daß Wucherer ihren Sitz zwischen Monarchen nahmen und mit ihnen über das verhandelten, was man das Interesse der Staaten nannte. Friedrich Wilhelm, Alexander, Franz, Baring, Castlereagh[1]) und Richelieu[2]) kamen in Aachen zusammen. — Frankreich gewährte keine Sicherheit, aber Baring gewährte sie! und so ließ man Frankreich los, und die Monarchen schlossen einen Traktat mit Baring! Sie vergaßen in ihrem beschränkten Sinn, daß Baring nicht Land und Leute hatte, wie Frankreich, an die man im Notfall sich halten konnte, und daß auch der ehrlichste und reichste Wucherer Bankerott machen kann, in welchem Falle sie denn nichts hatten! So wurde durch eine neue Schmach die des Friedens von 1815 beendigt. — Der reelle Vorteil, den niemand bedachte, war der, daß die Armeen, dem verderblichen französischen Einflusse entzogen, in das Vaterland zurückkehrten.

Wie unser König in Aachen die Neigung der Rheinländer ganz verscherzte und dagegen der Kaiser Franz durch leutseliges Betragen sie ganz gewann, ist schon gesagt.[3]) Es drängt sich hier nur die Bemerkung auf, daß die Zuneigung der Völker weit mehr durch die persönliche Erscheinung der Monarchen gewonnen wird, als durch ihre Taten und durch ihre Verdienste um das

[1]) Robert Stewart Viscount Castlereagh (1769—1822), anfangs Anhänger Pitts, später Gegner Cannings, streng konservativ; seit 1804 Kriegssekretär, 1812—22 Staatssekretär des Auswärtigen, energischer Gegner Napoleons, endete durch Selbstmord.

[2]) Armand Emmanuel du Plessis, duc de Richelieu (1766—1822), als Emigrant ausgewandert, dann in russischen Diensten, 1815—18 und 1820/21 französischer Minister des Auswärtigen und Premierminister; benutzte sein Verhältnis zu Alexander I. zugunsten Frankreichs.

[3]) o. S. 599 f. Vgl. darüber auch Treitschke, Deutsche Geschichte II, 466 f. „Der Kaiser", sagte man laut, „ist hier in seinem Land, de Prüß ist hier fremd."

Vaterland. Deutschland war von niemand mehr gemißhandelt worden, als von Österreich, und namentlich von dem Kaiser Franz. Österreich hatte von jeher Deutschland nur benutzt, niemals beschützt, niemals erhalten, Franz hatte es in allen Friedensschlüssen preisgegeben, die Kaiserkrone von sich geworfen, nicht den Mut gehabt, sie wieder zu nehmen, sich den Franzosen in die Arme geworfen, 1813 nur durch Napoleons Übermut gezwungen der guten Sache geholfen usw. — Dagegen war Preußens Betragen von jeher erhaltend für Deutschland gewesen, 1813 hatte es beinahe allein das Ganze errettet, und wo es zu anderer Zeit bisweilen nicht genug getan hatte, war es beinahe immer durch Österreich daran verhindert worden. Daher hätte man glauben sollen, Österreich und Franz müßten allenthalben gehaßt, Preußen und Friedrich Wilhelm allenthalben geehrt werden, aber mit nichten. Preußen wurde gehaßt aus Neid, König Friedrich Wilhelm wegen seines unfreundlichen Benehmens, Franz hoch geliebt wegen einer gewissen Bonhommie in seinem Betragen.

Für Preußens Völker wird in finanzieller Hinsicht das Ende aller dieser Begebenheiten wahrscheinlich ein den meisten sehr unerwartetes sein. — Das Land hofft mit Recht nach allen diesen Lasten, nach allen diesen Anstrengungen, nach allen diesen Siegen, nach allen diesen Zuflüssen von außen, Erleichterung seiner Abgaben. Nach dem, was ich in diesen Blättern gesagt habe, darf es aber gar nicht befremden, wenn es nach kurzer Zeit mit vermehrten Auflagen belegt wird.

Soeben ist, einer Theorie zuliebe, wieder ein gewagter Versuch gemacht worden. Freier Verkehr ist ein großes Losungswort, von welchem viel Glück erwartet wird. Man will also, wie in England, welches eine Insel ist, und wie in Frankreich, welches zur Hälfte mit Meer umflossen ist, und zur Hälfte schnurgrade Grenzen hat, im Innern die Accise aufheben und alle Waren nur an den Grenzen belasten. Man vergißt die ungeheure Ausdehnung unserer allenthalben in Winkeln und Bogen aus- und einlaufenden Grenzen, nebst der Schwierigkeit und Kostspieligkeit ihrer Bewachung. Alle Sachverständige haben sich gegen dies neue Projekt erhoben. Daher hatte man erst in den Rheinprovinzen, die etwas mehr Abrundung haben, den Versuch gemacht. Wie nun der

König vor einem Monat von Aachen zurückgekommen ist,[1]) hat er gefragt: ob die Sache hier auch schon ausgeführt sei? und, auf Vorstellung der übergroßen Schwierigkeiten, hat er sich geärgert und befohlen: die Sache solle vom 1. Januar 1819 an im Gange sein! So wird sie denn nun über Hals und Kopf eingerichtet und ein Heer von Accisebeamten und Aufpassern an den krummen Grenzen aufgestellt. Das Schlimmste dabei ist, daß man den Ausfall in der Einnahme schon vorhersieht und deshalb den Verkehr im Innern doch nicht ganz frei gibt. Es sollen daher sieben Gegenstände beim Eingang in den Städten doch nach wie vor besteuert werden, nämlich Bier, Branntwein, Fleisch, Tabak, Essig usw. — Daraus folgt, daß die bisherigen Accisebeamten an den Toren beibehalten, und an den Grenzen neue angestellt werden müssen. Wie nun überhaupt das grade das Lästigste an den indirekten Abgaben ist, daß sie so große Erhebungskosten verursachen, so läßt sich voraussehen, wie teuer uns die unsrigen werden zu stehen kommen, und wie viel im ganzen wird erhoben werden müssen, damit den hungrigen Staatskassen ihr Bedarf zufallen könne! Es scheint, daß Friedrich II. die Lage, das Bedürfnis und die Kräfte seines Landes am besten gekannt hat.[2]) —

Was nun meine eigene Person in dem bis jetzt beschriebenen Zeitraume betrifft, so habe ich von meiner militärischen Lage schon geredet. Deren Verbindung mit dem Ökonomischen betreffend, so konnte ich sie nicht angenehmer wünschen. Ich war Brigadekommandeur in Crossen, welchen Posten ich, nachdem meine Rangstreitigkeit vorläufig beigelegt war, am 1. März 1816 antrat. Ungeachtet der Entfernung von Friedersdorf war es doch die nächststehende Brigade von allen, und es war schon damals die Rede davon, daß sie nach Frankfurt verlegt werden sollte. Nachdem nun am Anfange des Mai die Besichtigungen der Regimenter und ihre Exerzierzeit beendigt war, wollte ich einen Urlaub nach Friedersdorf nehmen. Der General Tauentzien bot mir aber selber an, dort

[1]) November 1818.

[2]) Vgl. im Gegensatz zu Marwitz' Auffassung die Beurteilung des Zollgesetzes von 1818 durch Gustav Schmoller, Das preußische Handels- und Zollgesetz von 1818, Berliner Rektoratsrede 1898. Das Gesetz trat am 1. Januar 1819 in Kraft; es war am 26. Mai 1818 erlassen.

zu bleiben, bis die Brigade nach Frankfurt verlegt würde, und, ohne Urlaub, meine Geschäfte von dort aus zu führen.[1]) Dies war auch in der Tat ohne allen Nachteil für den Dienst, indem es offenbar ganz gleichgültig war, ob ich meine Briefe in Crossen oder in Friedersdorf schrieb. Die Bereisungen und Übungen der Regimenter unternahm ich natürlicherweise ebenso von hier, wie von dort.

Der Posten eines Brigadekommandeurs ist überdies einer der unnützesten in der Armee. Den Brigadechef[2]) über sich und die Regimentskommandeure dicht unter sich, ist er ohne eigentliche Tätigkeit und Verantwortlichkeit, indem er nach oben nichts ohne jenen, nach unten nichts ohne diese unternehmen kann, so daß er eigentlich ein unnützer Zwischenträger ist.

Mein Brigadechef war der General Brause[3]), aus dem sächsischen Dienst in den unsrigen getreten. Dort war er zwanzig Jahre Leutnant gewesen und dann in der letzten Zeit, durch die beinahe gänzliche Vernichtung der sächsischen Armee in Rußland, schnell avanciert. Es war ein moralisch guter, rechtschaffener Mann, aber ohne Ver-

[1]) Vgl. Tauentziens darauf bezüglichen Brief im 2. Band.

[2]) Es gab damals noch keine Divisionen im heutigen Sinne. Was man im Kriege von 1815 Division nannte, war nur eine gemischte Brigade von rund 8000 Mann. (Vgl. v. Valentini, Die Lehre vom Krieg (1821) II, 1 S. 62 ff.) Die Brigaden (später Divisionen genannt) waren aus Kavallerie und Infanterie gemischte Brigaden. An der Spitze der Brigade stand der Brigadechef (entsprechend dem späteren Divisionsgeneral), ein Generalleutnant oder Generalmajor. Unter ihm meist ein oder zwei Brigadekommandeure. Also z. B. 1818:

Truppenbrigade in Frankfurt a. O.
Brigadechef: Generalmajor v. Brause (mit Generalstab).
Brigadekommandeur: Generalmajor v. der Marwitz.

Die Brigade besteht aus dem

8. Infanterie-Regiment (Leib-Infanterie-Regiment) } Generalmajor v. Brause.
24. „ „ (4. Brandenburgisches) }

3. Kürassier-Regiment (Brandenburgisches) } Generalmajor v. der Marwitz.
3. Ulanen- „ („) }

Den sämtlichen Brigaden des 3. Armeekorps (Stettin, Frankfurt, 6 Landwehrbrigaden usw.) ist übergeordnet das General-Kommando in Brandenburg und Pommern (in Berlin), Kommandeur General der Infanterie Graf Tauentzien v. Wittenberg. Sein Nachfolger wurde 1824 Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I. Vgl. u. Kap. 16 (S. 703 ff.).

[3]) Friedrich August Wilhelm v. Brause (1769—1836), bis zur Schlacht bei Leipzig in sächsischen Diensten auf seiten der Franzosen, dann in preußischen, zuletzt Generalleutnant und Divisionskommandeur in Frankfurt a. O.

mögen, und hatte nichts im Sinn, als ſich im neuen Dienſt ſicher zu erhalten; daher ſorgte er nicht für ſeine Untergebenen und war devot gegen ſeine Vorgeſetzten. Er fühlte ſich nicht als General und man ſah immer noch den ſächſiſchen Leutnant.

Die Verlegung der Brigade nach Frankfurt verzog ſich bis zum November, weil der dortige Magiſtrat aus Faulheit unendliche Schwierigkeiten machte. Endlich ward mir die Sache übertragen, und ich brachte ſie ſogleich zuſtande. Dies erregte mir den Haß des dummen Magiſtrats, der mir nun viele Schwierigkeiten wegen meines Servis und Quartiers bereitete. Ich war alſo den Winter 1816/1817 in Frankfurt, am 30. März 1817 ward ich, wie ſchon geſagt, General; die Monate Juni bis September war ich unter den nämlichen Verhältniſſen wie im vorigen Jahr wieder in Friedersdorf, aber mit vielen Unterbrechungen und mit einem weit leichteren Geſchäftsgange, wegen der großen Nähe von Frankfurt. Vom Oktober 1817 bis Juni 1818 war ich wieder in Frankfurt. — In meinem militäriſchen Verhältnis wurde ich geehrt, und zu allen Manövern nach Berlin berufen, wo ich jedesmal eine Brigade Kavallerie führen mußte. So im April 1817, wie der Großfürſt Nicolas[1]) da war, ſo im Juni 1817 bei dem Feſte wegen des Andenkens der Schlacht von Bellealliance, im Oktober 1817 zu den Herbſtmanövern, im Frühjahr 1818 in Frankfurt, wohin der König kam, und im Herbſt 1818 zu den Herbſtmanövern in Berlin, wie der Kaiſer von Rußland da war.

Unſere langweilige Militärjuſtiz und der einfältige Gleichmachungsgeiſt zogen mir eine unangenehme Geſchichte zu. Im Dezember 1817 bewirtete ich bei einer feierlichen Gelegenheit auch einige meiner Offiziere des Brandenburgiſchen Ulanenregiments. Es war bei Tiſche die Rede von der Tauglichkeit zum Soldaten, und ich ſagte: der Edelmann und der Bauer paßten am beſten dazu, der Bürger nicht, und bewies dies aus Gründen der Natur und Erfahrung. Ungeachtet ich nun deutlich von der Brauchbarkeit dieſer Klaſſen überhaupt und keineswegs davon geſprochen hatte, als wenn etwa ein fertiger Offizier, der ſeine Proben gemacht hätte, darum nichts taugen könne, wenn er bürgerlichen Standes ſei, ſo glaubte doch ein anweſender Leutnant Goltz, der ſchon bei meinem Freikorps gedient hatte, ein Geſchrei erheben zu müſſen, und fing einen förmlichen

[1]) Der ſpätere Kaiſer Nikolaus I. (1825—55).

Prozeß um Genugtuung an, wobei er erklärte, wenn ich vor ausgemachter Sache vor der Front erschiene, werde er zu Hause bleiben. — Nun ließ ich der Sache ihren Lauf und forderte seine Bestrafung wegen dieses Subordinationsfehlers. Das gab Untersuchung und Kriegsrecht, und Verzögerungen, wegen der beständigen Reisen des Königs.

Ich war vom Juni bis August wieder in Friedersdorf gewesen, den ganzen September dauerten die Herbstübungen in Berlin. Um diese Zeit hatte das Regiment Avancement, und Goltz, als der älteste Leutnant, wurde Rittmeister. Seiner Drohung, zu Hause zu bleiben, hatte er zwar keine Folge gegeben, aber die ungeheure Verschleppung der Sache und die Verletzung aller Schicklichkeit, das Avancement geschehen zu lassen, während man mit der Bestrafung so sehr zögerte, bewogen mich, doch einmal zu zeigen, daß man wenigstens nicht jeden in der Armee wie einen Hund behandeln könne. Ich forderte daher sechs Monat Urlaub und erklärte, daß ich nachher den Abschied nehmen würde, wenn unterdessen Goltz nicht exemplarisch bestraft würde. Ich erhielt den Urlaub, und jetzt eben ist das kriegsrechtliche Urteil erschienen, und Goltz kömmt auf drei Monat auf die Festung.[1]) Ich gebe nun die letzten drei Monat meines Urlaubs auf und gehe am 1. Januar wieder nach Frankfurt. Indirekt hat diese Sache für mich den Vorteil gehabt, daß ich zweimal drei Monat, und die letzten ganz ruhig, habe in Friedersdorf zubringen können.

Wie der Gang der Wirtschaft in diesem Zeitraume gewesen, ergeben meine Bücher. Die Einnahmen verbesserten sich, wenngleich nicht so, daß ich viele Schulden abbezahlen konnte, doch dergestalt, daß ich keine neuen zu machen brauchte. Die Einnahme, die mir durch mein Traktament zufloß, gab mir die Möglichkeit, endlich einen Teil der 1806 abgebrannten Gebäude wieder aufzubauen; ich baute 1817 eine Scheune nebst Maststall und Tabaksschuppen, und 1818 einen Stall und Wagenremise beim Schloß, nachdem zwölf Jahre lang meine Pferde bei den Ackerpferden und meine Wagen auf den Scheunenfluren hatten umherstehen müssen, wodurch denn

[1]) Späterer Zusatz von Marwitz: Was weiter geschehen, wie ich Goltz nach seiner Verurteilung persönliche Satisfaktion angeboten habe und wie er sich dabei benommen, geht aus meinen darüber geführten Akten hervor.

begreiflicherweise letztere immer ruiniert, und die Reitknechte und Kutscher bei dem Herumtreiben auf dem Amt und unter den Knechten liederlich wurden.

Im September 1818 gebar mir meine Frau nach dem Tode meiner beiden Söhne Rudolf und Konrad wieder den ersten Sohn, den ich Gebhard nannte und zu dessen Taufe ich, da er mein Nachfolger wird, die ganze Friedersdorfsche Gemeinde zu Gevatter bat.[1]) Ich schließe diesen Abschnitt mit dem Wunsche, daß der allmächtige Gott meinen Sohn in seinen Schutz nehme und ihn dahin stärken und kräftigen möge, daß er zu seiner Zeit immer sei der Vater seiner Untergebenen, die Stütze seiner Familie, der Schutz der Unterdrückten, ein treuer Diener seines Vaterlandes, dem Rechte Freund, allem Unrecht Feind.[2]) —

Am 19. Mai 1819 kam meine Frau zu frühzeitig mit einem Sohne nieder, der natürlich nicht leben konnte. Ich war eben mit der Brigade zur Übung in Königsberg (in der Neumark) und dann zur Revue in Stargard. Sie ward tödlich krank an den Folgen dieser Geburt, aber durch die Geschicklichkeit des Arztes Nicoll in Frankfurt gerettet.

Dieser Revue konnte der König nicht beiwohnen, da er wenige Tage vor seiner beschlossenen Abreise sich die Nase zerschlug. Er hatte sich nämlich auf der Pfaueninsel bei Potsdam einen Rutschberg[3]) bauen lassen, wo er sich mit Hinunterglitschen in kleinen Schlitten erlustigte. Hier traf es sich, daß, wie er von oben pfeilschnell heruntergefahren kam, sein Sohn, der Prinz Karl[4]), eben anfing, sich in ebensolchem Schlitten dieselbe Bahn hinaufzuziehen. Der König würde ihn unfehlbar in seinem unaufhaltsamen Lauf zerschmettert haben, wenn der Prinz nicht noch schnell herausgesprungen wäre. Nun traf des Königs Schlitten jenen ledigen,

[1]) Vgl. Marwitz' charakteristische Taufrede im 2. Band. Auch dieser Sohn starb zu des Vaters tiefstem Schmerz vorzeitig (11. April 1883). Vgl. o. S. 200 und u. S. 719.

[2]) Unterschrift: Friedersdorf, den 27. Dezember 1818. F. A. L. v. der Marwitz.

[3]) Einen sogen. russischen „Rollberg", eine Rutschbahn. Vgl. Fontane, Wanderungen III[7], 206.

[4]) Karl Friedrich Alexander, der dritte Sohn des Königs (1801—1883), 1827 mit Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar vermählt, Vater des Prinzen Friedrich Karl.

zertrümmerte ihn, und dadurch schlug dessen Lehne zurück und zerschlug dem König das Nasenbein. Da alle Kunst angewendet wurde, ward er vollkommen wiederhergestellt; aber welch ein Skandal, daß in einem Lande, wo niemand rutscht, der neunundvierzigjährige König sich bei solchem Vergnügen die Nase zerschlagen mußte! Wurde er etwas höher getroffen, so war die Form der Nase nicht wiederherzustellen; traf die Lehne die Stirn, so war er tot!

Ich war nachher in Berlin und sprach mit mehreren Mitgliedern des Staatsrats über die Verfassung, von welcher das Volk glaubte, daß sie eingeführt werden würde. 1815 nämlich, wie der Krieg ausbrach, hatte der König dem Volke (um es zum tüchtigen Kämpfen anzureizen), wahrscheinlich wider seinen Willen und auf Zureden Hardenbergs, in einer öffentlichen Kundmachung eine Verfassung förmlich versprochen (als ein Geschenk! die 1811 zertrümmerte war also gar nicht dagewesen!) — Nachher[1]) war ein Staatsrat angeordnet worden, der auch deren Einrichtung beraten sollte. Folgendes waren seine Arbeiten in diesem Stück. 1816, oder zu Anfang 1817 erschien Hardenberg in demselben und kündigte an: der König wolle dem Lande eine Verfassung geben. Um nun die Wünsche der Einwohner zu erfahren, würden drei Minister die verschiedenen Provinzen des Reichs bereisen, und das Resultat ihrer Forschungen solle dann dem Staatsrat zur Entscheidung vorgelegt werden. Die drei Minister, Beyme, Klewitz[2]) und Altenstein, reiseten im Frühjahr und Sommer 1817, kehrten zurück, berichteten an den König; der Staatsrat wartet seitdem noch immer auf die Mitteilung, und das Volk bildet sich ein, daß man aufs eifrigste mit der Verfassung und mit Erfüllung des 1815 gegebenen Versprechens beschäftigt ist.[3])

[1]) Am 20. März 1817. Vgl. F. Sailer, Der preußische Staatsrath und seine Reactivirung. Berlin, 1884. Über die Verfassungsfrage Treitschke, Deutsche Geschichte II, 278 ff., 591 ff., III, 226 ff.

[2]) Wilhelm Anton v. Klewitz (1760—1838), bei dem südpreußischen Departement in Berlin angestellt, 1808 geadelt, verdient um die Regeneration des Staates 1807 ff., 1817 Unterstaatssekretär, dann Präsident des Schatzministeriums, Dezember 1817—1824 Finanzminister, 1824—37 Oberpräsident von Sachsen, einer der besten preußischen Verwaltungsbeamten jener Zeit. Vgl. Bailleu, Allg. Dtsche. Biogr. Bd. XVI (1882) S. 180 f.

[3]) Unterschrift: Friedersdorf, 10. Juli 1819. v. M.

Kapitel 13.

Das Jahr des Umschwungs 1819.

Die Folgen der bisherigen Regierungs-Grundsätze kommen zu Tage: Wartburgfest; Kotzebues Ermordung; Demagogenverfolgung. — Gewaltsame Umkehr, Repressiv-Maßregeln unter Österreichs Führung. — Keine Nationalrepräsentation, landständische Verfassungen. — Beaufsichtigung der Universitäten. — Die Verfassungsfrage in Preußen.

Im Verlaufe des Jahres trugen sich noch sonderbare Begebenheiten zu. Die seit dem Jahre 1808 und vorzüglich seit 1811 proklamierten Grundsätze der allgemeinen Gleichheit aller Staatsbürger, die Zerstörung aller verfassungsgemäßen Vorrechte, die schönen Versprechungen, welche 1813 und 1815 gegeben wurden, der Eifer, mit welchem am meisten bei uns, aber mehr und weniger auch in allen andern Ländern, die neuen Gleichheits- und Glückseligkeitstheorien dem Volke durch die Regierenden, der Jugend auf Universitäten und Schulen durch ihre Lehrer gepredigt wurden, — hatten natürlich nach und nach gewirkt, und da das Handeln der Regierenden im grellsten Widerspruche stand mit ihren Reden, ebenso natürlicherweise Unzufriedenheit erregt. Diese fing an laut zu werden, wie schon längst beim Volke im stillen über die Despotie der Beamten und über den Druck der Abgaben, so nach und nach lauter bei den Gelehrten, Bücherschreibern und bei der studierenden Jugend deswegen, daß sie überall die Wirklichkeit mit ihren Theorien und mit den gemachten Versprechungen der Regierenden nicht übereinstimmend fanden.

1813, wie Not war, hatte man dieser Jugend die Geteiltheit des deutschen Vaterlandes als den Grund seiner Schwäche dargestellt, nach Vertreibung der feindlichen Gewalt goldene Zeiten verheißen, und ihren Arm zur Herbeiführung derselben in Anspruch genommen. Schon seit länger her hatte man die Theorien der

Gelehrten und Schreiber als die richtigen angenommen und in allen Akten öffentlicher Autorität proklamiert. Kein Wunder also, daß, da in keinem Fall das Versprochene mit dem Gegebenen übereinstimmte, jene die Vereinigung Deutschlands zum Ziel ihrer Wünsche machten, diese die Verwirklichung des so lange Gepredigten als das einzige Heil öffentlich darstellten. — Daß, so lange es Armee und Polizei gab, und so lange nicht Landeskalamitäten eine Vereinigung des Volkes mit diesen wenigen Schreiern herbeiführten, von ihnen allein kein Schatten von Gefahr zu besorgen war, mußte jedem Unbefangenen einleuchten.

Indessen hatten einige Machthaber, welchen jene entfernte wirkliche Gefahr dunkel vorschweben mochte, und andere, nicht von den mehrerwähnten unseligen Theorien hingerissene Köpfe gegen selbige geschrieben und dadurch den Unwillen jener gereizt. Da versammelten sich bei der Feier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1818 einige Studenten auf der Wartburg, feierten den Siegestag, ermunterten sich zur Einigkeit, und zuletzt, im Taumel ihrer aufgeregten Empfindungen, warfen sie einige von jenen, ihnen nicht zusagenden Schriften in die angezündeten Feuer. — Statt nun diese unschädliche Sache wie einen gewöhnlichen Studentenstreich zu betrachten, schlug man Lärm, sah und verkündete die größte Gefahr, verbot die künftige Feier des 18. Oktober, untersagte alle Zusammenkünfte der Studenten, hob die Turnplätze auf (denen man eine große Gefährlichkeit beilegte) und brachte Polizeispione hinter die Studenten.

Mittlerweile hatte der russische Kaiser, der stets die allerliberalsten Reden geführt, aber nie liberal gehandelt hatte, den Kotzebue nach Deutschland gesendet, um den Zustand der deutschen Universitäten und der deutschen Literatur zu beobachten und ihm darüber zu berichten. Zugleich hatte er einen gewissen Stourdza[1]) dazu gebraucht, um eine Schrift über diesen Gegenstand herauszugeben, in welcher, so wie in einem Wochenblatt, welches Kotzebue schrieb, auf die vermeintliche Gefahr der einreißenden Demokratie aufmerksam gemacht wurde. Kein Wunder, daß Stourdza und Kotzebue

[1]) Alexander Stourdza, Staatsrat, russischer Schriftsteller (1788—1854), begleitete Alexander I. auf den Aachener Kongreß. Sein vertrauliches Memoire: „Sur l'état actuel de l'Allemagne" (1818) wurde zuerst von den Times veröffentlicht: die deutschen Universitäten seien liberal verpestet und sollten ihrer Freiheitsrechte beraubt werden. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte II, 485 f.

von allen Theoretikern, und vorzüglich von der ganzen in den entgegengesetzten Grundsätzen erzogenen Jugend gehaßt wurden. Diese Jugend kannte nicht die frühere Verfassung ihres Vaterlandes, nicht die Geschichte ihrer freventlichen Zertrümmerung, nicht das sich immer gleichbleibende Verfahren der Regierenden und ihre nie verleugnete Doppeltheit im Reden und Handeln, sondern nur ihre Theorien und die Versprechungen, die ihnen selbst gemacht worden waren. Kein Wunder, daß Stourdza und Kotzebue ihnen wie wahre Teufel erschienen. Stourdza wurde zum Zweikampf gefordert und entfloh, und ein Student namens Sand exaltierte sich so, daß er die Hinwegräumung des ihm fürchterlichen, aber in der Tat platten, erbärmlichen Kotzebue für ein verdienstliches Werk hielt und ihn ermordete.

Anstatt nun den erwiesenen und eingestandenen Mord nach den Gesetzen zu bestrafen, witterte man Konspirationen, verwahrte den Sand und forschte nach seinen Helfern, die er wahrscheinlich nicht hatte, und auch zu dieser Tat nicht gebrauchte. Die ganze Polizei kam in Bewegung, alle Briefe wurden erbrochen, die Papiere von Personen, die vielleicht durch unvorsichtiges Reden oder durch Schreiben an Freunde und sogar an ihre eigene Familie, sich verdächtig gemacht hatten, oder von denen nur bekannt war, daß sie den, am meisten durch die Regierung selbst verbreiteten, neuen Grundsätzen huldigten, weggenommen und sie selbst verhaftet. Da nun inzwischen noch ein neuer Mordversuch im Nassauschen vorfiel gegen einen Minister[1]), der am eifrigsten in Anordnung neuer Glückseligkeitsmaßregeln, als Abgaben, Ländereinteilungen usw., gewesen war, und der sich dadurch dem Volke (also in entgegengesetzter Ansicht) verhaßt gemacht hatte, so erschraken die Regierenden aufs äußerste und sahen allenthalben nur Dolche, Verschwörungen und Mord. Alle ergriffenen Papiere wurden aufs eifrigste durchspäht, Gedanken, die man der Jugend selbst eingeimpft und bei den Schreibern, solange sie dem Zweck nützlich schienen, immer gutgeheißen hatte, wurden wie Taten angesehen, und mit den Verhafteten Verhöre über ihre Gesinnungen gehalten.

Daß hierbei so viel wie nichts herauskommen konnte, lag in der Natur der Sache. Dazu gesellte sich Zwiespalt unter den

[1]) Präsident Ibell in Wiesbaden. Vgl. Treitschke II, 524 f.

Regierenden. Der größte Teil von ihnen war durch seine Erziehung, und weil er aus Emporkömmlingen bestand, von denselben Grundsätzen angesteckt; Hardenberg selbst hatte sie immer begünstigt, sie in der Administration verbreitet, und die Schriftsteller, teils damit sie schrieben, teils damit sie nicht wider ihn schrieben, besoldet.[1]) Ohne Beweise über Taten ließ sich nicht richten, ohne Hardenberg ließ sich ohne Urteilsspruch nicht vorwärts kommen. Glücklicherweise fand man unter den Papieren seiner ehemaligen Söldner Spöttereien über ihn, über seine Liederlichkeit, Unzuverlässigkeit usw. Diese legte man dem alten Vezier vor, und nun war er gewonnen.

In Österreich, dem einzigen Lande, in welchem die Neuerungen keinen Eingang gefunden hatten, in welchem man zwar immer despotisch regierte, aber doch die entgegenstehenden Grundsätze niemals proklamiert hatte, faßte man das wahre Übel klarer auf. Man sah, daß es weit tiefer lag und weiter verbreitet war, nämlich in den Gesinnungen aller der Völker, denen man seit dreizehn Jahren die Gleichheitsgrundsätze gepredigt und in den Schulen geimpft hatte, daß es aber keineswegs (wie man sie bei uns mit einem neuen Worte nannte) demagogische Umtriebe einiger wenigen waren, die, wie alle Schreier, wohl Lust zum Reden, aber niemals zum Handeln haben, die also, wenn nicht Umstände ihnen die Masse zuführen, niemals gefährlich sind. Österreich arbeitete also auf die übrigen deutschen Kabinette los und veranstaltete einen Minister-Kongreß in Karlsbad[2]), auf welchem die Ursachen der Unzufriedenheit in Erwägung gezogen und erkannt wurde, daß sie in den von den Regierungen versprochenen, aber teils gar nicht, teils eben in jenen Neuerungsgrundsätzen eingerichteten Verfassungen und in jenen von diesen Regierungen öffentlich, vorzüglich aber in den Schulen gepredigten Grundsätzen lägen.

Wie war da herauszukommen? Sollte man gestehen: Wir haben uns geirrt; die Grundsätze, welche wir, von einer täuschenden Theorie irregeleitet, seit zehn Jahren öffentlich bekannt haben, taugen nichts, und wir sehen uns in die Unmöglichkeit versetzt, sie in

[1]) Der romantisch-reaktionäre Publizist Adam Müller z. B., der den märkischen Ständen 1810/11 mit seiner Feder geholfen hatte, erhielt von Hardenberg eine Pension und ward so zum Schweigen gebracht.

[2]) Vgl. über den Karlsbader Kongreß Treitschke II, 557 ff.

Ausübung zu bringen, da wir den Staat nicht in Anarchie stürzen und einem ewigen Wechsel preisgeben wollen; wir wollen daher zu dem Bestehenden zurückkehren und nur das daran ändern, was nicht mehr zeitgemäß ist? Das wäre zu edel gewesen und erschien daher schwach. Zudem würde es die Fürsten genötigt haben, alle diese Minister und den größten Teil der Beamten, da diese es eben gewesen waren, welche die gedachten Theorien in die Wirklichkeit einzuführen bemüht gewesen waren, zu entlassen; und da den versammelten Herren vor allem daran gelegen war, ihre Posten zu behalten, so nahmen sie wie gewöhnlich zu einem nichtswürdigen Blendwerk ihre Zuflucht.

Die Neuerer und Schriftsteller, die in allem früher Bestandenen nichts als Despotie und Adelsaristokratie (!!) erblickten, stützten sich vorzüglich auf den 13. Artikel der Bundesakte, in welchem allen deutschen Staaten *ständische Verfassungen* versprochen worden waren.[1]) Kein Mensch, der nur irgend die Verordnungen der Regierungen vor und nach diesem Zeitpunkt und vorzüglich in Preußen gelesen hatte, wo schon 1811 der Staatskanzler von der Convocirten-Versammlung damit angefangen hatte, zu sagen: „sich mit den bisher bestandenen Provinzialständen einzulassen, hätte zu keinem Resultat führen können, denn was hätte es helfen können, mit Leuten zu verhandeln, die nur darauf Bedacht nähmen, sich auf Kosten ihrer Mitbürger den öffentlichen Lasten zu entziehen?“[2]) — kein Mensch, sage ich, konnte zweifeln, daß hiermit sogenannte *Nationalrepräsentationen* gemeint wären, wie sie denn auch in der Tat in Bayern, Baden, Weimar usw. schon eingeführt waren; aber jetzt wurde mit einem Male von Karlsbad aus eine Deklaration erlassen, welcher zufolge mit jenem Artikel der Bundesakte nichts anders sollte gemeint gewesen sein, als die alten *landständischen*

[1]) „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“

[2]) NB. Dies hatte er in dem Augenblick gesagt, wo dieselben Stände, die zwei Jahr vorher mit 10 [12] Millionen ausgeholfen hatten, sich aufs neue zu allen Opfern bereit erklärten. [v. M.] — Anm. d. Herausg.: Der betreffende Passus in Hardenbergs Eröffnungsrede vom 23. Febr. 1811 lautete: „Eine Beratung mit den jetzt bestehenden Provinzial-Ständen, würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können. — Dieses bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.“ Nach Hardenbergs eigenhändiger Niederschrift im Berl. Geh. Staatsarchiv.

Verfassungen, die doch seit zehn Jahren gestürzt und bei allen seitdem gewaltsamerweise eingeführten Veränderungen und der Vermischung aller Stände und Rechte gar nicht mehr das leisten konnten, was sie eigentlich sollten, nämlich der Beamtenwillkür und der Verschwendung einen Damm entgegenzusetzen.

Ferner: konnte nicht gestanden werden, daß die Regierungen selbst es gewesen waren, welche alles rechtlich Bestehende umgestürzt und die neuen Grundsätze, welche ihnen jetzt beschwerlich wurden, ins Leben gerufen hatten; es mußte also dabei bleiben: daß es demagogische Umtriebe einiger wenigen seien und daß die Masse des Volks mit der Weisheit und dem Tun seiner Regierungen vollkommen zufrieden sei. Um nun wenigstens den Schreiern das Maul zu stopfen, wurde strenge Aufsicht über die Universitäten angeordnet und ein Preßgesetz erlassen, nach welchem kein Mensch irgend ein freies Wort mehr durfte drucken lassen. Dieses letzte wurde in der schamlosesten Weise als die Ausführung eines Artikels der Bundesakte angekündigt, in welchem Preßfreiheit verheißen worden war.

Nachdem dieses für ganz Deutschland abgemacht schien, wurde in Berlin zur Entwerfung der ständischen Verfassung geschritten. Wenn man redlich dabei hätte zu Werke gehen wollen, so wäre es nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk gewesen, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend hätte werden können. Alles, was man seit zehn Jahren gesagt und getan hatte, alle Ansprüche, die man den untern Ständen gegeben, alle Schmach, die man den höheren und den Korporationen angehängt hatte, sollte mit einem Male nicht geschehen sein, nicht mehr existieren und für nichts gelten! Doch war es das einzige Mittel, der hereinbrechenden Auflösung zu steuern!

Statt einer Masse Volkes mit gleichen Rechten und Pflichten sollte es nun mit einem Male wieder einen Adel, einen Bürgerstand, und wo möglich auch wieder Zünfte und eine Korporation der Geistlichkeit geben. Statt daß in der Versammlung der Stände das (ewig trügerische und nach jeder neu aufkommenden Theorie anders gedachte) Wohl des Ganzen ohne weitere Rücksicht erzielt werden sollte, sollte nun wieder die Wirklichkeit und bestimmte, gesonderte Interessen von den Deputierten der Stände vertreten werden.

Das waren aber nur Worte. In der Tat ging man darauf aus, ein Blendwerk von einer ständischen Vertretung auszuhecken, unter dessen Schutz man nach wie vor willkürlich regieren wollte und wobei man den Vorteil gewann, an die früheren leichtsinnig gegebenen und nicht zu realisierenden Versprechungen nicht mehr gebunden zu sein.

Aber wer weiß, wie es enden wird? Die unteren Klassen sind zu sehr aufgeregt. Man hat ihnen zu viele Ansprüche gegeben. Spekulieren und gegen die höheren Klassen drängen ist leichter, denn arbeiten. Bleibt alles ruhig, so wird man sie durch Armee und Polizei wohl im Zaum halten. Aber wenn Kalamitäten hereinbrechen? wenn ein unpopulärer Krieg entsteht, wie wird da die Landwehr fechten, deren Offiziere ein ganz eigenes Korps bilden, das mit der Armee nichts gemein hat und die sämtlich in jene Klasse gehören? — Wenn alsdann ein anderer Staat, z. B. Bayern oder Württemberg, sich mit dem Feinde verbindet, sich für jene Grundsätze erklärt und sie, wenn auch nur zum Schein, realisiert? Woher dann das Gegengewicht? Die so oft getäuschte Liebe zum angestammten Königshause wird nicht lange vorhalten.

Eine unfehlbare Folge der jetzigen Maßregeln wird sein: Vermehrung und Erneuerung des Hasses gegen den Adel. Ungeachtet es in der Tat und Wahrheit schon längst keinen Adel mehr gibt, ungeachtet er selbst zu seinem Sturz beigetragen hat, indem er von den philanthropischen Ideen angesteckt wurde, indem er seine Würde und Bedeutung nicht kannte und sie ohne den mindesten Widerstand aufgab — und ungeachtet ihm jetzt nur wieder ein Trugbild dargeboten wird, weil die Regierer einsehen, daß leichter mit ihm fertig zu werden ist, als mit jener Masse, so steht doch noch allen Neuerern ein Phantom, Adel genannt, vor Augen, welches von ihnen verabscheut wird, weil es nach ihrer Meinung sich über seine Nebenmenschen erhebt, von seinen usurpierten Vorrechten durchaus nicht lassen will und allerhand anderes Unheil anrichtet. Kaum wird nun etwas dem Alten ähnliches, wenn auch ohne Erfolg, eingerichtet werden, so wird die Welt wieder von dem Geschrei ertönen: daß der Adel es durch seine Kabalen, zu ihrer Unterdrückung, dahin gebracht habe! — während es doch lauter Plebejer sind, die jetzt, so wie bisher, alles einrichten.

In diesem Augenblick sind sie wieder in Wien versammelt, um ihrem eingebildeten Werke die Krone aufzusetzen.[1])

Ich kann an Gottes Gnade nicht zweifeln, der, trotz aller in diesen Büchern genugsam geschilderten, verkehrten Anstalten, alles immer wieder zum Guten gewendet hat. — Er wird auch einmal wieder mit einem unerwarteten Schicksal dazwischen treten und die Nichtigkeit aller dieser ministeriellen Umtriebe leuchtend dartun.[2])

[1]) Wiener Konferenzen 1819/20. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte III, 3 ff.
[2]) Unterschrift: v. d. Marwitz. 5. Dez. 1819.

Kapitel 14.[1])

Sinken der Macht Hardenbergs. Beginn der europäischen Revolutionen. (1820—1822.)

Neue Finanz-Kalamitäten; Herabsetzung des Armee- und Civil-Etats. — Neue Steuern; die Prämienlotterie. — Macht der Großbanken. — Sonderstellung der Geldbesitzer im Staate. — Liberalismus und Bureaukratie. — Erkenntnis des wahren Sachverhalts. — Die Macht Hardenbergs sinkt. — Beratung altständischer Verfassungen. — Entlassung Boyens. — Verbesserung der Landwehr. — Die spanische, portugiesische, neapolitanische Revolution. Sardinien. — Ausbruch der griechischen Revolution. — Ihre Sonderstellung und Berechtigung. — Falsche Politik der Mächte. — Marwitz' Erkrankung und zunehmende Körperschwäche.

In Wien wurde zu Anfang des Jahre 1820 nichts abgemacht, was hier zu erwähnen nötig wäre. Im ganzen Europa trugen sich in den seit meinem letzten Aufsatze verflossenen zwei Jahren die merkwürdigsten Begebenheiten zu. Fürs erste von dem Inneren unseres Landes.

Der König machte zu Ende des Jahres 1819 die ihm ganz unerwartete Entdeckung, daß er[2]) Schulden habe. Er hatte sich gar nicht getraut, in die vom Staatskanzler angerichtete und sich täglich vermehrende Finanzkonfusion hineinzublicken. Die englische Anleihe war ihm zwar allerdings bekannt, da sie aber mit einer Amortisation verbunden war, so betrachtete er sie nicht als solche, sondern wie eine Sache, die sich von selbst wieder verliert. Wie aber diese fünf Millionen Pfund Sterling (33 Millionen Taler) nach zwei Jahren rein aufgegessen waren, und Hardenberg eine neue Anleihe machen wollte, widersetzte sich der König und verlangte, daß man mit den Einnahmen auskommen und die Ausgaben danach beschränken sollte. Da jener dies für unmöglich erklärte, so wollte Friedrich Wilhelm wissen warum? — und wie nun in der Eil' Schulden und Einkünfte und

[1]) Überschrift: Fortgesetzt Januar 1822. — [2]) d. h. der Staat.

Ausgaben zusammengerechnet und ihm vorgelegt wurden, um die vermeinte Unmöglichkeit des Auskommens zu beweisen, und wie der König nun mit Schrecken sah, daß er 180 Millionen[1]) verzinsliche und 11 Millionen unverzinsliche Schulden habe, geriet er in den heftigsten Zorn und verlangte, daß unverzüglich reiner Tisch gemacht und nach einem ordentlichen Etat gewirtschaftet werden sollte. Man warf die Schuld auf die Kostspieligkeit der Armee, und da er in dieser Bescheid wußte, so fing er sogleich an, in ihr redlich und das Möglichste zu ersparen.

Die Stärke aller Bataillone wurde vermindert, die Rekrutenstellung vom Herbst auf das Frühjahr verlegt, wobei die Entlassung der Ausgedienten auf den Herbst verblieb, so daß die Mannschaft statt drei Jahr von nun an nur zweieinhalb Jahr diente, mithin ein Drittel der Verpflegung auf ein halbes Jahr, oder ein ganzes Sechsteil derselben erspart wurde; die Rationenzahl aller Offiziere wurde so vermindert, daß sie eben nur noch imstande waren, ihren Dienst zu versehen[2]) und beinahe alle aggregierte (aus den Feldzügen nach Reduktion der Landwehr übrig gebliebene) Offiziere[3]) mit der größten Härte und ohne Berücksichtigung, ob sie mit ihren Familien würden leben können, oder welche Dienste sie geleistet, mit zwei Drittel ihres Gehalts in die Inaktivität versetzt, und endlich der Servis oder die Quartiervergütigung auf das äußerste beschränkt.

Diese letztere Maßregel kam seinen [den königlichen] Kassen nicht einmal zugute, weil die demagogische Ziviladministration zugleich den Grundsatz einer allgemeinen Ausgleichung aufstellte und bewirkte, daß der Servis auf die Staatskassen übernommen wurde, wodurch denn die Zuschüsse aufhörten, welche die größeren zu Garnisonen dienenden Städte ihrem Militär hatten geben müssen; eine Abgabe, die seit Friedrich Wilhelm I. bestand, an die jedermann gewöhnt war und über die niemand sich beschwerte. Eine Aufhebung, die nur denen zu statten kam, die das meiste Geld hatten und die derselben also am wenigsten bedurften.

Da indessen die Ausgabe für das Militär nur den kleinsten Teil der Staatsausgaben betrug, so waren diese Ersparnisse nicht hinreichend, und das Zivil sollte auch herhalten. Aber da der Herr hier nicht so gut Bescheid wußte, so wurde ihm bald eine Nase

[1]) Taler. — [2]) Vgl. o. S. 517 f. — [3]) Vgl. u. S. 708 Anm. 1.

gedreht. Hardenberg erklärte sich zum Sparen bereit. Es sei nur äußerst schwierig auszumitteln: wo denn wohl gespart werden könne, ohne die Wohlfahrt des Ganzen aufs Spiel zu setzen? Dies sollte durch eine Kommission von Oberpräsidenten und anderen, den neuen Theorien ergebenen Männern erforscht werden. Diese forschten denn, und nachdem sie genugsam geforscht hatten, fanden sie denn doch: daß Sparen möglich sei, nur müsse die ganze Art der Administration verändert und die vielen Behörden vermindert werden. Unterdessen war der Eifer des Königs erkaltet, und Hardenberg wußte ihm zu beweisen, daß eine solche Veränderung sehr unheilbringend sein würde, und so brachte er es dahin, daß wieder neue Abgaben bewilligt wurden. Es wurde eine Klassensteuer auf das platte Land gelegt, der Blasenzins[1]) auf dasselbe ausgedehnt und eine Steuer auf Tabaksblätter eingeführt.

Diese Steuern waren höchst verderblich, indem sie das bare Geld da suchten, wo es nicht war. Die Städte waren wieder ausgenommen unter dem Vorwand, daß sie die Konsumtionssteuer bezahlten, die auf dem Lande aufgehoben war. Aber da die Landesprodukte von Jahr zu Jahr im Preise fielen, statt daß sie um soviel hätten steigen müssen, als die Konsumtionssteuer betrug, so ist klar, daß nicht die Städte (denen auch noch der Servis geschenkt war), sondern das Land die Konsumtionssteuer trug, denn es bekam von den Städtern so viel weniger für seine Produkte, als diese zu jener Steuer beizutragen hatten. Dies waren die verderblichen Folgen davon, daß nicht landeskundige und im Lande angesessene Männer, sondern hinter den Schreibtischen aufgewachsene Theoretiker die Regierung führten. Diese kannten begreiflicherweise nichts weiter, als die Städte, in denen sie beständig gelebt hatten, den Geldverkehr und den Geldwucher, und mißhandelten das Land, im eitlen Wahn, es zu beglücken.

Indessen konnte der König doch nicht bloß mit diesem Blendwerk abgespeiset werden. Es wurden daher noch mehrere gemacht.

[1]) „Blasenzins heißt eine Form der Branntweinsteuer, welche nach dem Inhalte der Brennblase für jeden einzelnen Brennakt unter Annahme einer gewissen Brennzeit erhoben wird. Die technischen Schwächen des Blasenzinses haben dazu geführt, von diesem Besteuerungsmodus in der neueren Zeit abzusehen." Max v. Heckel im Wörterbuch der Volkswirtschaft I, 892. Vgl. o. S. 133.

Man verordnete, daß bei den Regierungen keine neuen Anstellungen geschehen und keine neuen Gehalte gegeben werden sollten. Diese wußten sich aber sehr gut zu helfen, indem sie für sogenannte extraordinäre Arbeiten extraordinäre Vergütigungen zahlten und Diätarien[1]) anstellten.[2])

Ferner machte Hardenberg ein Hauptblendwerk mit einem Einnahme- und Ausgabeetat oder sogenannten Budget, nach welchem Einnahme und Ausgabe fortan sich aufheben und die Schulden abgezahlt werden sollten. Dies letztere zu bewirken, hatte er den König bewogen, alle seine Domänen zum Verkauf preiszugeben, bis auf so viele, als einen Ertrag von 2500000 Talern zu seinem und des Königlichen Hauses Unterhalt gewährten. Die übrigen Domänen, deren Ertrag auf 5800000 Taler angeschlagen ist, sollen alle zur Tilgung der Schulden verkauft werden. Die Ausgaben sind auf 50863150 Taler festgesetzt und stimmen bei Heller und Pfennig mit der Einnahme. Von diesen sind allein 10143000 Taler für Zinsen und Abtragung der Schuld bestimmt. Also sollte der König sein ganzes Grundvermögen, seine Wurzel im Staate hergeben! Er tat es wirklich und erklärte sich für einen abgefundenen Pensionär, ohne die Zukunft zu bedenken, noch was in derselben seine Familie vielleicht bedürfen würde. Ebenso war es nun klar, daß er für ein Fünftel der Staatseinkünfte nur der Kassierer war, und daß die arbeitenden Staatsbürger jährlich 10 Millionen zusammenbringen mußten, um sie in die Kisten der Wucherer zu schütten, der Geldoligarchen, welche den Staat beherrschten!

---

[1]) Mit Tagegeldern besoldete Beamte.

[2]) Zwei von meinen Leuten waren Kopisten bei der hiesigen Regierung geworden. Der eine bekömmt seit vier Jahren 1 Thlr. 8 Gr., der andere seit drei Jahren 1 Thlr. täglich. Ein Unteroffizier vom Brandenburgischen Ulanen-Regiment, der einen Bruder-Kopisten hier hat, ward ganz kürzlich mit 16 Gr. täglich angestellt. Das sind also Gehalte von 487, 365 und 243 Thlrn. fürs bloße Abschreiben! — Während hier zwölf Capitains, die im Felde Kompagnien und 1200 Thlr. Gehalt gehabt, nach dem Frieden 600 Thlr. bekommen hatten, jetzt mit 400 Thlrn. fortgeschickt wurden, wurden gerade zur selben Zeit, hier an demselben Orte, zwei Regierungsräte, Purgold, ein alter Federfuchs, den man nie hatte brauchen können, und Süßmilch, ein Sachse, der uns noch gar nicht gedient hatte, mit ihrem vollen Gehalt, 1200 oder 1400 Thlr., in den Ruhestand versetzt, und so allenthalben! [v. M.]

Aber Hardenberg wußte sehr wohl, daß dies alles nur Blendwerk war und daß er mit 50 Millionen jährlich doch nicht auskommen würde. Deshalb hatte er sich eine kleine Reserve von 40 Millionen hinterlegt, die er nach und nach ausgeben und so seine Wirtschaft noch einige Jahre decken wollte. Dies waren verfertigte, noch nicht ausgegebene, der Schuld aber schon zugezählte Staatsschuldscheine, die man nach und nach ins Publikum bringen und das dafür gelöste Geld verzehren wollte.

Wie dieses Projekt zur Ausführung kommen sollte, so sahe man ein, daß, wenn so große Summen Papier verkauft werden sollten, sie eben dadurch im Kurse sinken und weniger einbringen würden. Man sann also auf Mittel, den Wucherern solche Vorteile in die Hände zu spielen, daß diese Papiere dennoch ihren Wert behalten möchten. Es wurde demnach im Januar 1821 eine Prämien-Lotterie eingerichtet. Dreißig Millionen Staatsschuldverschreibungen wurden aus dem Kasten genommen, sie sollten verkauft, oder vielmehr den Teilnehmern durch allerhand Berechnungen und wucherische Umschläge überlassen werden, und dann in zehn halbjährigen Ziehungen, also in fünf Jahren 11 164 800 Taler Prämien darauf verlost werden, dergestalt, daß die Inhaber der höchsten Prämien ihre Staatsschuldscheine, zum Betrag von 3 Millionen, herausgaben, die übrigen aber selbige behielten.

Gesetzt nun, diese Papierzettel wären sämtlich verkauft worden, so war die Einnahme . . . . . 30 000 000 Taler,
Prämien wurden darauf herausgezahlt . . 11 164 800 „
Blieb Einnahme . . 18 835 200 Taler
und man ward schuldig . . . . . 27 000 000 „
welche, à 4%, also mit 1 080 000 Talern jährlich verzinst werden mußten. Man schenkte also den Wucherern 11 164 800 Taler, oder mit anderen Worten, um 18 800 000 Taler zu bekommen, verschrieb man 27 000 000, d. h., um zwei Drittel zu bekommen, verschrieb man ein Ganzes und lud dem Staat die Zinsenlast auf. — Dies wäre der glücklichste Ausgang gewesen. Es ging aber weit schlimmer, denn es wurden von den Wucherern gleich Umschläge gemacht, nach welchen die Prämienscheine wohlfeiler als für den Nominalwert zu haben waren. Man bekam also weit weniger ein. Zudem scheint es nicht, daß man die ganze Summe der 30 Millionen los wurde,

denn die Prämienscheine werden noch immer ausgeboten, ungeachtet man bei der zweiten Ziehung ist. Dieses Spiel ist also zu einem Wagnis geworden, wo der Staat die höchsten Prämien verlieren kann, ohne die Einnahme zu bekommen, welche das Ganze liefern sollte.

Solchergestalt verstanden diese neuen Finanziers nichts, als alle National-Kapitale zu verzehren und durch allerhand wucherische Umschläge sich von einer Zeit zur andern hinzuhalten. Der König aber, der diese nicht verstand und nicht verstehen konnte, wurde dadurch von seinem löblichen Eifer und Zorn abgebracht und wieder in die Hoffnung versenkt, daß die Sache nun wohl in Ordnung gebracht sein werde.

Beim Frieden von Tilsit hatten wir Schulden gehabt .	51 Mill.
Jetzt hatten wir	217 „
Von 1807 bis 1820 in dreizehn Jahren gemacht . .	166 Mill.

Dabei war die Kontribution an Frankreich vom Lande gezahlt worden, die Kontribution von Frankreich in die Staatskassen geflossen, geistliche und Ordensgüter und Domänen verkauft, alle zu Gebot stehenden Kapitalien verzehrt, die letzten jener Güter jetzt zum Verkauf gestellt, der König um das Vermögen seines Hauses gebracht, — mit einem Wort, die Zukunft in allen Stücken der Gegenwart aufgeopfert und für die Bequemlichkeit der eben am Ruder Sitzenden das Vermögen und die Wohlfahrt der Nachkommen dahingegeben worden.[1])

Diese Verfahrungsart, die mehr oder weniger in allen Staaten dieselbe war, hatte den nachteiligsten Einfluß auf die Moralität der Völker, und war ganz geeignet, weil alles von der Gegenwart auf die Zukunft gewälzt wurde, Revolutionen vorzubereiten. — Es hatte sich eine europäische Geldoligarchie gebildet, welche eigentlich die Staaten beherrschte. Durch die Macht, welche das Geld über alle menschlichen Verhältnisse seit dreihundert Jahren nach und nach — und vorzüglich seit den letzten dreißig Jahren — erlangt hatte (denn seitdem war die Kunst, alles Unbewegliche durch Geld zu mobilisieren, aufs höchste getrieben worden), hatten sich diese Oligarchen in den Stand gesetzt, die Staaten zu zwingen, Abgaben zu erheben, um sie ihnen zu überliefern. Nach einer in den Zeitungen erschienenen Übersicht betrugen diese in Europa nicht weniger als

[1]) Über Hardenbergs Finanzpolitik vgl. u. S. 671 Anm.

340 Millionen preußische Taler jährlich. Bei uns, wie wir gesehen haben, gehen von allen Abgaben nur drei Viertel an den Staat, ein Viertel an jene Oligarchen. Diese operieren dabei ganz gefahrlos, denn indem sie eine Anleihe abschließen, machen sie gleich solche Bedingungen und Umschläge, daß sie ihren Gewinn in demselben Augenblick schon in der Tasche haben und jene Abgaben, unter dem Namen von Zinsen, ihnen hinterher noch obenein zufallen. Die Minister sind aber so blöde, daß sie ihr einziges Heil bei diesen Oligarchen suchen und die arbeitenden Klassen des Volks fort und fort mit neuen Abgaben belasten, zum Nutzen jener faulen Spekulanten.

Um dieses unsinnige Verfahren zu beschönigen, wird die Sache unter einen juridischen Gesichtspunkt gebracht und jeder Einwurf mit dem Spruch niedergeschlagen: „was man geborgt hat, das muß man bezahlen!" Hier drängt sich gleich die Frage auf: Wer hat geborgt? Wer soll bezahlen? Offenbar haben der König oder vielmehr seine Minister geborgt. Ihnen läge also die Verpflichtung ob, zu bezahlen. Sie können es aber nicht, daher legen sie Abgaben auf das Volk und dieses muß bezahlen, was es nicht geborgt hat. Aber die Minister haben nicht für sich, sondern für den Staat geborgt, als dessen Vormünder, daher muß der Staat bezahlen? Hier entsteht wiederum die Frage: haben sie zum wahren Nutzen des Staats geborgt? und für die Gläubiger: haben sie redlich dargeliehen oder als Wucherer? Jene möchten in den wenigsten Fällen den Nutzen ihrer Operationen beweisen können. Diese haben sich beinahe jedesmal als Wucherer bewiesen, indem sie einen sicheren Profit vorwegnahmen, ehe sie ihr Geld losließen. Nun gibt es aber Gesetze gegen den Wucher, welche man um so mehr gegen sie in Anwendung bringen müßte, als sie bei solchen Darlehnen sich gleich von ihrer ersten Pflicht als Bürger ihres Staates losmachen, sich außerhalb desselben stellen und auf diese Weise ihn sich dienstbar machen.

Man wird es keinem Bürger oder Bauern erlauben, Einquartierung oder Fuhren, oder Lieferungen im Kriege zu verweigern, bis er Bezahlung oder sicheren Profit in Händen hat; aber den Geldhändlern ist es erlaubt, sie werden jederzeit angesehen wie eine Puissance, die außerhalb des Staates steht, die keine

Bürgerpflichten hat, mit ihm unterhandeln kann, wie sie will, und die sich dadurch vor allen ihren Mitbürgern unterscheidet, welche verpflichtet sind, ihr Leben und ihr Vermögen für das Vaterland daranzusetzen.

Aber gesetzt auch: die Anleihe sei zum Nutzen des Staates geschehen, die Geldhändler hätten sich nicht wucherisch, sondern als gute Bürger betragen, und der Staat müsse demnach zahlen, so würde dies immer auf eine Art geschehen müssen, daß alle Staatsbürger auf gleiche Weise nach ihrem Vermögen dazu beitrügen. Dies ist aber bei allen gewöhnlichen Abgaben durchaus unmöglich. Sie treffen entweder (directe) den einzelnen, oder (indirecte) den, der eine Sache erzielt (Branntwein, Tabak) oder sie konsumiert. Das Geld selber wird von keiner Abgabe getroffen, und dadurch sind denn die Besitzer desselben wiederum außerhalb des Staates und frei von Tragung seiner größten Last.

Hieraus folgt: 1. daß es in den meisten Fällen gerecht sein würde, die Schulden des Staates auf ein Drittel, ein Fünftel, ein Zehntel herunterzusetzen, oder gar sie zu annullieren, denn der Staat hat kein Recht, seine Bürger büßen zu lassen für die Torheiten einiger Minister; 2. daß in jedem anderen Fall die Staatsschulden nicht in die Verwaltung gezogen und durch gewöhnliche Abgaben gedeckt, sondern daß sie nur durch eine strenge Vermögenssteuer, die den Geldbesitzer und den Kaufmann so gut trifft, wie den Grundbesitzer und den Handwerker, und die nur zu diesem Zweck erhoben wird, getilgt werden dürfen. — Man sagt zwar: die erste Verfahrungsart würde den Kredit des Staates auf immer ruinieren! Was heißt denn aber: der Kredit eines Staates? Nichts anderes als: sich mit den Geldoligarchen gut stehen. Und wie steht man sich gut mit ihnen? Dann, wenn sie an dem Freunde gewinnen können. Also: derjenige Staat hat Kredit, welcher der Herrschaft der Geldoligarchen unterworfen ist! Es läßt sich also kein glücklicherer Zustand für einen Staat denken, als wenn er keinen Kredit hätte. Wenn er nur gut wirtschaftet und die Untertanen fest an ihm hangen, wird er in schwierigen Zeiten auch ohne jene Oligarchen fertig werden.

Es ist aber auch gar nicht einmal wahr, daß der Kredit durch Herabsetzen der Schuld auf immer verschwinde und daß die Oli-

garchen im Zorne sich auf immer von solchem Staate abwenden. Sie sind gleich wieder da, sobald sie nur Profit erblicken. Österreich hat seine Schulden mehreremal, Bonaparte die von Frankreich und Holland, ungeheure Summen, auf ein Fünftel herabgesetzt; aber Rothschild, Laffitte[1]) und Baring leihen immer wieder. Ja, in diesem Augenblick leihen sie an Neapel und an Spanien, wo nicht die mindeste Sicherheit für die Zukunft ist, zum sicheren Beweise: daß dieses Leihen keine Anlegung ist von Kapitalien, um deren Zinsen zu genießen, sondern, daß der Profit gleich im ersten Augenblick durch Papierumschläge gemacht wird und von Hause aus fertig ist.

Dieser leichte Profit ist so reizend und übersteigt den, den Arbeit gewähren kann, um so weit, daß die Zahl der Geldspekulanten von Jahr zu Jahr in eben dem Maße zunimmt, als die Zahl der fleißigen Arbeiter sich vermindert. Alle Staatsdiener werden durch solche Spekulationen reich, die ihnen am leichtesten werden, weil sie am besten mit den Verhältnissen bekannt sind. Feldwebel und obskure Schreiber,[2]) durch Hardenberg emporgebracht, haben auf diese Art in wenigen Jahren ein großes Vermögen erworben. Diese neue Art, auf eine sogenannt ehrliche Weise reich zu werden (aber auf Unkosten des Landes!) führt weit schneller zum Ziele, als die ehemalige, wo dergleichen Sünder sich bestechen ließen. — Auch die vorerwähnte Lotterie hat nicht lange vorgehalten, denn in diesem Augenblick (Januar 1822) wird die Accise auf einige Gegenstände, z. B. Wein, schon wieder erhöht. —

Nächst der unangenehmen Entdeckung, daß er Schulden habe, wurde der König in dieser Periode noch durch die Furcht vor den demagogischen Umtrieben beschäftigt. Wie oben[3]) bereits erzählt ist, hatte man diesen eifrig nachgespürt und eine Untersuchungskommission in Mainz für ganz Deutschland niedergesetzt, welche denn nach zweijährigen Nachforschungen, Untersuchungen der Papiere der verhaftet Gewesenen und Korrespondenzen wirklich auf das richtige Resultat kam. Sie berichtete nämlich im Jahre 1821 an alle deutschen Höfe: „Es ergäbe sich mit Evidenz, daß

[1]) Jacques Laffitte, Pariser Bankier (1767—1844), auch politisch tätig, 1830—31 Finanzminister, zeitweis nahezu bankerott, dann wieder sehr reich, in Frankreich höchst populär, Begründer der Banque sociale, politisch meist in der Opposition.

[2]) Rother ist gemeint. S. u. S. 672. — [3]) Vgl. o. S. 623 f.

von den Torheiten der Studenten und den Herzensergießungen der Apothekergesellen und anderer jungen Burschen durchaus keine Gefahr für die Länder zu befürchten wäre. Dagegen aber hätten sie die bedeutendsten und allerdings gefährlichen Umtriebe in den mehresten Regierungen selbst, hauptsächlich in der preußischen, und namentlich im Bureau des Staatskanzlers gefunden!" Dieses bewiesen sie durch die und die Einrichtungen und durch die und die Schriften, die von dort ausgegangen wären, in welchen die revolutionäre Tendenz nicht zu verkennen sei und welche keine andere Wirkung hervorbringen könnten, als das Volk aufzuregen und den geringen Klassen Ansprüche zu geben, die niemals befriedigt werden könnten.

Der König hatte schon seit der gemachten Entdeckung mit seinen Schulden an seinem Staatskanzler Unrat gemerkt und ihm verschiedentlich entgegengearbeitet. Namentlich hatte er ihm eine vorgelegte Kommunalordnung[1]) (als Nebenstück der Städteordnung) und eine Konstitutionsurkunde verworfen, welche beide so demagogisch waren, daß ein Umsturz, wenn sie eingeführt worden wären, gar nicht fehlen konnte. — In beiden sollte die Menge und die Mehrzahl den Ausschlag geben, jedermann wählbar sein, Repräsentanten auf offenem Markte gewählt werden, und was dergleichen Unsinn mehr war.

Wie nun jener schreckensvolle Bericht der Mainzer Kommission dem Könige die Augen öffnete, beschloß er, es einmal ohne seinen Staatskanzler, mit den alten Ständen zu versuchen. Er setzte unter dem Vorsitze des Kronprinzen[2]) und unter dem seit 1807 außer Tätigkeit gewesenen Minister v. Voß eine Kommission nieder, welche nach und nach mit Deputierten aus allen Provinzen unterhandeln sollte: wie die Sache wohl einzuleiten, und was aus der Zerstörung noch zu retten sei? — Die Kommission selbst bestand außer dem Minister Voß aus lauter Doktrinärs und aus höheren Regierungsbeamten, die nicht viel anderes kannten, als die neuen Systeme. Es war also eigent-

[1]) Vgl. u. S. 668.

[2]) Über die Stellung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) zur Verfassungsfrage vgl. Paul Bailleu, Kronprinz Friedrich Wilhelm im Ständekampf 1820, Sybels Hist. Ztschr. Bd. 87 (1901) S. 67 ff.

sich nicht viel Gutes zu erwarten; aber doch scheint es, daß die Landeskenntnis und der praktische Sinn des Ministers Voß die Oberhand behalten haben.

Zuerst kam die Kur- und Neumark Brandenburg an die Reihe, inklusive der zur Provinz Sachsen geschlagenen Altmark und exklusive der neu zugeschlagenen fremden Landesteile, ohne Rücksicht auf die neuen Regierungsbezirke. — Ein Donnerschlag für alle, die sich mit dem beglückenden Regieren befassen! Die Deputierten waren aus der Ritterschaft und den Städten erwählt. Sie betrugen sich sehr vernünftig. Alle ihre Vorschläge zielten dahin ab, die Allgewalt der Beamten zu vermindern und dem Grundbesitz wieder das Übergewicht zu verschaffen über das bewegliche und Geldinteresse. Die Bauern sollten als Korporation mit in die Repräsentation aufgenommen, Kreis- und Landtage wieder eingeführt werden und auf diesen nur ererbtes oder längere Zeit besessenes Eigentum stimmfähig machen, Unchristen ganz ausgeschlossen werden, die Landräte eine unabhängigere Stellung erhalten, Polizei und ein Teil der Abgabenerhebung wieder an die Stände übergehen, große Deliberier- und Umtriebsversammlungen[1]) aber vermieden werden usw.

Nach ihnen kamen die Pommern, die Lausitzer, die Preußen usw. Kurz, die Beratungen schienen ganz vernünftig zu gehen. Es ist aber leicht abzusehen, daß das Nichtausführen wieder an den Staatskanzler fallen, oder, daß, wenn der König darauf bestände, er mit seinen Kreaturen genug Zwietracht wieder darunter streuen wird.

Währenddem hatte der König sogar Versuche gemacht (durch den Fürsten Wittgenstein[2])), den Staatskanzler ganz loszuwerden. Dieser hatte sie aber nicht verstehen wollen, und da der König nicht den Mut hatte, ihn fortzuschicken, so blieb es beim Alten. —

Mit der Armee war es in dieser Zeit, die starken Reduktionen und die offenbare Härte gegen so viele fortgeschickte Offiziere abgerechnet, besser gegangen als vorhin. Man hatte einen Schritt getan, um die Landwehr der Linie näher zu bringen, indem man sie den Armee-Divisionen[3]) unterordnete. Wenn dies fortgesetzt wird,

[1]) D. h. moderne Parlamente. — [2]) Vgl. o. S. 498 Anm. 3.

[3]) Die Einteilung in Divisionen (statt Brigaden, nach französischem Muster) besteht in Preußen seit 1819. (Seit Juni 1819 in der Rangliste durchgeführt.)

so daß sie mit den Regimentern vereinigt wird und unter demselben Kommando steht mit diesen, wenn dabei die im Frieden noch immer aus Schustern und Gewürzkrämern, nicht durch die Soldaten, sondern durch eigene Freunde und Nachbarn gewählten Offiziere wegfallen, denen die alten Soldaten nicht gehorchen wollen und wobei es bei jeder Landwehrübung zu Exzessen kommt, so kann einmal aus diesen zwei Armeen eines Staates noch eine brauchbare werden. Vor dieser Vereinigung mit den Divisionen nach deren Bezirken war die Landwehr eines jeden Regierungs-Departements ein Ding für sich,[1]) welches weit mehr unter den Zivilbehörden, als unter der Militärbehörde stand. Es scheint wirklich, als wenn der Kriegesminister Boyen und der ihn dirigierende General Grolman[2]) sich hätten für Revolutionsfälle eine besondere Armee bilden wollen, von welcher der König eben nicht viel gewußt und die er nicht in seiner Gewalt gehabt hätte. — Dieser Boyen, der nur den gemeinen Plebs liebte (es war wirklich erstaunlich, was für Briefe von ihm erbärmliche Kerle, die nie etwas getan hatten, bisweilen aufzeigten), und der mit einem unvernünftigen Sparsystem (bei dem er doch nicht sparte, weil er das Geld durch kostspielige Administration auf der anderen Seite wieder wegwarf) in einer fortwährend feindlichen Stellung gegen die Armee blieb, war glücklicherweise 1820[3]) entlassen worden.

Der neue Kriegsminister, Hake,[4]) war ein Mann ohne große Ansichten, ohne Mut, dem König, wenn es hätte sein müssen, zu widersprechen, ja nicht einmal wagte er dies gegen seine demagogischen Mit-Zivilminister, — aber wenigstens war er doch nicht ihr ewig dienstfertiger Knecht, wie Boyen, und kein Herunterbringer der Armee, sondern ein eifriger Beförderer alles dessen, was zu

[1]) Anmerk. zur 1. Ausg.: Es waren bis zum 22. Dez. 1819 nach den damals bestehenden 28 Regierungsbezirken 28 Landwehr-Inspektionen von sehr verschiedener Stärke mit zusammen 72 Regimentern gewesen. — [2]) Vgl. o. S. 525 Anm. 4.

[3]) Am 25. Dez. 1819 trat Boyen zurück. Vgl. Meinecke, a. a. O. II, 388. Man vgl. Marwitz' Urteil über Boyen o. S. 605, das wesentlich günstiger lautet, als die hier gefällten.

[4]) Karl Georg Albrecht Ernst v. Hake (1768—1835), 1809 Direktor im Allg. Kriegsdepartement, 1810 sein Chef (unter Scharnhorsts Oberleitung), überwachte 1813 die Mobilmachung, 1819—33 Kriegsminister; ein braver Mann zweiten Ranges, der an Boyen in keiner Weise heranreichte, um die Landwehr verdient.

ihrem Nutzen gereichen konnte, ein rastloser Arbeiter, ein rechtschaffener Mann und ein Kenner des Soldatenlebens und seiner Bedürfnisse. Er jagte also nicht Hirngespinsten nach, sondern beförderte das Nützliche, vereinfachte jene unsinnige Administration, die in jedem Militär, vom General bis zum Gemeinen, einen Betrüger sah und so viel kontrollierte, daß das Kontrollieren am Ende mehr kostete, als hätte betrogen werden können; und da er jedermann Zutrauen zeigte, so kam ihm auch alles bereitwillig entgegen. —

In dem übrigen Europa ging es in diesem Zeitraum (1820, 1821 und bis Ende Juni 1822) bunt her. In Spanien, in Portugal, in Neapel, in Sardinien und in Griechenland brachen Revolutionen aus, in Frankreich zankten sich die Parteien, und der König schwankte von einer zur andern herüber, und sogar in England ward es unruhig.

In Spanien hatten, während Wellington und die Guerillas sich mit Bonaparte schlugen, einige Demagogen zu Cadix eine Konstitution[1]) nach den beliebten neumodischen Theorien erfunden. Sie begehrten, nach derselben zu herrschen und in einer großen Zankversammlung Spanien auf ihre Weise zu beglücken. Ja, wie Bonaparte 1814 den König von Spanien losließ, unterstanden sie sich, diesem ihrem Herrn vorzuschreiben, daß er ihre Konstitution erst beschwören solle, ehe er zu regieren anfinge.

Don Fernando VII.[2]) kam ganz allein nach Spanien, besah sich die Sachen, und wie er den Unsinn gewahrte, erklärte er: „Nein. Eure Konstitution gilt nichts. Ich werde nach altem Recht regieren." Und so wenig Wurzel und Anhang hatten diese Neuerer und Schreier in der Nation, daß sie auf dies bloße Wort auseinanderlaufen mußten und Don Fernando nun nach Belieben regierte. Er war aber ein feiger und bornierter Wüterich. Sechs Jahre lang quälte er und verdarb er das Land, ließ seine tapfersten Verteidiger einkerkern, arkebusieren und exilieren, und brachte es endlich dahin, daß er weder Geld, noch Armee, noch Minister (denn diese wechselte er alle Monat), ja kaum noch einen Anhänger hatte. Endlich, in den

[1]) Die berühmte spanische Charte von 1812, die auch im folgenden überall mit der spanischen Konstitution gemeint ist.

[2]) Ferdinand VII. regierte 19. März bis 10. Mai 1808 und 1814—1833.

ersten Tagen von 1820, empörten sich einige Soldaten, die nach Amerika übergeschifft werden sollten. Ihre Anführer, Quiroga[1]) und Riego,[2]) machten ihnen weiß, daß der Krieg in Amerika und der Geldmangel — sie wurden nicht bezahlt — daher rührten, daß Spanien keine Konstitution habe, und so proklamierten sie die, welche der König 1814 umgestoßen hatte. Dennoch fiel ihnen sechs Wochen lang kein Mensch zu. Quiroga und Riego, geschlagen, mußten in den Gebirgen umherirren. Wie aber der König nicht den Mut hatte, irgend eine Partie zu ergreifen, verstärkte sich ihr Anhang, sie kamen nach Madrid. Don Fernando, in Angst, beschwor sogleich die Konstitution, und nun fingen die Demagogen, unter dem Namen der Cortes, an, zu deliberieren und zu herrschen. Seitdem ist es beständig schlimmer geworden. Es ist ebensowenig Geld, ebensowenig Soldaten, und noch weniger Ruhe und Zufriedenheit vorhanden, als unter des Königs Tyrannei. In den meisten Provinzen ist Empörung gegen die Cortes, die Kolonien haben sich ganz und gar befreit, und der König ist der Gefangene der Demagogen.

In Portugal hatten die Engländer eigentlich regiert. Der König war in Brasilien, die Engländer waren gehaßt. Wie es in Spanien so leicht ging, ahmten die Portugiesen ihnen nach, nahmen die spanische Konstitution an, befahlen dem König, nach Europa zurückzukommen; er kam, beschwor die Konstitution, ließ die Demagogen regieren, und nun war alles gut.

In Neapel herrschte Ferdinando I.[3]), der miserabelste Nichtstuer, den die Erde je getragen, schon seit einigen sechzig Jahren. Schon mehreremal von den Franzosen vertrieben, hatte er bei seiner Rückkehr immer unbarmherzig gegen alles gewütet, was sich der Sachen in seiner Abwesenheit, sei es im guten, sei es im

[1]) Antonio Quiroga, spanischer General, (1784—1841), Januar 1820 von Riegos Truppen befreit, wurde Führer der „konstitutionellen Armee", kämpfte 1823 gegen die Franzosen, entfloh nach England, kehrte später nach Spanien zurück.

[2]) Rafael del Riégo y Nuñez (1785—1823), der eigentliche Urheber der Militärrevolution von 1820, 1822 Präsident der Cortes, von den Franzosen gefangen und ausgeliefert, am 7. November 1823 hingerichtet.

[3]) Ferdinand I. von Neapel regierte 1759—1798, 1800—1806, 1815—1825; in den Zwischenzeiten war er vor den Franzosen geflüchtet. Die 1820 beschworene Verfassung hob er 1821 wieder auf.

schlechten Sinn, angenommen hatte. Das letzte Mal hatten ihn 1815 die Österreicher wieder eingesetzt,[1]) er war aber dadurch seiner Nation nicht befreundeter geworden. Mit einem Male fiel es einigen Demagogen ein, die spanische Konstitution (noch nirgends erprobt und der heillosesten eine) einzuführen. Sie zogen in geringer Anzahl nach Neapel, niemand wehrte ihnen, da Ferdinando keine Anhänger hatte. Sie zogen also vor seinen Palast und schrieen: „Constitutione!“ Sie umgaben ihn, er entließ seine bisherigen Diener. Sie beriefen eine Deliberierversammlung, er erschien in derselben und schwur einen teuren Eid auf die Konstitution. Unterdessen rüsteten die Österreicher, und die in Laibach versammelten Monarchen luden Ferdinando ein, sich zu ihnen zu begeben und sich mit ihnen über das Wohl seines Volks zu beraten.

Die Demagogen wollten ihn nicht reisen lassen, da versprach er, alles anzuwenden, um die Konstitution von jenen Monarchen anerkennen zu lassen — und jene ließen ihn reisen. Er kam nach Laibach, wendete nichts an, die Österreicher rückten auf Neapel los, Ferdinando à la suite de leurs bagages — wie wenige Jahre zuvor sein Vetter Ludwig XVIII.[2]) Die Demagogentruppen liefen alle davon, sowie die Österreicher sich sehen ließen, diese rückten in Neapel ein, die Deliberierversammlung lief auseinander, Ferdinand kam hinterher. Und so trat er nun, ohne ein Wort zu sagen und zu erklären, seine Regierung wieder an und ließ diejenigen verfolgen, einkerkern, hinrichten und exilieren, mit denen er noch vor wenigen Monaten gemeinschaftliche Sache gemacht und denen er sich durch einen öffentlich geschworenen Eid verbunden hatte. — Hier ist es schwer zu sagen, wer sich am niederträchtigsten und feigsten betragen hat, die Demagogen oder ihr König? Was kann daraus Gutes herkommen, wenn ein König als ein eidbrüchiger Hundsfott durch fremde Gewalt wieder in seine Macht eingesetzt wird? Und man kann gar nicht einmal sagen, daß Ferdinando sei gezwungen worden; denn die Aufrührer haben ebensowenig Gewalt gebraucht, als er nur versucht hat, ihnen zu widerstehen.

In Sardinien[3]) versuchte man dasselbe. Es entstand ein

[1]) Vgl. o. S. 578. — [2]) Vgl. o. S. 581. — [3]) d. h. Piemont.

kleines Tumultchen. Victor Emanuel[1]) abdizierte sogleich zugunsten seines Bruders Felix,[2]) der außer Landes war, und bestellte den Prinzen von Carignan,[3]) seinen Neffen, zum Statthalter. Carignan beschwor sogleich die spanische Konstitution, Victor Emanuel reisete davon. Felix hatte Courage, weil er draußen war; er erklärte alles für null und nichtig. Einige wenige Österreicher rückten ein, Carignan lief davon, die Demagogen stoben auseinander, Felix kam hinter den Österreichern her, bestieg den Thron, und alles war gut.[4])

Der einzige Monarch, der in dieser Zeit als König zu enden wußte, war Christoph, der Negerkönig auf St. Domingo.[5]) Er war ein gehaßter Tyrann. Wie er gerade krank war, brach ein Aufstand aus. Die Neger proklamierten die Freiheit und wollten die Felsenburg Sanssouci, wo er mit wenigen war, stürmen. Er hatte 100000 Zentner Pulver darin und wollte sich mit allem in die Luft sprengen. Daran verhindert, erschoß er sich, und die Aufrührer triumphierten. Die europäischen Könige aber gaben immer gleich nach und beschworen, was man nur von ihnen verlangte.

In Griechenland brach eine doppelte Revolution aus. In der Moldau und Walachei stand ein Fürst Ypsilanti[6]) auf, der in russischen Diensten war, und suchte das Volk aufzuregen. Er hatte einigen Zulauf, die Türken rückten an, und nur wenige leisteten Gegenwehr, die meisten liefen auseinander. Ypsilanti mußte über die österreichische Grenze flüchten, und hier wurde er festgehalten und in der Festung Munkatsch verwahrt, gleich als ob er gegen Österreich rebelliert hätte.

Im Peloponnes standen die Sachen anders. Hier war das ganze Volk gegen die Türken erbittert. Auf den Inseln Psara und

[1]) Victor Emanuel I. (regierte 1802 bis 13. März 1821), reaktionär und bigott.

[2]) Karl Felix, geb. 1765, regierte 1821—31.

[3]) Karl Albert, Prinz von Carignan (1798—1849), König von Savoyen 1831—49.

[4]) Vgl. über die italienischen Revolutionen 1820/21 H. Reuchlin, Geschichte Italiens Bd. I (1859) S. 154 ff. — [5]) „Heinrich I."; vgl. o. S. 358 Anm. 3.

[6]) Alexander Ypsilanti (1792—1828), 1817 russ. Generalmajor, an der Spitze der Hetärie. Januar 1821 brach der Aufstand gegen seinen Wunsch aus; von den Türken geschlagen, nach Österreich geflüchtet, wurde er bis 1827 in Ungarn und Böhmen gefangen gehalten und starb in Wien.

Hydra hatte sich eine Art von Kaufmannsstaat gebildet, dem die Türken aus Faulheit und um ihrer öfteren Klagen wegen der Barbaresken willen schon längst gestattet hatten, bewaffnete Kauffahrteischiffe zu haben. Nun stand das ganze Volk gegen die Türken auf, die Hydrioten und Psarioten schlugen sich dazu, die Türken wurden erst aus Morea, dann aus Attika und bis über die Thermopylen hinausgejagt, der Begebenheiten mit dem Ali Pascha[1]) in Epirus zu geschweigen, und von beiden Seiten soviel Blut vergossen und Greuel begangen, daß an keine Aussöhnung zu denken war. Es war also eine Revolution, wie sie sein muß[2]) und wie sie nur allein gelingen kann, ohne Aufhetzerei, ohne Umtriebe, sondern das Werk der Verzweiflung.

Man sollte glauben, es sei unmöglich, den wesentlichen Unterschied zu verkennen, der zwischen der ehemaligen französischen Revolution (die noch immer fortspielt), zwischen den spanischen und italienischen, den Umtrieben der Regierungsbeamten und Gelehrten in den meisten Ländern und zwischen dieser griechischen Revolution stattfindet. Bei jenen Revolutionen und Umtrieben ist es das Bewegliche, welches sich gegen das Feste und Unbewegliche auflehnt, das Wissen gegen das Können, das Geld gegen den Grundbesitz, das Spekulieren gegen das Arbeiten, die da gern besitzen möchten gegen die, so wirklich besitzen, die da bezahlt werden, welche sich gegen die auflehnen, welche bezahlen. Solche Revolutionen und Umtriebe könnten niemals gelingen, wenn die Regenten die Einsicht hätten, daß ihre ganze Stellung und ihr Regentenrecht an das Unbewegliche, an das folgerechte Handeln, an den Grundbesitz, an die fortgesetzte Arbeit, an den rechtmäßigen Besitz und an das Wohl derjenigen geknüpft ist, welche die Staatslasten tragen müssen, und daß hingegen die unruhige Beweglichkeit, das eingebildete Wissen, das Spekulieren mit dem Gelde und über alle Staatsangelegenheiten, und die natürliche Unruhe derer, die gern besitzen möchten (da ja doch nicht alle alles besitzen können) und derer,

[1]) Ali, Pascha von Janina (1741—1822), beherrschte Albanien, Epirus, Thessalien und Süd-Makedonien, 1820—22 von den Türken angegriffen; ermordet. Vgl. über ihn und die Geschichte der griechischen Revolution K. Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands I, 81 ff. bis II, 261. (1870—74).

[2]) Niebuhr druckt in der ersten Ausgabe (I, 422) vorsichtig: „wie sie allein erlaubt ist."

die sich wichtig machen wollen, weil sie bezahlt werden, so, wie jeden anderen festen und geerbten Besitz, auch den der Regenten, aus den Angeln heben müssen, wenn ihnen Spielraum und aller mögliche Vorschub gegeben wird.

Das sehen die Regenten aber leider nicht ein. Wir haben hier das Beispiel von mehreren vor Augen, die vor einer verächtlichen Rotte von Empörern feig zurückgewichen sind, und, um sich eine erbärmliche Existenz zu erhalten, sogar gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht haben, um nachher, wenn die Umstände sich ändern, ihren neuen Verbündeten ebenso untreu zu werden, wie vorher ihren Königspflichten. — Noch weit mehrere aber und solche, die zu dieser Niederträchtigkeit nie herabsinken würden, beschützen, durch verführerische Theorien irregeleitet, die Umtriebler, weil sie glauben, daß es sorecht ist. Sie öffnen den unteren Klassen alle Schranken und richten deren Blicke nach oben, weil sie wähnen, auf diese Art den Geist ihrer Untertanen zu wecken und das Menschliche in ihnen zu befördern. Sie geben die arbeitenden Klassen den spekulierenden preis, weil sie wähnen, auf diese Art die beliebte Industrie und den Wohlstand zu befördern.

Bei der griechischen Revolution findet aber gerade das umgekehrte Verhältnis statt gegen die übrigen vollendeten oder begonnenen europäischen Revolutionen. Die Türken haben nicht verfahren wie andere Eroberer, die sich im Lande niederlassen, sich mit den Bewohnern amalgamieren und so nach und nach ein neues Volk bilden, wie man dies an den Goten, den Franken, den Angelsachsen usw. gesehen hat. Sie sind vielmehr geblieben, was sie waren, eine Horde, die sich im Lande umhertreibt und von demselben benutzt, was ihr gefällt, und sich im übrigen weder um den Bau des Landes, noch um Recht und Gerechtigkeit für seine eigentlichen Bewohner bekümmert. Die Griechen hingegen sind noch immer die, wenn gleich hart unterdrückten, Besitzer des Landes geblieben, — der Krieg zwischen ihnen und jener Horde hat eigentlich nie aufgehört, denn es ist kein geregelter Zustand, kein Zustand des Friedens eingetreten. — Die Türken sind also die eigentlichen Demagogen in Griechenland, die ewigen Neuerer. Sie repräsentieren das Bewegliche, die Spekulation, sie stören den Besitz, sie werden bezahlt von denen, die da arbeiten. Die Griechen aber sind die Besitzer, das dauernde,

unbewegliche Prinzip im Lande, die Arbeitenden, die da nichts wollen, als Erhaltung dessen, was ihnen gehört.

Man hätte also glauben sollen, daß die Herrscher in Europa, wenn ihre Existenz ihnen lieb war, sowie sie eigentlich allenthalben den rechtmäßigen Besitz gegen den Geist der Unruhe schützen sollten, der sich dessen bemächtigen will, so auch den Griechen allen möglichen Vorschub hätten leisten müssen, um auch aus diesem Lande den Geist der Unruhe zu verbannen und ihn von den ihrigen zu entfernen. Aber so klar sahen die europäischen Kabinette nicht. Es ist schon gezeigt worden,[1]) daß sie, nachdem sie früher die Demagogen und Umtriebler allenthalben beschützt und ihnen geholfen hatten, mit einem Male für ihre Existenz bange geworden waren und daß diese Bangigkeit sie nicht bewogen hatte, frei und offen auf die Seite zu treten, wohin sie gehören, auf die des rechtmäßigen Besitzes, sondern daß sie eine neue Lehre der Rechtmäßigkeit (Legitimität) für sich ganz allein erfunden hatten, die, wenn wirkliche Not für sie eintreten sollte, nicht aushalten kann und von den Demagogen gar leicht zu Schanden gemacht werden wird: eine Lehre, nach welcher sie ihre Autorität von Gott haben, ihm allein verantwortlich sind, und wonach die Völker verbunden sind, sie unmäßig zu lieben und aus Liebe für sie alles zu tun und zu dulden. Diese Lehre, welche an die Stelle des rechtmäßigen Besitzes eine Verleihung von oben und an die von gegenseitigen Pflichten eine einseitige imaginäre Liebe setzt, war unter anderen Umständen von Bonaparte erfunden worden und konnte nie eine heilsame Richtschnur für seine natürlichen Gegner werden. Dennoch war sie eigentlich die Grundlage der heiligen Allianz, in welcher die großen Herrscher sich Beistand gegen das unruhige Streben ihrer Völker zugesagt hatten, ungeachtet jenes eigentlich durch sie selbst (d. h. durch ihre Minister) hervorgerufen war.

Wie also die verschiedenen Aufstände ausbrachen, so vereinigten sich die Mitglieder der heiligen Allianz wieder in zwei Kongressen, in Troppau[2]) und nachher in Laibach.[3]) Man fand, daß das Ansehen der von Gott eingesetzten Könige geschützt werden müsse. Da aber Spanien zu weit entlegen war, und man überdies befürchten

[1]) Vgl. o. S. 588 f.

[2]) Vom 20. Oktober bis 20. Dezember 1820. — [3]) Januar bis Mai 1821.

mußte, bei einem Marsch gegen dasselbe durch Frankreich dort allerlei Unangenehmes aufzurühren, so beschloß man lieber, diesen König und den von Portugal seinem Schicksal zu überlassen und die Lehre bloß in den nächsten Staaten aufrecht zu erhalten. Daher unterwarfen die Österreicher Neapel und Sardinien.

Gerade damals gingen die griechischen Sachen los, und so gern Rußland die Türken losgewesen wäre, so mußte doch der Grundsatz aufrecht erhalten werden: der Sultan war ein legitimer, von Gott eingesetzter Monarch, mithin mußten die Griechen ihm gehorchen und ihn lieben. — Man unterstützte sie also nicht, ja England unterstützte, um eingebildeter Handelsvorteile willen, offenbar die Türken. Der Kaiser von Rußland aber hatte eine Armee an der Grenze und suchte Ursachen zu einem bloß politischen Kriege mit den Türken, ohne Rücksicht auf die Griechen. Und er wird es auch wohl so einzurichten wissen, daß er seinen Grundsätzen zum Trotz im trüben fischen kann. —

Was nun meine eigene Person betrifft, so lebte ich in der gewohnten Weise fort, arbeitete rastlos an meinem Landwesen und an meinen Dienstgeschäften, wo ich an meinen Untergebenen stets Freude hatte. Im März 1821 gebar mir meine Frau noch eine Tochter, Marie.[1]) Im Herbst desselben Jahres war ich nach Berlin zu einer großen Kavallerieübung mit 12 Regimentern berufen. Hier war ich vierzehn Tage lang beinahe den ganzen Tag zu Pferde und es kam ein Übel zum Vorschein, wozu ich wohl schon lange durch vieles und rasches Reiten die Anlage hatte. Gegen das Frühjahr wurde es etwas besser. Ich konnte wieder behutsam reiten. Ich hatte gleich an den Generaladjutanten, Witzleben,[2]) geschrieben, daß er den König davon prävenieren möchte, weil ich den Abschied nehmen müsse. Es kam die Antwort, er habe es getan, der König wünsche, daß ich im Dienst bliebe, ich möchte mich schonen usw.

---

[1]) Marie Charlotte, geb. 5. März 1821, 1839 mit dem Grafen Hermann Rochus v. Lynar vermählt.

[2]) Job (Hiob) v. Witzleben (1783—1837), reichte 1807 „Ideen zur Reorganisation der leichten Infanterie" ein (vgl. o. S. 400), nun rasch befördert, 1815 Oberst und Chef des Generalstabs in Preußen, 1817 Chef des Militärkabinetts, 1818 Generalmajor und Generaladjutant, 1831 Generalleutnant, 1833—37 Kriegsminister. Freund Friedrich Wilhelms III., als solcher sehr einflußreich.

Nun sehe ich die Sache mit an, aber lange wird es nicht mehr dauern, und ich bin in der Ungewißheit, was ich in diesen schlechten Zeiten und wegen meiner sechs Kinder tun soll. In welche Bedrängnis die Landwirtschaft durch erhöhete Abgaben und durch das Übergewicht, welches Geld und Spekulation über Grundbesitz und Arbeit gewonnen haben, geraten ist, kann man aus allen Abschlüssen meiner Bücher ersehen.

Ich kann es wohl sagen, daß es nicht jenes obengenannte Leiden allein ist, welches mich quält. Meine ganze Konstitution geht bergunter und ich fange an, schwach zu werden. Seit meinem siebzehnten Jahre habe ich an meinen jüngeren Geschwistern Vaterstelle vertreten und die Familiengeschäfte geführt. Seit meinem vierundzwanzigsten Jahre, jetzt seit einundzwanzig Jahren, rastlos auf dem Felde und im Zimmer gearbeitet, so viel Unglück erfahren, in so vielen herzzerreißenden Lagen mich befunden, so viele Feldzüge gemacht, immer auf eigener Verantwortung stehend und wenig unterstützt. Kurz, meine Körper- und Seelenkräfte sind in einer ewigen Anstrengung gewesen. Jetzt, obgleich der Geist noch frisch ist, will der Körper nicht mehr mit.[1]) Es ist ihm nicht mehr gleichgültig, ob er zu essen bekömmt oder nicht, ob er schlafen darf oder nicht, ob er schwitzt oder friert. Ich muß mich schon immer nach ihm umsehen, wie weit er noch kann, und das ist in der Lage, in die Gott mich gesetzt hat, sehr übel.[2])

[1]) Marwitz war, als er dies schrieb, erst 45 Jahr! Seit 1832 konnte er wegen seines Leidens überhaupt nicht mehr reiten. Er war Jahrzehnte lang ein ausgezeichneter Reiter gewesen. „Solche Ritte" (von Berlin nach Friedersdorf in vier Stunden), heißt es 1834 in den „Nachrichten aus meinem Leben", „waren damals (1795—1800) etwas Gewöhnliches und niemand wunderte sich darüber. Wie ich sie aber mein Leben hindurch fortsetzte und z. B. noch als General von 1816—22 von Frankfurt in $1^1/_2$ Stunden nach Friedersdorf ritt, dann dort ein anderes Pferd bestieg, meine Feldmark beritt, nachher Rechnungen revidierte und abends wieder in $1^1/_2$ Stunden nach der Garnison zurückkehrte, so war die Welt schon um so viel weichlicher geworden, daß alles über die Strapazen erstaunte, die ich mir auferlegte."

[2]) Unterschrift: Friedersdorf, 13. August 1822.

Kapitel 15.[1])

Unterdrückung der Revolutionen in Süd-Europa. Der Befreiungskampf der Griechen. Ständische Verfassung in Preußen. (1822—1825.)

Niederwerfung der spanischen Revolution. — Lehren der europäischen Revolutionen. — Restaurationspolitik in Frankreich. — Fortgang der griechischen Revolution. — Steigende Macht Österreichs. — Dieses und Rußland für Unterdrückung der Griechen. — England. — Umschwung in Preußen. — Voß. — Hardenbergs Finanzpolitik. — Kunstinteressen des Königs. — Die Gemeinheitsteilungen. — Graf Bernstorff. — Hardenbergs Einfluß gebrochen; sein Tod. — Voß Premierminister, stirbt. — Geist der Bureaukratie in Preußen. — Lottum Kabinettsminister. — Neue Steuern und Münze. — Einführung ständischer Verfassung in Preußen. — Zweite Heirat des Königs. — Marwitz lehnt ein Divisionskommando ab; Sehnsucht nach Ruhe.

Um die im vorigen Kapitel mit dem Juni 1822 abgebrochene Übersicht der Begebenheiten fortzusetzen, werde ich erst von der Lage von Europa, dann von den vaterländischen Angelegenheiten und zuletzt von meinen eigenen reden. Ich habe erzählt, wie die Rebellionen in Neapel und Piemont schnell unterdrückt wurden; wie man sich um die in Spanien und Portugal nicht bekümmerte, und den Freiheitskampf der Griechen nicht nur nicht unterstützte, sondern beinahe hinderte.

In Spanien war in den ersten Tagen des Juli 1822 ein Aufstand der Königlichen Garden gewesen, welche ihren König und Herrn von der Tyrannei der Cortes zu befreien trachteten. Aus allen Umständen ist es wahrscheinlich, daß diese Bewegung im Einverständnis mit dem König geschehen war. Wie aber der Augenblick des Handelns kam, fehlte es ihm an Mut. Er verließ seine Getreuen, warf sich den Demagogen in die Arme und sah es ruhig mit an, wie jene niedergemetzelt, eingekerkert und verurteilt wurden. Nur

[1]) Geschrieben Oktober bis November 1825.

ein kleiner Teil entkam nach den schon seit einiger Zeit im Aufstand gegen die herrschenden Demagogen befindlichen Provinzen Aragon und Katalonien.

Der Zufall wollte, daß um diese Zeit Ludwig XVIII. in Frankreich, der seit seiner Restauration beständig zwischen der royalistischen und liberalen Partei geschwankt und in beständigem Wechsel seine Minister bald aus der einen, bald aus der andern Partei gewählt, und dann nach deren jedesmaligen Parteigesinnung seine Regierungsweise eingerichtet hatte: der Zufall wollte, daß er gerade um diese Zeit royalistische und einsichtsvolle Minister hatte. Diese sahen ein, daß es Zeit sei, ihren König und das ganze Bourbonische Haus aus dem Zustande der Isolierung zu reißen, in welchem es sich mitten unter den Franzosen befand. Ungeachtet die Regierung gerecht und milde war, so hatte doch das beständige Schwanken des Königs zwischen beiden Parteien zur notwendigen Folge gehabt, daß der Streit zwischen den Spekulanten und Arbeitern, zwischen denen, die da gern besitzen möchten, und denen, die wirklich besitzen, zwischen denen, die bezahlt werden, und denen, die da bezahlen, zwischen dem Gelde und dem Grundbesitz, zwischen dem Wissen und dem Können, mit einem Wort: daß der Streit zwischen dem Beweglichen und dem Unbeweglichen noch nicht zur Beruhigung gekommen war, und daß die Bonapartischen und Revolutionsgaudiebe, die das erstere so lange oben gehalten hatten, sich noch allenthalben regten und meistenteils die Oberhand hatten.

Jene Minister, sage ich, sahen ein, daß, wenn ihr König endlich wieder Wurzel fassen sollte in der Nation, er sich eine ergebene Armee verschaffen und einen Bourbon einen glücklichen Krieg führen lassen müsse, um den Wahn zu zerstören, daß nur unter der dreifarbigen Fahne (unter der Herrschaft des Beweglichen, des Raubes und ewiger Spekulation auf anderer Leute Habe) Siege erfochten werden könnten. Hierzu konnte sich nun keine günstigere Gelegenheit zeigen, als gegen die erbärmlichen Gesellen, die Demagogen in Spanien, und die Ereignisse vom 7. Juli wurden zum Vorwand genommen. Eigentlich war durch selbige im wesentlichen nichts verändert. Die Demagogen hatten schon vorher ihre Unfähigkeit, das Land zu regieren, sattsam an den Tag gelegt; die Provinzen waren schon früher im Aufstande gegen diese tolle und unruhige

Regierung begriffen; der König war schon früher ein willenloses Werkzeug in deren Händen: nur diese neue Probe seiner eigenen Schlechtigkeit war hinzugekommen.

Es wurde aber nun erst gesagt (denn früher waren andere Minister gewesen), daß der König von Frankreich die Mißhandlung seines Verwandten nicht länger mit ansehen könne, und dafür sorgen müsse, daß die Ordnung und Ruhe störenden Grundsätze, die in Spanien herrschten, sich nicht auch nach Frankreich verbreiteten (wo sie allerdings gar manches willige Gemüt würden gefunden haben!). Von dem schon früher aufgestellten sogenannten Gesundheitskordon an der spanischen Grenze (dem Vorgeben nach wegen des in Barcelona wütenden gelben Fiebers) wurden nun den Herbst und Winter hindurch die in Katalonien und Navarra kämpfenden spanischen Royalisten unterstützt, und nachdem auf dem Kongresse von Verona, von dem nachher geredet werden soll, die Billigung der übrigen großen Mächte Europas und die Neutralität Englands erhalten worden war, wurde im Frühjahr 1823 ein Heer von 100000 Mann an die spanische Grenze geführt und dem Herzog von Angoulême,[1]) Neffen des Königs von Frankreich, der Oberbefehl übertragen.

Schon während dieser Vorbereitungen konnte man sich deutlich von der Weisheit und Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugen. Die Liberalen, von Moskau bis nach Lissabon hin, durch ganz Europa durch, erhoben ein Geschrei, als wenn die Welt untergehen sollte, und erschöpften sich in Prophezeiungen: in Spanien würde alles eines Sinnes werden, kein Franzose lebendig wieder herauskommen, oder besser noch: kein französischer Soldat sein Gewehr gegen die vortrefflichen Freiheitshelden losschießen, vielmehr alles gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, nach Frankreich zurückkehren, die Bourbons absetzen und so die Revolution wieder in ganz Europa verbreitet werden.

Wer nicht selbst ein Revolutionär war, konnte so nicht urteilen. Die Spanier hatten sich tüchtig gegen Bonaparte gewehrt, weil sie die papierne Freiheit und den effektiven Despotismus nicht wollten, die er ihnen brachte. Sie wollten auch die Cortes nicht, die grade dasselbe sagten und übten, was Bonaparte gesagt und geübt hatte, —

[1]) Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Angoulême (1775—1844), ältester Sohn des Grafen Artois, nachherigen Königs Karl X.

das zeigten deutlich die durch das ganze Land verbreiteten Aufstände. Wie in aller Welt sollten sie dazu kommen, das zu verteidigen, was ihnen so unangenehm war, die Herrschaft einer tollen Rotte von Spekulanten? Ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich von Anfang an in den vielen Gesprächen, welche dies Unternehmen erzeugte, gesagt habe: „Die Franzosen würden beinahe keinen Widerstand finden, *wenn* ihre Armee treu sei, und wenn sie Geld genug hätten, um ihre Bedürfnisse zu bezahlen und den Einwohnern nicht zur Last zu fallen. Da ganz Spanien verarmt und unzufrieden sei, so werde den Franzosen alles zufallen, sobald es nur hinter ihrer Armee besser werde, als vor derselben, wo jede Partei das Land drückte und plünderte; und daß die französischen Minister den Krieg unternehmen würden, wenn sie der Treue der Armee nicht gewiß wären, sei gar nicht vorauszusetzen."

So kam es denn auch. Die französische Armee, welche im April [1823] mit 80—90000 Mann in Spanien einrückte, war gut komponiert, wurde von treuen Generalen geführt, hatte 100 Millionen Franken bei sich, womit sie alles bar bezahlte, und der Herzog von Angoulême wurde von seinem Major-Général, dem General Guilleminot,[1]) sehr gut beraten. Es kam kaum zu Gefechten, viel weniger zu Schlachten, alles kam den Franzosen entgegen, ein Korps unterwarf sich nach dem andern, und nur die Festungen widerstanden, in welche die Cortes ihre besten Truppen und eifrigsten Anhänger gelegt hatten.

Diese wurden blockiert, alle Provinzen des ganzen Spaniens schwach besetzt und dennoch im Zaum gehalten, und so kam der Herzog von Angoulême mit nicht vollen 20000 Mann gegen Ende des Sommers vor dem für Bonaparte unüberwindlichen Cadix an. Hierher hatten sich die Cortes, gleich so wie die Franzosen *nur die Grenze überschritten hatten*, geflüchtet und den König mitgeführt.[2]) Sie hatten hier Mittel genug in Händen, um sich ebenso zu verteidigen, wie wenige Jahre früher (fünf Jahre lang) gegen die Marschälle Bonapartes. Dagegen aber hatten die Franzosen jetzt

[1]) Armand Charles comte Guilleminot (1774—1840), Generalstabsoffizier unter Napoleon I., 1813 Divisionsgeneral, 1823 Generalstabschef des Herzogs von Angoulême, später Gesandter in Konstantinopel.

[2]) Die Cortes hatten zunächst ihren Sitz nach Sevilla, erst später nach Cadix verlegt. Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens II, 566 ff.

ein Mittel in Händen, welches ihnen damals abging; eine Flotte nämlich, welche die Stadt und den Hafen von der Seeseite blockierte. Aber auch diese konnte die Entscheidung nicht allein herbeiführen, weil Stürme und die Strömungen der Meerenge ihr nicht erlaubten, einen festen Standpunkt zu fassen gegen die zahlreichen Werke und Strandbatterien, welche Cadix von der Seeseite schützten. Die Hauptsache mußte demnach doch vom Lande aus, auf der schmalen Landzunge geschehen, die noch überdies durch einen Meeresarm durchschnitten ist, welcher die Insel Leon bildet, auf welcher Cadix liegt.

Es gereicht dem Herzog von Angoulême zur Ehre, daß er sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ. Der Kanal wurde zur Zeit der Ebbe durchwatet und das Fort Trocadero, welches vorzüglich der französischen Flotte die Annäherung untersagte, erstürmt.[1]) Hierauf näherte sich diese, ruinierte das Fort Santi Petri und warf einige Bomben in die Stadt selbst. Von einer gewaltsamen Eroberung derselben war man noch weit entfernt, aber mit der Courage der Demagogen war es ebenso sehr vorbei, wie zwei Jahre früher in Neapel und in Piemont. Am 28. September 1823 versammelten sich die Cortes und baten den König alleruntertänigst: doch die unumschränkte Gewalt wieder anzunehmen und sich in das französische Hauptquartier zu begeben, um möglichst günstige Bedingungen für die Stadt zu erwirken. Don Fernando ließ sich, wie man denken kann, nicht lange bitten, er verfügte sich dahin, während die Hauptdemagogen zu Wasser entrannen, und so wurde denn der König in seine alte Macht ohne die geringste Schwierigkeit wieder eingesetzt, der größte Teil des französischen Heeres marschierte nach Hause, der kleinere blieb zur Besatzung in Spanien.

Dieses dritte Beispiel in so kurzer Zeit zeigt zur Genüge:

1. daß in Europa die Revolutionen nur gelingen durch die Feigheit der Könige, die sich durch das Geschrei der Unruhigen betäuben lassen. Hätten die Könige von Spanien, von Portugal, von Neapel und von Sardinien, ja hätte früher Ludwig XVI. in Frankreich dreist widerstanden, so liefen die Schreier ebenso schnell auseinander, wie nachher vor den fremden Truppen. Es ist also den Königen ganz leicht, nicht nur ihren Besitz, sondern auch ihre Ehre zu retten, welche die Genannten aufs schmählichste dahingaben, indem sie sich

[1]) Der Herzog erhielt wegen dieser Erstürmung den Ehrentitel prince de Trocadéro.

von den Schreiern einschüchtern ließen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, ihnen Eide schwuren und hinterher, wenn das Glück sich wendete, sie verfolgten und bestraften, gleich als ob sie niemals etwas mit ihnen gemein gehabt hätten.

2. daß jede solche Revolution auch durch fremde hinreichende Macht, wenn sie zeitig genug angewendet wird, augenblicklich gedämpft ist, weil die Demagogen sämtlich nur Maulhelden sind, keinen Mut zum Fechten und keinen Anhang im Volke haben, ja nicht haben können, denn wie möchten die Angesessenen den Heimatlosen anhängen? Rückte man 1790 oder 1791, oder selbst nur 1792 mit hinreichender Macht grade auf Paris, so war das zwanzigjährige Unheil abgewendet, welches von dort über Europa ausströmte, weil man die Revolution sich konsolidieren ließ! — Liefen doch diese Republikaner zu Anfang allenthalben vor unseren Soldaten![1]) Setzte doch die eine Kompagnie Schweizer, mit welcher Ludwig XVI. am 10. August 1792 sich aus den Tuilerien in die Nationalversammlung flüchtete, diese so in Schrecken, daß sie sich gefangen glaubte und aus den Fenstern zu springen anfing, wie später am 18. Brumaire vor Bonaparte! Erst wie Ludwig XVI. den Schweizern befohlen hatte, die Waffen abzulegen, faßte diese Versammlung wieder Mut, setzte ihren König ab, kerkerte ihn ein und schnitt ihm den Hals ab.

So hatte denn dieser, wenn gleich kostspielige, aber doch leichte und kurze Krieg die erwünschtesten Folgen für Frankreich, gerade die, welche die Minister, die ihn veranlaßt, Chateaubriand[2]) und Montmorency,[3]) vorausgesehen hatten. Ihr Kollege Villèle,[4]) der anfangs nicht gleichen Mut mit ihnen gehabt hatte, erntete die Früchte, indem er sich ihrer zu entledigen wußte, und führte (noch bis auf den heutigen Tag) das längste und glücklichste Ministerium seit der Restauration.

Die Demagogen waren aufs Maul geschlagen, selbst der

[1]) Vgl. o. S. 63 f. — [2]) Der berühmte Dichter und Schriftsteller (1768 bis 1848), Gegner Napoleons, streng royalistisch, Ende 1822 bis Juni 1824 Minister des Auswärtigen; er trat, wegen eines Konflikts mit Villèle plötzlich entlassen, in die liberale Opposition.

[3]) Matthieu Jean Félicité, Herzog von Laval-Montmorency (1767—1826), General, 1821—22 Minister des Auswärtigen, mußte gleichfalls wegen eines Zerwürfnisses mit Villèle zurücktreten.

[4]) Joseph Graf v. Villèle (1773—1854), streng royalistischer Staatsmann, 1820—27 Minister, seit 1822 Ministerpräsident.

König (der sonst immer schwankte) fing an einzusehen, daß sie nicht mehr zu fürchten wären; die Armee gewann Konsistenz, faßte Vertrauen zu sich selbst und Anhänglichkeit an die Dynastie; — diese wurde nun erst wieder ein integrierender Teil von Frankreich, und le Drapeau tricolore (Bonaparte war schon auf St. Helena gestorben)[1]) fing an vergessen zu werden. Es erfolgten mehrere Gesetze zum Vorteil der Besitzenden und zum Nachteil der Spekulanten (eine seit dreißig Jahren beinahe unerhörte Sache!), und wie nun gar 1824 Ludwig XVIII. starb (der die letzten Jahre nur vegetiert hatte) und Karl X., sein Bruder, den Thron bestieg,[2]) setzte Villèle zwei Gesetze durch, die ewig merkwürdig bleiben und zum Ruhm und Flor von Frankreich beitragen müssen. Das eine war die Entschädigung der Emigrierten, das andere die Anerkennung der Freiheit von St. Domingo.

Es war ein schlagender Beweis, welche tiefe Wurzeln die Revolution in Frankreich geschlagen hatte, daß elf Jahre nach der Restauration verfließen konnten, bevor man sich nur getraute, die Entschädigung der Emigrierten zur Sprache zu bringen! Diese Leute, die einzigen, die ihrem Herrn treu geblieben und ihm ins Ausland gefolgt waren, die keinen Teil nehmen wollten an den demagogischen Greueln, waren von den damaligen Gewalthabern, den Blutmenschen, mit der Konfiskation ihres Vermögens beehrt worden. Dieses Vermögen hatte dem Staate wenig Vorteil gebracht. Wie denn die Demagogen überhaupt nur im Zerstören, Verschleudern und im Verzehren dessen stark sind, was fleißige Besitzer im Lauf von Jahrhunderten gesammelt haben, so waren auch die Emigrantengüter für wertlose Assignate verschleudert worden. Wie der Kampf gegen die Revolution aufgegeben war, unter Bonaparte, waren fast alle Emigrierte zurückgekehrt. Er selbst sah sehr wohl die Absurdität des Grundsatzes ein: daß treue Untertanen für ihre Treue, und diejenigen, die der Usurpation und der Zerstörung zu widerstehen trachteten, für ihren legitimen Widerstand von den Untreuen und von den Zerstörern bestraft werden dürften! Aber seine eigene Herrschaft war zu sehr auf der Revolution selbst gegründet, als daß er ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen durfte. Doch zeichnete er sie sichtbar aus und zog sie an sich.

[1]) Am 5. Mai 1821. — [2]) Er regierte 1824—30, vertrieben durch die Julirevolution.

Nach der Wiederherstellung der Bourbons konnte es nur die Schwäche Ludwigs XVIII. sein, die so lange einen Akt der Gerechtigkeit verzögerte, der aufs genaueste mit seinem eigenen Rechte auf den Thron zusammenhing. Die Gegenpartei fürchtete diese notwendige und gerechte Maßregel schon lange, und schrie dagegen, noch ehe von ihr die Rede war! Union et oubli! Die Wohltaten der Revolution, und Gott weiß welche andere Sophistereien wurden ewig dagegen aufgestellt, denn die Demagogen wollen immer, daß man gleich vergesse, was sie Unrechtes getan haben, während sie selbst nie vergessen, wessen sie die angesessenen Leute wohl noch berauben könnten. Wenn sie siegen, soll ihnen immer erlaubt sein, sich alles dessen zu bemächtigen, was ihnen ansteht, — wenn sie aber besiegt werden, dann wollen sie behalten, was sie gestohlen haben, und ihre Einrichtungen sollen unantastbar sein.

Die einfachste Maßregel, nämlich: jedem Emigrierten zu gestatten, sein mit Unrecht konfisziertes Eigentum wieder in Besitz zu nehmen und die jetzigen Besitzer an die zu verweisen, von denen sie es gekauft hatten, war nicht wohl anwendbar, weil ihr die Charte[1]) entgegenstand, und weil in dem Zeitraume von fünfunddreißig Jahren sich natürlicherweise so viele Wechselverhältnisse gebildet hatten, daß höchst selten der jetzige Verlust den getroffen haben würde, der früher den unerlaubten Gewinn gemacht hatte. Villèle schlug also den Weg ein: daß die Emigrierten auf Kosten des Staats (dem die Konfiskation wenigstens dem Namen nach zugute gekommen war) durch Renten auf das große Buch von Frankreich entschädigt wurden. Zwar wurde ihm in den Kammern nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß eben dadurch das Prinzip der Gerechtigkeit verletzt werde, denn nicht die Emigrierten selbst, denen niemand ihr Eigentum absprechen könne, sondern die Käufer ihrer Güter dürften, nachdem sie selbige herausgegeben, Anspruch auf Entschädigung an den Staat machen!

Wenngleich dieser, offenbar richtigere Grundsatz nicht durchging, so wurde doch durch die wirklich durchgehende Entschädigung der Emigrierten nicht nur die schmählichste aller Beraubungen einigermaßen wieder gut gemacht, sondern auch dem Grundeigentum

[1]) Die Verfassungsurkunde von 1814, „Charte constitutionelle“ (Charte octroyée). Der Verkauf der Nationalgüter war in ihr ausdrücklich anerkannt.

in Frankreich wieder eine Festigkeit und ein Wert gegeben, den es ganz verloren hatte; denn, man sollte es nicht glauben, aber ich habe es selbst in Frankreich in unzähligen Bekanntmachungen und Anschlagezetteln gesehen, — trotz des Sieges der Revolution, trotz dem, daß die Bourbons so verschollen waren, daß ein großer Teil der Franzosen ihre Existenz nicht einmal mehr kannte, trotz dem, daß sie selbst bei ihrer Rückkehr versprochen hatten, die Verkäufe der Nationalgüter aufrecht zu erhalten, — war das Bewußtsein des unrechtmäßigen Besitzes so lebendig geblieben, daß diese sogenannten Nationalgüter (die in der Revolution konfiszierten) nur halb soviel wert gehalten und für den halben Preis verkauft wurden, wie andere ererbte oder erkaufte Familiengüter! Diese hießen beständig: Bien patrimonial, und jene: Bien national. Sie trugen das Zeichen der Wertlosigkeit und des zweifelhaften Besitzes an der Stirne, und jedermann suchte sie loszuwerden. Aber durch die gerechte und weise Maßregel Karls X. und seines Ministers Villèle war nun der unrechtmäßige und zweifelhafte Besitz in einen rechtmäßigen und sicheren verwandelt, und diesem bedeutenden Teile des Grundeigentums sein ursprünglicher Wert wiedergegeben.

Um die Kolonie St. Domingo hatten die Revolutionärs Frankreich mutwillig gebracht, indem sie ihre berüchtigte Erklärung der Rechte des Menschen hingesendet, und den Negern die Freiheit gegeben hatten. Diese aber verstanden die Freiheit nach ihrer Weise (eben wie der Pöbel in Frankreich) — sie schlugen die Weißen, ihre ehemaligen Herren, tot und bemächtigten sich ihres Besitztums. In den seitdem verflossenen fünfunddreißig Jahren hatte sich dort eine Mulatten- und Negerrepublik konsolidiert, welche Bonaparte vergeblich versucht hatte, durch Gewalt und Verrat zu unterjochen. Jetzt wurde das beinahe Unglaubliche zustande gebracht.

St. Domingo machte sich anheischig, 150 Millionen Franken als Entschädigung für die vertriebenen und für die Erben der umgebrachten Pflanzer zu zahlen, ferner die französischen Schiffe und Waren nur halb so hoch zu besteuern, wie die anderer Nationen, und dafür erkannte Frankreich die volle und uneingeschränkte Unabhängigkeit von St. Domingo an. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Übereinkunft nicht in der Form eines Vertrages, sondern in der eines königlichen Befehls abgefaßt war, dem St. Do-

mingo sich unterwarf. Hierdurch war also nicht nur die bis dahin dauernde rechtmäßige Herrschaft des Königs von Frankreich über seine Kolonie anerkannt, die Schmach vermieden, mit rebellischen Untertanen unterhandeln zu müssen (wie England mit den Nordamerikanern getan hatte), sondern der zweite Akt politischer Gerechtigkeit war geschehen, eine große Zahl fleißiger Kaufleute und Plantagenbesitzer hatte doch wenigstens einen bedeutenden Teil des Vermögens wieder bekommen, den demagogischer Unsinn ihnen entrissen hatte, und endlich hatte Frankreich die Kolonie durch die Handelsbegünstigungen insoweit wieder gewonnen, als es überhaupt möglich war.

Ebenso wie durch seine Politik zeichnete sich Frankreich in dem vorliegenden Zeitraum durch seine Einsichten in die sozialen Verhältnisse aus. Seine staatsrechtlichen Schriftsteller[1]) und seine Geschichtschreiber standen so weit über den deutschen, daß man sagen kann, sie waren ihnen wenigstens um fünfzig Jahre zuvorgeeilt.

In Spanien hatte, wie sich erwarten ließ, mit dem letzten vor Cadix gefallenen Kanonenschuß der Royalismus seinen letzten Triumph gefeiert. Die ganze Last des Elends, welches Spanien unheilbar drückte, fiel nun wieder auf Ferdinand VII., und er war dieser Bürde keineswegs gewachsen. Er konnte nun freilich, schon vermöge seiner Stellung als König, nicht so unsinnig regieren wie die demagogischen Cortes, welche in den drei Jahren ihrer Herrschaft den größten Teil des noch vorhandenen Staatsvermögens, durch Aufhebung der Klöster, gewaltsame Besteuerung usw. verschwendet und auch der Zukunft durch Anleihen im Auslande vorgegriffen hatten, — aber er war doch nicht imstande, das ganz zerrüttete Land wieder in Ordnung und in Aufnahme zu bringen, woher es denn kam, daß dieser ebenso unglückliche als ungeschickte Monarch sehr bald wieder als die einzige Schuld des allgemeinen Elends angesehen wurde.

Dieses aber hatte folgende drei Grundursachen: 1. daß dem Lande die Subsistenzbasis genommen war, durch welche es sich dreihundert Jahre erhalten hatte, — Amerika. 2. Daß in sehr vielen Köpfen der Wahn feste Wurzel geschlagen hatte, daß eine sogenannt liberale Verfassung (eine große Zank- und Deliberier-Versammlung)

[1]) Von diesen (de Maistre, Montlosier, de Pradt u. a.) ist Marwitz vielfach beeinflußt.

das Land in einen bessern Zustand versetzen müsse; und 3. daß infolge der nun schon siebzehn Jahre dauernden Zerrüttungen eine Menge Menschen sich von der Arbeit ganz abgewendet und dem Vagabundieren und Rauben ergeben hatte, wozu bei dieser an sich schon arbeitsscheuen Nation nicht wenig die übereilte Aufhebung der Klöster beigetragen hatte, indem ein paarmal hunderttausend Menschen, die bloß von den alle Tage unentgeltlich ausgeteilten Klostersuppen gelebt hatten, seitdem dem Hunger preisgegeben waren.

Die Aufgabe, welche die spanische Regierung zu lösen hatte, war also keine andere, als dem Lande eine neue Basis seiner Subsistenz zu verschaffen, das Volk arbeiten zu lehren und eine tüchtige Polizei zu handhaben, welche alle diejenigen zur Arbeit trieb, welche glaubten oder andere glauben machen wollten, daß irgend eine Art öffentlicher Deliberation, ohne Arbeitstätigkeit und ohne Ordnung im Volke, in der Lage des Landes irgend etwas verbessern könne! — Die Cortes hatten den Grund des Übels nicht eingesehen, sondern das Übel ärger gemacht. Es scheint nicht, daß der König nach wieder erlangter Macht ihn eingesehen habe, wenigstens mangelte ihm Kraft und Geschick zu Ausführung eines solchen Riesenwerkes! Denn wahrlich, es gehörte wenigstens ein Peter der Große dazu, um eine so gänzliche und doch so notwendige Umwälzung in einem so großen Lande hervorzubringen! einem Lande, das jetzt schwer die Schuld büßt, die es durch Vertreibung der Mauren und durch die in Amerika verübten Greuel auf sich geladen hatte.[1])

In Portugal war es mit der Regierung der Cortes ebenso schlecht gegangen, wie in Spanien, nur hatten sie gegen ihren gehorsamen Diener, den König, etwas mehr Achtung bewiesen, wie ihre Nachbarn in Spanien. Im Sommer 1823, wie die Franzosen in Spanien waren, wurde die Sache einigen Generalen zu arg. Sie stifteten einen ganz geringen Aufstand, ersuchten an der Spitze desselben den König, seine unumschränkte Macht wieder anzunehmen. Er tat es mit eben der Leichtigkeit, mit der er kurz zuvor die

[1]) Über die Geschichte der spanischen Revolution (1822—25) vgl. Hermann Baumgarten, Gesch. Spaniens vom Ausbruch d. franz. Revol. bis auf unsere Tage, Bd. II (1868), S. 244—618.

Konstitution beschworen hatte; darauf gingen die Cortes auseinander, und alles war wieder gut.

In Griechenland stand die Sache anders. Hier waren es nicht einige Demagogen, die es unternahmen, mit Theorien und Philosophemen ein Volk beglücken zu wollen, was nicht unglücklich war, sondern es war ein geplagtes, seit vierhundert Jahren gemißhandeltes Volk, welches gegen seine Peiniger, wahre Demagogen ohne Gesetz, aufgestanden war. Es waren die Angesessenen, die notgedrungen die Waffen ergriffen gegen ihre Peiniger, die Heimatlosen; es waren die Bezahlenden, welche nicht länger dienen wollten denen, die von ihnen bezahlt wurden! Diese Griechen führten den Kampf vier Jahre lang bis auf den heutigen Tag mit beispielloser Beharrlichkeit, so daß die ungeheure Übermacht der Türken ihnen nichts anhaben konnte. Diese hatten durch den Mord des griechischen Patriarchen in Konstantinopel, der samt allen Priestern am Osterfeiertage 1821 im priesterlichen Ornat an der Kirchentür aufgehängt wurde, durch die Niedermetzelung von 20000 Griechen auf Chios (die an dem Aufstande keinen Teil genommen hatten), durch ähnliche Greuel in Smyrna, Athen usw. und durch die Säcke mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, die nach jedem Gefecht nach Konstantinopel geschafft wurden, die Griechen Grausamkeit gelehrt, und wenn diese Vergeltung übten, so oft sie konnten, so lag dies in der Natur ihrer Verhältnisse. In einem Volke, welches vierhundert Jahr lang in drückender Sklaverei gehalten ist und welches nun in Masse aufsteht, muß es notwendigerweise an einer Autorität fehlen, welche die Masse zu zügeln imstande ist. Diese bildet sich erst nach und nach. Es war also höchst lächerlich, wenn die Türkenfreunde unter den Christen den Griechen ihre regellose Kriegführung, ihre inneren Zwistigkeiten und selbst ihre Grausamkeiten, zu welchen sie aufs äußerste gereizt wurden, zum Vorwurf machten.

Man war seit hundert Jahren gewohnt, Rußland als die Macht zu betrachten, welche die Türken im Zaum hielt und welche sie dereinst aus Europa vertreiben würde, und in der Tat hatten alle Griechen beim Beginn ihres Aufstandes die Augen auf Rußland gerichtet. Sie wurden aber bitter getäuscht. Wer hätte auch glauben können, daß der russische Kaiser,[1]) der die Frömmigkeit zur

[1]) Alexander I. (1801—25).

Schau trug und von dem man voraussetzen kann, daß er wirklich fromm war, daß dieser den schmachvollen Tod so vieler Geistlichen, die Niedermetzelung so vieler Christen seines Glaubens und den lange dauernden Todeskampf der griechischen Nation ruhig mit ansehen würde? Es schien zu Anfang, daß er ihnen wenigstens indirekte Hülfe leisten würde, um die Moldau und Walachei zu gewinnen, wegen welcher er schon 1810 und 1811 Krieg geführt, und welche er 1812 nur aufgegeben hatte, um die dortige Armee gegen Napoleon gebrauchen zu können. Wenigstens hatte er eine starke Armee an der türkischen Grenze versammelt, und reisete selbst hin, um sie zu besichtigen.

Man sagte damals: die in jenen Gegenden beispiellos schlechte Ernte des Jahres 1821 habe allein den Ausbruch des Krieges verhindert, weil sie unmöglich gemacht habe, in Gegenden zu operieren, wo man alle Lebensmittel dem Heere nachführen mußte; allein dies ist nicht glaublich, denn im folgenden Jahre 1822 und besonders auf dem am Schlusse desselben stattfindenden Kongreß zu Verona zeigte es sich deutlich, daß der Kaiser Alexander seine Frömmigkeit, sein Christentum und das Schicksal seiner Mitchristen einem Hirngespinste aufopferte. Das Blendwerk, welches ihn dazu bewog, wurde ihm von Österreich und namentlich von dessen Minister, dem Fürsten Metternich, mit solchem Glücke vorgemacht, daß die Hegemonie, welche Alexander unbestritten seit 1813 über Europa geübt hatte, nach und nach an Österreich überging.

Auf dem Kongreß von Aachen 1818 war Alexander unbezweifelt noch die Hauptperson; auf dem von Troppau und Laibach (Ende 1820 und Anfang 1821) fing Österreich an, schon mehr hervorzutreten, — die Revolutionen in Piemont und Neapel in seiner Nähe gaben ihm Gelegenheit dazu, — und auf dem Kongreß von Verona (Ende 1822) war von einem Hervortreten Rußlands gar nicht mehr die Rede, und die Hegemonie, wenigstens im östlichen Europa, war vollständig an Österreich übergegangen.

Dies ging folgendermaßen zu. Alexander fühlte sich in seinem Gewissen belastet. Erstlich hatte er an der Ermordung seines Vaters insoweit teilgenommen, daß er, von den Verschwornen benachrichtigt, daß sein Vater damit umgehe, ihn in Sibirien gefangen zu setzen (diese Nachricht scheint wahr gewesen zu sein, es ist aber auch möglich,

daß die Verschwornen sie erfunden hatten), daß er, sage ich, hierdurch verleitet, seine Zustimmung zu der Gefangennehmung und gehofften Thronentsagung seines Vaters gegeben hatte.[1]) Wie nun nicht diese, sondern die Ermordung desselben erfolgte, waren ihm gleich die Augen darüber aufgegangen, daß ersteres von einem Charakter, wie Paul, nie zu erhalten gewesen wäre, und daher auch nie in der Absicht der Verschwornen gelegen habe; — er verfiel in wütende Verzweiflung. Das weiß ich von dem damals (1801) in Berlin anwesenden russischen Zeremonienmeister Grafen Golowkin. Ich hatte in dessen höchst merkwürdiger Erzählung von jener Umwälzung — wie Pahlen[2]) das Ganze geleitet und zugleich durch Entdeckung an den Kaiser Paul sich den Rücken dergestalt freigehalten hatte, daß die Verschwornen ihn, wie sie sich zur bestimmten Stunde einfanden, mit einem Garde-Bataillon aufmarschiert fanden, wo er ihnen eine Tür öffnete und sprach: „Hier geht hinauf! Ich bleibe unten. Macht Eure Sache gut! Zaudert Ihr, oder mißlingt der Streich, so arretiere ich Euch im Namen des Kaisers!" — ich hatte an dieser Erzählung gezweifelt, bis mir im Winter 1814, wie wir durch Mecklenburg gegen die Dänen marschierten,[3]) der damalige Erbgroßherzog von Schwerin, Friedrich Ludwig,[4]) Schwager des Kaisers Alexander, selbige genau ebenso erzählte und hinzufügte, wie er eine ganze Nacht in jenem Sommer in einem von den kaiserlichen Lustgärten mit dem Kaiser zugebracht, seine Erzählungen von jener (damals vor einigen Monaten erst geschehenen) Schandtat mit angehört und die unsäglichste Mühe gehabt habe, seiner Verzweiflung zu wehren, wie er sich immer zu Boden geworfen, und sich den Mörder seines Vaters genannt habe!

Sodann peinigte den Kaiser Alexander seine Freundschaft mit Napoleon. Der hatte ihn bewogen: 1. uns, seinen Alliierten, im Frieden von Tilsit einen Strich Landes im damaligen Neu-Ostpreußen wegzunehmen und sich dadurch seinem Raubsystem beizugesellen; 2. seinen eigenen Schwager und bisherigen treuen Alliierten, den König von Schweden, ohne den Schatten einer

[1]) Vgl. über die Ermordung Pauls I. o. S. 163, Anm 4.

[2]) Peter Ludwig v. Pahlen (1746—1826), 1799 Graf, General der Kavallerie, 1801 Generalgouverneur von Petersburg, nahm 1804 seinen Abschied.

[3]) Vgl. o. S. 565. — [4]) Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin starb schon 1819 und kam nie zur Regierung.

Ursach, mit Krieg zu überziehen und ihm Finnland wegzunehmen, welches die Ursache der Entthronung des Königs von Schweden wurde; 3. die Türken, ebenfalls ohne alle Ursach, 1810 mit Krieg zu überziehen. Endlich hatte die Not, um sich gegen Napoleon besser zu verteidigen, den Alexander im Jahr 1812 bewogen, 4. einen Traktat mit Schweden einzugehen, wodurch diesem das den unschuldigen Dänen zu entreißende Norwegen garantiert wurde.

Wie nun die Kriege 1812, 13 und 14 eine so glückliche Wendung nahmen, glaubte Alexander, sich in kompletten Widerspruch mit Napoleon setzen zu müssen, und so wie dieser nur auf Gewalt und Selbstsucht gestanden hatte, wollte er nun lauter Gerechtigkeit, Mäßigung und allgemeines Wohlwollen zeigen. Wie die Franzosen seiner Eitelkeit schmeichelten und ihn in dieser Richtung seines Wollens möglichst bestärkten, und dadurch ohne Strafe aller ihrer Sünden davonkamen, ist in diesen Blättern schon gezeigt.[1])

Jetzt hatte der Fürst Metternich denselben Weg eingeschlagen. Er zeigte die Gefahr, die allen Thronen von dem revolutionären Wesen drohte, wie der Kaiser alles und vorzüglich seinen Ruhm zerstören würde, wenn er von dem gegen alle Revolutionärs aufgestellten Prinzip so bald abgehen wolle, als es sein Vorteil zu gebieten schiene; niemand werde glauben, daß er um anderer Ursach willen, als um von den Türken Provinzen zu erobern (denn ohne dies könne es nicht geschehen) den Griechen beistehe usw.; kurz, er wußte des Kaisers Eitelkeit, seinem angenommenen Charakter der Großmut und Uneigennützigkeit unter allen Umständen treu zu bleiben, dergestalt zu erregen, daß dieser gleich bei seiner Ankunft in Verona dem französischen Minister Chateaubriand erklärte: „In der Überzeugung von den Grundsätzen, auf welche er die heilige Allianz gegründet habe, müsse er mit seinem Beispiele vorangehen. Die Empörung der Griechen biete ihm Gelegenheit zu diesem Beispiel. Nichts würde der allgemeinen Stimmung Rußlands und seinem Interesse mehr entsprochen haben, als ein Religionskrieg mit den Türken. — Allein er habe geglaubt, in den Unruhen der Peloponnes *das revolutionäre Zeichen wahrzunehmen*, und von dem Augenblick an sei er zurückgetreten."

[1]) Vgl. o. S. 570, 581, 582.

Österreich aber wollte den Krieg gegen die Türken nicht, aus dem kleinlichsten Egoismus, und deshalb spielte sein Minister dem Kaiser diese gelungene Farce vor. Es fürchtete nämlich das Übergewicht Rußlands, wenn dieses den Krieg allein unternähme und glücklich beendigte, und konnte sich ebensowenig entschließen, selbst mit anzugreifen; daran verhinderten es die italienischen Angelegenheiten und die Zerrüttung der Finanzen; — darum zog es vor, die Griechen untergehen zu lassen, um an den Türken ruhige Nachbaren zu behalten.

Wie falsch und kleinlich dies geurteilt war, leuchtet sogleich ein, wenn man erwägt, daß Eroberungen in der Türkei Rußland unmöglich stärken und für Europa furchtbarer machen konnten. Was es dort nur irgend gewinnen konnte, waren niemals organisierte Provinzen, von denen man viele Steuern ziehen und aus denen man viele Soldaten ausheben konnte. Es waren vielmehr lauter wüste Strecken und ungezügelte Menschenmassen, welche erst organisiert und geregelt werden mußten! — Es waren Erwerbungen, die Rußland viele Jahre hindurch beschäftigt, von Europa abgewendet und nach Asien gezogen hätten! Wer also die Präponderanz Rußlands in Europa fürchtete, der mußte ihm nicht von der Unterstützung der Griechen abraten, sondern es vielmehr dazu anreizen.

So dachte aber Österreich nicht, und der Kaiser Alexander ließ sich, wie gesagt, von ihm am Narrenseile führen. Er verlor seinen Ruhm, seine Konsideration in Europa, und geriet in die seltsamsten Verlegenheiten. Sein Gesandter in Konstantinopel, der Graf Stroganow[1]) hatte sich so betragen, wie es die Ehre seiner Nation und die Pflicht eines Christen erheischten. Er war der wärmste Fürsprecher der gemißhandelten Griechen gewesen. Die Türken hatten keine Notiz davon genommen, sich zum Kriege gerüstet, und er hatte Konstantinopel verlassen. Infolge seiner veränderten Gesinnungen mußte Alexander ihn nun desavouieren und sich den Türken zu nähern suchen. Dies geschah unter Vermittelung Österreichs und Englands. Die erbärmlichsten Subterfugien[2]) wurden

[1]) Grigorij Alexandrowitsch Strogánow (1770—1857), rettete 1821 als Gesandter in Konstantinopel durch energisches Auftreten Tausenden von Griechen das Leben. — [2]) Ausflüchte.

hervorgesucht, um andere Beschwerden gegen die Türken herauszufinden, als die natürlichen, die Mißhandlungen der Griechen und den Gegensatz des Christen gegen den Türken. Man brachte die Ernennung der Hospodare[1]) in der Moldau und Walachei aus den gewohnten griechischen Familien, die freie Schiffahrt auf dem Bosporus und dergleichen futile Kleinigkeiten aufs Tapet, aber alle diese Subtilitäten scheiterten an dem gesunden Menschenverstande der Türken. Es ist merkwürdig, die diplomatischen Korrespondenzen aus jener Zeit zu lesen, wie siegreich die Türken alle Argumente der Russen zu Boden schlagen. — Das folgte ganz natürlich aus der falschen Stellung, in welche diese sich gesetzt hatten. Alexander mußte den Becher der Demütigung bis auf den Grund leeren und nach einigen Jahren eine Gelegenheit bei den Haaren ergreifen, um nur wieder einen Geschäftsträger nach Konstantinopel schicken zu dürfen.

Die armen Griechen boten alles mögliche auf, um die europäischen Mächte für sich zu gewinnen, sie schrieben an diese und erhielten keine Antwort, sie sendeten eine bittende Deputation nach Verona, die wurde nicht vorgelassen, und auf diesem Kongresse beschlossen, daß die Griechen Demagogen seien, die sich gegen ihren legitimen Herrscher, den Sultan, unrechtmäßigerweise auflehnten, den sie eigentlich lieben und verehren müßten. Hierauf reiseten die Monarchen fröhlich nach Hause, und die Griechen nahmen ferner keinen Rat an, als von ihrer Verzweiflung.

Sie hielten sich so, daß die Pforte ihnen nichts anhaben konnte, und selbst in diesem 1825. Jahre, wo Ibrahim Pascha,[2]) der Sohn des merkwürdigen Pascha von Ägypten, mit einem Heere disziplinierter Ägypter und Araber in Morea hauset, scheint mir deren Sache noch nicht schlecht zu stehen. Ibrahim ist in Morea wie Napoleon in Spanien. Wo er mit seiner Masse steht, da spielt er den Meister — aber auch nicht einen Schritt weiter. Wer von den Seinigen sich aus der Masse entfernt, wird totgeschlagen. Wahrscheinlich hätten die

[1]) Hospodar (Gospodar, slawisch Herr) war der Titel der ehemaligen Fürsten der Moldau und Walachei.

[2]) Vizekönig von Ägypten (1789—1848), befehligte 1824 die ägyptische Flotte im Ägäischen Meer zur Unterstützung der Türken, landete 1825 in Morea. Er wurde 1827 von den Schutzmächten gezwungen, den Peloponnes zu räumen.

Griechen in den seit dem Kongresse von Verona verflossenen drei Jahren schon längst obgesiegt, wenn nicht die christlichen Mächte, — es ist eine Schande, es sagen zu müssen, — den Türken beigestanden hätten. Sie unterstützten ihre schändlichen, gottvergessenen Kaufleute, die den Türken Waffen und Munition zuführten und ihnen Schiffe zum Truppentransport vermieteten. — Wenn dann die Griechen auf der See den Meister spielten, so gaben die christlichen Mächte jenen Schiffen Konvoi und führten sie sicher in die türkischen Häfen, weil die Griechen, aus Furcht, sich jene Mächte auch auf den Hals zu ziehen, solche gottlose Konvoi respektierten.

Vor allem zeichnete sich hierin Österreich aus. Es setzte seine Ehre darin, in der Türkenfreundschaft und in Verfolgung seiner Mitchristen konsequent zu sein. Seine gottlose Zeitung, der „Österreichische Beobachter", befleißigte sich, die Türken zu preisen, ihre Legitimität und Macht zu erheben, ihre Schandtaten zu verdecken, und auf der anderen Seite die Zwietracht der Griechen zu verhöhnen, ihre geringe Macht zu verspotten und ihre Grausamkeiten, die denn natürlicherweise auch nicht fehlten, höchst selbstgefällig zu übertreiben.

Ohne sich so weit zu erniedrigen, ging England, solange Castlereagh[1]) Minister war, aus Handelspolitik, die nur den nächsten Gewinn betrachtet, denselben Weg. Nachdem aber dieser sich den Hals abgeschnitten hatte und Canning Minister geworden war, trat es nach und nach auf die andere Seite. Es fing an, verfolgten Griechen auf den Jonischen Inseln Schutz zu gewähren, die Geldunterstützungen der Griechenvereine zu gestatten, sie nach ihren Bestimmungsorten zu geleiten, ja sogar die griechischen Blockaden zu respektieren. — Da England nun zu gleicher Zeit die neuen Regierungen in Amerika anerkannte, die sich von der spanischen Oberherrschaft freigemacht hatten (Mexiko, Guatemala, Kolumbien, Peru, Chili, Buenos-Ayres[2])) und sich dadurch unzuberechnende Handelsvorteile sicherte, so fingen die übrigen europäischen Mächte an, auf sein Betragen gegen Griechenland aufmerksam zu werden. Es war nämlich nicht schwer, einzusehen, daß, wenn England in Hinsicht Griechenlands demselben Prinzip folgte, es von der Ver-

[1]) Vgl. o. S. 613 Anm. 1. — [2]) Heute Argentinien.

bindung mit dieser lebhaften und industriösen Nation ganz andere Vorteile (wenigstens in der Folge) ziehen mußte, als von seinem gegenwärtigen Handel mit den Türken, einem Volke, das ewig stationär bleibt, das nicht einmal zu erhalten, viel weniger zu schaffen versteht, sondern ewig zerstört.

Es fing also der Neid an, sich gegen England zu regen. In diesem Augenblick gibt es Konferenzen über Konferenzen in den Kabinetten, und es ist nicht unmöglich, daß der Neid und die Aussicht auf Handelsgewinn bewirken werden, was Vernunft, Christenpflicht und eine gesunde Politik schon längst hätte anraten sollen. So werden wir also vielleicht erleben, daß die Türkenfreunde unter den Christen und hoffentlich auch ihr Haupt, Österreich, dieser ihrer so öffentlich zur Schau getragenen Freundschaft entsagen und aus Gewinnsucht das tun werden, wozu sie durch den Anblick der Martern und des Untergangs so vieler ihrer Mitchristen nicht bewogen werden konnten.[1]) —

Nun zu den vaterländischen Angelegenheiten. Wir haben unsern König dabei verlassen, wie er die Unfähigkeit und den Leichtsinn seines Staatskanzlers zu merken anfing und Umtriebe machte, um ihn loszuwerden, da er sich nicht entschließen konnte, ihn, wie es sich gebührte, ohne weiteres zu verabschieden. Diese Umtriebe halfen ihm aber zu nichts, denn Hardenberg wollte sie nicht verstehen und blieb auf seinem Posten.

Dem König konnte, seiner Persönlichkeit nach, kein anderes Mittel einfallen, die Staatsangelegenheiten in einen besseren Gang zu bringen, als einen anderen Mann zu suchen, den er an Hardenbergs Stelle setzen und auf den er seine eigene Verantwortlichkeit ebenso ablagern könnte, wie er es seit zwölf Jahren auf Hardenbergs Schultern getan hatte. Er warf seine Augen auf den seit 1807 verabschiedeten Minister v. Voß[2]), und obzwar dieser auch schon hoch in den Sechzigen und nur wenige Jahre jünger war als Hardenberg, so war doch die Wahl insofern gut, da dieser ein bewährter Administrator war, ein bekannter tüchtiger und sparsamer Finanzier, ein Feind alle des seit jener Zeit eingerissenen Un-

[1]) Über den Fortgang des griechischen Befreiungskampfes vgl. u. S. 700 ff.

[2]) Otto Karl Friedrich v. Voß (1755—1823), vgl. o. S. 114.

weſens, voller Tätigkeit und Einſicht und der einzige, der noch aus der alten[1]) Verwaltung her die Erfahrung mitbringen konnte, daß es eine andere Art der Adminiſtration gebe, als die, die nur zerſtört, von Theorie zu Theorie und von Hypotheſe zu Hypotheſe jagt, die Zukunft jederzeit der Gegenwart aufopfert,[2]) und indem ſie alle öffentlichen und Privatkapitale verſchlingt, nichts anderes an ihre Stelle zu ſetzen weiß, als Schulden und erhöhte Steuern. Außer ihm, dem Miniſter Voß, war ſchon alles in dem neuen Syſtem aufgewachſen, und andere zu berufen, die noch nicht als Beamte fungiert hätten und an deren Spitze ſelbſt zu regieren, dazu hätte ſich Friedrich Wilhelm niemals entſchließen können.

Alſo war die Wahl gut. Aber der König konnte ſich nicht nur nicht entſchließen, den Hardenberg fortzuſchicken und den Voß zu berufen, ſondern er getrauete ſich nicht einmal ihn zu ſehen, damit Hardenberg nicht Mißtrauen ſchöpfen möchte. Er ſtand alſo mehrere Jahre lang in einer geheimen Korreſpondenz mit ihm, teilte ihm die Hardenbergſchen Entwürfe (und namentlich die berüchtigte Kommunalordnung[3]), die er dieſem nachher vor die Füße warf) mit, und befolgte ſeinen Rat inſofern, daß er nun doch viele Dinge nicht genehmigte, die ohne dies durchgegangen wären. Wie er nun endlich das Bedürfnis fühlte, den Voß doch auch einmal zu ſprechen, unternahm er eine Reiſe nach Strelitz, blieb auf dem Rückwege zu Nacht in einer Glashütte unweit Rheinsberg, und dahin mußte Voß, der ſich in Havelberg aufhielt, insgeheim kommen, und ſo kam der König in der Überzeugung nach Berlin zurück, daß Hardenberg von dieſer Unterredung nichts erfahren würde.

Endlich überwand er ſich doch inſoweit, daß dem Voß die Leitung der ſtändiſchen Beratungen, unter Vorſitz des Kronprinzen[4]), übertragen, und dieſe Sache der Einmiſchung Hardenbergs ganz entzogen wurde. Dies hatte die gute Folge, daß der Kronprinz wenigſtens eine ziemlich genaue Kenntnis der Landesangelegenheiten und der Landesnot bekam.

---

[1]) d. h. vor Stein-Hardenbergſchen, vor allem Fridericianiſchen.

[2]) Durch Aufnahme großer Staats-Anleihen uſw., vgl. o. S. 601 f., 629 f., 633 f.

[3]) Vgl. Treitſchke, Deutſche Geſchichte III, 108 ff., 116, 172 f., 228 f. Die Entwürfe der Kommiſſion wurden im Mai 1821 vom König endgültig verworfen.

[4]) Vgl. o. S. 638.

Mit der Hardenbergschen Administration wollte es gar nicht mehr fort. Die englische Anleihe von 1817,[1]) bei deren Abschluß verloren wurden . . . 13 224 080 Tlr.
und die jährlich Zinsen kostete . 2 328 106 Tlr.,
die Prämienlotterie vom Januar 1821, bei welcher verloren wurden . . . . . 11 164 800 Tlr.
und jährlich Zinsen kostete . . 1 080 000 Tlr.
waren durch die Gurgel gejagt und es mußte am 1. Mai 1822 schon wieder eine Anleihe in London gemacht werden. — Es wurden nämlich 24 500 000 Tlr. in Staatsschuldscheinen verpfändet, und in Partial-Obligationen zu 5% und 1% Amortisation verkauft. Es ist nicht bekannt geworden, zu welchem Kurs der Verkauf geschah, aber anzunehmen ist, daß er nicht vorteilhafter war, als der der ersten Anleihe von 1817, also 75%. Dies vorausgesetzt, so hätten wir 18 Millionen bekommen für verpfändete 24, mithin verloren . . . . . 6 000 000 Tlr.
und 18 Millionen jährlich mit 6% zu verzinsen, beträgt jährlich 1 080 000 Tlr.

So daß also dieser leichtsinnigste aller Finanziers in fünf Jahren bei seinen Anleihen den Wucherern geschenkt hatte . . . . . 30 388 880 Tlr.
und dem Lande eine jährliche Ausgabe aufgelegt von . . . 4 488 106 Tlr.

Während die Anleihen selbst betrugen:
1. die von 1817 6 983 612 Pfd. Sterl. oder 46 557 420 Tlr.

[1]) Vgl. o. S. 601 f.

2. die von 1821 . . . . . 30 000 000 Tlr.
3. „ „ 1822 . . . . . 18 000 000 Tlr.

Diese — die Anleihe von 1822 — mit der Gefahr, bei nicht richtiger Zins- und Kapitalszahlung 24 Millionen Staatsschuldscheine verkauft zu sehen und schuldig zu sein.

In Summa also Schulden gemacht in fünf Friedensjahren . . . . . 94 557 420 Tlr.[1])

Aber noch verderblicher als die Schuld selbst war die Stellung, in welche Hardenberg den König zu derselben und zu seinem Volke zu setzen gewußt hatte. Bisher hatten weder jener noch dieses anders gewußt und an etwas anderes gedacht, als daß sie beide eines und unzertrennlich wären. Der König war immer erschienen als der Erste unter seinem Volke, als dessen Haupt und als der Vornehmste unter den Besitzenden. Die unhaltbare Hypothese, daß es einen Staat außerhalb des Königs und des Volkes gäbe, einen Staat, von welchem beide in ihrer eigentümlichsten Persönlichkeit nicht integrierende und durchaus notwendige Teile wären, war bei uns noch gar nicht aufgekommen. Daher hatten beide auch immer Freude und Leid miteinander getragen; florierte das Land, so florierte der König mit, und war das Land reich oder arm, so war es der König ebenfalls mit ihm.

Seit aber Hardenberg den König auf eine gewisse Pension

[1]) Daß Hardenbergs Finanzpolitik in der Tat an großen Mängeln litt, vor allem so lange sein Vetter Bülow Finanzminister war (bis Ende 1817), läßt sich nicht leugnen; unter dessen Nachfolger Klewitz wurde die Lage der Finanzen bedeutend besser. Marwitz übersieht bei seinen scharfen Urteilen, daß in den Jahren nach 1815 ganz Mittel- und Westeuropa von einer schweren Wirtschaftskrisis heimgesucht wurde und wie tief die Wunden waren, die nach dem Kriege geheilt werden mußten; wie kostspielig die notwendige Neu-Organisation der preußischen Verwaltung war; er übersieht auch, wie schwer es damals war, unter leidlichen Bedingungen eine auswärtige Anleihe zustande zu bringen, da Preußen im 18. Jahrhundert überhaupt noch keinen auswärtigen Staatskredit genossen hatte; war doch selbst Niebuhr mit dem Versuch einer Anleihe in Holland 1808 fast völlig gescheitert. — Um die Schwere der wirtschaftlichen Krisis zu beleuchten, mag ein Beispiel genügen: Im Sommer 1806 galt in der Kurmark der Wispel Roggen nach Marwitz' Angabe 90—94 Taler, der Wispel Gerste 62½ Taler (vgl. o. S. 266, Anm. 1), 1824: der Wispel Roggen 28, der Wispel Hafer 16 Taler! (Ständ. Archiv der Mark Brandenburg.) — Vgl. über Preußens finanzielle Lage nach 1815 Treitschke II, 203 ff.

gesetzt, ihn dadurch aus den Reihen der Besitzenden und Angesessenen hinausgestoßen und in die der Salarierten gestellt, aus einem Bezahlenden ihn in einen Bezahlten, aus dem geborenen Haupte des Landes ihn in einen Beamten verwandelt hatte, wurde alles anders. Der König machte nun bande à part[1]), und da seine Pension (2 500 000 Taler) höher war, als er sonst je Geld gebraucht hatte, so geriet er gerade in den umgekehrten Zustand gegen sein Land. Während hier die Einkünfte nicht reichten und alles in Not geriet, war bei ihm Überschuß, und während hier jährlich Schulden gemacht werden mußten, sammelte er einen Privatschatz. War es also ein Wunder, wenn die Not des Landes ihn weniger berührte? Anfangs hatte er nicht gewußt, was er mit seinen Überschüssen beginnen sollte, aber der Präsident der Seehandlung und des Staatsschuldenwesens, Rother[2]) (unter allen Parvenüs der geschickteste; er war gemeiner Soldat, Unteroffizier und Regimentsschreiber gewesen und 1813 [1810] als Schreiber in Hardenbergs Bureau geraten), half ihm aus der Not. Er ließ sich diese Überschüsse geben, benutzte sie bei der Seehandlung und machte so den Privatschatz immer größer und den König privatim immer reicher, während dieser als Landesherr täglich ärmer wurde.

So sehr der König in seinen früheren Jahren den Veränderungen, der Kunst und dem Bauwesen abhold gewesen war, so sehr hatte er Geschmack an diesen Dingen gefunden, seit er so viel in der Welt sich umhergetrieben hatte. Er kaufte Kunstsammlungen (die Giustinianische Galerie, die Sammlung des Engländers Solly), wo er sie nur bekommen konnte, ließ Statuen machen, baute Brücken in Berlin, Museen daselbst (erst eines in dem alten Akademiegebäude und dann, nachdem hier 500 000 Taler verschwendet waren, ein anderes[3]) daselbst mitten in der Spree, wo Millionen in den Grund gerammt wurden, nachdem es sich gezeigt hatte, daß das frühere unbrauchbar war, durch den vielen Salpeter, der in den Wänden steckte, weil das untere Stock hundert Jahr lang zu Ställen

[1]) Sonderte sich ab, bildete eine Partei für sich.

[2]) Christian (v.) Rother (1778—1849), Sohn eines schlichten Landmanns, 1815 Bevollmächtigter bei der Verteilung der französischen Kriegsentschädigung, 1836—48 Finanzminister, als solcher verdient.

[3]) Das jetzige alte Museum auf der „Museumsinsel", 1824—28 von Schinkel erbaut.

gedient hatte! ein Übelstand, den jeder Maurergeselle vor der Ausführung vorher prophezeien konnte!) — ein ungeheures Komödienhaus,[1]) in welches ein ganz kleines Theater appliziert wurde, Chausseen durch das ganze Land usw., alles, solange die große Konfusion gedauert hatte, aus den Staatsgeldern, nachher — wie es wenigstens scheint — aus dem Privatschatze.

So entstand denn der ärgerliche Kontrast, daß, während das Land arm wurde und zugrunde ging, in der Hauptstadt die größte Opulenz zur Schau getragen wurde, mit welcher nur der Luxus und die Verschwendung der Beamten, der Juden, Wucherer und Spekulanten gleichen Schritt hielt. Wären des Königs Gelder, statt in meist unnützen Bauwerken verschwendet zu werden, den verarmten Provinzen zugute gekommen, so hätte viel dadurch bewirkt werden können. Friedrich der Große gab der Provinz Pommern nach dem siebenjährigen Kriege eine Million,[2]) die noch jetzt ihre Früchte trägt, indem sie den Grundbesitzern zinslos ausgeliehen wird; diese bezahlen damit ihre Schulden und erstatten das Kapital durch die ersparten Zinsen, und indem selbiges dann einem andern zugute kömmt, hat diese eine Million gewiß schon zehn Millionen Schulden in Pommern getilgt.

Die Lobpreiser der jetzigen verkehrten Wirtschaft rühmten die Unterstützung, die dadurch den Arbeitern gegeben würde; aber sie irrten. Die wenigen Arbeiter, die in Berlin der Unterstützung bedürfen mochten, hätten mit dem zehnten Teil der verschwendeten Gelder in Tätigkeit gesetzt werden können. Da aber das Bauen im Übermaß geschah, so hatte es die Folge, daß die Taglöhner vom Lande in die Stadt liefen, wo für leichtere Arbeit ein übermäßiger Lohn gegeben wurde (der Wert von dreiviertel bis ein Scheffel Roggen täglich), — ihre Feldarbeit liegen ließen und so, da sie den Gewinst großenteils in Branntwein versoffen, liederlich und zugleich unstät und heimatlos wurden. Dasselbe war der Fall bei den vielen Chausseebauten,[3]) die, weit entfernt, dem Lande irgend einen Nutzen zu bringen, zunächst allemal den Effekt äußerten, daß auf zwei

[1]) Das jetzige Schauspielhaus, nach dem Brande des alten (1817) 1819—21 von Schinkel erbaut.

[2]) Vgl. über das „Retablissement" Pommerns Koser, Friedrich der Große, II, 354 f., 361.

[3]) Friedrich d. Gr. hatte bekanntlich (ganz anders als Napoleon) noch keine Chaussee gebaut; auch hier ist Marwitz Anhänger des alten Regimes.

Meilen Breite längs dem Strich, den sie gelegt wurden, alles Volk seine Heimat und seinen ruhigen Erwerb verließ, um dem augenblicklichen größeren Gewinn nachzulaufen, den sie wieder verloren, sobald die Chaussee fertig war. Alle diese Ausgaben waren also unfruchtbar und dergleichen Verschwendungen schaden dadurch am meisten, daß sie den arbeitsamen Klassen (worunter hier nicht die tolle Masse, sondern die steuerzahlenden[1]) verstanden werden) nichts von dem zurückgeben, was sie ihnen durch die Steuer rauben.

Die größte Desorganisation wurde aber in das platte Land (sowie in die Städte durch die Gewerbefreiheit) durch die Gemeinheitsteilungs[2])-Edikte und durch die Generalkommissionen gebracht, welche eingesetzt waren, um sie in Ausführung zu bringen. Wie schon die meisten Gesetze von 1811, so laborierte auch dies an dem greulichen Makel, daß etwas, das in jedem einzelnen Fall unbedingt als eine Ungerechtigkeit erkannt werden mußte, nun auf einmal Recht sein sollte, weil es, zu einem Gesetz erhoben, allgemeine Gültigkeit haben sollte. Nicht der freie Wille der Parteien, oder ihre gegenseitige Konvenienz, sondern gewisse theoretisch aufgefundene Grundsätze mußten den Separationen zur Grundlage dienen. Es war nicht erlaubt, sich nach anderen Grundsätzen zu vergleichen und sich z. B. von dem Eigentum, das man einem anderen zu überlassen gezwungen wurde, irgend einen Dienst oder irgend einen Anteil zu reservieren, sondern alles mußte mit Geld ablöslich und wandelbar gemacht werden.

Dazu kam, daß sich größtenteils nur die schlechtesten Subjekte zu solchem heillosen Geschäfte hergaben, daß die Unterbeamten, das Heer der Ökonomiekommissarien und Feldmesser, die dazu gebraucht wurden, aus nichts anderem bestehen konnten, als aus bankerotten und verlaufenen Ökonomen (denn welcher redliche Mann, der ein ordentliches Geschäft trieb, hatte Zeit dazu?) und aus Bengeln, die eben der Schule entlaufen, dazu gebraucht wurden, das Eigentum angesessener Leute zu taxieren und auf einen anderen Fleck zu versetzen; endlich, eine unmäßig hohe Sportultaxe, welche diese Vagabunden bereicherte und für diejenigen,

[1]) d. h. vor allem die Grundbesitzer. — [2]) Zur Aufteilung der Gemeindeländereien (Allmenden.) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 106 f. Die „Gemeinheitsteilungsordnung" wurde am 7. Juni 1821 Gesetz.

die sie bezahlen mußten, die drückendste aller Abgaben wurde; denn keine Feldmark konnte ohne einen Aufwand von einigen Tausend Talern separiert werden. Und wer es versuchte, ohne dies Geschmeiß fertig zu werden, und in Übereinstimmung aller Teilnehmer das Geschäft selbst zu Ende brachte,[1]) dem half auch dies nichts, denn die Auseinandersetzung war ungültig, so lange die Generalkommission sie nicht bestätigte, und wenn sie ihr zu dem Ende vorgelegt wurde, so fing sie die Sache von vorn wieder an und zog ihre Sportuln, wie ich dies bei Mündeln, denen v. Burgsdorff in Reitwein,[2]) selbst erlebt habe.

Da Hardenbergs ehemaliger Bedienter und nachherige Freund, der verrückte Scharnweber,[3]) der alle diese Gesetze gemacht hatte, selber ein Rittergut besaß, so waren die Auseinandersetzungen im allgemeinen vorteilhaft für die Grundherrschaft, *wenn* sie genug Vermögen besaß, die größere Grundfläche, die sie für aufgehobene Dienste, aufgehobene Schäferei-Gerechtigkeit usw. erhielt, gehörig einzurichten, mit Inventarium zu besetzen und die starken Wirtschaftsausgaben zu tragen, indem sie jetzt alles bar bezahlen mußte, was sie sonst größtenteils umsonst erhalten hatte. — Sie ging aber zugrunde, wenn es ihr an diesem Vermögen fehlte, und das war beinahe allenthalben der Fall. Die größeren Bauergüter fuhren in der Regel gut dabei, da sie nun ihren Acker beisammen und zu willkürlicher Disposition erhielten; — die kleinen Bauern, Kossäten und Büdner machten aber sämtlich bankerott,[4]) denn bisher hatten sie genug Acker gehabt, um zu leben, und so viel Zeit übrig, um ihrer Herrschaft gewisse Dienste zu leisten. Jetzt wurden diese zu Gelde berechnet und sie mußten entweder einen Teil ihrer Grundstücke oder eine jährliche Rente abgeben; woraus denn klar folgte, daß der Überrest nicht mehr hinreichte, um sie zu ernähren, denn da sie jetzt während der Zeit faullenzten, wo sie sonst ihrer Herrschaft geholfen hatten, so ist klar, daß dieses Stillsitzen ihnen keine Geldeinnahme gewähren konnte.

Aus dieser heillosen Wirtschaft entsprang ein anderes Übel,

[1]) Das tat Marwitz. — [2]) Vgl. o. S. 70, Anm. 8. — [3]) Vgl. o. S. 591.

[4]) Wenigstens zum Teil, wie von angesehenen Nationalökonomen der Gegenwart bestätigt wird. Es ist kein Zweifel, daß die Gemeinheitsteilung zu radikal durchgeführt worden ist.

nämlich die frevelhaften Brandstiftungen. Wer seinen Acker entfernt vom Dorfe zugewiesen bekam, der zündete seine Gebäude an und erbaute sich von den Feuerkassengeldern, die er erhielt, neue am bequemen Ort. Dies führte Holzhändler, eine Menge von Zimmerleuten, Maurern und Ziegeleien herbei, von denen einer immer wohlfeiler baute und lieferte, wie der andere. Hierdurch entstand, daß man beim Abbrennen, außer den neuen und bequemeren Gebäuden, die man erhielt, noch Profit machte und Schulden abzahlen und besser leben konnte. Dadurch wurden die Brandstiftungen zu einem einträglichen Gewerbe, vermehrten sich aufs schamloseste und die Feuerkasse wurde zu einem Tribut, den die Ordentlichen den Ruchlosen zahlen mußten.[1])

Dazu kam die Leichtigkeit des Parzellierens und des Schuldenmachens. Von unverschuldbaren Majoraten, die unsere Laß-Bauergüter[2]) eigentlich bisher gewesen waren (denn der Grundherr konnte sie der Familie nicht entziehen, die darauf saß), waren sie reine Allodien geworden. Sie fanden daher für den Anfang gewaltigen hypothekarischen Kredit, und die Bauern, denen dies etwas Neues war, benutzten ihn aufs leichtsinnigste zum Wohlleben, zu Ausstattung der Töchter usw.[3]) Sie teilten ihre Grundstücke unter ihre Kinder, damit ein jeder Eigentümer sei, und die Hypothekengeschäfte mehrten sich so gewaltig, daß die Untergerichte nicht mehr imstande waren, sie in Ordnung zu halten. — So war denn die ganze Verwaltung Hardenbergs nichts mehr und nichts minder, als eine fortdauernde Beutelschneiderei. Seine Gehülfen waren seiner würdig. Unter allen seinen Angestellten war auch nicht ein einziger angesessener Mann zu finden. Alles war heimatlos, und wenn er irgendwo einen neuen Speichellecker zu versorgen hatte, so wurde ein neuer Posten für ihn erfunden, oder ein neues Gesetz gemacht, durch dessen Anwendung jenem Burschen Gewinn zufließen mußte. —

Die auswärtigen Angelegenheiten hatte er, nachdem er durch stete Eingriffe und Falschheiten die Geduld des Grafen Goltz[4]) erschöpft hatte, eine Zeitlang selber geleitet. Allein, wie ihm die

[1]) Marwitz hat auf dem dritten und vierten Provinziallandtag (1829/31) und im Staatsrat bei Beratung von Feuerversicherungsgesetzen usw. viel gegen ländliche Brandstiftung zu kämpfen gehabt. — [2]) Vgl. o. S. 43, Anm. 1. — [3]) Vgl. o. S. 603[1].

[4]) Graf August Friedrich Ferdinand v. d. Goltz (1765—1832); vgl. o. S. 394, 483.

Sache bei seinem vorrückenden Alter und immerwährenden unstäten Eingreifen in alle Geschäfte zu schwer wurde, mußte er sich nach einem andern gehorsamen Minister umsehen. Da seine Kreaturen, ungeachtet er deren genug als Gesandte angestellt hatte, doch zu verzweifelt ignoble Figuren spielten, um sie in der Residenz den fremden Gesandten gegenüberstellen zu können, so warf er seine Augen auf den dänischen Grafen Bernstorff,[1]) dem es an einem guten Exterieur nicht fehlte und der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Dänemark in der Periode, wo dies Land durch seine schwankende Politik von einem blühenden Zustande ins Elend herabgesunken war, und dann als Gesandter, Beweise genug von seiner Nullität gegeben hatte. Diese Wahl war dem König willkommen, der eine inwohnende Neigung für alles Fremde hat und dem jeder Fremde immer besser und angesehener erscheint, als seine Untertanen. Bernstorff machte sich seine Bedingungen. Seine Schulden mußten mit 100 000 Talern bezahlt werden, er mußte den Schwarzen Adlerorden bekommen (den zwar eine Menge Fremder, aber beinahe kein einheimischer Staatsdiener hatte) und seiner Frau mußte eine bedeutende Pension nach seinem Tode versichert werden, während im Lande keine Witwe auch des verdientesten Generals oder Ministers je eine Pension mehr bekömmt, vielmehr jedermann gezwungen wird, der Witwenkasse beizutreten und bei seiner Verheiratung Vermögen nachzuweisen, damit seine Hinterbliebenen Sr. Majestät nicht zur Last fallen.[2])

[1]) Graf Christian Günther v. Bernstorff war 1769 in Kopenhagen geboren, wurde 1797 als Nachfolger seines Vaters Minister des Auswärtigen, trat 1810 zurück, wurde dänischer Gesandter in Berlin und war 1818—31 preußischer Minister des Auswärtigen. Er starb 1835. Vgl. auch Treitschke, II, 458 ff.

[2]) Diese bitteren Worte sind der Niederschlag eines langen Kampfes, den Marwitz mit der Regierung zu bestehen hatte, um seine Befreiung vom Beitritt zur Militärwitwenkasse zu erwirken, was ihm auch schließlich gelang. — An einer anderen Stelle, (in den „Nachrichten aus meinem Leben"), wo Marwitz auf die Berufung des Grafen Bernstorff zu sprechen kommt, heißt es: „Hardenberg fiel auf den dänischen Minister Grafen Bernstorff, wahrscheinlich weil die dänische Politik unter diesem so geführt worden war, daß Dänemark sich jetzt ohne Flotte, ohne Geld, ohne Norwegen und ohne Konsideration in Europa befand. Bernstorff verlangte, wenn er in unsere Dienste treten sollte: 100 000 Thlr. geschenkt, den Schwarzen Adlerorden, 12 000 Thlr. Gehalt, 6000 Thlr. Pension an seine Witwe. Er hat alles erhalten und die fremde Frau wird ihre Pension auch bekommen." (Geschrieben 1834.)

So wurde dem Lande und dem ganzen Europa das Skandal gegeben, daß in dem ganzen Königreich Preußen niemand für fähig erachtet wurde, die auswärtigen Angelegenheiten des Landes zu leiten, sondern daß ein Däne die Diplomatik seines Landes verlassen mußte, um gleich des andern Tages die preußische zu leiten. Wenn man solchem Überkömmling auch alle möglichen Tugenden von vornherein zugestehen will, so konnte er doch das niemals haben, worauf es gerade in diesem Posten einzig und allein ankommt, nämlich preußischen Charakter, preußische Ehre und ein preußisches Herz! —

Unterdessen waren, um die Zeit wie der Kongreß von Verona herannahte [Okt. 1822], die Beratungen mit den Ständen der verschiedenen Provinzen unter Vorsitz des Kronprinzen geendigt worden.[1]) Der König wollte diese Gelegenheit zu einer Luftreise durch Italien benutzen und übertrug die Regierung während seiner Abwesenheit dem Kronprinzen. Zugleich, mit den vorerwähnten Arbeiten zufrieden, überwand er sich wirklich, vielleicht ohne zu wissen, was er tat, insoweit, daß er den Minister Voß zum Vizepräsidenten des Staatsrats ernannte. Jedoch reisete er selbst erst davon und ließ Hardenberg, der nichts weniger ahnete, diese seine Ernennung erst insinuieren, nachdem er schon fort war und dieser ihn nicht mehr inkommodieren konnte.

Der Staatsrat[2]) war ein monstruöses Ding, zusammengesetzt aus den Ministern und deren Beamten, also aus denselben Personen, deren Verfahren er regeln sollte, und aus einigen andern heimatlosen Theoretikern, so daß ebenfalls kein einziger im Lande angesessener Mann darin zu erblicken war. Die Prinzen und einige andere in Berlin wohnende Generale verstanden zu wenig von Landesangelegenheiten, als daß sie jemals bei dem besten Willen den Ausschlag geben konnten, und Hardenberg, der eigentlich den Vorsitz führen sollte, hatte sich beinahe von Anfang an davon dispensiert, wodurch er erreichte, daß auch der Staatsrat keine Entscheidung mehr geben konnte, sondern zu einer bloß beratenden Behörde wurde, die ihm, als Staatskanzler, immer wieder in die Hände fiel.

[1]) Erst im März 1823. Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte III, 236.

[2]) Vgl. o. S. 620. Treitschke, a. a. O. II, 197 f.

Nun war aber mit einem Male ein Vizepräsident da, mit dem Vertrauen des Kronprinzen, der die Regierung führte! Es blieb also dem Hardenberg nichts anders übrig, als selbst dem Staatsrat zu präsidieren, wo er der Erfahrenheit des Ministers Voß und dem Kronprinzen gegenüber eine schlechte Rolle würde gespielt haben, oder zu gewärtigen, daß die wichtigsten Dinge ohne sein Vorwissen durchgehen und dem abwesenden König zur Bestätigung nachgeschickt werden würden. Er ergriff hierbei die klügste Partei, schützte die Notwendigkeit vor, selbst bei den Verhandlungen in Verona gegenwärtig zu sein, und reiste sogleich dahin ab, um bei dem König alles in die Hände zu bekommen, was an diesen gelangen würde.

Diese Reise war ein Skandal, wie seine ganze Lebensweise es immer gewesen war. Er hatte immer Maitressen gehabt, seit einigen Jahren aber hielt er sich eine gewissen Mlle. Hähnel, die sich kurz vor der in Rede stehenden Reise mit einem Spieler, der sich Herr v. Kimsky nannte, verheiratet hatte — und diese mußte ihn durch Magnetisieren, welches sie verstand, ergötzen. Diese Mlle. Hähnel mit ihrem Herrn v. Kimsky fuhren mit dem alten Sünder vor aller Welt Augen in einem Wagen; außerdem hatte er deren noch fünf oder sechs, mit seiner Dienerschaft und anderen Kreaturen und Beutelschneidern bei sich. Diese saubere Gesellschaft plünderte ihn so aus, daß, ungeachtet er über 100000 Taler, die er vor seiner Abreise aus Staatskassen erhob,[1]) mitgenommen hatte, man dennoch, bei seinem nach zwei Monaten erfolgten Tode, nichts bei ihm fand. Der König war vermutlich sehr verwundert, ihn mit einem Male hinter sich herkommen zu sehen, indessen war Hardenbergs Zeit vorbei und er konnte keinen Schaden mehr anrichten. — Schon gänzlich entnervt, ist es zweifelhaft, ob er mehr durch die Reise oder durch die Manipulationen der sogenannten Frau v. Kimsky heruntergebracht wurde, — kurz, er konnte schon in Verona an keinem Geschäfte teilnehmen, entschloß sich daher zu einer Reise nach Süden und starb in Genua am 26. November 1822, dreiundsiebzig Jahr alt.[2]) —

Während nun die Konferenzen in Verona zwischen dem Kaiser Alexander in Person und dem Fürsten Metternich, sowie den fran-

[1]) Hardenberg erhielt kein festes Gehalt, sondern durfte beliebig seine finanziellen Bedürfnisse aus der Staatskasse decken.

[2]) Genau 72 alt, im 73sten. Hardenberg war am 31. Mai 1750 geboren.

zösischen Gesandten, Herzog v. Montmorency[1]) und Vicomte Chateaubriand und dem Herzog Wellington ihren Gang gingen, über das Schicksal Spaniens entschieden und die Griechen ihrem Schicksal überlassen wurden, fand unser König keinen Gefallen daran, sondern machte eine Lustreise über Rom bis nach Neapel. So waren König und Staatskanzler fort und unser Interesse lag lediglich in den Händen unseres dänischen Grafen Bernstorff. Dieser aber, der häufig am Podagra litt, legte sich zu Bett, und hatten wir denn keinen anderen Diplomaten da, als einen Juden[2]) mit Namen Philipsborn,[3]) der in seiner Jugend in Schwedt von den Offizieren des damaligen Dragoner-Regiments Prinz Louis zum Verschicken[4]) und zu Scherzen in der Wachtstube gebraucht worden war, in dieser Zeit aber, wo alle Talente hervorgesucht wurden, Gott weiß, auf welche Weise, an Hardenberg geraten, durch ihn nach und nach zum Geheimen Legationsrat befördert worden war und nun unter jenen Ministern das Königreich Preußen und sein Interesse repräsentieren sollte. Er wurde natürlich in der ihm gebührenden Nullität und Entfernung gehalten, aber begreiflicherweise Preußen mit ihm. — Der Kongreß von Verona endete am 14. Dezember 1822 und unser König kam erst am 4. Januar 1823 von seiner italienischen Lustreise nach Berlin zurück.

Die lange Hardenbergsche Konfusion war begreiflicherweise durch dessen Abwesenheit und Tod natürlich noch ärger geworden; es war also dringend nötig, doch wieder irgend etwas zu organisieren. Da der König nun von keiner Rücksicht mehr abgehalten war, so ernannte er den Minister Voß zum Präsidenten des Staatsrats und des Staatsministeriums, das heißt, er gab ihm ungefähr alle Geschäfte Hardenbergs in die Hände, hoffend, daß er nun wohl alles einrichten werde. — Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Voß, achtundsechzig Jahr alt, stürzte sich mit jugendlichem Eifer in die Geschäfte, überarbeitete sich, da er die Hardenbergschen Kreaturen weder gebrauchen konnte noch wollte, erkältete sich, wie er aus dem Staatsrat kam, dessen Fußboden geheizt wird,

[1]) Vgl. o. S. 655 Anm. 8. — [2]) Natürlich einen getauften! [v. M.]

[3]) Philipsborn, ein geschickter Journalist, (1784—1848), war 1826—34 Redakteur der Preußischen Staatszeitung, später vortr. Rat im Minist. d. Auswärtigen.

[4]) Also als Faktor. [v. M.]

erkältete sich von neuem auf seinem Gute Buch, welches grade in den Tagen gänzlich abbrannte, erkältete sich wieder bei seinem ersten Vortrag beim König, wohin er nicht anders als in Schuh und Strümpfen hatte gehen wollen, erkrankte sogleich und starb, obgleich seine feste Natur noch einigemal Hoffnung zur Genesung gab, am 30. Januar 1823.

Der König, welcher seine ganze Hoffnung auf ihn gesetzt hatte, war äußerst bestürzt. Nachdem er jahrelang gezögert hatte, verlor er nun mit einem Male die Stütze, die freilich viel früher zu gebrauchen nur von ihm abgehangen hätte. Nachdem vierzehn Tage lang beliberiert worden war, wer wohl den Minister Voß ersetzen könne, verfiel man auf den, im Ruhestande zu Berlin lebenden Feldmarschall Grafen Kleist v. Nollendorf; aber gleich als ob die langen Zögerungen und daß man so viele Jahre lang brauchbare und edle Männer entfernt gehalten hatte, recht empfindlich bestraft werden sollten, befiel diesen eine Leberentzündung und er starb in Zeit von achtundvierzig Stunden, am 17. Februar 1823, noch ehe seine Beförderung ausgesprochen worden war.

Da nun der König in seinem Lande niemand kannte, auf den er die Last und Verantwortlichkeit, welche Hardenberg so lange getragen und von welchen Voß und Kleist durch den Tod befreit worden waren, aufs neue ablagern konnte, so blieb alles einige Monate lang in der Verwirrung einer Beamten-Regierung, wo ein jeder in seinem Fache tat, was ihm beliebte. Wäre irgend ein Ausländer zum Premierminister vorgeschlagen worden, so ist wohl kein Zweifel, daß er diesen Posten erhalten haben würde, aber glücklicherweise ward keiner dazu präsentiert. Endlich entschloß sich der König, den bisherigen Schatzminister, Grafen Lottum,[1]) zum Vortrag bei seiner Person, — denn die anderen Minister, außer dem des Krieges, bekam er nie zu sehen, — und also gewissermaßen zum Premierminister, zu ernennen; denn alles, was von den anderen Ministern sonst an den Staatskanzler gegangen war und jetzt an den König gehen sollte, mußte nun in des Grafen Lottum Hände kommen. Jedoch trat der bedeutende Unterschied ein, daß Hardenberg mit seinen ewigen Reformen und Veränderungen die ganze Administration wirklich in Händen hatte, während jetzt die andern Minister nur

[1]) Vgl. o. S. 378, Anm. 1.

das an den Grafen Lottum gelangen ließen, was sie wollten, oder was sie nicht vermeiden konnten.

So entstand denn das größte Chaos, was man sich denken kann und was noch bis auf den heutigen Tag [Nov. 1825] fortdauert. Auf der einen Seite der sehr wohlgesinnte und edle, aber gar nicht energische und die inneren Landesverhältnisse nicht sehr kennende Graf Lottum, der Kronprinz, einige neue Mitglieder des Staatsrats (General Kneseбeck und Müffling[1]), einige Ratgeber des Kronprinzen, der Ober-Kammerherr Fürst Wittgenstein,[2]) gegen den der König sein Herz auszuschütten gewohnt war und der denn gebraucht wurde, ihm allerhand zu hinterbringen, was die Gegenpartei gern verborgen gehalten, oder anders geleitet hätte; — auf der anderen Seite die ganze unveränderte Hardenbergsche Beamten-Hierarchie mit allen ihren Ministern, Ministerien, Oberpräsidien, Präsidien, Regierungen, Generalkommissionen und alle den tausend Heimatlosen, die entweder das Land zu beglücken fortstrebten, oder wenigstens doch ihre Stellen, ihre Einkünfte und das Verständnis mit ihren Freunden sich zu erhalten trachteten. Alles dieses arbeitete gegeneinander, der eine in diesem Sinn, der andere in einem andern, und wenn der König selbst es gern etwas mehr wie sonst mit den Angesessenen gehalten hätte, und wenn jene sich sehr freuten, wenn sie in zwanzig Sitzungen des Staatsrats oder des Staatsministerii ein absurdes Gesetz oder eine Ungerechtigkeit abgewehrt hatten, — so regierten diese unterdessen in ihren ungestörten Funktionen ruhig in demagogischer Weise fort.[3])

Es zeigte sich daher recht sichtbar, welch ein törichtes und vergebliches Beginnen es ist, mit einer Beamten-Hierarchie nach Grundsätzen regieren zu wollen, denen sie nicht ergeben ist! Natürlich drängt sie immer nach dem, was ihr das Beste scheint, was sie erlernt hat, und worin sie bewandert ist. Wenn man daher andere Grundsätze haben will, so muß man die Personen ändern, mit denen man regiert. Dazu war aber der König nicht zu bewegen, und so wie er in sich selbst eine Abneigung hegte gegen alle wirkliche Arbeit und vorzüglich gegen alles Handeln, so schien

[1]) Vgl. o. S. 365 Anm. 1 und S. 480, Anm. 3. — [2]) Vgl. o. S. 498 Anm. 3.

[3]) Vgl. zu Marwitz' Beurteilung der Bureaukratie und der inneren Zustände Preußens in den 20er Jahren seinen Aufsatz: „Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg" im 2. Band.

es auch, als ob er mit Mißtrauen erfüllt sei gegen alles, was irgend Geschäfte trieb; denn er gefiel sich darin, Beratungen auf Beratungen zu häufen. Alles was zu seiner Entscheidung kam, schickte er zur Begutachtung an eine Behörde nach der andern und, wenn diese sämtlich durchgegangen waren, ernannte er noch besondere Kommissionen zu abermaligen Begutachtungen, so daß des Rats kein Ende wurde; und da ihm solchergestalt genug Sachen durch die Hände gingen, die er lesen mußte, so verbrachte er gewiß täglich mehr Zeit damit und mit dem Hin- und Herschicken, als Friedrich II. mit seiner kräftigen, alles leitenden Regierung. Wahrscheinlich täuschte er sich damit selbst, und da er beschäftigt war, so glaubte er vermutlich, er arbeite, er regiere, ungeachtet er keine Resultate zu sehen bekam.

Der einzige Vorteil, den diese neue Regierungsart hatte, war der, daß niemand die Macht hatte, neue Schulden zu machen, und daß der König dies durchaus nicht gestattete. Da nun die Einkünfte, wegen des noch immer florierenden Hardenbergschen Regimes und wegen des jährlich sinkenden Ertrags der Domänen nicht zureichten, so hätte Bankerott erklärt werden müssen, wenn Rother[1]) nicht auf zweierlei Art geholfen hätte, — einmal, indem er von der Seehandlung, die unter seiner Leitung prosperierte, bedeutende Vorschüsse leistete, und sodann, indem er neue Tresorscheine machte, gegen welche die alten eingezogen wurden. Da man den Betrag der älteren nicht genau kannte, ihn auch in der Hardenbergschen Staatsschuldenliste zu hoch angegeben hatte, um Spielraum zu behalten, endlich viele in dem Zeitraum von zwanzig Jahren, den sie durchlebt hatten, verloren gegangen waren, so wurden hierdurch einige Millionen gewonnen, die man mehr fabrizierte und ausgab. Sodann ward im Jahr 1824 die Steuer auf Branntwein nochmals erhöhet, wodurch die ländlichen Brennereien ganz totgeschlagen und das ganze Geschäft einigen wenigen großen Fabriken zugewendet wurde; endlich aber, im Jahr 1825, das Briefporto und das Chausseegeld ganz unmäßig erhöht.

Nebenher wurde denn auch der Ober-Rechnungskammer eine größere Wirksamkeit verliehen, so daß sie nicht mehr bloß die Form und Richtigkeit der Rechnungen, sondern auch ihre

[1]) Vgl. o. S. 672 Anm. 2.

Materie, also die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Zahlungen, zu prüfen hatte. Und da deren Chef, ein gewisser Ladenberg,[1]) ein strenger und ordentlicher Mann war, so wurde wenigstens der Willkürlichkeit in den Verschwendungen der Zivilbehörden gesteuert und also gespart. Eine Radikalhülfe konnte freilich nur in Einschränkung ihrer Etats[2]) und in einer gänzlichen Umwandlung der vielen zentralisierenden Behörden gefunden werden, wozu der König, als zu einer großen durchgreifenden Arbeit, nicht zu bringen war.

Das Jahr 1825 brachte auch noch eine neue Plage für die hiesigen Provinzen, nämlich eine gänzliche Umwandlung ihres Münzsystems. Schon 1811 hatte Hardenberg selbiges ausgesprochen, aber es nachher einzurichten vergessen. Es wurde nämlich für ein besonderes Glück gehalten, wenn in der ganzen Monarchie einerlei Geld und Rechnungsart wäre. Nun aber rechneten alle altdeutschen Länder nach Talern, die in 24 Groschen geteilt waren, und unter diesen die altpreußischen nach dem 21-Guldenfuß, andere aber nach dem 20- oder 24-Guldenfuß (einige wenige Provinzen am Rhein berechneten dieselben guten Groschen nicht nach Talern, sondern nach Gulden), in Preußen und in Schlesien wurde derselbe Taler in dreißig Teile geteilt, die man dort Düttchen, hier Böhmen nannte.

Sollte nun doch einerlei Geld eingeführt werden, so war das Leichtere, die alte deutsche Einteilung von 24 guten Groschen auf den Taler nach dem preußischen 21-Guldenfuß auf die wenigen Provinzen auszudehnen, die anders rechneten, und ihnen dadurch den großen Vorteil für den täglichen Verkehr zuzuwenden, der in den vielen Divisoren der Zahl 24, oder in ihrer großen Teilbarkeit liegt, indem sie $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_6$, $^1/_8$, $^1/_{12}$, ohne Rest ergibt. Statt dessen entschied man sich für die Teilung in 30, eine der unbequemsten Zahlen, die schon $^1/_4$ Taler nicht anders, als durch $7^1/_2$, also mit einem Bruch, auszahlen kann, und welche unter andern auch für den Landwirt die große Unbequemlichkeit hat, daß er den Wert der Wispel, Scheffel und Metzen nur durch Rechnung finden kann, statt

[1]) Philipp v. Ladenberg (1769—1847), 1817 Mitglied des Staatsrats und einer der Generalkontroleure der Finanzen, seit 1828 an der Spitze der Oberrechnungskammer, 1837—42 Geh. Staatsminister.

[2]) Anm. Niebuhrs: Eine mäßige Reduktion der Etats ist allerdings erfolgt.

daß bisher der Wispel immer so viele Taler kostete, als der Scheffel Groschen, und umgekehrt. Diese neue Geldsorte wurde Silbergroschen genannt. Schon 1822 oder 1823 wurde sie in den öffentlichen Kassen und bei den Abgaben eingeführt, und da nun alle kleinen Zahlungen in der neuen Geldsorte nicht mehr paßten, so wurden sie alle um so viel erhöht, daß die Brüche verschwanden. Bis zum Jahr 1825, am 1. Oktober, wurde alle alte Scheidemünze eingezogen, und dadurch war das ganze Land gezwungen, nach Silbergroschen zu rechnen, das heißt, alle kleinen Zahlungen an Taglohn, bei kleinen Einkäufen usw. zu erhöhen, da kein Dienstleistender oder Verkäufer dabei verlieren wollte, und so entstand abermals eine neue, ganz unnütze Abgabe.

Der König fuhr fort, das Andenken seiner Verderbers zu honorieren. So wie er schon 1814 den Hardenberg erteilten Fürstenstand auf seine Nachkommen erblich gegeben hatte, während Blüchers Nachkommen nur Grafen wurden, so verfuhr er auch bei Hardenbergs Nachlasse. Dieser Mensch hatte das Seinige ebenso verschwendet, wie die Staatsgelder. Er hatte, wie schon einmal erwähnt worden,[1]) kein Traktament nehmen wollen, sondern sich ausbedungen, daß der König ihn freihalten mußte, indem er aus den Staatskassen so viel erheben durfte, als er zu seinem Verbrauch für nötig hielt. Dieser Verbrauch hatte jährlich über 100000 Taler und in den Kriegs- und Reisejahren viel mehr betragen. Ungeachtet er nun außerdem das große Haus am Dönhoffsplatz in Berlin zweimal (dazwischen wurde es ihm 1807 einmal wieder abgekauft), dann die Güter Hohen-Kränig bei Schwedt, die Herrschaft Quilitz (ihm zu Ehren Neu-Hardenberg genannt) und die Johanniter-Komturei Lietzen hier bei Friedersdorf geschenkt erhalten hatte, so hatte er doch alles dieses, samt seinem erkauften Gute Tempelberg bei Müncheberg[2]) dermaßen verschuldet (so hatten ihn seine Kreaturen betrogen und durch Unordnung heruntergebracht!), daß er insolvent starb.

Sein Sohn, der dänische Graf Hardenberg-Reventlow[3]) (von seiner Mutter, einer reichen Erbin, also genannt) bedankte sich zuvörderst für die preußische Fürstenwürde, erklärte, lieber ein

[1]) Vgl. o. S. 529, 679. — [2]) Außerdem noch Glienicke bei Potsdam. — [3]) Hardenbergs erste Gattin war eine Gräfin Reventlow aus Holstein. Vgl. o. S. 117 f.

dänischer Graf bleiben zu wollen, und wollte die Erbschaft nicht antreten, sondern sie den Gläubigern überlassen. Da er nun ein Ausländer war, so rührte dies den König dermaßen, daß er ihm 100000 Taler auszahlen ließ, damit er nur die Güte habe, die Erbschaft anzutreten, und außerdem wurde ihm, dem Fremden, als einzigem Gutsbesitzer in der ganzen Mark Brandenburg (der Graf Solms ist ein neuacquirierter Sachse), die seinem Vater schon verheißene Virilstimme auf dem Landtage der Provinz noch obenein gegeben.

Die von dem Minister Voß, in der mehrerwähnten Beratung unter dem Vorsitz des Kronprinzen, ausgearbeiteten landständischen Gesetze traten erst am 1. Juli 1823 ans Licht, und bis zum 1. Oktober 1824 dauerte es, bevor man sich entschließen konnte, den ersten Landtag der Provinz Brandenburg einzuberufen. Ungeachtet nun nach seinem Tode die Demagogen noch manches Unzeug hineinzubringen gewußt hatten, so bleiben doch diese Gesetze ein schönes Denkmal für ihren Begründer. — Abgewendet war die tolle Idee, aus einem so zusammengesetzten Staat, wie der preußische ist, alle Abgeordnete in eine einzige Versammlung zu vereinigen, die notwendig widersprechend und tumultuarisch hätte werden müssen. Begründet war dagegen der alte Provinzialverband mit gänzlicher Beiseitesetzung der neuen arithmetischen Verwaltungseinteilungen, begründet endlich die Notwendigkeit des Besitzens, des Angesessenseins, um von Landesangelegenheiten mitreden zu dürfen. Zugleich war die alte Provinzialverfassung zum Grunde gelegt und insoweit erhalten, als es bei Vermehrung der Repräsentation der Städte und bei dem Hinzutritt des Bauernstandes möglich war. Gleichwohl wurde dieser Hauptgrundlage des ganzen Gesetzes bei dessen Promulgation gar nicht erwähnt, sondern selbiges als etwas neu Erfundenes gegeben, um der Demagogie ihr Recht zu lassen und um das Unrecht, das 1811 den Landständen geschehen war, ja nicht wieder gut zu machen.

Die Wahlen zu dem, den 1. Oktober 1824 eröffneten, Landtage waren bereits im Herbst 1823 geschehen, und da ich von der Ritterschaft des Lebusischen Kreises erwählt worden war, so wurden in Berlin Umtriebe gemacht, um mich zum Landmarschall[1]) ernennen

[1]) d. i. Landtagsmarschall, Präsident des Provinzial-Landtags.

zu lassen. Die Demagogen bekamen den ungeheuersten Schreck, und dem Könige war die Sache auch nicht recht. Er mochte glauben, daß zu viele Wahrheiten ans Tageslicht kommen würden. Dafür hätte man ruhig sein können! Die Lage war ganz anders als 1811. Damals galt es, bestehende Rechte und die alte Verfassung aufrechtzuerhalten, jetzt kam es darauf an, eine neue Einrichtung, der Beamten-Hierarchie gegenüber, erst Konsistenz gewinnen zu lassen und den König mit ihr zu befreunden. Ich habe nie auf positive Resultate dieses ersten Landtages gehofft, die denn auch wenig erfolgt sind.

Der König traf eine weit bessere Wahl zum Landtagsmarschall, als wenn er mich gewählt hätte. Er ernannte dazu den alten Grafen Alvensleben[1]) aus Exleben, einer märkischen Enklave mitten im Magdeburgischen, der mithin von der eigentlichen Mark Brandenburg sehr wenig wußte, und der, da er braunschweigischer Minister gewesen war, für ihn den Anstrich eines Ausländers und also größeren Verdienstes gewonnen hatte. Sein Stellvertreter aber wurde ebenfalls ein Fremder, ein ganz unbrauchbarer Hr. von Houwald[2]) aus der Lausitz. Dies war das erste Kompliment, welches der Kur- und Neumark Brandenburg geschah. Der Graf Alvensleben war ein sehr würdiger Mann von den besten Gesinnungen, von sehr richtigem Takt, von den angenehmsten Formen und ein wahrer Edelmann. Da er aber das Geschäft, welches er leiten sollte, keineswegs übersah, so fiel ihm auch gar nicht ein, in demselben etwas leiten oder bewirken zu wollen, sondern er ließ es gehen. — Wenn es aber anfing, außer dem Geleise zu schlagen, so half ihm sein richtiger Takt wieder zurecht. Daraus entstand nun zwar eine ungeheure Zeitverschwendung (der Landtag dauerte beinahe drei Monate[3])), aber jedes Mitglied und jede

[1]) Johann August Ernst (1798 Graf) v. Alvensleben (1758—1827), anfangs im preußischen Staatsdienst, Domdechant zu Halberstadt, 1820—23 braunschweigischer Minister, 1824 erster brandenburgischer Landtagsmarschall.

[2]) Gemeint ist der Dichter Christoph Ernst Freiherr v. Houwald (1778—1845), 1802—15 im ständischen Dienst der Lausitz tätig, seit 1822 Landsyndikus der Nieder-Lausitz. Er war besonders als Erzähler und Dramatiker bekannt.

[3]) Vom 3. Oktober bis 22. Dezember 1824. Alvenslebens amtlicher Bericht über die Verhandlungen liegt im Ständ. Archiv der Mark Brandenburg; gedruckt bei Rumpf, Landtags-Verhandlungen der Provinzial-Stände in Preußen Bd. I. 1825.

verschiedene Meinung hatte nun auch Zeit, auszutoben, und er gewann sie alle durch seine höfliche, würdige und väterliche Art. Ich, in seinem Posten, würde zwar das Geschäft rascher betrieben, aber mich schwerlich enthalten haben, baldige Resultate bewirken zu wollen, welches leicht Uneinigkeit und Parteiungen hätte erregen können. Dies vermied er aber gänzlich, und deshalb war es in unserm Interesse die beste Wahl, die der König hätte treffen können. —

Der König, der von uns Hülfe gegen seine Minister und Demagogen erwartete, wollte auf der anderen Seite, wie immer, auch diese nicht vor den Kopf stoßen und fürchtete sich ordentlich, uns irgend eine Gunst merken zu lassen. Während der drei Monate, die wir beisammen waren, wurden gleich anfangs zu Tisch bei ihm gebeten der Landmarschall, sein Stellvertreter, ich, der Graf Solms (Hardenberg-Reventlow war nicht in Berlin), und der Deputierte des Doms zu Brandenburg, und nach drei Monaten ein alter Präsident v. Arnim aus der Ukermark, Herr v. Thilau aus der Lausitz und Herr v. Kröcher, der Schwiegersohn des Landmarschalls. Außer diesen sah er von 34[1]) Deputierten der Ritterschaft auch nicht einen und sprach mit keinem von ihrem Geschäft, wie er dies denn überhaupt niemals tut. — Wie der Landtag geschlossen war und ich meine bevorstehende Rückkehr in meine Garnison meldete, wurde ich gleich wieder zu Tisch behalten, und wenn ich so lange in militärischen Geschäften in Berlin gewesen wäre, wäre ich wenigstens wöchentlich einmal zur Tafel gezogen worden.

Es kann sein, daß seine grade in diese Zeit fallende und das ganze Land in Erstaunen und Betrübnis versetzende Vermählung die Ursach' war, daß die Deputierten noch weniger gesehen wurden, als sonst geschehen sein würde. Weiter oben[2]) ist schon erzählt worden, daß der König vorgehabt hatte, sich zuerst mit einer Gräfin Dillon und nachher mit einem Fräulein v. Br. zu verheiraten. Erstere Heirat war dadurch hintertrieben worden, daß man ihm

[1]) Später wurde die Zahl der Deputierten der Ritterschaft für den Brandenburgisch-Niederlausitz'schen Landtag auf 36 erhöht (eine Virilstimme und eine Kollektivstimme kamen hinzu). Vgl. v. Lancizolle, Über Königtum und Landstände in Preußen (1846), S. 576 f., 585.

[2]) Vgl. o. S. 599.

begreiflich gemacht hatte, daß eine Heirat mit einer Katholikin dem Lande sehr unangenehm sein würde; die zweite durch die Dummheit der Dame. Er hatte nämlich mit ihr im Briefwechsel gestanden, und wie alles ziemlich richtig war, schrieb sie dem König: „Lieber Fritz!" — worauf er denn gesagt hatte: „Deutlich zu sehen, daß es eine dumme Pute ist! Kann nur wieder hingehen, wo sie hergekommen ist!"[1])

Von zwei Seiten wurde der König bestürmt, sich wieder zu verheiraten. Zuerst von seinem Schwager, dem sentimentalen Herzog von Mecklenburg-Strelitz[2]), der die gute Absicht hatte, ihn dadurch von seinem unsteten, herumschweifenden Leben abzuziehen, aber zugleich der Meinung war, daß keine Prinzessin nach seiner verstorbenen Schwester wert sei, Königin von Preußen zu heißen, und daß also eine Ehe zur linken Hand geschlossen werden müsse; und sodann die Ärzte, welche meinten, daß es seiner Gesundheit zuträglich sein würde. Da nun die sonst längst vergessenen morganatischen oder unebenbürtigen, die Kinder zur Thronfolge nicht berechtigenden Ehen durch den alten König von Neapel mit seiner Fürstin Floridia und den Großfürsten Konstantin[3]) mit seiner Fürstin Lowicz wieder Mode geworden waren, auch der Einwand mit der katholischen Religion nicht mehr gemacht werden durfte, seit der König in die Jahre lang bestrittene Heirat des Kronprinzen[4]) mit der katholischen Prinzessin von Bayern gewilligt hatte, so gewöhnte sich der König an die morganatischen Gedanken und suchte sich im Sommer 1824 in Töplitz eine junge Gräfin Harrach[5]) zur morganatischen Gemahlin aus.

. . . . . .[6])

Vater und Tochter kamen nach Berlin, ohne daß irgend

[1]) Nach Mecklenburg.

[2]) Georg Friedrich Karl (1779—1860), 1816 Großherzog, vgl. o. S. 330.

[3]) Vgl. o. S. 482, Anm. 1. Konstantin, in den 20er Jahren Vizekönig von Polen, vermählte sich nach der Trennung seiner ersten Ehe 1820 mit der polnischen Gräfin Grudzynska, die später zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde.

[4]) Vgl. o. S. 110, Anm. 1.

[5]) Auguste Gräfin v. Harrach, spätere Fürstin v. Liegnitz (1800—1873), Tochter des Grafen Ferdinand v. Harrach, am 9. November 1824 Gemahlin des Königs zur linken Hand; 1826 trat sie zur evangelischen Kirche über.

[6]) Hier ist ein für die damalige Erregung aller dem Hofe nahestehenden Kreise bezeichnendes Urteil über die Eltern der Gräfin Harrach weggefallen.

ein Mensch, außer dem Vertrauten, Fürst Wittgenstein, von dem Verhältnis etwas wußte. Mit einem Male sah man an dem Ernst der Prinzen und an den Tränen der Prinzessinnen, daß etwas vor sei, aber die Ursach' wußte niemand. Er hatte ihnen das Unerwartete durch ihren Onkel, den Herzog von Strelitz, entdecken, hierauf den Hofprediger Eylert, der auch nicht wußte, warum, von Potsdam nach Charlottenburg kommen,[1]) sich mit dem Fräulein Harrach trauen lassen und sie dann ganz ruhig wieder zu ihrem Vater geschickt, der im Hirsch unter den Linden wohnte, wo sie noch zwei Tage blieb. — Dann erschien plötzlich die morganatische Bekanntmachung, welche sie zur Fürstin v. Liegnitz erhob, und sie zog in den königlichen Palast. Mit Mühe hatte man ihn bewogen, den Rang und Namen ihrer etwanigen künftigen Kinder festzustellen und ihr selbst den Rang nach der letzten Prinzessin anzuweisen.

Diejenigen, die gehofft hatten, daß er hiernach seine Lebensweise ändern und weniger unstät leben werde, hatten sich sehr verrechnet. Er blieb in einem Hin- und Herreisen zwischen Berlin, Potsdam, der Pfaueninsel und Charlottenburg. Söhne, Töchter und Schwiegertochter mußten Tag vor Tag auf den Beinen sein, um den Mittag hier und den Abend wo anders zuzubringen (erstere zum großen Nachteil der ihnen sonst sehr weislich übertragenen Geschäfte), und seine arme Liegnitzen wurde die unglücklichste Person von der Welt.[2]) Von allem Verkehr mit Privatpersonen abgeschnitten, wurde sie von ihm schlecht behandelt, sie mußte hinterherlaufen, wenn er es wollte, und zu Hause bleiben, wenn er es wollte, welches sie aber mit bewundernswürdigem Gleichmut ertrug und bald das allgemeine Mitleiden für sich gewann.

Die Vermählung des Königs erregte im Lande die sonderbarsten Befürchtungen. Man war überzeugt, daß das Geld millionenweise in die Tasche des Grafen Harrach fließe, da er doch nur sehr wenig erhielt, und man hielt diese Heirat für die Ursache des erhöhten

[1]) Vgl. Eylerts Erzählung: Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., Teil III, 2 S. 236 ff. Karoline v. Rochow a. a. O. („Vom Leben am preuß. Hofe") S. 182 ff.

[2]) Ganz im Gegenteil wurde diese Ehe bald sehr glücklich, vgl. Marwitz' eigene Angabe u. S. 703.

Briefportos, Chausseegeldes und der neuen Silbergroschen; ja man glaubte in Verbindung mit der Heirat des Kronprinzen und mit der Mühe, die sich der König gab, seine Liturgie in den Kirchen einzuführen, daß er damit umgehe, das Land wieder katholisch zu machen. —

In der Armee blieb es, während dieses Zeitraumes, einige Spielereien und Kleinigkeiten abgerechnet, beim alten, und ich bei meiner hier schon ausgesprochenen Meinung: daß die kurze Dienstzeit für die Armee höchst nachteilig, für das Land aber, weil so viele Menschen durch die Armee hindurchgehen, als einzige Schule der Ordnung bei so vielen auflösenden Elementen nützlich ist; daß die Offiziere, und vorzüglich die der Kavallerie, durch das unaufhörliche einförmige Rekrutendressieren ganz zugrunde gehen; und daß die Landwehr neben der Armee, vorzüglich wegen der demagogischen Rasse von Offizieren, mit der man sie besetzt, ein unnützes Ding ist, welches sogar schädlich werden kann. —

Was nun meine eigene Person während dieses Zeitraums betrifft, so hat sich in den drei Jahren, in welchen ich seit dem Schluß des vorigen und Anfang dieses Abschnittes von mir selbst nicht gesprochen habe, in meiner militärischen Lage nichts geändert. Ich war zweimal zu einer Kommission über Gegenstände, welche die Kavallerie betrafen, in Berlin. Der König lobte unsere Arbeiten, führte aber nur Unwesentliches davon ein. Im Herbst 1823 war unser (das III.) Armeekorps bei Zossen versammelt, und hatte nachher mit der Garde große Übungen bei Berlin. Ich kommandierte bei den Exerzitien (wie 1821) die Ulanen-Division, und bei den Manövern die Kavallerie des einen Korps. Im Winter 1824 starb unser kommandierender General, der Graf Tauentzien v. Wittenberg,[1]) und das Armeekorps ging an den Prinzen Wilhelm, Sohn des Königs, über, wobei der sonderbare Fall eintrat, wie schon früher mit dem Kronprinzen, daß er nicht, wie sonst immer geschah, wenn Prinzen ein höheres Kommando bekommen sollten, auch im Grade avanciert wurde. Er blieb vielmehr Generalmajor und kommandierte Generalleutnants. So war das alte

[1]) gest. 20. Februar 1824 als Gouverneur von Berlin und kommandierender General des III. Armeekorps.

Rangverhältnis der Prinzen in der Armee zu ihrem und des Dienstes Nachteil aufgehoben. Wir hatten übrigens alle Ursach', mit dem Prinzen Wilhelm, den die Natur zum Soldaten geboren hat, vollkommen zufrieden zu sein.[1])

Im Herbst 1824, wie ich zum Landtag in Berlin war, waren mehrere Divisionen vakant und ich soweit heraufgerückt, daß mir eine zufallen mußte. Aber so wie ich seit dem Unrecht, was mir in und nach Beendigung der Feldzüge geschehen war, jedes Streben nach den höchsten Stellen im Heere aufgegeben hatte und nur noch aus Not diente, so wie meine Krankheit mir den Dienst je länger, je beschwerlicher machte, — so waren auch meine pekuniären Umstände derart, daß eine Entfernung von meinem Gute mir nicht anders als höchst nachteilig werden konnte. Ich stellte also dies alles dem Kriegesminister[2]) vor und bat ihn, dem König vorzustellen, daß ich unter diesen Umständen, statt einer entfernten Division, bei weitem vorzöge, Brigadekommandeur in Frankfurt zu bleiben. Der König berücksichtigte dies, und wie die Divisionen ein halbes Jahr später vergeben wurden, blieb ich meinem Wunsche gemäß, was ich war. Es wurden mehrere ältere Offiziere wieder als Divisionskommandeurs angestellt, und einer meiner Hinterleute. Ich habe mir dadurch vielleicht Schaden getan, nicht wegen des Avancements (oder vielmehr nur größeren Wirkungskreises), welche ich beide nicht verlange, sondern weil auch die Division in Stettin (die nächste an Friedersdorf außer Frankfurt) vakant wurde. Die wäre mir wahrscheinlich zugefallen, und ich hätte dann, nach einiger Zeit, wegen deren Entfernung einen guten Vorwand gehabt, um den Abschied zu fordern. Jetzt wird mir die Division in Frankfurt aufbewahrt, der General Brause ist der zweite zum kommandierenden General, und wenn ich sie nach seinem Abgange erhalte, so hat man meine Wünsche erfüllt, und ich behalte keinen Grund, um abzugehen. Ich würde mich natürlicherweise an alles dieses nicht kehren und sogleich abgehen, wenn ich mit meinen Kindern ohne Gehalt und ohne Pension leben könnte. —

Der Abgang aus dem Dienst ist mein einziger Wunsch. Nächst dem oben erwähnten[3]) örtlichen Übel geht es mit meiner ganzen Gesund-

[1]) Vgl. hierzu das weniger günstige Urteil u. S. 703 f.

[2]) Hake, vgl. o. S. 640 Anm. 4. — [3]) Vgl. o. S. 648.

heit bergab, eine Folge der vielen Strapazen. Ich bin immer sehr zu Erkältungen geneigt gewesen, aber dies nimmt in solchem Grade zu, daß es ins Lächerliche geht. Ein offenes Fenster, ein kalter Windstoß, wenn ich vom Exerzieren erhitzt bin, ein Nachtritt werfen mich um; und statt daß mir die Erkältungen sonst in Rücken und Rippen fuhren und mich steif machten wie einen Bock, woran ich mich aber nicht kehrte, so fallen sie mir jetzt auf die Brust. Ich verliere die Luft und kann weder reiten noch gehen. — Indessen habe ich noch gar keine Aussicht, wie ich meinen Wunsch werde ins Werk richten können und muß noch ferner ein Lastträger bleiben, wie ich es mein Lebelang gewesen bin.

Ich habe in diesem Zeitraum ein großes Werk zustande gebracht, woran ich nicht weniger als vierundzwanzig Jahr gearbeitet habe, nämlich die Reinigung des Friedersdorfschen Hypothekenscheines von den imaginären Schuldposten, die Aufnahme von Pfandbriefen, um den Zinsfuß allgemein auf vier Prozent zu haben, die Aufhebung des Lehnstammes und die Versicherung der ausschließlichen Nachfolge auf meinen ältesten Sohn.[1]) Welche Mühe dies gekostet hat, und welche sonderbaren Umwege ich habe einschlagen müssen, ergeben meine Akten und mein Testament.

Grade während dieser Regulierung traf es sich, daß meine Tochter erster Ehe, Franciska,[2]) 20 Jahr alt, an den Herrn v. Arnstedt auf Großenkreutz vermählt wurde. Da ich ihr sogleich ihr gesamtes, nicht unbedeutendes mütterliches Vermögen auszahlte, verschlimmerten sich meine Vermögensumstände bedeutend durch diese sonst wohl assortierte und glückliche Heirat. Da mir noch überdies zur Bildung eines Pensionsfonds in der Armee jährlich nahe an 200 Taler von meinem Traktament seit 1825 abgezogen werden und die Zeiten für den Landwirt so schlecht sind, so ist leicht ersichtlich, in welcher Lage ich mich bei meinem herannahenden Alter befinde und welche Aussichten ich meinen andern Kindern hinterlasse! — Gott segne und beschütze sie alle!

Am 12. Februar 1824 hatte meine Frau mir den letzten Sohn geboren, der Bernhard genannt wurde.[3])

[1]) Gebhardt, gest. 1833. Vgl. o. S. 200 u. ö.

[2]) geboren 28. Februar 1804. Vgl. o. S. 193 ff. — [3]) Er wurde der Stammhalter der Familie. — Unterschrift: Friedersdorf, den 26. Nov. 1825.

Kapitel 16.[1])

Eingreifen Westeuropas in den griechischen Befreiungskampf. Marwitz' Abschied aus dem Dienst. (1826—1827.)

Die äußeren Begebenheiten: Beruhigung Süd- und West-Europas. — Seeschlacht von Navarino. — Besserung im inneren Zustande Preußens. — Konflikte mit dem Prinzen Wilhelm. — Marwitz' Abschied aus dem Dienst. — Seine militärische Laufbahn. — Mängel der preußischen Armee 1827.

In Portugal war der König Johann VI. am 10. März 1826 gestorben. Sein Sohn, Dom Pedro,[2]) der tolle, despotische, in seiner Doktrin aber liberale Kaiser von Brasilien (man findet sehr oft Leute, die aus Doktrin, und da sie dazu erzogen und angelernt sind, liberal reden, im Handeln aber Despoten, ja sogar ehrenwerte Royalisten sind), hatte sich beeilt, eine liberale Konstitution, nach dem Muster der französischen von 1789, dem Grundstein alles Übels, nach Portugal zu schicken, seine Schwester Isabelle[3]) zur Regentin des Reichs zu ernennen, die Krone aber seiner erst sieben Jahre alten Tochter Maria,[4]) mit der Bedingung abzutreten, daß sie ihren Oheim, den Infanten Dom Miguel,[5]) der sich seit dem Aufstande zugunsten seines Vaters in Wien aufhalten mußte, heiraten sollte, sobald sie das nötige Alter erreicht haben würde.

Diese Verfügung war gegen die Grundgesetze des Reichs, denn

[1]) Überschrift: Continuatum Januar 1828. — [2]) Pedro IV. (1798—1835), als Kaiser von Brasilien Pedro I. (regierte 1822—31).

[3]) Sie hieß nicht Isabella, sond. Maria Conceptione (1801—28), Regentin seit 1826.

[4]) Maria da Gloria (1819—53), regierende Königin in Portugal seit 1834.

[5]) Dom Miguel (1802—66), dritter Sohn Johanns VI., fanatischer Gegner des konstitutionellen Prinzips. 1828 Regent von Portugal, ließ er sich als König ausrufen, wurde 1834 verjagt.

nach dem alten Statut von Lamego[1]) „soll der zweite Sohn König sein, wenn der erste stirbt bei Lebzeiten seines Vaters". Nun war zwar der erste Sohn, Dom Pedro, allerdings nicht bei Lebzeiten seines Vaters gestorben, aber er hatte, durch Empörung gegen ihn, ein anderes Reich an sich gerissen. Er war also nicht mehr ein Prinz von Portugal, und da nach der Willenserklärung des vorigen Königs, Brasilien und Portugal nicht wieder vereinigt werden sollten, auch, der Natur ihrer Lage und ihrer Verhältnisse wegen, nicht vereinigt werden konnten, — so hatte Dom Pedro nur zu wählen, ob er sein natürliches Erbrecht auf Portugal ausüben wollte oder nicht. Im ersteren Fall mußte er Brasilien entsagen; wollte er dies nicht, so trat der zweite Fall ein, und sein Bruder Dom Miguel war eo ipso König. Das Recht, über die Krone eigenmächtig und mit Übergehung des nächsten Erben zu disponieren, stand ihm nirgends zu.

Es ist wahrscheinlich, daß der liberale englische Minister Canning, einer der größten Narren, den die Erde je getragen,[2]) ihn zu dieser seltsamen Einmischung vermocht hat, wenigstens war es der englische Gesandte, der mit der neuen Konstitutionskarte[3]) aus Brasilien angeschifft kam. Dom Miguel war nämlich den Liberalen abgeneigt und deshalb aus Portugal entfernt worden, und der englische Minister hoffte ohne Zweifel, mit Hülfe der liberalen Charte und während der Regentschaft einer jungen Prinzessin (sie war fünfundzwanzig Jahr), in Portugal zu herrschen. Allein es kam anders. — Kaum war das liberale Machwerk publiziert, neumodische Cortes zusammengerufen, demagogische Gesetze gegeben und angesehene Männer des alten Glaubens verfolgt, so brach die Unzufriedenheit aus. Dom Miguel wurde an einigen Orten zum König ausgerufen, Regimenter verließen ihre Fahnen und ein Bürgerkrieg brach aus. Dom Miguel indessen nahm selbst keine Notiz davon, sondern blieb in Wien oder wurde dort zurückgehalten.

Nun sendete Hr. Canning, mit ungeheurem Beifall der Demagogen, eine englische Armee nach Portugal und den Feldmarschall

[1]) 1143, nachdem der Graf Alphons Henriquez, Sohn Heinrichs von Burgund, die Mauren auf dem Felde Ourique geschlagen hatte und zum König von Portugal ausgerufen worden war. [v. M.]

[2]) Vgl. die günstigeren Urteile o. S. 389, 667.

[3]) Karte = Charte = Verfassungsurkunde (Charta).

Beresford,[1]) um wieder eine portugiesische Armee, wie zu Wellingtons Zeit, zu organisieren. Zu seiner und seiner Freunde größten Verwunderung aber wurde diese Armee vom Volke aufs schlechteste empfangen, die Soldaten totgeschlagen, wenn sie sich einzeln sehen ließen, und es zeigte sich bald, daß sie viel zu schwach war (10000 Mann), um irgend etwas ausrichten zu können. — Nach einigen Märschen und ehe sie an die sogenannten Rebellen gekommen war, fand man für besser, sie wieder nach Lissabon zurückzuziehen. Nicht besser ging es mit dem designierten Feldherren. Wie er sah: daß er die Liberalen bewaffnen und anführen sollte, bedankte er sich für diese Ehre und ging nach England zurück, und die Liberalen hinwiederum hatten sich von ihm, einem bekannten Royalisten, nicht wollen anführen lassen! — So erntete dieser Hanswurst Canning nur den Spott und die Schande, eine Revolution in ein friedliches Land gebracht zu haben, das deren nicht begehrte, er, der Minister des Landes, welches zwanzig Jahr lang die Revolution siegreich bekämpft hatte!

In der sogenannten Rebellion, die von Spanien Unterstützung hoffte und nicht erhielt, war indessen auch kein Zusammenhang. An einigen Orten geschlagen, entwichen die Royalisten nach Spanien zur selben Zeit, wo spanische Liberale, denen auch kleine Aufstände mißglückten, nach Portugal entwichen. — Die unglückliche junge Regentin erlag der Last ihrer Arbeit und Verantwortlichkeit. Nach einer Katastrophe, die ihr Leben in Gefahr brachte, näherte sie sich ihrer Mutter, der verwitweten Königin, welche die vernünftigste in der ganzen Familie zu sein scheint, und welche sie bis dahin, auf Befehl der Liberalen, gänzlich hatte meiden müssen — und nahm, wie es scheint, deren Rat an. Denn die Liberalen, welche in der Nation keine Stütze hatten, sanken ohne allen Lärm, sobald die demagogischen Minister entfernt waren, zur Unbedeutendheit herab, — und da zu gleicher Zeit Dom Pedro, der doch auch wohl merken mußte, daß es so nicht gehe, seinen Bruder Dom Miguel zum Regenten ernannte, so scheint nun alles in Ordnung zu kommen.[2])

[1]) William Carr, Viscount Beresford (1768—1854), 1825 kommandierender General. Als Beresford 1822 von Brasilien nach Lissabon zurückkehrte, war die gegen das englische Übergewicht gerichtete Revolution in Portugal ausgebrochen, so daß ihm die Landung nicht gestattet wurde. Er weigerte sich später, die Führung zu übernehmen.

[2]) Vgl. dazu S. 694 Anm. 5.

In Spanien ging es grade so, wie in diesen Blättern vorhergesagt: Unfähigkeit des Königs, Geldmangel, partielle Aufstände usw.

In Frankreich, wo Villèle noch immer Minister ist, fing es an, etwas unruhiger zu werden. Er hatte, um das Geld zur Emigranten-Entschädigung zusammenzubringen, eine Herabsetzung der Renten (Zinsen der Staatspapiere) durchzusetzen gesucht. In der Deputiertenkammer, die zum größten Teil aus Grundbesitzern (Nicht-Spekulanten) besteht, war sein Vorschlag genehmigt worden. In der Pairskammer aber fiel er durch, weil diese, verkehrterweise, großenteils aus Spekulanten besteht, den ehemaligen Senatoren Bonapartes und denjenigen Pairs, die Ludwig XVIII. kreiert hatte, wie der Demagoge Decazes[1]) Minister war. Es mußte nun ein anderes Rentengesetz geschmiedet und durchgesetzt werden, welches beiden Parteien gefiel und also nicht halb, nicht ganz war. Genau ebenso ging es mit einem Gesetz gegen die Zügellosigkeit der Presse und mit einigen anderen. Um nun nicht jedesmal an der Demagogie der Pairs zu scheitern, mußte man das Gegenmanöver gegen das Decazessche, vor acht Jahren applizierte, vornehmen und eine große Zahl neuer, royalistisch gesinnter Pairs kreieren, welches Geschrei verursachte. — Ebenso waren die Gerichtshöfe noch demagogisch. Bei verschiedenen Preßvergehen entschieden sie für die Angeklagten, welches Freude verursachte.

Da nun die Rekrutierung dieser Gerichte und aller Beamten nicht anders, als aus der heranwachsenden Jugend geschehen konnte, der Unterricht aber in den Händen der liberalen Lehrer war, und es keine andere denn solche in Frankreich gab (ein nicht liberaler Gelehrter ist so selten wie ein weißer Rabe!) — so mußte durchaus dafür gesorgt werden, wenn die Restauration definitiv konsolidiert werden sollte, daß die Jugend in anderen Grundsätzen erzogen würde. Und dazu fehlte es in der Tat an jedem anderen Mittel, als die Erziehung der Geistlichkeit (durch die Revolution klug geworden), und in dieser den Jesuiten, als den einzigen wissenschaftlich gebildeten, anzuvertrauen. War dieses ein Notbehelf, so ist auch

[1]) Elie duc de Decazes (1780—1860), seit 1815 Polizeiminister, 1818—20 liberaler Minister des Innern, 1819—20 Ministerpräsident, später Mitglied der Pairskammer.

möglich, daß die Frömmelei des Königs[1]) das Ihrige dazu beitrug, kurz, die Jesuiten wurden wieder eingelassen, und sie legten eine große Menge Schulen und Erziehungshäuser an. Dies erregte wieder Geschrei, und was das übelste war, eine große Menge von Royalisten, welche die Wiederkehr des Aberglaubens und des Priesterdespotismus fürchteten und nicht einsahen, daß, wenn es nur ein Mittel gegen ein großes Übel gibt, man es ergreifen muß, trennten sich von der Partei des Villèle und gingen momentan zu den Liberalen über.

Da nun auch, ungeachtet während der Dauer der Sitzungen die siebenjährige Dauer der Kammer beschlossen war, dennoch die drei Jahre vorüber waren, auf welche die jetzigen Mitglieder gewählt waren, vielleicht auch, weil man hoffte, statt der abgefallenen Royalisten getreue hineinzubringen, — so wurde die Kammer aufgelöset und jetzt, Dezember 1827, eine neue gewählt. Der Erfolg entsprach aber den Erwartungen nicht. Die Meinungen waren durch die erwähnten Umstände zu sehr aufgeregt. Es scheint gewiß, daß die Minister so in der Minorität stehen werden, daß man glaubt, sie werden ihre Stellen aufgeben müssen. Ich halte dies für ein Unglück, denn eben, daß alle Liberale seit einem Jahr sich gegen Villèle heiser schreien, ist mir der sicherste Beweis, daß er ein tüchtiger Minister war.[2])

Auch in England erlebten die Liberalen einen kurzen Triumph. Nachdem Lord Liverpool[3]) vom Schlage getroffen worden war, kam es darauf an, einen anderen Premierminister zu ernennen. Der König konferierte mit dem Großkanzler Lord Eldon,[4]) dem Minister Peel, Lord Wellington usw. Diese sagten ihm frei heraus: daß ein Ministerium übereinstimmend gesinnt sein müsse, und daß sie daher kein genügendes zusammensetzen könnten, wenn Canning, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, darin bliebe, der vorzüglich wegen Emanzipation der irländischen Katholiken ent-

[1]) Karls X. (1824—30).

[2]) P. S. Soeben ist er abgesetzt worden, 14. Januar 1828. [v. M.].

[3]) Robert Banks Jenkinson, zweiter Earl of Liverpool, Tory-Staatsmann (1770 bis 1828), 1812—27 Premierminister, trat wegen eines Schlaganfalls vom Amte zurück.

[4]) John Scott, erster Earl of Eldon (1751—1838), Generalstaatsanwalt, 1801 Lordkanzler, Gegner der Parlamentsreform.

gegengesetzter Meinung mit ihnen allen sei. Der König, der ihn nicht gern verlieren wollte, ließ ihn kommen; er aber machte keine Schwierigkeit und wurde zum Premierminister ernannt. Alsbald nahmen jene, wie er ohne Zweifel vorhergesehen, aber dem Könige weislich verschwiegen hatte, sämtlich ihren Abschied aus dem Ministerio und dem Geheimen Rate. Er aber besetzte nun sogleich alle Stellen mit Liberalen und bisherigen Oppositionsmännern; sogar Tierney[1])! Die liberale Partei erhob nun ein gewaltiges Geschrei, wie über einen Verrat, daß jene Männer mit ihrem Liebling nicht hatten dienen wollen. Alle rechtschaffenen Leute achteten sie um so höher, als sie ihre Grundsätze nicht ihrem Posten hatten zum Opfer bringen wollen.

Wie Canning sich in der portugiesischen Angelegenheit prostituierte, ist schon erzählt.[2]) Kurz darauf bekam er ein Nervenfieber von Anstrengung und von Sorgen und starb.[3]) — Es scheint, als ob niemand mehr dem Posten eines Premierministers in England gewachsen sei, und daß die Anstrengung, so viele Geschäfte in allen Weltteilen zu leiten, und die nutzlose Zeitverschwendung der Parlamentsdebatten die menschlichen Kräfte übersteige. Pitt, nur einige vierzig Jahr alt, erlag ihnen, Fox auch nach ganz kurzem Ministerio, Perceval[4]) ermordet, Castlereagh wahnsinnig und schnitt sich den Hals ab, Liverpool rührte der Schlag, Canning nach ganz kurzem Ministerio ebenfalls erliegend! — Der König mochte jenen rechtschaffenen Ministern ihren Schritt noch nicht verziehen haben, denn er setzte sich ein Ministerium aus meist unbedeutenden Personen zusammen, an deren Spitze Herr Robinson kam,[5]) der zum Lord Goderich ernannt wurde. Es scheint mit ihm nicht gehen zu wollen. — Die Liberalen erhoben über den Verlust ihres Canning, der nur geredet, aber nichts als jenen dummen Streich und die Anerkennung der neuen amerikanischen Republiken (schon als Mi-

[1]) George Tierney (1761—1830), Gegner Pitts, mit dem er ein Duell ausfocht, 1817—21 Führer der Whigs, unter Canning master of the mint, trat 1828 zurück. Vgl. Dictionary of Nat. Biography LVI, 385 f. — [2]) Vgl. o. S. 695 f.

[3]) Am 8. August 1827.

[4]) Spencer Perceval (1762—1812), 1809—12 Premierminister, am 11. Mai dieses Jahres im Unterhaus von einem bankerotten Menschen ermordet.

[5]) Frederick John Robinson, Viscount Goderich (1782—1859), Tory, August 1827—1828 Premierminister.

nister des Auswärtigen)[1] zustande gebracht hatte, ein Lamentieren durch ganz Europa. Ein sicherer Beweis, daß er nichts taugte. Es wurden Medaillen geschlagen, Monumente gebaut usw.

Schon seit Liverpools Zeit arbeitete England an der Pazifikation der Griechen in dem Sinne, daß Rußland nichts dabei gewinnen sollte. Es gelang ihm, durch eine vom Herzog Wellington in Petersburg und Paris geführte Unterhandlung, einen Traktat zustande zu bringen, nach welchem eine verbündete Flotte der drei Mächte in den Archipelagus segeln und die Streitenden dadurch zum Frieden bringen sollte: daß sie den bedrohte, der den anderen nicht in Ruhe lassen würde. Dies wurde in Konstantinopel notifiziert, Mahmud[2] aber erwiderte ganz vernünftig: was er mit seinen rebellischen Untertanen abzumachen hätte, darin hätten sie nicht mitzureden.

Unmöglich hatten englische Minister voraussetzen können, daß zwischen einer solchen Flotte und der türkischen nicht Reibungen vorfallen müßten, wenn man gleich an anderen Orten so kurzsichtig gewesen sein mag. Was vorauszusetzen war, geschah. Kaum war die Flotte unter Oberbefehl des englischen Admirals Codrington[3] und unter dem französischen Admiral de Rigny und dem russischen v. Heyden im Archipel erschienen und hatte Ibrahim Pascha zur Ruhe ermahnt und eine Art von Waffenstillstand mit ihm geschlossen, als dieser sich nicht daran kehrte und in Morea zu sengen, zu brennen und zu morden fortfuhr. Nun griff die verbündete Flotte am 20. November[3]) 1827 die im Hafen von Navarin liegende türkisch-ägyptische Flotte an und zerstörte sie gänzlich. Die Türken verloren an 100 Krieges- und Transportschiffe und 4—5000 Mann.

Die Engländer hatten nun ihre wahrscheinliche Hauptabsicht erreicht, daß es keine türkische Flotte mehr gab, aber es entstanden neue Verwickelungen, vorzüglich für Rußland. Hier war der Kaiser Alexander am 1. Dezember 1825 auf einer Reise zu Taganrog am Schwarzen Meer gestorben, nachdem er sich kurz vorher

[1]) Und 1807 den Raub von Kopenhagen [vgl. o. S. 432 Anm. 1]. Anm. Niebuhrs zur ersten Ausgabe.

[2]) Sultan Mahmud II., regierte 1808—39, Vernichter der Janitscharen, Reorganisator der Türkei.

[3]) Sir Edward Codrington, 1821 Vizeadmiral, erfocht den Seesieg bei Navarino am 20. Oktober (nicht November) 1827.

mit seiner Gemahlin, mit der er viele Jahre ganz entfremdet gelebt, wieder versöhnt hatte. Sie begleitete seine Leiche nach Petersburg und starb auch unterwegs, bevor sie Moskau erreichte. Die Verzichtleistung des Großfürsten Constantin auf den Thron, sein edler Wettstreit mit seinem jüngeren Bruder Nicolaus,[1]) wo, der eine in Warschau, der andere in Petersburg, ein jeder dem anderen huldigte, bis endlich Nicolaus sich entschloß, den Thron zu besteigen, und die lange vorbereitete, hierdurch aber beschleunigte Empörung eines Teils der Garden, des Pöbels, und einiger anderen Truppen, welche durch die Festigkeit des jungen Kaisers gedämpft wurde, sind zu bekannt, als daß sie hier erzählt zu werden brauchten. Nach den vielen Unterhandlungen mit den Türken war ein Traktat zu Akjerman 1826 mit ihnen zustande gekommen[2]) der sich auf die Moldau und Walachei und auf einige asiatische Festungen bezog.

Wegen der Griechen aber war man um keinen Schritt vorwärts gekommen. Daher hatte sich auch der Kaiser bei dem vorher erwähnten, mit Wellington geschlossenen Traktat reserviert: daß wenn die gemeinschaftliche Maßregel im Mittelländischen Meere nicht zum Ziele führe, es ihm unbenommen bleibe, seinen eigenen Weg zu gehen. Nach der Schlacht von Navarin nun gaben die Gesandten in Konstantinopel sich alle mögliche Mühe, den Sultan Mahmud zu überreden, daß die Verbrennung seiner Flotte und der Tod von 5000 Türken nur eine Liebkosung gewesen sei, die das gute Vernehmen nicht stören könnte, vorzüglich, wenn er den Griechen Freiheiten bewilligen wolle. Aber er wollte dies durchaus nicht begreifen, er meinte, es sei keine Liebkosung, sondern vielmehr eine tüchtige Ohrfeige, — erklärte alle Verbindung mit den drei Mächten für aufgehoben, und war nach europäisch-politischen Begriffen so intraktabel, daß die drei Gesandten sich entschließen mußten, abzureisen.

Für Rußland ist nun die Folge, daß wenn alle Traktaten von den Türken für aufgehoben erachtet werden, auch der von Akjerman

[1]) Die Erzählung von dem edlen Wettstreit der beiden ist eine damals weitverbreitete Legende. Nikolaus hatte von Constantins geheimer Thronentsagung (1822) nichts gewußt.

[2]) Am 6. Oktober 1826: er sicherte den Russen die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und bestätigte frühere Verträge. Seine Nichterfüllung seitens der Türken führte den russisch-türkischen Krieg von 1828/29 herbei.

seine Gültigkeit verloren hat, derjenige, durch den Rußland sich beschwichtigen ließ, von seinen Forderungen zugunsten der Griechen zu schweigen. Seine Ehre ist also verpfändet, und es wird wenigstens die Moldau und Walachei in Besitz nehmen müssen. Was nun weiter daraus werden, und wie die Sache ein Ende gewinnen soll, da Österreich, welches an der Spitze der Philotürken in Europa steht, und auch England und Frankreich nicht zugeben werden, daß etwas gegen Konstantinopel durchgeführt werde, ist noch nicht abzusehen. Da hier alles gebunden ist, die Türken aber sich nicht binden lassen, so bleibt es möglich: daß in diese der alte Geist wieder fährt und daß man sie zu sehen bekommt, wo man sie seit 150 Jahren nicht mehr erwartete.[1]) Gewiß aber stehen wir am Vorabend wichtiger Ereignisse.[2]) —

In unserem Lande fing in den verflossenen zwei Jahren alles an, etwas mehr Konsistenz zu gewinnen. Die Landtage, die nach und nach in allen Provinzen gehalten wurden, waren so übereinstimmend in ihren Klagen gegen die demagogische Verwaltung, daß sie Konsistenz zu gewinnen anfingen, daß der König ihre Vorstellungen beachtete und daß kaum mehr eine Sache in den Ministerien aufkommen konnte, von der es nicht hieß: da müssen erst die Stände befragt werden! und so entstand wenigstens fürs erste ein Stillstand im Revolutionieren. Im Staatsrat, den jetzt der Herzog Carl von Mecklenburg, des Königs Schwager[3]), präsidierte, gewann die bessere Partei die Oberhand, die Demagogen waren etwas eingeschüchtert, und so gingen einige erhaltende Gesetze durch. Der Graf Lottum gewann wunderbar schnell Kenntnis von den Landtagsangelegenheiten und war immer auf der guten Seite. Nachdem der einfältige Finanzminister Klewitz[4]) entfernt worden und der Herr v. Motz[5]) an seine Stelle getreten war, fand sich auch

[1]) d. h. in Süd-Rußland. Diese Vermutung ging bekanntlich nicht in Erfüllung.

[2]) Es ist bekannt, daß die Unabhängigkeit Griechenlands durch die Londoner Konferenz von 1830 erklärt wurde. — [3]) Vgl. o. S. 307 ff.

[4]) Vgl. o. S. 620 Anm. 2.

[5]) Friedrich Christian Adolf v. Motz (1775—1830), 1825—30 hochverdienter preußischer Finanzminister, einer der Hauptbegründer des Zollvereins, vereinfachte das Kassenwesen und hob die Bewirtschaftung der Domänen. Vgl. über ihn Treitschke, (der ihn eigentlich erst wieder entdeckt hat), Deutsche Geschichte III, 454 ff. und Historisch-politische Aufsätze Bd. IV, S. 335—356.

mit einemmale Geld, ich weiß noch eigentlich nicht, woher, und war von keinen Verlegenheiten mehr die Rede.

Auch die Ehe des Königs ging gut. Die Fürstin Liegnitz war eine verständige und anspruchslose Person, die sich ganz in ihn zu finden wußte — ein ungeheures Glück für ihn, wie aus der Luft gegriffen! — und vorzüglich seit er im Dezember 1826 das Bein gebrochen und sie ihn sehr gut gepflegt hatte, lebte er aufs beste mit ihr und ward so heiter und freundlich gegen alle Welt, wie man ihn lange nicht gesehen hatte. —

Auf mich selber zu kommen, so hatte ich in diesem Zeitraum das Glück, meinen so lange gehegten Wunsch, den Militärdienst zu verlassen, ins Werk richten zu können.

Wenn ich oben[1]) gesagt habe, der Sohn des Königs, Prinz Wilhelm, den wir seit 1824 zum kommandierenden General hatten, sei ein geborner Soldat, und wir hätten alle Ursach' gehabt, mit ihm zufrieden zu sein, so war dies in der ersten Zeit niedergeschrieben. Er ist auch ein geborner Soldat, durch seinen unermüdlichen Eifer, durch sein rastloses Bestreben, seinem Vater alles zu Dank zu machen — mit einem Wort, ein Soldat in den ersten Grundzügen; aber er ist nichts weniger, als zum Feldherrn geboren. . . . . [2])

Wir hatten also auch Ursach', mit der Behandlung zufrieden zu sein, nämlich mit der täglichen und nächsten, nicht aber mit der Behandlung des ganzen Wesens. Meine Akten ergeben, in wie vielfachen Konflikt ich mit ihm im Laufe des Jahres 1826 in Dienstsachen geriet. Während er im Zimmer sogar vertraut mit mir umging, auf seinen Reisen mich dreimal in Friedersdorf besuchte, hatte ich die unangenehmsten schriftlichen Verfügungen zu verschlucken, um so unangenehmer, da sie nach neumodischer Dienstform als „Armeebefehle" immer zur Kenntnis aller Truppenteile[3]) kamen, die denn von dem Zusammenhang der Sache nur das erfuhren, was sich aus diesen Befehlen entnehmen ließ. Ich glaube auch, daß Ungeschicklichkeit von seiten des Prinzen mit im

[1]) S. 691 f.

[2]) Hier ist ein zu scharfes Urteil über die militärischen Fähigkeiten Kaiser Wilhelms I. gestrichen worden.

[3]) des Generalkommandos Berlin, für Brandenburg und Pommern.

Spiele war und daß sein sehr ehrlicher, aber auch sehr dummer Generalstabschef[1]) mehr dabei mitredete, als es hätte sein sollen.

Gleich die erste Geschichte wegen des Exerzierens meiner Brigade ward so publik, daß der König davon gehört haben mußte, denn, als wir kurz darauf im September 1826 zu einem großen Manoeuvre in Berlin waren und ich am ersten Tage die sechs Kavallerie-Regimenter kommandierte, die ins Lager rückten, kam der König an mich herangeritten und sagte ganz gegen seine Gewohnheit: „Ihre Brigade in ganz besonders guter Verfassung gefunden, — mir vor allen andern aufgefallen!", da er sie doch kaum gesehen hatte; und gleich darauf kam auch der Prinz, fragend: ob der König mir nichts gesagt habe, er sei ganz besonders zufrieden gewesen.

Bei diesen Manövern führte ich wieder die Ulanen-Division, und beim Schlusse derselben bekam ich den Roten Adlerorden mit Eichenlaub um den Hals. Das war offenbar, um mich zu gewinnen. Nichtsdestoweniger kamen unmittelbar nach unserer Rückkehr in die Garnisonen wieder eine Explosion, wegen einer Untersuchung beim Brandenburgischen Dragoner-Regiment, und eine Grobheit, wo er mir auf ein Urlaubsgesuch nicht antwortete, sondern an meinen Vorgesetzten, den General Brause, schrieb.

Wenn es leider nur zu viele gibt, die sich solche Grobheiten und öffentliche schriftliche Zurechtweisungen gefallen lassen, so war dies doch zu viel für meinen alten brandenburgischen Magen, und ich beschloß, der Sache ein Ende zu machen und nach Hause zu gehen.[2]) Da jedoch eben der zweite brandenburgische Landtag eröffnet wurde und der König mich zum Stellvertreter des Landmarschalls[3]) ernannte (dessen Stelle ich auch wirklich einnehmen und den Landtag präsidieren mußte, da er krank war und nachher starb), so beschloß ich, erst diesen abzumachen, und den Schritt bis zu meiner Rückkehr zu versparen.

Kaum war ich aber in Berlin, als der Kriegsminister mir eröffnete: daß die Division in Breslau vakant werde und daß ich

[1]) Oberst Baron von Lützow.

[2]) Vgl. die auf diese Reibungen bezüglichen Briefe und Armeebefehle des Prinzen Wilhelm im 2. Band. Sie ergeben wohl mit Sicherheit, daß der Prinz im Recht war. — [3]) Alvensleben, vgl. o. S. 687 f.

sie haben sollte. Er gebe mir zu bedenken, daß, nachdem ich schon vor zwei Jahren eine Division ausgeschlagen, ich doch nun zu hoch hinauf sei, um Brigadekommandeur zu bleiben usw. Nun stand die Sache auf der Spitze. Die Gründe, die mich immer bewogen hatten, mich nicht von Friedersdorf zu entfernen, bestanden in ihrer ganzen Kraft, und nun, in meinem Alter, es auf 35 Meilen Entfernung noch aus den Augen zu verlieren, ging gar nicht an. Dagegen hatte ich alle Lust verloren, unter dem Prinzen Wilhelm zu dienen, und die Division in Frankfurt, die mir sonst angenehm gewesen war, war nunmehr die letzte von allen geworden, die ich hätte annehmen mögen. Ich schrieb also sogleich um meinen Abschied, redete bloß von meiner Gesundheit und belegte sie, der Wahrheit gemäß, mit ärztlichen Attesten.

Ich erhielt ihn aufs gnädigste, wurde dabei zum Generalleutnant ernannt mit der chargengemäßen Pension[1]), ohne daß ich um eines von beiden gebeten hätte, wie meine Papiere erweisen. Da dies in Berlin geschah, wo ich mich wegen des Landtages alle Tage zeigen mußte, so war der Spektakel groß. Es war, als wenn die Kavallerie nun zugrunde gehen müsse. Alles kam zu mir gestürzt. Die Briefe des Kronprinzen[2]), der beiden Prinzen Wilhelm usw. sind nachzulesen. Gleich darauf wurde ich zum Mitgliede des Staatsrats ernannt und späterhin in dessen Abteilung des Innern versetzt. — Der Lärm war so groß, daß, wenn damals der Minister des Innern gestorben wäre, ich vermutlich seine Stelle erhalten hätte, wobei auch nicht viel Freude gewesen wäre.

Der König ließ mich, nachdem er von seinem Beinbruch, an dem er eben darniederlag, wieder hergestellt war, nach Potsdam kommen, ging mir, wie ich eintrat, durch den halben Saal entgegen, reichte mir die Hand und sagte ganz laut vor fünfzig Personen: „Mir sehr leid getan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren, aber freilich, mit solchem Übel, besser sich drein geben, als schlimmer machen", und wie ich darauf einige Worte erwiderte: „Mir sehr wohl bekannt, immer nach Grundsätzen gehandelt, und in allen Verhältnissen gut gedient haben"!

[1]) 1800 Taler jährlich.

[2]) Abgedruckt im 2. Band. Vgl. daselbst auch den schönen Brief des Prinzen Wilhelm (späteren Kaiser Wilhelms I.) nach Marwitz' Tode an seine Witwe.

Was meine Pension betrifft, so hatte das Reglement vom 13. Juni 1825 darüber feste Bestimmungen getroffen. Es bestimmte die Pensionen für jeden Grad vom Leutnant bis zum General nach der Dienstzeit, vom 15. Dienstjahre bis zum 20., von da bis zum 30., und so immer mit zehn vollendeten Dienstjahren steigend. Hierbei wurde für jedes Kriegsjahr von 1812/15 ein Jahr zur Dienstzeit hinzugerechnet. Ich hatte von 1790 bis 1827 siebenunddreißig Jahre gedient. Allein da ich von 1802/05 drei Jahr, 1806 wieder ein halbes Jahr und von 1807/13 fünfeinhalb Jahr außer Dienst gewesen war, so blieben nur achtundzwanzig, und mit den drei Feldzügen von 1813/15 einunddreißig Jahr übrig. Ich bekam nun als Generalmajor und Brigadekommandeur 1800 Taler Pension. Hätte ich vor zwei Jahren die Division angenommen, so würde ich als Divisionskommandeur 2245 Taler jährlich bekommen haben. Es hätte mir freigestanden, diese Pension auch noch jetzt zu erwerben, wenn ich die mir angebotene Division in Breslau annahm und etwas später abging; der Kriegsminister[1]) machte mich sogar darauf aufmerksam, ich erwiderte ihm aber: daß ich es für unwürdig hielte, bloß um des Pensionserwerbs willen einen notwendigen Entschluß aufzuschieben.

Meine Nachkommen sehen also hieraus: daß, so wie ich nie des Geldes wegen, sondern immer mit Opfern gedient hatte, auch bei meinem Abgang der Geldvorteil aus den Augen gesetzt wurde. Gegen meine 3300 Taler Traktament (ohne den Servis, der aber nicht hinreichte, um das Quartier in der Stadt zu bezahlen) — verlor ich 1500 Taler jährlich. Da ich nun die Dienstreisen und Manövers nicht mehr zu machen, teure Montierungen nicht mehr zu tragen brauchte, einen Bedienten und zwei Reitpferde abschaffte und das ganze Jahr auf dem Lande lebte, so konnte ich absehen, mit einigen Einschränkungen so weit kommen zu können, als vorher. Aber die Ernennung im Staatsrat, wobei kein Gehalt stattfindet, machte gleich wieder ein großes Loch, da ich nun dennoch die Reisen nach Berlin bestreiten mußte.

So hatte ich denn, obgleich ich beinahe immer in der Linie gedient hatte, eine der sonderbarsten Militärkarrieren gemacht, da

[1]) Hake. Vgl. o. S. 640 Anm. 4.

ich niemals weder eine Schwadron noch ein Regiment gehabt hatte. 1790 Junker, 1791 Offizier, nahm ich 1802, wo ich Premierleutnant war, den Abschied; 1805 bei meinem Wiedereintritt als Adjutant des Fürsten Hohenlohe, wurde ich Rittmeister und im Mai 1807 in Königsberg Major. Da ich nun damals, als Chef eines Freikorps, welches aus einem Kavallerie-Regiment und einem Infanterie-Bataillon bestand, die Stellung hatte, wie jetzt ein Brigadekommandeur, als welcher (zuerst Landwehrbrigadier genannt) ich auch 1813 wieder eintrat, so bin ich zwanzig Jahr lang als Major, Oberstleutnant, Oberst und Generalmajor in demselben Wirkungskreise geblieben, gewiß ein einziges Beispiel! Erwägt man nun den Verdruß, in schwierigen Zeiten immer die größte Arbeit und Verantwortlichkeit sich aufgelegt zu sehen, dann aber wieder in ein untergeordnetes Verhältnis zurückzufallen, die Passe droits[1]), die mir während der Kriegeszeit geschahen (welche den Effekt hatten, daß ich da erst zur Division rücken sollte, wo ich sonst schon zum kommandierenden General gerückt wäre), und die Qual der letzten zehn Jahre, unter einem so durchaus subalternen Menschen zu stehen, wie der General Brause,[2]) der noch sächsischer Leutnant war, wie ich schon preußischer Major, — und der seine ganze fortune nur dem Verrate verdankt, den er nach Beendigung der Schlacht von Leipzig an seinem König und Herrn begangen hat — und die Reibereien mit einem zwar gutgesinnten, aber unerfahrenen Prinzen, so wird man sich nicht wundern, daß die Lust zum Dienst, zu dem ich mich in Zeiten der Gefahr immer gedrängt hatte, verschwunden war.

Aber auch die ganze neue Verfassung der Armee war von der Art, daß es weder Freude noch Ehre mehr brachte, darin zu verweilen. Wir betrachten die Zusammensetzung, das Avancement, die Disziplin und Justizverfassung und die Behandlung.[3])

1. Die Zusammensetzung.[4]) Zwei Armeen nebenein-

[1]) Zurücksetzungen.

[2]) Vgl. o. S. 616 f.

[3]) Vgl. hierzu die Ausführungen o. S. 502—519, 578 f., 596 f., 604—610, 615 ff., 630, 639 ff., 691.

[4]) Daß ich von der Kavallerie und wie sie gemordet worden, nicht besonders rede, rührt daher, weil genug Schriften von mir darüber existieren. [v. M.] — Vgl. den militärischen Nachtragsband.

ander, ohne irgend einen Zusammenhang. Die eine (Linie) alle drei Jahr erneuert, also ewig aus Rekruten bestehend, die andere (Landwehr) ganz und gar aus zwar ehemals ausexerzierten Soldaten bestehend, die aber, ihren häuslichen Geschäften zurückgegeben und beinahe niemals zusammengezogen, den Soldaten ganz vergessen haben. Sie hat zwar alle Jahr eine vierzehntägige Übung, allein der Etat dieser Zusammenziehung ist um so sehr viel schwächer als die Zahl der Landwehrmänner, daß viele von diesen niemals zur Übung kommen.

Dazu kömmt noch, daß die erste dieser Armeen von gedienten Offizieren geführt wird, die unter der Last des Dienstes und des ewigen Dressierens erliegen und durch die Behandlung, die sie erfahren, mißmütig gemacht werden, — die zweite aber von Bürgern[1]), die ein Jahr gedient haben, die von ihren Nachbaren und Freunden zu Offizieren gewählt werden, von ihren Untergebenen aber verlacht, weil sie nichts verstehen, und die selber kein anderes Interesse am Dienst und keine andere Liebe zu ihrem Stande haben, als daß sie, weil sie doch einmal exerzieren müssen, dies lieber als Offiziere tun wollen, als einen Tornister und ein Gewehr zu tragen. — Und so wie die Linien-Offiziere aufs äußerste kujoniert[2]) werden, so wird diesen Bürgeroffizieren unglaublich viel weißgemacht, wenn ihre Soldaten, ohne ihr Zutun, einmal ordentlich vorbeimarschieren. Diese heillose Formation widerspricht aller Erfahrung und den Aussprüchen aller Feldherren. Beide sagen: daß mit guten Offizieren und guten Stämmen (cadres) man eine Armee sehr leicht vollzählig und kriegesfertig machen kann. Hier aber ist eine Rekrutenarmee ohne Stamm und eine andere ohne Offiziere! Wahrlich! die Sache ginge schon hierdurch auseinander, wenn der alte Fritze nicht noch in zu vielen Köpfen lebte!

[1]) Über das damalige Zahlenverhältnis von adligen und bürgerlichen Offizieren finden sich in der Schrift von Benzenberg, Über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem, 1820, sehr interessante Mitteilungen (S. 4—12). 1817 bestand das Offizierkorps der Linie aus 4138 Adligen und 3367 Bürgerlichen; 1818 waren die entsprechenden Zahlen 3828 und 3350; 1819: 3605 und 3053. Die überzähligen (aggregierten) Offiziere setzten sich 1819 aus 582 Adligen und 492 Bürgerlichen zusammen. Die Landwehr (1. Aufgebots) dagegen hatte (1819) nur 855 adlige gegen 3461 bürgerliche Offiziere. — [2]) Geplagt.

2. Das Avancement. Wer wird Offizier? wer von guten[1]) Eltern geboren ist, sein lebelang nur Ehrenwertes gesehen und Dienstkenntnis und Ehre gezeigt hat? Gott bewahre! Wer in den Divisionsschulen[2]) so und soviel Mathematik und so und soviel Geschichte gelernt hat, der wird Offizier! unbekümmert darum: ob er in der Gemeinheit erzogen, sein lebelang nur Gemeines gesehen und gedacht hat, und ob er irgend etwas vom Dienste versteht und irgend Charakterstärke und Ehre gezeigt hat. Dies für die Linie, — von den officiers citoyens haben wir schon geredet! So dienen sie eine Zeitlang hin und suchen dann eine Versorgung zu bekommen, ganz verschieden von den alten preußischen Offizieren, — die nur daran dachten, als Soldaten zu leben und zu sterben.

3. Die Disziplin und Justizverfassung. In zu großem Widerspruch mit der sonst an einigen Orten zu großen Strenge, ist die Disziplin zu lax geworden. Kein Offizier hat persönliche Autorität, keiner darf es wagen, einen widerspenstigen Untergebenen zu bestrafen, weil sich immer irgend ein Umstand findet, aus dem demonstriert wird, er habe seine Befugnis überschritten, was ihn denn unfehlbar auf die Festung bringt. Also beständige Anzeigen und Untersuchungen, wodurch denn die ganze militärische Disziplin einzig und allein in den Händen der Militärjustizbeamten, der Auditeure, liegt. Diese[3]) sind nun schon an und für sich, wie alle Rechtsgelehrte, die ärgsten Demagogen, und sodann haben diese zahlreichen Untersuchungen auch schon längst die Kriegesartikel unzulänglich gemacht. Daher hat denn das Allgemeine Landrecht auf die Militär-Untersuchungen und Bestrafungen angewendet werden müssen. Dieses aber ist auf die Freiheit und Gleichheit gegründet und wird nun angewendet auf einen Stand, dessen Wesen in der vollendetsten Ungleichheit besteht, und in welchem der eine Stufe höher Stehende oder nur um einen Tag Ältere die unbedingteste Gewalt haben soll über den Niederen und Jüngeren! —

Der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein. Der verschmitzte Kerl, der im Landrecht bewandert ist und schon oft vor Gericht gestanden

[1]) d. h. adligen. — [2]) Vgl. o. S. 509, 608 f. — [3]) Vgl. o. S. 514 ff.

hat, kann sicher sein, durch diesen Gleichheitskodex von der Strafe befreit zu werden, welche die wahre Disziplin der Ungleichheit ihm auflegen würde, und auch Offiziere, die sonst ohne weiteres wegen ehrloser Handlungen ausgestoßen worden wären, bleiben unangefochten, wenn sie sich hinter ein Kriegesgericht zu flüchten verstehen, welches sie lossspricht, weil das Landrecht keine Ehre kennt. Auch hier wäre die Auflösung schon längst vollkommen eingetreten, wenn nicht der alte Fritz noch in den Offizieren lebte, den Söhnen des alten Militär- und Landadels, welche die Ehre mit den größten Opfern aufrecht erhalten, und mit ihrer Persönlichkeit ihre Autorität schützen, unbekümmert darum: ob sie deshalb Monate oder Jahre auf der Festung zubringen müssen.

4. So wie nun die Behandlung des gemeinen Mannes weichlich und unsoldatisch ist, so ist die der Offiziere herabwürdigend. Wie strenge auch sonst der Dienst genommen werden mochte, so wurde der Offizier doch außer demselben stets wie ein Mann von Stande und von Erziehung behandelt. Alle Gesellschaften standen ihm offen und selbst bei Hofe war der jüngste Offizier angesehen, wenn seine Geburt und seine Erziehung für ihn sprach. Jetzt ist er nur eine Maschine, zum Exerzieren bestimmt und dafür (schlecht genug) bezahlt. Kein Vorgesetzter geht mit ihm um. (Vielleicht habe ich die große Liebe und Anhänglichkeit, die ich allenthalben gefunden, trotz meiner Strenge im Dienst, der Behandlung meiner Untergebenen außer Dienst, als Leute meines Standes zu verdanken.) Niemand sieht ihn bei sich. Bei Hof erscheinen sie in Reihe und Glied. Selbst ein Stabsoffizier wird in Berlin weder beachtet noch eingeladen. Kein General gilt etwas, sobald ein älterer da ist (nur in Zeiten der Not greifen sie zu!) und selbst der älteste und vornehmste muß sich von jeder Zivilbehörde auf der Nase spielen lassen. Nur die Masse, als Exerziermaschine, wird in Betrachtung gezogen.

Wie mußte es nun mir, der ich in den damaligen Vorrechten meines Standes und in der alten Armee aufgewachsen war, in dieser neuen gefallen? Statt der unbedingten Strenge auf dem Exerzierplatze jetzt Nachlässigkeit, statt der sonst durchaus ehrenvollen Behandlung außer Dienst jetzt ein Vermischen mit der Masse und demgemäße unangenehme Briefe.

Aber auch im bürgerlichen Leben war es ebenso, und dieser Art der Gleichmacherei konnte sich freilich niemand entziehen. In meiner Jugend war ein Mann meines Standes allenthalben der erste, wo er sich sehen ließ; man nahm den Hut vor ihm ab, man machte ihm Platz. Jetzt in meinem Alter kann ich zwar nicht sagen, daß meine Persönlichkeit mir nicht allenthalben die gehörige Achtung verschaffte, der Stand aber verschafft sie keinem mehr, — man steckt im Haufen, niemand macht Platz, niemand zieht den Hut, sondern sie rennen einen um und um, wenn man nicht aus dem Wege geht. — —

Eine neue Arbeit steht mir bevor. Auf das Andringen des Landtages hat der König den Kurmärkischen Ständen ihr Landarmenwesen zurückgegeben. Ich habe erzählt, wie im Jahr 1811 mir die Landarmenkasse geraubt wurde, dem die damals versammelten Stände sie übergeben hatten, nachdem die bedrängte Landarmendirektion ihre Stellen niedergelegt hatte. Ich hatte die Schlüssel des von den Abgesendeten der Kurmärkischen Regierung hinter meinem Rücken erbrochenen Tresorkastens dreizehn Jahre lang in Friedersdorf verwahrt und sie dem ersten Landtag, 1824, als ein Wahrzeichen übergeben, daß sein Eigentum daran noch de jure konserviert sei.[1])

Jetzt hat mich der letzte Landtag [1827] wieder zum ersten Landarmendirektor gewählt. Ich werde also das geraubte Eigentum der Stände wieder in Empfang nehmen, das Landarmenwesen wieder einrichten, und die Provinz von Vagabunden säubern, denn unter der jetzt siebzehnjährigen Verwaltung der Regierung sind die Gelder zu anderen Zwecken verwendet worden, und beinahe nicht mehr erlaubt gewesen, einen Vagabunden aufzugreifen und ihn in das Landarmenhaus abzuliefern. Dies wird nun wieder eine tüchtige Arbeit sein. Ich werde die Sache in Ordnung bringen, wozu einige Jahre gehören werden, und dann den unangenehmen Posten wieder abgeben.

Mit meinem Vermögenszustande ist in diesen letzten zwei Jahren keine Veränderung eintreten. Die große Vermehrung der Schäferei hat den gehofften Ertrag nicht geliefert, weil mit ihr gleichzeitig

[1]) Die Schlüssel werden noch heute in Friedersdorf als Andenken aufbewahrt.

der Preis der Wolle so sehr gefallen ist, aber sie hat doch, verbunden mit den wieder steigenden Getreidepreisen, geholfen, die Angelegenheit meiner Wirtschaft in Gang zu erhalten. Das Rechnungsjahr 1826—1827 war das einträglichste von allen vierundzwanzig seit 1803. Schon hoffte ich ein lange gefühltes Bedürfnis befriedigen zu können, nämlich mein altes Schloß mit einem neuen Dache zu versehen und einige bauliche Veränderungen darin vorzunehmen, allein die gänzlich fehlgeschlagene Ernte von 1827 (durch die unerhörte Dürre) wird es in diesem Jahre so an Einnahmen fehlen lassen, daß ich darauf werde Verzicht leisten müssen. Gleichwohl ist der Bau notwendig, wenn meine Kinder noch in diesem Hause wohnen sollen, mit dessen Mängeln ich mich nun schon über zwanzig Jahre lang behelfe. — So lange schon habe ich den Umbau beschlossen und aufgeschoben. Und seit zweiundzwanzig Jahren (seit dem Brande) steht der unvollendete Wirtschaftshof offen und wartet auf Geld zu seiner Vollendung.[1])

Man wird mir zugestehen, daß ich warten und mich in die Zeiten schicken gelernt habe!

Friedersdorf, den 18. Januar 1828.

v. der Marwitz.

---

[1]) Das Schloß wurde im Sommer 1828 nach Schinkels Plänen umgebaut (vor allem die Fassade und das Dach gänzlich verändert), der Wirtschaftshof im Herbst 1837, wenige Monate vor Marwitz' Tode, vollendet.

Schluß.

Aus dem Nekrolog von Professor Spieker. — Aus Marwitz' Testament.

Mit dem Jahre 1828 hören alle eigenhändigen biographischen Aufzeichnungen von Marwitz auf. Den 6. Dezember 1837 ging er aus einem Leben voll Unruhe in die ewige Ruhe ein. — Zwei Auszüge aus einem Nekrolog von befreundeter Hand,[1]) der kurz nach seinem Tod erschien, werden seine eigenen Erzählungen passend ergänzen und beschließen: 1. Eine Schilderung seines Wirkens als Gutsherr; 2. eine kurze Erzählung seines Lebens seit seiner Entlassung aus dem Dienste und eine allgemeine Charakterschilderung, die in seinen Schriften vollauf Bestätigung findet.

1. v. der Marwitz als Gutsherr.

Von der Zeit an, daß v. der Marwitz angefangen hatte, Friedersdorf selbst zu bewirtschaften [1802], war dasselbe mit allen seinen Untertanen und Einsassen ein besonderer Gegenstand seiner väterlichen Sorge. Er hielt mit Strenge auf Zucht und Sitte, auf ordentlich Haushalten, auf die würdige Feier der Sonn- und Festtage, litt in der Gemeinde keinen Trunkenbold, keinen liederlichen Wirt und keinen untreuen Dienstboten. Dagegen vertrat er seine Untertanen wie ein Vater seine Kinder gegen jedermann, stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite, sorgte für die Armen und Kranken, nahm sich der Witwen und Waisen an, und ließ es bei gutem Willen und ernstem Streben an Ermunterungen und Belohnungen nicht fehlen. — In der ganzen Umgegend haben wiederholte (angelegte) Feuersbrünste fast alle Dörfer zerstört; in Friedersdorf ist nie ein Feuer ausgebrochen. — Besonders lag dem getreuen Gutsherrn

[1]) Professor Spieker in Frankfurt a./O. (Superintendent, sehr fruchtbarer Schriftsteller, 1780—1858), der Marwitz in seinen letzten Jahren als Geistlicher persönlich nahe stand. Der Nekrolog erschien am 22. Januar 1838 in den Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. — Diese einleitenden (vom Herausgeber berichtigten) 10 Zeilen stammen von Marcus Niebuhr.

die Schule am Herzen. Er besuchte dieselbe regelmäßig, prüfte die Kinder, bezeigte den Wohlgesitteten und Fleißigen sein Wohlgefallen, drang auf einen ununterbrochenen Schulbesuch und schaffte den nötigen Schul- und Lehrbedarf auf seine Kosten an. — In Fleiß und guter Wirtschaft, in Frömmigkeit und strenger Sittlichkeit, in einem rechtschaffenen, unbescholtenen Wandel strebte er, seiner Gemeinde ein Muster und Vorbild zu sein.

2. Die letzten Lebensjahre. — Charakterschilderung.

Im Jahre 1827 bat er um seinen Abschied, den er als Generalleutnant erhielt. Von jetzt an lebte er seiner Familie, der Sorge für die Erziehung seiner Kinder und für das Beste seiner Dorfschaft, so wie dem eifrigen Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte und der Staatskunde.

Das Vertrauen des Königs hatte ihn in den Staatsrat berufen, und wer sein Wirken in dieser wichtigen Stellung zu beobachten Gelegenheit hatte, gibt ihm das Zeugnis, daß er in wahrer Liebe für die Wohlfahrt des Staats mit Ernst, Freimut und Nachdruck gesprochen, und was ihm zum schriftlichen Gutachten anvertraut wurde, mit großer Sachkenntnis, mit Gründlichkeit und Klarheit bearbeitet habe. — Dasselbe gilt von seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen auf den Kommunal-Landtagen der Kurmark und den Provinzial-Landtagen der Provinz Brandenburg, denen er von 1824 an als Deputierter beiwohnte. In den Jahren 1827, 1829 und 1831 leitete er die Verhandlungen als Landtags-Marschall und überraschte hier oft auch gewandte und erfahrne Geschäftsmänner durch die geschickte Hervorhebung der Hauptsache, durch die klare, überzeugende Darstellung und durch die gedrängte, kernige, oft witzige und geistreiche Sprache. Als im Jahr 1828 die Kurmärkische Landarmenanstalt den Ständen zur Verwaltung zurückgegeben wurde, erwählten ihn dieselben zum ersten Direktor,[1]) ein mühevolles Amt, das er bis 1833 mit großer Treue und Tätigkeit verwaltete. Seine Majestät der König, der diese vielfachen Verdienste des für das allgemeine Beste unermüdet tätigen Mannes erkannte, verlieh ihm 1822 den Roten Adlerorden dritter, 1826 zweiter Klasse, und dazu 1832 den Stern.

[1]) Vgl. o. S. 711.

Die Beschwerden des Krieges und die Anstrengungen eines tätigen Lebens hatten die Gesundheit des sonst kräftigen Mannes sehr angegriffen. Dazu kam ein tiefer Schmerz über den Verlust eines trefflichen, talentvollen Sohnes, der zu den besten Hoffnungen berechtigte und der in einem Alter von vierzehneinhalb Jahren als Zögling der Ritterakademie zu Brandenburg, den 11. April 1833 starb.[1])

Seit dieser Zeit zog sich der tiefgebeugte Vater von allen öffentlichen Geschäften zurück, kränkelte viel und lebte nur seiner Familie und seinen Untertanen. Im Herbste des Jahres 1837 ging er seinem Ende bemerkbar entgegen, und am 22. Oktober fuhr er zum letzten Mal bei schönem Wetter aus, um sich noch einmal an dem Anblick seines fünfunddreißig Jahre lang mit aller Sorgfalt und Liebe gepflegten väterlichen Erbes zu erfreuen. — Nach zweimonatlichen heftigen Schmerzen und vierundzwanzigstündigem Todeskampfe, starb er am 6. Dezember mit der Fassung der Seele und mit der freudigen Zuversicht, die einem frommen Kriegsmanne geziemt.

Marwitz war ein Mann von altrömischem Charakter, eine kräftige, gediegene Natur, ein Edelmann im besten Sinne des Worts, der in seiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entschlossen in den Weg trat, Recht und Wahrheit verteidigte gegen jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelsten und Besten zu finden war. Manchem erschien er hart und rauh; aber das ernste, kräftige Wort barg den reinsten Willen und die redlichste Absicht. — Wie er strenge war gegen sich selbst, so war er es auch gegen andere. Er ließ sich gern belehren und gestand einen Irrtum ohne Bemäntelung ein. Alles Versteckte, Unklare und Erheuchelte war ihm von Herzen zuwider; er konnte darüber in den heftigsten Zorn geraten.

Den Inhalt der christlichen Offenbarung hatte er nicht nur ins Gefühl, sondern in das Bewußtsein aufgenommen, so daß daraus sich eine von den Wahrheiten des Christentums gründlich durchdrungene Gesinnung gebildet hatte. Seine Frömmigkeit war echt, fern von Selbstbetrug, und jede Lobeserhebung war ihm zuwider.

Nur recht viele solche Männer im Adel, unter den Bürgern, Staatsbeamten und im Heere — und wir sind wohl geborgen!

[1]) Sein Sohn Gebhardt, vgl. o. S. 69, 200, 619, 693.

3. Aus Marwitz' Testament.[1])

Wir fügen noch einige Stellen aus Marwitz' Testament hinzu, die für seine Persönlichkeit besonders charakteristisch sind.

Ermahnung an meine Kinder.

„Ich hoffe, daß alle meine Kinder sich beständig des Geschlechtes erinnern werden, aus dem sie entsprossen sind, — eines Geschlechtes, welches niemals sein Trachten gesetzt hat auf irdisches Gut, sondern immer nur auf die Ehre, auf das Wahre und Rechte, von welcher Richtung des Sinnes es mehrere glänzende Beispiele gegeben hat. Ich hoffe daher, daß alle meine Kinder dieser Richtung folgen und in steter Einigkeit und Liebe zu einander verbleiben werden, so daß sie den Bruder nicht beneiden werden, wenn das Glück ihn begünstigen sollte,[2]) und daß hinwiederum er nicht murren wird, wenn seine Geschwister ihm vielleicht viele Mühe und Arbeit verursachen werden. Sie müssen alle stets eingedenk sein, daß sie nicht zu Verzehrern gesetzt sind des irdischen Guts, sondern nur zu treuen Verwaltern, und daß sie es auf ihre Nachkommen bringen sollen, so wie ihre Väter es ihnen hinterlassen haben.

Der Mensch ist keine isolierte Pflanze in der Schöpfung, die für sich allein lebt und stirbt, sondern seine Geschlechter sind ein zusammenhängendes Ganze, das zusammenhängend bleiben und gute Gesinnungen nach dem Willen des Schöpfers fortpflanzen soll."

Erziehung meiner Söhne.

„Was die Erziehung meiner Söhne anbetrifft, so sollen sie keine sogenannte wissenschaftliche Erziehung bekommen, durch welche das gesunde Urteil und die Tatkraft, welche der Schöpfer in den Menschen gelegt hat, verschroben und gelähmt wird, sondern sie sollen ordentlich Mathematik, Sprachen, Geschichte und Erdkunde lernen, zum Selbstdenken und Selbsthandeln angeführt, ihr Körper möglichst geübt und gestärkt und sie dahin geführt werden, daß sie Gott, welcher höher ist, als aller Menschen Wissen und Vernunft, beständig vor Augen und im Herzen haben."

Beide Söhne sollten zunächst Offizier, der zweite später Land-

[1]) Das Testament ist im Januar 1828 aufgesetzt; einige Nachträge stammen aus dem Dezember 1831.

[2]) Marwitz hatte Friedersdorf letztwillig in ein Fideikommiß verwandelt.

wirt werden. Er wird sich in der Armee „weit besser auch zu jedem anderen Staatsdienst (wenn er einen solchen suchen muß) ausbilden, als durch Stuben-Examina und durch das Auswendiglernen von stets wechselnden und unheilbringenden Theorien".

„Ich hoffe, daß meine Söhne sich niemals an ein so wandelbares und bewegliches Ding hängen werden, wie das Geld ist. Dieser Götze verschlingt alle diejenigen, die ihm opfern. Das Wuchern und Spekulieren mit selbigem ist ein unwürdiges Kunststück, durch welches man den Erwerb seines Nebenmenschen auf sich zu übertragen sucht, oder wenigstens eine faule Art, sich durch die Welt zu bringen.

Ich hoffe im Gegenteil, daß sie ihren Grundbesitz erhalten und ihn pflegen werden, nicht wie ängstliche, isolierte Landwirte, sondern zugleich als Väter, Versorger und Vorbild ihrer Untertanen, bemüht, diese vor dem allgemeinen Verderben zu bewahren, sie auch ihrem Grundbesitz treu, fleißig und dem Vaterlande ergeben zu erhalten, deshalb sich um Schule, Kirche, Gerichtspflege und Polizei bekümmern und sie leiten, soviel es die Landesgesetze noch gestatten; — sodann in den Angelegenheiten der Provinz sich keiner Arbeit entziehen und keine Mühe scheuen, denn nur im Zusammenhange mit dieser kann das Wohl der einzelnen Ortschaften gedeihen; — endlich aber das Vaterland verteidigen, so oft es Not tut."

Von meinem Tode.

„Ich habe gelebt und werde sterben in der reinen evangelischen Lehre unseres Heilandes Jesu Christi, meine einzige Hoffnung setzend auf die Gnade Gottes, daß Er werde erwägen nicht mein Verdienst, sondern die redliche Mühe, die ich mir gegeben habe, mein Leben nach seinem Willen und zu seiner Ehre zu führen, und die unverdrossene Arbeit, die ich immer daran gesetzt habe, zu dienen meinem Vaterlande, meinem Könige, meinen Mitbürgern und meinen Angehörigen, so daß ich in der Hoffnung sterbe, meinen Platz hienieden nach meinen besten Kräften ausgefüllt zu haben und enthoben diesen Prüfungen einzugehen in sein ewiges Reich, wo ich wieder vereinigt zu werden hoffe mit allen den Teuren, die mir zum Teil so früh vorangegangen sind."

„Ich ersuche die Herren Vormünder, wenn dies Testament angefochten werden sollte, sich an S. M. den König zu wenden:

Er wird sich eines treuen Dieners erinnern, der dreimal in Zeiten der Not sein Eigentum verlassen und es gänzlich hintangesetzt hat, um für das Vaterland zu fechten. Er wird dessen Familien-Einrichtungen aufrecht erhalten, denn Er wird sich überzeugen, daß ich am besten einsehen kann, was meiner Familie frommt, besser, als die bestgesinntesten Juristen, die nur von allgemeinen Rechtsprincipien ausgehen dürfen."

Meine Beerdigung.

„1. Man wird es natürlich finden, daß ich nicht wünsche, zu früh begraben zu werden. Man soll mich also in einem lustigen Zimmer liegen lassen, bis sich deutliche Spuren von Verwesung zeigen. Alsdann soll man mich rein abwaschen, mir meine Generals-Mondierung anziehen und die Orden anlegen, die ich vor dem Feinde erworben habe, den Degen neben mir, den ich im Felde geführt habe. — Es ist der mit der Schilfklinge, der älteste von allen. Wenn ich außerhalb gestorben wäre, so hoffe ich, daß man mich nach Friedersdorf transportiren und bei meinen Vätern ruhen lassen wird.

2. Sterbe ich in Friedersdorf, so soll man mich, in dem erwähnten Anzuge, im offenen Sarge in dem Eßzimmer ausstellen. Von den angesessenen Wirten haben zwei Tag und Nacht die Wache; bis es Zeit ist zum Begräbnis.

3. Am Morgen dieses Tages wird in drei Pulsen, jedesmal eine halbe Stunde lang, mit allen Glocken geläutet. Während des letzten Pulses versammelt sich die Gemeine vor dem Schlosse.

Wenn der Sarg zugemacht und der Deckel festgeschroben ist (der Degen kömmt oben auf dem Deckel nebst Hut und Schärpe), so wird er von sechs angesessenen Wirten herausgetragen. Meine Wirtschafts-Officianten fassen die vier Zipfel des Leichentuches.

Sowie der Sarg vor der Tür hingesetzt wird, stimmt die Gemeine das Lied an:

„So hab' ich nun vollendet
Den schweren Lebenslauf" . . .

Mit Beendigung des vierten Verses schweigt der Gesang. Der Sarg wird wieder aufgehoben und gehet der Zug schweigend in folgender Ordnung zur Kirche:

1. Der Küster mit der Schuljugend.
2. Die ganze Gemeine, exclusive der 20 Wirte.
3. Der Prediger.
4. Der Sarg.
5. Meine Gemahlin, wenn sie anwesend ist, mit meinen beiden[1]) Söhnen zu ihren Seiten.
6. Meine Töchter, paarweise, nach dem Alter.
7. Die übrigen 14 Wirte, außer denen die den Sarg tragen.
8. Meine Hausdienerschaft.

Während des Zuges wird mit allen Glocken geläutet, und geht derselbe aus dem Torweg rechterhand hinaus, um den Garten und den Torweg links herum und durch den Turm in die Kirche hinein.

Bin ich auswärts gestorben, so werde ich vor dem Dorfe empfangen, vom Wagen gehoben, der Sarg noch einmal geöffnet, und dann ebenso in die Kirche begleitet.

4. Die Gemeinde verteilt sich in der Kirche, der Küster mit der Schuljugend vor den Bänken bei der Kanzel, der Prediger tritt vor den Altar, meine Familie zu beiden Seiten desselben, der Sarg wird vor dem Altar niedergesetzt, die angesessenen Wirte hinter demselben, Front nach dem Prediger. Es muß jemand damit beauftragt sein, einen jeden an seinen Platz zu weisen und Ruhe und Stille zu erhalten.

5. Wenn der Sarg in die Kirche tritt, fängt der Gesang mit dem fünften Verse des vorgedachten Liedes wieder an, bis zu Beendigung desselben. Nachher hält der Prediger eine kurze Standrede,[2]) und nachdem er den Segen gesprochen, wird der Sarg in das Gewölbe gehoben.

Hier ist mein Platz schon längst ausersehen. Ich will nämlich an der Seite meiner ersten Gemahlin ruhen, deren Sarg an der Wand steht, neben ihrem außerhalb befindlichen Denkmal. Zu meiner Rechten bleibt noch Raum für meine jetzige Gemahlin, und dann folgen unsere vorangegangenen Kinder (mein Sohn Gebhard ruht zu unsern Füßen).[3]) Auf dem Sarge muß eine Platte sein, mit meinem Namen und Lebenszeit.

[1]) Gebhardt, der damals noch lebte, und Bernhard, der allein von Marwitz' vier Söhnen am Leben blieb und sein Nachfolger in Friedersdorf geworden ist (1824—1880). — [2]) Ältere Bezeichnung für „Leichenrede". Vgl. o. S. 70 Anm. 1.
[3]) Nachträglicher Zusatz.

Wenn die Beisetzung geschehen ist, wird noch das Lied gesungen:

„Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet ..."

und während geläutet wird, geht die Versammlung auseinander.

7. Am nächstfolgenden Sonntage wird eine Gedächtnispredigt gehalten, über den Text: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." Ev. Joh. cap. 11 v. 25—26.

In dieser Predigt soll der Prediger sich an den Text halten und mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden getan, sondern zeigen, wie das irdische Leben nur die Vorbereitung ist zum ewigen und der Tod der Eintritt in dieses Leben durch den Glauben.

Er kann aber sagen: daß ich gestrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohlsein für nichts achtend — (weil das wahr ist) und daß dabei mein Hoffen auf Gott gerichtet war, daß er mich nach meinem Tode wird eingehen lassen in das Leben.

Zum Schlusse soll er sich an meine Söhne wenden und sie öffentlich ermahnen:[1]) immer treu zu sein ihrem Beruf, ihr Leben zu weihen ihrem Könige, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern und dabei immer Gott vor Augen und im Herzen zu haben.

8. Wenn die Ausgabe möglich ist, so möchte ich wohl, daß mir ein Wand-Epitaphium in der Kirche gesetzt würde, wie meiner Vorfahren, auf dem einzigen noch übrigen Platze über der Tür rechts vom Altar, Friedrich Wilhelm v. der Marwitz gegenüber. Dabei mein Bild und die meiner beiden Gemahlinnen, die Erste zu meiner Rechten, die zweite zu meiner Linken, und darunter eine Inschrift, kurz und leserlich.[2])"

[1]) Es geschah am Schluß der Gedächtnis-Predigt des Predigers Fördan am 17. Dezember 1837 in Friedersdorf.

[2]) Friedersdorf, den 21. Januar 1828. Fr. Aug. L. v. der Marwitz. Das Epitaph — Marwitz inmitten seiner beiden Gattinnen — befindet sich über dem Eingang der Kirche in Friedersdorf.

Personenverzeichnis.

A.

Albrecht V., Markgraf aus dem Anhaltischen Hause, S. 4.

Alexander I., Kaiser von Rußland, S. 226, 228 f., 231, 247, 254, 259 f., 265, 329, 363, 371 f., 388 f., 404 ff., 411, 435, 481 ff., 501, 529, 538 f., 546, 549 ff., 556, 566, 568 ff., 574, 582, 600, 611, 613, 617, 622, 648, 661 ff., 679, 700.

Alexandra Feodorowna, Gemahlin Nikolaus' I., Tochter Friedrich Wilhelms III., s. Prinzeß Charlotte.

Ali Pascha von Janina, S. 644.

v. Altenstein, Karl, Frhr., preuß. Minister, S. 501, 528, 620.

v. Alvensleben, Graf, erster brandenb. Landtagsmarschall, S. 132 Anm., 137, 687.

Amalie, Schwester Friedrichs d. Gr., S. 26 ff.

Angoulême, Herzog v., nachheriger König Karl X., S. 652 ff., 656, 658 f., 698.

Ankarström, Mörder Gustavs III. v. Schweden, S. 60, 332, 346 Anm. 3.

Anna, Großfürstin v. Rußland, jüngste Schwester Alexanders I., S. 598.

Anrepp, russ. General, S. 371.

Anton, Erzherzog, S. 226.

Arend, Hofprediger, S. 108.

d'Argens, Freund Friedrichs d. Gr., S. 294.

Armfelt, schwed. General, S. 331, 333, 335, 337, 339.

Arnim v. Boitzenburg, Graf Friedr. Abraham Wilhelm v., Kammerherr und Legationsrat, S. 527.

v. Arnim, Ursula, erste Gemahlin Peters v. der Marwitz, S. 6.

—, Albr. Heinr., Justizminister, S. 135.

—, Präsident, S. 688.

Arnold, Müller v. Sanssouci, S. 470.

v. Arnstedt, Schwiegersohn von Marwitz, S. 693.

Augereau, frz. Marschall, S. 228, 366 f., 385, 545.

August, Prinz v. Preußen, Chef der Artillerie, Sohn des Prinzen Ferdinand, S. 3, 286 f, 507.

Auguste, Prinzessin v. Sachsen, S. 230.

B.

Bacciochi, Schwager Bonapartes, S. 213.

Baden, Erbprinz v, S. 281.

—, Großherzog v., S. 279.

Baillodz, Kapitän, S. 305.

Barclay de Tolly, russ. Feldmarschall, S. 367.

Baring, engl. Bankier, S. 612 f., 637.

Basilico, engl. Kurier, S. 355.

v. Bassewitz, Oberpräsident der Provinz Brandenburg, S. 558, 591 Anm.

Bastiani, Abbé, Vorleser Friedrichs d. Gr., S. 293 f.

Bayern, Kurfürst v., S. 279.
—, Prinzessin v., S. 689.
Beauharnais, Eugen, Vizekönig v. Italien, S. 281, 544, 547 f.
—, Stephanie, S. 281.
Belliard, frz. General, S. 303 f.
Beneckendorff, Major, S. 314.
Bénézet, Mamsell, Gouvernante, S. 20 ff., 32.
Bennigsen, russ. Feldherr, S. 220, 245, 363 ff., 374, 384 ff., 405, 411, 481, 559.
Beresford, engl. Feldmarschall, S. 695.
Bergh, Jonas, Kapitän, S. 339 ff.
Béringuier, Berliner Stadtverordneter, S. 321.
Bernadotte, frz. Marschall, Kronprinz v. Schweden, S. 221 f., 306 f., 365, 370, 394, 429, 556 ff., 562 f., 565, 481, 569.
v. Bernstorff, Graf Christian Günther, preuß. Minister des Auswärtigen, S. 677, 680.
Berthier, frz. General, S. 281.
Bertrand, frz. General, S. 396.
v. Béville, Generalleutnant, Großonkel Marwitz', S. 11, 18 f.
—, Charlotte Friederike, zweite Gemahlin des Staatsministers v. Dorville, S. 3, 17.
Beyme, Justizminister, S. 287, 311, 377 f., 528, 620.
Bianchi, österr. General, S. 578.
Bischoffwerder, General, Vertrauter Friedrich Wilhelms II., S. 15, 92, 112, 122, 125 f., 169, 175.
v. Bismarck, Oberst, S. 561 f.
Biszcekersky, poln. Kastellan, S. 104.
v. Blücher, Gebhard Leberecht, Feldmarschall, S. 255, 297, 304 ff., 327 Anm., 396, 414 f., 417 ff., 425 ff., 432 ff., 439, 444, 446 ff., 557 f., 564, 566 ff., 579 ff., 583, 590.
—, dessen Gemahlin, S. 32.
—, dessen ältester Sohn, General, S. 419.
v. Blumenstein, Hauptmann, S. 312 f.
Bonaparte, Kaiser Napoleon I., S. 144 ff., 160 ff., 211 ff., 236, 241 f., 253 ff., 262, 264, 277 ff., 292 ff., 296 f., 301 ff., 309 ff., 318 ff., 364 ff., 384 f., 404 ff., 411 f., 419, 435, 439, 446, 458 f., 463, 471, 473 ff., 481 f., 498 ff., 508, 526 ff., 533 ff., 543, 545, 548, 554 ff., 564 ff., 573 ff., 584, 587 f., 614, 641, 647, 652 f., 655 f., 658, 662 ff., 666, 697.
—, Hieronymus, s. Jérôme,
—, Joseph, s. Joseph.
v. Borcke preuß. Gesandter, S. 202.
v. Bornstedt, Rittmeister, S. 563.
v. Borstell, Ludwig, General, S. 375.
—, Heinrich, Rittmeister, S. 396.
Bottu, frz. Leutnant, S. 459, 461.
Bourbons, die, S. 574, 576, 578, 581, 583, 652, 657 f.
Bourke, frz. Kommandant von Metz, S. 566.
v. Boyen, preuß. Kriegsminister, S. 506 Anm., 525, 536, 605, 607, 640.
v. Brandenburg, Graf und Gräfin, S. 115.
v. Brandenstein, Fräulein, S. 599, 688 f.
v. Brandt, Fräulein, Hofdame, S. 68.
Braun, Generalleutnant, S. 360, 507.
Braunschweig, Herzog v., s. Ferdinand und Karl Wilh. v. Braunschweig.
v. Brause, Generalleutnant, S. 616, 692, 704, 707.
v. Bredow, Major, S. 136.
(v.) Brinkmann, schwed. Legationssekretär, S. 337 ff.
Brizzi, ital. Sänger, S. 470 ff.
Brown Dr., Leibarzt Friedrich Wilhelms III., S. 172, 176.
v. Brühl, Graf, sächs. Premierminister, S. 11, 174 f., 230, 465.
—, Karl Adolf, Graf, General, S. 174 f., 466.
—, Gräfin, dessen Gattin, geb. Gomm, S. 174 ff., 277, 304.

v. Brühl, Marie, dessen Tochter, spätere Frau v. Clausewitz, S. 176 ff.
—, Fanny, dessen Tochter, Marwitz' erste Gattin, S. 174 ff., 401 Anm., 466.
—, Karl, Generalintendant der Museen, S. 195 f., 224, 465 f., 477.
—, Graf Fritz, S. 308 ff., 429 f., 449.
Brune, frz. General, S. 152, 432 f.
Bubna, Ferdinand, Graf B. v. Littitz, S. 465, 471.
v. Buch, Oberzeremonienmeister, S. 187.
Bülow v. Dennewitz, Graf, General, S. 408, 553, 557 f., 565 Anm., 567, 569.
v. Bülow, Victor Hans Graf, Vetter Hardenbergs, preuß. Finanzminister, S. 592, 671 Anm.
Bürger, Dichter, S. 41.
v. Burgsdorff, Familie, S. 70 Anm., 675.
Burke, Edmund, engl. Publizist, S. 60.
Büsching, Oberbürgermeister von Berlin, S. 135.
Buxhöwden, russ. Befehlshaber, S. 220, 364 ff.
Byern, preuß. General, S. 93, 95.

C.

Campe, Schriftsteller S. 101.
Canning, engl. Minister, S. 389, 667, 695 f., 698 ff.
Carignan, Karl Albert Prinz v., König v. Savoyen, S. 644.
Castlereagh, engl. Staatssekretär des Auswärtigen, S. 613, 667, 699.
Castres, Capitaine Leopold de, S. 396 f.
Cathcart, Sir William Shaw, Earl of, S. 432.
Caulaincourt, frz. Gesandter, S. 405.
Cesar, Fräulein (Pauline Wiesel) S. 290.
Charlotte, Prinzessin, S. 136, 599.
Chateaubriand, Dichter und Schriftsteller, S. 655, 664, 680.
v. Chazot, Major, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., S. 304.
Christian VII., König v. Dänemark, S. 351 f.
Christoph („Heinrich I."), Negerkönig auf St. Domingo, S. 358, 644.
Clairfait, österr. Feldherr, S. 62.
Clarke, frz. General, S. 322, 455.
v. Cobenzl, Graf, Gesandter, österr. Staatskanzler, S. 146, 150.
Codrington, engl. Admiral, S. 700.
v. Colomb, Friedrich August, preuß. General, S. 426.
Crelinger, Armeelieferant, S. 591.
Custine, frz. Feldherr, S. 65.
Czerniscbeff, Fürst Alexander Iwanowitsch, russ. General, S. 546 ff., 567.

D.

v. Dalberg, Familie, S. 282 f., 284 f.
Darrest (D'Arrest) Legationsrat, S. 350.
Daun, Feldmarschall, S. 19, 245, 469 Anm.
Davout, frz. Marschall, S. 309, 316, 364, 385 f., 462, 562.
Decazes, frz. Ministerpräsident, S. 697.
Denisow, russ. General, S. 91.
Dessau, Fürst Leopold Friedrich Franz v. Anhalt-Dessau, S. 9, 476.
v. Dewitz, Geheimer Rat, S. 329.
Diderot, frz. Schriftsteller, S. 36.
Dillon, frz. General, S. 62.
—, Gräfin, S. 599.
Dohna, Graf, Obermarschall, S. 403.
— Schlobitten, Graf, preuß. Minister, S. 501, 528.
Dombrowsky, poln. General, S. 93, 96.
Dönhoff, Graf, S. 321.
—, Gräfin, S. 114 f.
v. Dörnberg, Ferd. Wilh. Kasp. Frhr., Generalleutnant, S. 550, 567.
v. Dorville (le Duchat) Familie, S. 16 f.
—, Joh. Ludw., preuß. Justizminister, S. 3, 14, 17.
—, Susanne Sophie Marie Louise, dessen Tochter, Mutter Friedrich August Ludwigs v. der Marwitz, S. 3, 17 f., 21, 31, 68 ff., 108, 165 f., 187, 196, 304, 328 f., 452, 477 ff.

v. Dorville (le Duchat), Oheim von Marwitz, S. 31 f., 56, 66, 69 ff.
le Duchat (ſ. a. Dorville), S. 16 f.
—, Thomas, S. 17.
—, Gédéon, deſſen Enkel, Kapitän, S. 17.
Dumas, Mathieu, S. 215 f.
Dumouriez, frz. General, S. 62, 64, 75, 463.
Dunbar, Kapitän einer dän. Fregatte, 351 Anm.
Dupin, Wachtmeiſter, ſ. Tour, S. 459.
Duroc, frz. General, S. 161, 555.
v. Durosnel, Henri Graf, Diviſionsgeneral, S. 439, 449.
Duſſek, Kapellmeiſter, S. 288 f.

E.

Elbon, Lord, Großkanzler, S. 698.
Eliſabeth v. Bayern, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., S. 31, 110.
Eliſabeth Chriſtine, Gemahlin Friedrichs II., S. 66 ff.
Elsner, General, S. 128, 187.
v. Engeſtröm, ſchwed. Geſandter, S. 138.
Enghien, Herzog v., S. 214.
Enke, Geliebte Friedrich Wilhelms II., ſpätere Gräfin Lichtenau, S. 89, 113 ff., 124 f.
v. Eſſen, ſchwed. Reichsmarſchall, S. 331, 336 ff., 407, 429.
L'Eſtocq, preuß. General, S. 363, 370, 385, 398, 405, 417, 419.
Euſtace, Oberſt, S. 376.
Eylert, Hofprediger Friedrich Wilhelms III., S. 597, 690.

F.

Fanny, ſ. Gräfin Brühl.
Felix, Karl Felix, Bruder Victor Emanuels I., S. 644.
Ferdinand, Prinz, Bruder König Friedrichs II., S. 3, 14, 51, 194.
—, Prinzeſſin, S. 66, 68.
—, Erzherzog v. Eſte, öſterreich. Feldmarſchall, S. 223.
Ferdinand v. Braunſchweig, Feldherr des Siebenjährigen Krieges, S. 118 Anm. 2.
Ferdinando I. v. Neapel, S. 578, 642 f., 654, 689.
Fernando VII., König v. Spanien, S. 641 f., 650, 653 f., 659 f.
Ferſen, ruſſ. General, S. 91, 97.
Feſch, Kardinal, Oheim Napoleons, S. 282.
v. Finckenſtein, Karl Wilh., Graf, Miniſter Friedrichs II., S. 132 Anm., 137, 470.
—, Friedr. Ludw. Karl, Graf Fink, Präſident, S. 470, 534.
—, Karl Friedrich Alexander, Graf, preuß. Geſandter in Wien, S. 470, 475.
—, Graf, Kapitän, S. 564.
Floridia, Fürſtin, S. 689.
Fontana, Gräfin, geborene Gräfin Nedern, S. 477 f.
Förban, Prediger, S. 720.
Foultrier, frz. General, S. 397.
v. Fouqué, preuß. General, S. 44.
Fox, engl. Miniſter, S. 250, 277 f., 699.
Franz I., Kaiſer, S. 59, 154 ff., 247, 285, 474, 553, 569 f., 572, 600, 611, 613 f.
Freitag, Bürgermeiſter von Frankfurt, S. 489.
Friederike, Prinzeſſin, Tochter Friedrich Wilhelms II. aus erſter Ehe mit Eliſabeth Chriſtine v. Braunſchweig, S. 16.
v. Friedland, Frau und Frl., S. 203.
Friedrich d. Gr., König, S. 3, 10 f., 14 f., 18 f., 22, 25 ff., 44, 52, 68, 72, 75, 83 f., 112, 121, 125, 135, 169, 245, 256, 298 f., 309 f., 327 Anm. 1, 417, 442, 468 f., 486, 504, 512, 531, 600, 608, 615 f., 673, 683, 708 f.
Friedrich II., Kurfürſt v. Brandenburg, S. 6.
Friedrich, Prinz v. Preußen, Sohn des Prinzen Louis, S. 32, 111.
Friedrich VI., König v. Dänemark, S. 352.

Friedrich August III., Kurfürst, seit 1806 König Friedrich August I., v. Sachsen, S. 82, 229, 295, 555, 559.
Friedrich Franz, Fürst v. Anhalt-Dessau, s. Dessau.
Friedrich Josias v. Koburg, Herzog zu Sachsen, Reichsfeldherr, S. 75 f.
Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog v. Mecklenburg-Schwerin, S. 479, 663.
Friedrich Wilhelm v. Braunschweig-Öls († 1815), S. 347.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, S. 7, 16, 43, 259, 486.
Friedrich Wilhelm I., König, S. 5, 9, 44, 68, 73, 630.
Friedrich Wilhelm II., König, S. 3, 13, 30, 58 ff., 65, 67, 71, 73, 76 f., 80 ff., 89, 92, 97, 107 f., 111 ff., 121 ff., 203, 294, 314, 531.
Friedrich Wilhelms II. erste Gemahlin (Prinzeß v. Braunschweig), S. 112.
— zweite Gemahlin (Prinzeß Friederike Luise v. Hessen), S. 66, 108, 112, 115.
Friedrich Wilhelm III., König, S. 109 f., 123 ff., 129 ff., 151 ff., 161, 164, 167 ff., 189, 202 f., 215, 220 ff., 225 ff., 250, 253 ff., 278 ff., 295 ff., 308 ff., 329 f., 361 ff., 372 ff., 375 ff., 384, 398 ff., 404 ff., 410 ff., 414 ff., 419, 422, 427 f., 434, 445 ff., 455, 482 ff., 492, 496 f., 499 ff., 515, 519 f. 523 ff., 540 f., 543, 545, 548 ff., 553 ff., 564, 566, 568, 570 ff., 582, 585, 588, 590, 592, 594, 596 ff., 600, 611, 613 f., 617 ff., 628, 630 f., 634 ff., 638 ff., 647, 667 f., 670 f., 676 ff., 691, 701 ff.
Friedrich Wilhelm IV., König, S. 537, 600, 638, 669, 678 f., 682, 686, 689, 691.
Fromm, Fräulein, S. 289.

G.

Gabrielli, ital. Staatssekretär, S. 474.
Gallitzin, Fürst, S. 368, 371.
Gallo, Marquis de, S. 150.
de la Garde, Chef des comité administratif in Berlin, S. 321.
Garlike, Legationssekretär, S. 349 f.
Geist, General, genannt v. Beeren, S. 280.
Georg III., König v. England, S. 117, 249 ff., 278.
Georg IV., König v. England, S. 117, 698 f.
Georg, Friedr. Karl, Großherzog v. Mecklenburg-Strelitz, S. 330, 689 f.
Georg, Prinzessin v. Hessen-Darmstadt, S. 109.
St. Germain, frz. Reiter-General, S. 458 f., 460.
Girard, frz. General, S. 557.
v. Gneisenau, Feldmarschall, Graf, S. 361, 372 f., 401, 419, 439 ff., 525, 536, 552, 558 Anm.
Goderich, Robinson, Premierminister, S. 699.
Goethe, S. 36, 139, 481.
Goldammer, Oberst im Dreißigjährigen Kriege, S. 6.
v. Goldbeck, Minister, S. 321.
Golowkin, russ. Graf, S. 663.
v. der Goltz, Ulrike, Freiin, zweite Gemahlin August Gebhards v. der Marwitz, S. 10.
—, Bernhard Wilhelm, Graf v., Gesandter in Paris S. 10, 58, 69, 117.
—, Heinrich Leop., Freiherr, später Graf, General, Gesandter in Petersburg, S. 10, 393 f.
—, August Ferdinand, Minister des Auswärtigen, S. 394, 483, 501, 676.
Goltz, Leutnant, 617 f.
Gomm, Sophia, S. 174 ff., 277, 304.
—, William, Konsul zu Petersburg, S. 175.
v. Götze, General, Kommandant von Berlin, S. 123, 130.
v. Görtzke, Joach. Ernst, kurbrandenburgischer Oberst, Erbherr auf Friedersdorf, S. 7 f.

v. Görtzke, Marie Elisabeth, dessen Tochter, Gemahlin Hans Georgs v. der Marwitz, S. 7.
Gravina, span. Admiral, S. 217.
Grawert, General, S. 296.
Grenier, S. 545.
Grenville, William Lord, Minister, S. 150.
—, Sir Thomas, S. 150.
Grey, Lord, engl. Minister, S. 389, 393.
v. Grolman, General, S. 525, 640.
Grouchy, frz. Marschall, S. 580 f.
Gruben, Schillscher Leutnant, S. 440.
Guilleminot, Armand Charles, Comte, frz. Gesandter, S. 653.
Gustav Adolf, König v. Schweden, S. 442.
Gustav III., König v. Schweden, S. 60, 331 f.
Gustav IV., Adolf, König v. Schweden, S. 250, 279 f., 285, 329, 332, 346, 411, 414, 428 f., 432, 434, 663 f.

H.

Hähnel, Mlle. (Frau v. Kimsky), S. 679.
Hake, Kriegsminister, S. 640, 692, 704, 706.
v. Hardenberg, Staatskanzler, S. 89, 117 ff., 252 Anm. 1, 262 ff., 285, 317, 321 Anm., 377 f., 394, 411, 413, 482, 490, 497, 504, 528 ff., 533 ff., 537 f., 540, 542 ff., 545, 548, 551, 553 ff., 571 ff., 587, 589 ff., 594, 596, 600, 605 Anm., 620, 624 f., 629, 631 ff., 637, 668 f., 671 f., 675, 678 ff.
v. Hardenberg-Reventlow, Graf, dessen Sohn, S. 118, 685, 688.
v. Harenberg, Major, S. 317.
Harrach, Gräfin, spätere Fürstin v. Liegnitz, S. 689 f., 703.
—, Graf, S. 689 f.
Hartmann, Zimmermann, S. 273, 275.
Hatzfeld, Graf, S. 146.
v. Haugwitz, Graf, Minister, S. 112, 116, 119, 121, 125, 137, 153, 223, 229, 243 f., 248 ff., 252 Anm. 1, 255 ff., 262 ff., 285 f., 311 f., 372, 528, 590.
Hausen, Professor an der Universität Frankfurt, S. 186.
v. Haxthausen, S. 565 Anm.
Heim, Dr., Arzt, S. 166.
Heinrich II., deutscher Kaiser, S. 17.
Heinrich, Prinz, Bruder Friedrichs d. Gr., S. 10, 12, 25 ff., 44, 83, 89, 401, 468 Anm., 479.
Heinrich, Prinzessin, dessen Gemahlin, S. 25, 66, 68.
Heinrich, Prinz, Bruder Friedrich Wilhelms III., S. 122, 286 f., 353, 374 Anm. 1, 398.
„Heinrich I." von St. Domingo s. Christoph.
Helene, Großfürstin, Tochter Pauls I., S. 479.
Henckel, Graf H. v. Donnersmarck, Oberst, S. 96, 551.
—, Gräfin, Generalin, S. 479 f.
Henriquez, Graf Alphons, Sohn Heinrichs v. Burgund, S. 695.
Héron de Villefosse, frz. Chef des Bergwesens, S. 252, Anm. 2.
Hertzberg, Minister Friedrich Wilhelms II., S. 50, 52, 80, 112, 132 Anm.
Hessen, Kurfürst v., S. 228, 292, 501.
—, Darmstadt, Prinzessin Georg v., S. 109.
v. Heyden, russ. Admiral, S. 700.
Hinrichs, Oberst, S. 95 f., 100.
v. Hirschfeld, Karl Friedr., Generalleutnant, S. 557, 561 f., 565.
Hobe, preuß. General, S. 586.
Hoche, Lazare, frz. General, S. 78 f., 116.
Hohenlohe, Fürst, preuß. General, S. 77, 116, 225 ff., 238 ff., 244 f., 251 ff., 255, 295, 302 f., 307, 313, 316, 362, 400, 417, 498, 707.

v. Holtzendorf, Generalleutnant, S. 507.
Hotho, Berliner Stadtverordneter, S. 321.
Houchard, frz. General, S. 76.
Houwald, stellvertretender Landtagsmarschall, S. 687.
Howick, Lord, s. Grey.
Hugo, Legationssekretär, S. 356.
Hülsen, General Friedrichs d. Gr., S. 469 Anm.
Humboldt, Wilhelm v., Minister, S. 590.
Hutchinson, Lord, engl. Gesandter, S. 349 ff., 358 ff., 371 ff., 375 f., 390 ff.

I (i).

Jackson, engl. Gesandter, S. 278.
v. Jagow, Major, S. 315.
Ibell, nassauischer Präsident, S. 623.
Ibrahim Pascha, Vizekönig von Ägypten, S. 666, 700.
Jérôme (Hieronymus) König v. Westfalen, Napoleons jüngster Bruder, S. 292, 594.
Igelström, russ. General, S. 90.
Ingenheim, s. Fräulein v. Voß.
v. Ingersleben, Oberst, S. 314 ff.
Joachim I., Kurfürst v. Brandenburg, S. 7.
Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, S. 496 Anm.
Johann VI., König v. Portugal, S. 642, 654, 660, 694.
Johann Georg, Kurfürst v. Brandenburg, S. 496
Johann Sigismund, Kurfürst v. Brandenburg, S. 4.
Jordan, Chef der Nationalgarde in Berlin, S. 322.
Joseph II., Kaiser, S. 258, 476.
Joseph, Bruder Bonapartes, S. 281.
Jourdan, Jean Baptiste, frz. Marschall, S. 76, 121.
„Irene", S. 189 ff., 165, 198.
Isabella (Maria Conceptione), Regentin von Portugal, S. 694, 696.
v. Itzenplitz, Landrat, S. 204, 211, 274 f., 285, 315, 455, 489, 591 Anm.
v. Jungingen, Conrad, Hochmeister des Deutschen Ordens, S. 5.

K.

Kalckreuth, Generalfeldmarschall, S. 89, 112, 116, 260 ff., 281, 360, 400 f., 482 f.
Kamenskoi, Feldmarschall, S. 364, 366 ff., 401, 418.
v. Kannenberg, Oberhofmeisterin, S. 68.
Karbe, Landrat, S. 462.
Karl X., s. Herzog v. Angoulême.
Karl XII., König v. Schweden, S. 9, 346.
Karl XIII., König v. Schweden, S. 429.
Karl, Erzherzog, S. 121, 144, 156 ff., 219, 247, 471, 524, 541 Anm.
Karl August, Großherzog v. Sachsen-Weimar, S. 242, 249, 252 Anm., 480 f.
Karl Friedrich, Großherzog v. Sachsen-Weimar, S. 479.
Karl, Prinz v. Preußen, dritter Sohn Friedrich Wilhelms III., S. 619.
Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v. Braunschweig, S. 62 f., 76, 87, 112, 116, 153, 244, 295, 298, 399 f., 417, 528.
Katharina II., Kaiserin v. Rußland, S. 60, 80 ff., 86, 89, 168.
v. Katzeler (Katzler), General, S. 446.
Kaunitz, Fürst, österr. Staatsmann, S. 83 f.
Kellermann, franz. General, S. 64, 162, s. Valmy.
Kiesewetter, Auditeur, S. 128.
— Professor, S. 142 f., Anm.
v. Kimsky, Herr u. Frau, S. 679.
Kircheisen, preuß. Justizminister, S. 530, 534, 572, 604.
v. Kleist, Oberst, Chef der École militaire, S. 305.

v. Kleist, General d. Infanterie, S. 312.
—, Oberst, später Generalfeldmarschall Kleist v. Nollendorf, S. 313, 316, 361 f., 373, 396, 540, 558, 681.
—, Hauptmann, S. 313.
Klenau, Joh., Graf, Feldmarschallleutnant, S. 465, 467, 473.
Klewitz, preußischer Finanzminister, S. 620, 671 Anm., 702.
v. dem Knesebeck, preuß. General, S. 365 ff., 412, 549 ff., 569 f., 682.
—, Hofdame, S. 68.
v. Knigge, Frhr., S. 326.
Knobelsdorff, General und Gesandter, S. 293 f., 301 f.
v. Köck(e)ritz, Generaladjutant, S. 362, 373, 378, 534.
Kolowrat-Krakowsky, Graf, Feldmarschall, S. 466.
Kolowrat-Liebsteinsky, Oberstburggraf, S. 465 f.
Kol(l)owrat(h), Gräfin, S. 174.
Konstantin, russ. Großfürst, S. 248, 482, 688, 700.
Koppe, Assessor, S. 498.
Koreff, Arzt, Professor, S. 592.
Korssakow, russ. General, S. 158.
Kosciuszko, poln. Heerführer, S. 83, 90 f., 97, 102.
Kotzebue, Schriftsteller, 622 f.
Kracht, Oberst im Dreißigjährigen Kriege, S. 6.
Kramer, Bürgermeister von Müncheberg, S. 25.
v. Kröcher, S. 688.
v. Krusemarck, kgl. Generaladjutant, Chef der Gensdarms, S. 11, 12.
Kutusow, russ. Feldmarschall, S. 220 f., 224, 243.
v. Kyckpusch, Oberstleutnant vom Generalstabe, S. 561, 565.

L.

v. Ladenberg, Chef der Oberrechnungskammer, S. 684.
Laffitte, Pariser Bankier, S. 637.
Laforest, frz. Gesandter, S. 285.
Lange, Marwitz' Lehrer in der Mathematik, S. 35.
Lannes, frz. General, S. 366 f.
v. Lattorf, Frau, S. 205.
v. Laudon, Gideon Ernst Frhr., österr. Feldmarschall, S. 473.
Laurens, Oberst, S. 378.
Lehmann, Landrat, S. 552.
v. Lehndorff, Carl, Graf, S. 410 Anm.
v. Lenthe, Baron, hannöv. Gesandter, S. 119.
—, Sophie, dessen Gemahlin, später Gräfin Hardenberg, S. 119.
Léon, Comte de, S. 387.
Leopold, deutscher Kaiser, S. 59.
v. Lestwitz, preuß. General, S. 202.
v. der Leyen, Graf, S. 284.
Lichtenau, Gräfin (Rietz), S. 89, 113 ff., 124 f.
Liegnitz, Fürstin, s. Gräfin Harrach.
Lieven, Christoph Andrejewitsch, Fürst v., S. 407.
v. Lindenau, Graf, S. 390 f.
Lippe-Detmold, Fürstin-Regentin von, S. 565 Anm.
Liverpool, Lord, engl. Premierminister, S. 698 ff.
Lombard, Geheimer Kabinettsrat, S. 223, 287, 311 f.
Lottum, Graf, Staatsminister, S. 378, 681 f., 702.
Loucadou, Kommandant v. Kolberg, S. 441.
v. Loucey, Major, S. 231.
Louis, König v. Holland, Bruder Bonapartes, S. 281.
Louis, Prinz, Bruder Friedrich Wilhelms III., S. 32, 109 f., 122, 167 f., 194.
Louis, Prinzeß, dessen Gemahlin, Schwester der Königin Luise, S. 32, 109, 111.

Louis Ferdinand, Prinz, Sohn des Prinzen Ferdinand, S. 194, 242, 247 Anm., 249, 255, 286 ff., 313, 319.
Löwenhjelm, Graf, schwed. Oberst, S. 280.
Lowicz, Fürstin, S. 689.
Lucchesini, Gesandter, S. 293 f., 318 f.
Ludwig XIV., König, S. 16.
Ludwig XV., König, S. 14.
Ludwig XVI., König, S. 60 f., 63, 73, 137, 494, 654 f.
Ludwig XVIII., König, S. 577, 581 ff. 643, 651 f., 656 f., 697.
Luise, Königin, S. 109 ff., 135 ff., 169 ff., 193 f., 259 ff., 309 ff., 379 f., 404 ff., 419, 483 f., 499, 520, 528, 535, 596 f.
v. Lützow, Major, S. 549.
—, Oberst, S. 704.
Luurmann, Matrose, S. 341.
v. Lynar, Hermann Rochus, Graf, S. 648 Anm.

M.

Macdonald, frz. Marschall, S. 154.
Mack, österr. General, S. 219 ff.
Madalinsky, poln. General, S. 93, 96.
Mahmud II., Sultan, S. 700 f.
Manstein, Generalleutnant, Gouverneur von Danzig, S. 92, 112, 358 ff., 401.
Marschal (Georg Keith), S. 44, 294.
Maria Amalia, Kurfürstin v. Sachsen, S. 230.
Maria Conceptione, s. Isabella.
Maria da Gloria, Königin in Portugal, S. 694, 696.
Maria Leszinska, Königin, Gemahlin Ludwigs XV., S. 14.
Maria Pawlowna, Erbprinzessin v. Sachsen-Weimar, S. 261 f., 309, 311, 480.
Maria Theresia, Kaiserin, S. 469 Anm.
Marie Luise, Tochter Kaiser Franz' I., Gemahlin Napoleons I., S. 475.
Marianne, Prinzessin v. Sachsen, S. 230.
v. der Mark, Graf und Gräfin, S. 113.
v. der Marwitz, Adelgunde, Gemahlin Georg v. Pfuels, S. 7.
—, Adelheid, Tochter Friedrich August Ludwigs, S. 576, 587.
—, Alexander, Bruder Friedrich August Ludwigs, S. 16, 108, 166, 196, 291 f., 299, 328, 431 Anm., 444, 452 ff., 478, 524, 541 f., 546 f., 550, 567, 576.
—, Amalie, Schwester Friedrich August Ludwigs, S. 19 f., 31, 69, 108, 166.
—, August Gebhard, S. 8, 9.
—, Berndt (Behrend) Friedrich August, Hofmarschall Friedrich Wilhelms II., Vater Friedrich August Ludwigs, S. 3, 13 ff., 21, 24, 30, 65, 70.
—, dessen Gemahlin, s. Dorville.
—, Bernhard, jüngster Sohn Friedrich August Ludwigs, S. 692, 719 Anm.
—, Bertha, Tochter Friedrich August Ludwigs, S. 587.
—, Caspar, S. 5.
—, Eberhard, Bruder Friedrich August Ludwigs, S. 16, 166, 305, 329, 429, 449, 464 ff., 470 ff., 524, 576.
—, Elisabeth, Tochter Friedrich August Ludwigs, S. 535.
—, Franziska, Tochter Friedrich August Ludwigs aus erster Ehe, S. 193, 196 f., 277, 304, 330, 523, 527, 537, 692.
—, Gebhard, Sohn Friedrich August Ludwigs, S. 69, 200, 619, 693, 715.
—, Georg, kurbrandenburgischer Oberst, S. 6.
—, Gustav Ludwig, Generalleutnant Oheim Fr. Aug. L's., S. 10, 12 f.
—, Hans George, Hofmarschall und Kammerpräsident, S. 6 ff.
—, Henning, S. 4.
—, Johann Friedrich Adolf, Oberst, S. 10 f.

Bayern, Kurfürst v., S. 279.
—, Prinzessin v., S. 689.
Beauharnais, Eugen, Vizekönig v. Italien, S. 281, 544, 547 f.
—, Stephanie, S. 281.
Belliard, frz. General, S. 303 f.
Beneckendorff, Major, S. 314.
Bénézet, Mamsell, Gouvernante, S. 20 ff., 32.
Bennigsen, russ. Feldherr, S. 220, 245, 363 ff., 374, 384 ff., 405, 411, 481, 559.
Beresford, engl. Feldmarschall, S. 695.
Bergh, Jonas, Kapitän, S. 339 ff.
Béringuier, Berliner Stadtverordneter, S. 321.
Bernadotte, frz. Marschall, Kronprinz v. Schweden, S. 221 f., 306 f., 365, 370, 394, 429, 556 ff., 562 f., 565, 481, 569.
v. Bernstorff, Graf Christian Günther, preuß. Minister des Auswärtigen, S. 677, 680.
Berthier, frz. General, S. 281.
Bertrand, frz. General, S. 396.
v. Béville, Generalleutnant, Großonkel Marwitz', S. 11, 18 f.
—, Charlotte Friederike, zweite Gemahlin des Staatsministers v. Dorville, S. 3, 17.
Beyme, Justizminister, S. 287, 311, 377 f., 528, 620.
Bianchi, österr. General, S. 578.
Bischoffwerder, General, Vertrauter Friedrich Wilhelms II., S. 15, 92, 112, 122, 125 f., 169, 175.
v. Bismarck, Oberst, S. 561 f.
Biszcekersky, poln. Kastellan, S. 104.
v. Blücher, Gebhard Leberecht, Feldmarschall, S. 255, 297, 304 ff., 327 Anm., 396, 414 f., 417 ff., 425 ff., 432 ff., 439, 444, 446 ff., 557 f., 564, 566 ff., 579 ff., 583, 590.
—, dessen Gemahlin, S. 32.
—, dessen ältester Sohn, General, S. 419.
v. Blumenstein, Hauptmann, S. 312 f.
Bonaparte, Kaiser Napoleon I, S. 144 ff., 160 ff., 211 ff., 236, 241 ff., 253 ff., 262, 264, 277 ff., 292 ff., 296 ff., 301 ff., 309 ff., 318 ff., 364 ff., 384 ff., 404 ff., 411 f., 419, 435, 439, 446, 458 f., 463, 471, 473 ff., 481 f., 498 ff., 508, 526 ff., 533 ff., 543, 545, 548, 554 ff., 564 ff., 573 ff., 584, 587 f., 614, 641, 647, 652 f., 655 f., 658, 662 ff., 666, 697.
—, Hieronymus, s. Jérôme,
—, Joseph, s. Joseph.
v. Borcke preuß. Gesandter, S. 202.
v. Bornstedt, Rittmeister, S. 563.
v. Borstell, Ludwig, General, S. 375.
—, Heinrich, Rittmeister, S. 395.
Bottu, frz. Leutnant, S. 459, 461.
Bourbons, die, S. 574, 576, 578, 581, 583, 652, 657 f.
Bourke, frz. Kommandant von Wesel, S. 566.
v. Boyen, preuß. Kriegsminister, S. 506 Anm., 525, 536, 605, 607, 640.
v. Brandenburg, Graf und Gräfin, S. 115.
v. Brandenstein, Fräulein, S. 599, 688 f.
v. Brandt, Fräulein, Hofdame, S. 68.
Braun, Generalleutnant, S. 360, 507.
Braunschweig, Herzog v., s. Ferdinand und Karl Wilh. v. Braunschweig.
v. Brause, Generalleutnant, S. 616, 692, 704, 707.
v. Bredow, Major, S. 136.
(v.) Brinkmann, schwed. Legationssekretär, S. 337 ff.
Brizzi, ital. Sänger, S. 470 ff.
Brown Dr., Leibarzt Friedrich Wilhelms III., S. 172, 176.
v. Brühl, Graf, sächs. Premierminister, S. 11, 174 f., 230, 465.
—, Karl Adolf, Graf, General, S. 174 f., 466.
—, Gräfin, dessen Gattin, geb. Gomm, S. 174 ff., 277, 304.

v. Brühl, Marie, dessen Tochter, spätere Frau v. Clausewitz, S. 176 ff.
—, Fanny, dessen Tochter, Marwitz' erste Gattin, S. 174 ff., 401 Anm., 466.
—, Karl, Generalintendant der Museen, S. 195 f., 224, 465 f., 477.
—, Graf Fritz, S. 303 ff., 429 f., 449.
Brune, frz. General, S. 152, 432 f.
Bubna, Ferdinand, Graf B. v. Littitz, S. 465, 471.
v. Buch, Oberzeremonienmeister, S. 187.
Bülow v. Dennewitz, Graf, General, S. 408, 553, 557 f., 565 Anm., 567, 569.
v. Bülow, Victor Hans Graf, Vetter Hardenbergs, preuß. Finanzminister, S. 592, 671 Anm.
Bürger, Dichter, S. 41.
v. Burgsdorff, Familie, S. 70 Anm., 675.
Burke, Edmund, engl. Publizist, S. 60.
Büsching, Oberbürgermeister von Berlin, S. 135.
Buxhöwden, russ. Befehlshaber, S. 220, 364 ff.
Byern, preuß. General, S. 93, 95.

C.

Campe, Schriftsteller S. 101.
Canning, engl. Minister, S. 389, 667, 695 f., 698 ff.
Carignan, Karl Albert Prinz v., König v. Savoyen, S. 644.
Castlereagh, engl. Staatssekretär des Auswärtigen, S. 613, 667, 699.
Castres, Capitaine Leopold de, S. 396 f.
Cathcart, Sir William Shaw, Earl of, S. 432.
Caulaincourt, frz. Gesandter, S. 405.
Cesar, Fräulein (Pauline Wiesel) S. 290.
Charlotte, Prinzessin, S. 136, 599.
Chateaubriand, Dichter und Schriftsteller, S. 655, 664, 680.
v. Chazot, Major, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., S. 304.
Christian VII., König v. Dänemark, S. 351 f.
Christoph („Heinrich I."), Negerkönig auf St. Domingo, S. 358, 644.
Clairfait, österr. Feldherr, S. 62.
Clarke, frz. General, S. 322, 455.
v. Cobenzl, Graf, Gesandter, österr. Staatskanzler, S. 146, 150.
Cobrington, engl. Admiral, S. 700.
v. Colomb, Friedrich August, preuß. General, S. 426.
Crelinger, Armeelieferant, S. 591.
Custine, frz. Feldherr, S. 65.
Czernischeff, Fürst Alexander Iwanowitsch, russ. General, S. 546 ff., 567.

D.

v. Dalberg, Familie, S. 282 f., 284 f.
Darrest (D'Arrest) Legationsrat, S. 350.
Daun, Feldmarschall, S. 19, 245, 469 Anm.
Davout, frz. Marschall, S. 309, 316, 364, 385 f., 462, 562.
Decazes, frz. Ministerpräsident, S. 697.
Denisow, russ. General, S. 91.
Dessau, Fürst Leopold Friedrich Franz v. Anhalt-Dessau, S. 9, 476.
v. Dewitz, Geheimer Rat, S. 329.
Diderot, frz. Schriftsteller, S. 36.
Dillon, frz. General, S. 62.
—, Gräfin, S. 599.
Dohna, Graf, Obermarschall, S. 403.
— Schlobitten, Graf, preuß. Minister, S. 501, 528.
Dombrowsky, poln. General, S. 93, 96.
Dönhoff, Graf, S. 321.
—, Gräfin, S. 114 f.
v. Dörnberg, Ferd. Wilh. Kasp. Frhr., Generalleutnant, S. 550, 567.
v. Dorville (le Duchat) Familie, S. 16 f.
—, Joh. Ludw., preuß. Justizminister, S. 3, 14, 17.
—, Susanne Sophie Marie Louise, dessen Tochter, Mutter Friedrich August Ludwigs v. der Marwitz, S. 3, 17 f., 21, 31, 68 ff., 108, 165 f., 187, 196, 304, 328 f., 452, 477 ff.

Q.

Quintus Icilius (Oberst Guichard), Freund Friedrichs d. Gr., S. 11 f.

Quiroga, Antonio, span. General, S. 642.

R.

Radziwill, Prinzessin Luise, S. 290, 392 f.

Ramler, Karl Wilhelm, Dichter, S. 438.

v. Rauch, Gustav Johann Georg, General der Infanterie, später Kriegsminister, S. 401.

v. Rauschenplatt, Leutnant, S. 96.

Raven, Rittmeister, S. 408.

v. der Reck, Minister, S. 31, 65, 132 Anm., 134 f., 321.

Repnin, Fürst, S. 150.

Reventlow, Gräfin, Hardenbergs erste Gemahlin, S. 117 f., 685 Anm.

Rewbell, Konventsdeputierter, S. 119.

Richelieu, Kardinal, frz. Premierminister, S. 613.

Richepanse, frz. Divisionsgeneral, S. 163.

Riëgo, Rafael del Riégo y Nuñez, Präsident der Cortes, S. 642.

Rietz, s. Gräfin Lichtenau.

de Rigny, frz. Admiral, S. 700.

Rittberg, Graf, Schwager Behrends v. der Marwitz, S. 14.

Rochefleur, s. Blumenstein.

v. Rochow, Oberst im Dreißigjährigen Kriege, S. 6.

—, Karoline, s. Karoline v. der Marwitz.

v. Röder, Major, S. 231, 525.

Romberg, General, S. 311, 314.

Rosa, Hofmeister Friedrich August Ludwigs v. der Marwitz, S. 22, 26, 27, 32 f., 48, 51, 56.

Rosencrantz, Fähnrich, S. 345.

v. Rother, Christian, Finanzminister, S. 672, 683.

Rothkirch, Gensdarmenoffizier, S. 167.

Rothschild, Bankier, S. 612, 637

Rousseau, Jean Jacques, S. 36, 493.

v. Rüchel, Generalleutnant, S. 166, 227 f., 255, 257, 286 f., 297, 309, 319, 362 f., 373 f., 398, 402, 408 f., 414 ff., 420 f., 427, 449, 490.

S.

Sachsen-Weimar, Großherzogin v., Gemahlin Karl Augusts, S. 480.

Sack, Oberpräsident, S. 588.

Sacken, Fürst, Oberkammerherr, S. 134.

Salm, Fürst, S. 566.

Savary, frz. General, später Polizeiminister, S. 306 ff.

Schafgotsch, Tante von Karl Brühl, S. 465.

—, Therese, deren Tochter, S. 465.

v. Schapelow, Familie, S. 7.

Scharnhorst, General, S. 286, 419, 504 ff., 518, 525, 527, 535 f., 546, 550, 555, 605.

Scharnhorsts Sohn, S. 505.

Scharnweber, Kriegsrat, S. 591, 675.

v. Schill, Ferdinand, S. 430 f., 524, 542.

Schleiermacher, Friedrich, S. 291.

Schmerz, Verräter, S. 89, 116.

v. Schmettau, General, S. 51, 286, 417.

v. Schön, Oberpräsident, S. 497 Anm.

Schöne, Knecht, S. 275.

v. Schönebeck, Ursula, zweite Gemahlin Peter v. der Marwitz', S. 6.

Schönemann, Schauspielerin, später Hardenbergs Gattin, S. 119 Anm.

v. Schöning, Landrat S. 528.

v. Schrötter, Staatsminister, S. 377, 490.

v. Schulenburg-Kehnert, Graf, Minister, S. 88, 112, 250.

Schwarzenberg, Fürst, S. 557, 569.

v. Schwerin, Graf, Feldmarschall Friedrichs II., S. 8, 11, 44, 468 Anm.
—, dessen Neffe, Generalleutnant, S. 93.
—, Generalmajor, S. 93.
—, Oberst, S. 11.
—, Oberstallmeister, S. 80.
—, auf Wendisch-Wilmersdorf, S. 139.
—, aus Wolfshagen, S. 127, 192, 304.
Sedmoratzky, General, S. 364.
Seydlitz, Reitergeneral, S. 44.
Sieyès, frz. Publizist und Staatsmann, Gesandter, S. 134 ff.
Sigismund, Kaiser, S. 5.
Smith, Adam, engl. Nationalökonom, S. 532.
v. Sohr, Friedrich G. L., Generalleutnant, S. 420, 426.
Solly, engl. Kunstsammler, S. 672.
Solms, Graf, S. 686, 688.
Soult, frz. General, S. 307, 366.
Spalding, Propst an der Nikolaikirche, S. 3.
Spencer, Lord, engl. Gesandter, S. 89.
Spieker, Professor, S. 713.
v. Stadion, Johann Philipp Karl, österr. Staatsmann, S. 472.
v. Staël, Frau, S. 194.
v. Steigentesch, A. E., Frhr., General, S. 412.
v. Stein, Frhr., Staatsmann, S. 286 f., 374 Anm., 377 f., 455, 490 ff., 495, 497 ff., 525 f., 528, 532, 546, 550.
v. Steinmetz, Generalleutnant, S. 384.
Stolberg-Wernigerode, Graf v., S. 134.
Stourdza, russ. Schriftsteller, S. 622 f.
Stroganow, Graf, russ. Gesandter in Konstantinopel, S. 665.
v. Struensee, Karl August, preuß. Minister, S. 88.
Stuart, engl. Gesandter, S. 558.
v. Stülpnagel, Leutnant, S. 280.
Stwolinsky, Freund Eberhards v. der Marwitz, S. 430.
Subow, Fürst, S. 405.
Süvern, Professor, S. 500.
Suhm, Freund Friedrichs d. Gr., S. 44.
Suwarow, Alexander, Graf, russ. Feldmarschall, S. 90, 92, 97, 99, 148, 154, 157 ff.
v. Sydow (Geschlecht derer), S. 5.
Szekuly, poln. Oberst, S. 93.

T.

Talleyrand, frz. Diplomat, S. 163, 244, 302, 394, 483 f.
Tauentzien, Graf, General, S. 196, 221 f., 396, 397 Anm., 557, 564, 616 Anm., 691.
v. Tempelhof, Georg Friedrich, militär. Schriftsteller, S. 61.
v. Tettenborn, Fr. K. Frhr., russ. Reitergeneral, S. 546 ff.
Thaer, landwirtschaftlicher Schriftsteller, S. 173.
v. Thielmann, Joh. Ad. Frhr., General, S. 586.
Thierney, Gegner Pitts, S. 699.
v. Thilau, S. 688.
Thile, Kapitän, S. 544.
Thugut, österr. Minister, S. 146, 156.
v. Thulemeier, Minister, S. 321.
Thümen, General, S. 565 Anm.
Toll, Excellent, Gouverneur v. Schonen, S. 346 f.
Tolstoi, russ. General, S. 220.
Tormassow, russ. General, S. 90.
de la Tour du Pin, Marquis, s. Dupin, S. 459.
v. der Trenck, Baron, Abenteurer, S. 28.
du Trossel, Oberst, Kommandant von Magdeburg, S. 312 f.
Turgot, Minister Ludwigs XVI., S. 494.

V.

Duc de Valmy (General Kellermann), S. 64, 162.
Vandamme, frz. General, S. 557.
Vialette, frz. Offizier, S. 459.
Victor, Marschall, später Kriegsminister, S. 323, 396, 414.
Victor Emanuel I., König v. Sardinien, S. 644, 654.
v. Villèle Joseph, Graf, frz. Ministerpräsident, S. 655, 657 f., 697 f.
Villeneuve, Silvestre, frz. Vizeadmiral, S. 217 ff.
Vogel, François, Militärschneider, S. 252 Anm. 1.
Voltaire, frz. Schriftsteller, S. 36, 41.
v. Voß, Familie, S. 33.
—, Otto Karl Friedrich, Minister, S. 70 ff., 114 Anm., 377, 490, 638 f., 668 f., 678 ff., 686.
—, Gräfin, Oberhofmeisterin, S. 405, 499.
—, Fräulein, Hofdame, spätere Gräfin Ingenheim, S. 114.
Voß, Joh. Heinrich, Dichter, S. 41.

W.

Walewska, Madame, S. 287.
Wallmoden, General, S. 505, 562.
Walrave, General, S. 74.
v. Warburg, Leutnant, S. 127 f.
v. Wartensleben, Johanniter-Ordenskomtur, Graf, S. 137.
—, Generalleutnant, S. 313.
—, Graf in Schwirsen, S. 438.
Weishaupt, Begründer des Illuminatenordens, S. 326.
Weisse, Prediger aus Dolgelin, S. 48, 69.
Weiße, Chr. Felix, Jugendschriftsteller, S. 41.
Wellington, Herzog v., S. 579 ff., 641, 680, 696, 698, 700 f.
v. Wetterstedt, Graf, schwed. Minister, S. 429.
Wibeau, Berliner Stadtverordn. S. 321.
Wilhelm, Prinz v. Braunschweig, S. 67.
— I. v. Oranien, s. Oranien.
— II. v. Oranien, S. 598 Anm.
— Prinz, (später Kaiser Wilhelm I., S. 600, 691 f., 703 ff.
—, Bruder Friedrich Wilhelms III. S. 286 f., 374, 398, 401 f., 487.
Wilhelmine, Prinzessin, Tochter Friedrich Wilhelms II. aus zweiter Ehe, S. 16.
Willie, Dr., Leibarzt Kaiser Alexanders I., S. 247.
Wilson, Robert, engl. Oberst, S. 350 f. 358 ff., 391 f.
Winning, General, S. 346 Anm. 1.
v. Winterfeldt, General, S. 44.
Withworth, Lord, engl. Gesandter S. 215.
Wittgenstein, Fürst zu, preuß. Minister S. 498, 639, 682, 690.
v. Witzleben, Hiob, Kriegsminister, S. 648.
Wohlbrück, Wilhelm, histor. Schriftsteller, S. 5.
v. Woldeck, Oberst, Kommandeur der Gensdarmes, S. 11.
Wolf, Friedrich August, Philolog, S. 291.
Wöllner, Minister, S. 125, 169.
v. Wrangel, Flügeladjutant, S. 406, 551.
v. Wrede, Baron, S. 346.
v. Wrede, Karl Philipp, Fürst, bayr. Feldmarschall, S. 559.
v. Wurmser, Dagobert Siegmund, österr. General, S. 76 f., 116.
Württemberg, Herzog v., S. 309.

Y.

York, Herzog v., engl. General, S. 16, 159.
—, v. Wartenburg, preuß. General, S. 539 ff., 546.

Young, Arthur, engl. Schriftsteller, S. 173.
Ypsilanti, Alexander, Fürst, S. 644.

Z.

Zach, frz. Generalquartiermeister, S. 162.
Zajontscheck, poln. Anführer, S. 91.
v. Zastrow, Geheimer Staats- und Kabinettsminister, S. 329, 373, 376, 387, 393, 397, 411.
—, Leutnant, dessen Sohn, S. 397.
Zechnin, der Schulze von, S. 275 f.
Zelter, Karl Friedrich, Freund Goethes, S. 321.
v. Zeschwitz, sächs. General, S. 249.
Zeuner, Rittmeister, S. 561.
v. Zglinitzki, Generalmajor, S. 425.
Zichy, Gräfin, S. 573.
v. Zieten, Reitergeneral, S. 44, 463 Anm., 468 f. Anm.
—, Landrat, S. 489.
Zöllner, Propst, S. 68.

Ein Sachregister über beide Bände folgt am Schluß des zweiten Bandes.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 5, Z. 11 v. o. lies: Hochmeister statt Hofmeister.

S. 143 Anm., Z. 2 v. u. lies: Offizierakademie statt Kriegsakademie.

Zu S. 170 Anm. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise:

Der König rühmt in einer Aufzeichnung nach ihrem Tode ihre „sehr liebliche kleine Stimme, vorzüglich geeignet, um kleine Arien, Romanzen und dgl. mit unendlich vielem Gefühl recht lieblich vorzutragen." (Freundliche Mitteilung von Herrn Geheimrat Bailleu.)

S. 242 Anm. 1 lies: Kriegsgeschichtl. Einzelschriften des Gr. Generalstabs statt a. a. O.

S. 506 letzte Zeile lies: S. 691 statt 891.

Außerdem ist durch einen Korrektor auf den ersten 16 Bogen eine größere Zahl von sprachlichen Fehlern und Ungenauigkeiten in das Werk hineingekommen, von denen wenigstens zwei hier verbessert werden müssen:

S. 49, Z. 16 v. o. lies: daß statt seit.

S. 83, Z. 7 v. u. lies: mit ihnen geschlossen hatte!

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Stammbaum der Familie v. der Marwitz.

Berndt Friedrich August v. der Marwitz (1740—1798) auf Friedersdorf, Hofmarschall Friedrich Wilhelms II., vermählt 1776 mit Susanne v. Dorville (ca. 1756—1808), Tochter des Staatsministers v. Dorville und der Charlotte de Béville.

Friedrich August Ludwig (1777—1837), zuletzt Generalleutn. a. D.
vermählt 1. 1803 mit **Franziska Gräfin Brühl** (1783—1804).
vermählt 2. 1809 mit **Charlotte Gräfin Moltke** (1780—1848), Hofdame der Königin Luise.

Karoline Franziska (1804—1883), vermählt 1824 mit Albert v. Arnstedt auf Groß-Kreutz (1794—1875).

Wilhelmine (1778—1803), Hofdame der Königin Friederike.

Rudolf (1810 bis 1811).

Elisabeth 1811.

Amalie (1779 bis 1797).

Konrad (1812 bis 1813).

Ulrike (1785 bis 1786).

Sophie (1813 bis 1882), starb unvermählt.

Alexander (1787—1814), gefallen bei Montmirail als Adjutant des Generals Pirch II.

Adelheid (1815 bis 1839), starb unvermählt.

Julie (1789–1872), vermählt mit Reichsgraf Gustav zu Münster-Meinhövel (1782—1839).

Bertha (1817—1879), Hofdame der Königin Elisabeth, 1851 mit dem Reichsgrafen Hugo zu Münster-Meinhövel vermählt.

Eberhard (1790—1809), gestorben in Nikolsburg als österr. Leutnant an den bei Aspern erhaltenen Wunden.

Gebhard (1818 bis 1838).

Karoline (1792—1857), vermählt 1818 mit dem Staatsminister Gustav v. Rochow (1792—1847).

Marie (1821—1895), 1839 mit Hermann Rochus Graf Lynar vermählt.

Bernhard (1824—1880), Landrat des Kreises Lebus, Mitglied des Herrenhauses, vermählt 1. 1848 mit Marie v. Arnim (1830—1853), 2. 1858 mit Marie Gräfin v. Thenpitz

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68.

Preußens Fall und Erhebung

1806—1815.

Von **Dr. Friedrich Neubauer**, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M.

Umfang über 650 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text, 18 Karten und 14 Beilagen.

Geheftet in 3 Abteilungen zu je M. 3,50,
in geschmackvollem Geschenkeinband M. 12,—.

Von Roßbach bis Jena

und Auerstedt.

Von **C. Frhr. v. der Goltz**, General der Infanterie.

2., neubearbeitete Auflage. Mit 10 Karten in Steindruck. M. 10,—, geb. M. 11,50.

Von Jena bis Pr. Eylau

Eine kriegsgeschichtliche Studie.

Von **C. Frhr. v. der Goltz**, General der Infanterie.

Mit 4 Karten in Steindruck und einer Skizze im Text. M. 5,50, gebunden M. 7,—.

Blücher

Von **W. v. Unger**, Generalmajor und Kommandeur der 20. Kavallerie-Brigade.

Erster Teil: Von 1742 bis 1811.

Mit zahlreichen Porträts und Kartenskizzen. M. 8,50, gebunden M. 10,—.

Vom Leben am preußischen Hofe

1815—1852.

Aufzeichnungen von **Caroline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz**, u. **Marie de la Motte-Fouqué**

Mit zwei Bildnissen. M. 8,50, elegant gebunden M. 10,—.

Prinzeß Elisa Radziwill

Ein Lebensbild von Oswald Baer.

Mit 14 Tafeln. M. 4,—, elegant gebunden M. 5,—.

Hedwig v. Olfers, geb. v. Staegemann

1799—1891.

Erster Band: Elternhaus und Jugend 1799—1815.

Mit zwei Bildnissen. M. 6,50, elegant gebunden M. 8,—.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68-71.

3 2044 004 488 037

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

MAR 1973

4128718

4377709